Mein Leben sei ein Wandern

Abram J. Löwen

gesammelte Werke

Diese Schriftensammlung wurde

zusammengetragen und editiert

um sie dem Autor,

Abram J. Löwen,

an seinem hundertsten Geburtstag

am 12. April 1998

zu überreichen.

Die Sammlung und Editierung

wurde vollzogen von

Gundolf Niebuhr

Filadelfia - Paraguay

Es ist dies ein Sammelband und eine

Lebensgeschichte, die in erster Linie

für Verwandte und Freunde des Autors gedacht ist,

darüber hinaus aber auch einen allgemeinen Beitrag

zur Geschichte der Rußlandmennoniten liefert,

der für eine breitere Leserschaft von Interesse sein dürfte.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort....1
Zur schriftstellerischen Laufbahn von A. J. Löwen....2

TEIL I

AUTOBIOGRAPHIE

Vor Vielen wie ein Wunder

Vorwort....12
1. In der Orenburger Ansiedlung....13
2. Auf der Ansiedlung Neu-Samara....14
3. In Sibirien....18
4. Im Staatsdienst....20
5. Wieder auf Neu-Samara....27
6. Endlich wieder daheim in Sibirien....31
7. In Deutschland....39
8. In Paraguay....42
9. In Kanada....52
10. Nochmalige flüchtige Rückschau....57

TEIL II

GESAMMELTE WERKE

I. In der alten Heimat 1919 - 29

Frühlingswehen....60
Früher Tod....61
Frühlingssonne....62
Tragikomische Erzählung vom alten Hinerk....63
Verzage nicht!....63
Grübeleien eines eifrig Studierenden....64
Nachruf an meinen Vater,....66
Die Macht des Gesanges....67
Wirket, so lange es Tag ist!....75
Waldes-Friede....77

II. Das Flüchtlingsepos in Gedichten 1929/30

Unser Weg. 78
Unser Dank. 86
Schrei des Herzens während der Flucht. 89
Trennungs-Schmerz 89
Unser Herzensschrei! 92
Weihnachtsfest auf Deutschem Boden. 95
Aufstieg zum Brocken im Harzgebirge. 96

III. Ansiedlung im Chaco 1931 - 40

Eben - Ezer. 97
Zehn goldene Regeln für den Bürger der Kolonie Fernheim. 98
Die Fernheimer Kooperative 98
Der 25. November 1929 100
Rückerinnerung an Deutschland, das uns vorübergehend eine Heimat war. 102
Blaue Berge. 103
Zur Zentralschulweihe im Chaco, ...107
Neues Hoffen - neue Sorgen. 109
Stimmungs-Bilder 111
Sonntagmorgen Wanderung durch Filadelfia 115
Weihnachten im Chaco. 117
Und nochmals - Erinnerung und Dank. 118
Die Flucht über den Amur (1942) 119

IV. Zeit des ideologischen Ringens 1940 - 45

Das Blümlein "Einigkeit" 160
Sonntagsstille. 161
Ernste Mahnung 162
D a s D e n k m a l 163
„Gedankenspäne“ über Fernheimer Mennonitentum und Wehrlosigkeit. 165
An die geschätzte Revisionskommission, ...166
Ein Nachruf 170
An das Mennoniten Zentral Komitee 173
Dr. Fritz Kliewer. 174

V. Familiäre und berufliche Reifezeit 1945 - 67

A. Mitarbeit am Aufbau Fernheims

Vor 25 Jahren 186
Erntezeit in den Chacokolonien 188
Herr und Frau Unruh 191

Ein Wirtschaftsperiskop der Kolonie Fernheim 192
Welches sind die Passiven? 194

B. Gedichte und Betrachtungen

Glückwunsch zur Silberhochzeits-Feier 195
Die Sehnsucht der Seele. 197
Sei glücklich! 198
25 Jahre Fernheim 200
Vorwort, Leidvolles Leben! 202
Nächtliche Wanderung. 204
Mondnacht 205
Aus russischer Dichtung und Volksliedern 207
Chaco - Bilder in den langen Trocken-Perioden 220
Gab Gott uns nur den lebendigen Odem? (1967) 221
A und O, Anfang und Ende (1967) 223

C. Reiseberichte

Argentinien - wie ich es sah 226
Drei Tage in Foz de Iguazu 229
General De Gaulle besucht Paraguay 232

VI. Zwischen Paraguay und Kanada 1968 - 74

Beobachtungen und Eindrücke (1968) 234
Abschied von Kanada 237
Ade, du mein liebes B. C. 239
Blaue Berge 241
Die Mennoniten in Buenos Aires 245
Laß dir genügen! 247
Tränen 248
Trost im Leiden 249
'Ich sah den Wald sich färben' 250
Einladung 255
Ist das nicht wunderbar? 255
Heimkehr 258
Überwinder 260
Große Menge zur Beute 261
Unverdiente Gnade 265
Ein Wunder vor unseren Augen! 266
Natur und Christenleben (1974) 267
Glückwunsch zur goldenen Hochzeit (1974) 269
Schönes Kanada! 270

VII. Schriftstellerische Blütezeit, 1975 - 1987

Vorwort zu „Wechselvolle Pfade“ 273
Vorwort zu „Ein Jegliches hat seine Zeit“ 274
Vorwort zu „Schauen und Erleben“ 276

A. Reisebeschreibungen

Die Chaco - Kolonien (1976) 277
Wiedersehen mit Fernheim (1978) 280
Wir sahen Deutschland (1978) 284
Filadelfia das Zentrum der Kolonie Fernheim (1979) 287
Fünfzig Jahre Fernheim (1979)....290
Am Rande der Fernheimer Jubiläumsfeierlichkeiten (1980) 292
Erfahrungen mit unseren Umsiedlergeschwistern (1982) 295
Sechs Wochen in Deutschland (1982) 297
Wir flogen nach Saskatchewan (1984) 299
Wiedersehen mit Kelowna (1985) 301
Das freundliche Ontario (1985) 304
Ja, das war schön! (1987) 307
Eine lohnende Bus-Tour für Ältere Leute (1988)....309

B. Betrachtungen über Schöpfung, Mensch und Weltgeschichte

Wer pflanzte die Blumen? (1975) 312
Am Kamin (1976)....316
Denken und danken. (1976)....318
Was ist der Sinn des Lebens? (1976)....319
Veränderungen (1976)....322
Schattierungen (1977)....324
Neu-Samara am Tock, einst und jetzt. (1977) 326
Ich kann vieles nicht verstehen (1977) 329
Was ist der Mensch? (1977)....332
Ein Nachruf für den verstorbenen Missionar und Prediger Gerhard B. Giesbrecht (1978) 335
Seminar über Hungersnot (1978)....337
Wie sind wir abhängig! (1978) 340
....und Gott lenkt (1979) 341
Keine Wunder mehr heute? (1979)....343
Zu: Evangelium und Kultur (1979)....346
Und ihnen ward Macht gegeben (1979)....349
Jesus Christus und die Weltgeschichte (1979)....351
Was tut sich im Osten? (1979)....353
Wo steuern wir hin? (1980) 356
Zur Weltlage anfangs 1980....358
Eine 'köstliche Perle' (1980) 360
Erinnerungen (1980)....362

Abendrot oder Morgenrot? (1980) 365
Es brennt ein Feuer (1980) 367
Ein Frauenschicksal hinter dem Eisernen Vorhang (1980) 369
Grund ewiger Freude (1981) 372
Streiflichter aus dem Herzen Südamerikas (1981) 374
Der Ernst der Zeit (1981) 376
Was haben wir zu erwarten? (1981) 378
Leni Penner 1976 gestorben (1981) 382
Zwei Bäume (1981) 383
Vorzeichen kommender Ereignisse (1982) 384
Meditation im Zedernwald (1982) 386
"So werden die Steine schreien" (1982) 386
Goldene Hochzeit (1983) der Geschwister Peter H. und Anna Löwen. 390
Frühling, wie bist du so schön! (1983) 391
Evolution oder Schöpfung? (1983) 393
Ist es tatsächlich so hoffnungslos? (1983) 395
Ein alt-testamentliches Evangelium (1984) 397
Ein unvergeßliches Erlebnis (1984) 398
Billy Graham in Vancouver, B. C. (1984) 400
Wohin, du rauschender Strom, wohin? (1985) 402
Das Positive und das Negative (1985) 404
Segenstage in Clearbrook (1985) 404
Unsere Heimat war die Steppe (1985) 406
Ein Dutzend Jahre (1987) 408

C. Immer weiter nach Osten 413

VIII. Nochmals umwälzende Zeitereignisse 1988 - 95

Rückblick und Ausblick am Jahresschluß 1988. 506
Wer sind wir, wo kommen wir her und wo gehen wir hin? (1989) 508
Aus dem Zeitgeschehen (1989) 509
Zweiundziebzig Jahre Sowjetherrschaft in der U.d.S.S.R. (1989) 510
Ein neuer Frühling? (1990) 514
Nachdem nun die Mauern Gefallen sind (1990) 515
Ein Deutschland! Ein Berlin! (1990) 518
Wer hat schuld? (1991) 519
Die Zeit der achtziger Jahre und bis zur Gegenwart (1991) 520
Afrika, der rätselumwobene Kontinent (1991) 522
Zu: "Was wird sein?" (1991) 524
Gedanken zum Jahresabschluß 1991 525
Lebens-Erfahrungen (1993) 527
Was hat das alles zu bedeuten? (1995) 528

Vorwort

Den Meisten Fernheimern ist Abram J. Löwen als sog. „Schreiber Löwen“, und als einer der bekannten Pioniere dieser Kolonie, ein Begriff. Als Buchführer stand er mit beiden Füßen im öffentlichen Leben der Kolonie Fernheim. Er fungierte als Sachbearbeiter der schwierigen Frage der Reise- und Ausrüstungsschulden mit dem MCC. Er schrieb die Protokolle bei den amtlichen Sitzungen, sowie auch bei den Gemeindeberatungen. Die ganze Last der ersten drei Jahrzehnte der Siedlungsgeschichte, hat er als Familienvater und auf verantwortlichem Posten mittragen helfen. Somit ist er der älteren Generation der Fernheimer gut bekannt, und gilt als einer der oftgenannten Pioniere.

Aber obwohl A. J. Löwen 44 Jahre seines Lebens im Chaco zugebracht hat, entgeht es vielleicht manchen Leuten die ihn gut kennen, dass dies nur der kleinere Teil seines Lebens ist. Jetzt, wo er sich dem 100. Geburtstag nähert, muß festgestellt werden, dass er 56 Jahre, also den größeren Teil seines Lebens, nördlich des Äquators gelebt hat, und zwar die letzten 24 Jahre in Kanada.

Diese Feststellung legt es nahe, dass sich die Lebensgeschichte dieses Rußlandmennoniten nicht in der Siedlungsgeschichte Fernheims erschöpfen kann, sondern breiter angelegt ist.

Was ist der Anlaß ein Lebenswerk festzuhalten? - So subjektiv solche Frage auch anmutet, so kann man doch sagen, dass es aus einem Leben welches ein ganzes Jahrhundert umfaßt, und noch dazu das 20. Jahrhundert, schon einiges zu berichten gibt. Hinzu kommt, dass der Lebenslauf von A. J. Löwen so exemplarisch dasteht für tausende ähnlicher Schicksale. - Schicksale, die in der Auflösung und Zerstreuung des Volkes der Rußlandmennoniten ihre Wurzeln haben. Nicht dass hiermit impliziert wird, dass Rußlandmennoniten die einzigen Opfer des Ethnozids oder die am meisten Benachteiligten durch Marxismus und Stalinismus gewesen sind. Andere Volksgruppen haben ähnlich oder mehr gelitten. Aber für die Mennoniten Rußlands bedeuteten diese chaotischen Abschnitte des Weltgeschehens, dass sie in beispielloser Form zerstreut wurden.

Bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hinein, gab es nur ganz wenig Literatur, die dies Geschehen dokumentierte. Das meiste war mündliche Überlieferung. Als die wirtschaftlichen und sozio-kulturellen Bedingungen in den mennonitischen Siedlungen und -Zentren in der westlichen Hemisphäre es erlaubten, hatte dies einen positiven Einfluß, auf die Geschichtsschreibung, die vor allem durch Biographien und Lebenserinnerungen geprägt war. Neuerdings läßt sich ein stattliches Quantum an Literatur verzeichnen, die einen guten Einblick gewährt, in das was sich für Rußlandmennoniten in unserem Jahrhundert abgespielt hat.

In diesem Verzeichnis von Schriften kann sich auch der gegenwärtige Sammelband einreihen, und zwar aus folgenden Gründen:

- Diese Sammlung liefert einen Beitrag zur Geschichte der Rußlandmennoniten im 20. Jahrhundert. Und zwar ist es ein Beitrag mit einem besonderen „flavour“, weil der Schreiber schon als Erwachsener die Oktoberrevolution miterlebt hat, und gleicherweise zu den

wenigen seiner Generation zählt, die auch noch den Niedergang und Zerfall des Kommunismus miterlebt und in ihr Weltbild integriert haben.

- Seine Schriften liefern ein gutes Beispiel für Weltanschauung und Psyche der Rußlandmennoniten, die geprägt ist von den schmerzlichen Erfahrungen unter willkürlichem Terror der Machthaber, Verlust von Eigentum und Heimat, Flucht, und letztlich, vom mühsamen Aufbau einer neuen Heimat in einer total andersartigen Umgebung.
- Seine Schriften spiegeln den typischen Lebensverlauf so vieler Personen seiner Generation wider, deren Weg von Rußland nach Paraguay führte, und von da endlich nach Kanada, wo sie ursprünglich eigentlich hinwollten.

Gundolf Niebuhr, Oktober 1997

Zur schriftstellerischen Laufbahn von A. J. Löwen

Am 12. April 1898 geboren, verlief die intellektuelle Entwicklung dieses Schriftstellers im Rahmen der schulischen Gegebenheiten, und der Weltanschauung innerhalb des mennonitischen „Imperiums“ in Rußland, zu Beginn unsres Jahrhunderts. Er selbst erwähnt, wie er schon in der Volksschule bei sich eine gewisse Neigung zum dichten entdeckt hat. Seine Jugendjahre in der alten Heimat waren charakterisiert von Umzug und Neuanfang in Sibirien, lückenhafter Schulbildung und bald darauf der erste Weltkrieg, Ersatzdienst, usw.

Zum schreiben ist er wohl bei diesen Rahmenbedingungen kaum gekommen, aber alle Erlebnisse waren Erfahrungs- und Wissenspotential, das er begierig in sich aufnahm. Dies Erfahrungspotential spiegelt sich dann schon in seinen ersten erhaltenen Gedichten von etwa 1919-20. Weltoffenheit und Wißbegierde haben ihn Zeit seines Lebens begleitet. Zusammen mit einer etwas romantischen Neigung, haben diese Charakterzüge eine Weltanschauung hervorgebracht, die in seinen Schriften durchgehend reflektiert ist, und die Beachtung verdient.

Löwens Schriftstil, wie auch seine Weltanschauung, können wohl als exemplarisch gelten für Rußlandmennoniten seiner Generation. Einmal ist die Literatur inhaltlich geprägt von den tragischen Ereignissen beginnend mit der Oktoberrevolution, zum anderen hat der Stil auch etwas typisches an sich. Es ist ein Stil der sich in Zeitschriften wie der ‘Bote’, die ‘Rundschau’ und dem ‘Mennoblatt’ verfolgen lässt. - Eine literarische Gattung die sich, in Prosa, durch einen einfachen, subjektiven, berichtenden Stil kennzeichnet, mit einer ziemlich eindimensionalen Bedeutungsschicht. Auch in der Poesie liegt die Präferenz auf der eindimensionalen Bedeutung, und evokative Wortbilder werden weitgehend gemieden. Der Zweck der Poesie ist mehr bei der Übermittlung moralischer Werte zu suchen, als bei der ästhetischen Wirklichkeitsdarstellung. (Bei Löwen finden sich jedoch auch ästhetisch durchaus ansprechende Poesien. Weil er auch ein Zeichner war, reflektieren auch seine Ölbilder eine Präferenz für die naturgetreue Abbildung, wie es unter dem Titel „Schattierungen“ dargestellt wird). Rein literarisch gesehen, mögen solche Feststellungen etwas

verblüffen, aber es ist insofern bemerkenswert, als wir es hier eindeutig mit einer gewissen „mennonitischen Gattung“ von Literatur zu tun haben. Es ist die Literatur eines leidgeprüften Bauernvolkes, dessen Leben von einem Ringen um die Existenz charakterisiert ist. Feinheiten der Literatur können da nur als zweitrangig in der Werteskala gelten (obwohl die Wurzeln hierfür z. T. auch in der theologischen Tradition des Mennonitentums zu suchen sein werden).

Ganz generell kann es gesagt werden, dass die Schriften von A. J. Löwen sich praktisch ohne Ausnahme dieser literarischen Stilebene zuordnen lassen, zumal er auch den größeren Teil seiner Aufsätze und Poesien ursprünglich für eine der drei angeführten mennonitischen Zeitschriften geschrieben hat. Von der inhaltlichen Prägung her gesehen, kann es dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, dass da neben der allgemeinen Perspektive des Rußlandmennoniten, sagen wir, verständlicherweise auch noch eine ganz persönliche Prägung hervorleuchtet. Diese persönliche Eigenart kann wohl am besten definiert werden als eine Art romantische Beschaulichkeit, die in gleichem Maße von der Beobachtung der Natur, wie auch von den Werken menschlicher Kultur gespeist wird. Dieser Zug ist um so beachtlicher, weil der Mensch des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts mit einer beispiellosen Desillusion der ganzen Technik, wie dem „Fortschritt“ gegenüber, kämpft. Angesichts der weltweiten ökologischen Katastrophe, greift in unserer Generation wieder ein Naturromantizismus um sich, der von einer tiefen Skepsis aller menschlichen (jedenfalls aller westlichen) Kultur gegenüber geprägt ist. Bei A. J. Löwen wird die Beschaulichkeit durch Elemente der Natur und der Kultur gleichermaßen angeregt. Er empfindet unerschütterlichen Respekt und Bewunderung vor den großen Werken menschlicher Architektur, und Technik. Er bewundert große Persönlichkeiten in der politischen und militärischen Arena. Szenen, die ihn am meisten inspirieren, sind immer wieder solche, wo Natur und menschliche Errungenschaften zusammen ins Blickfeld fallen.

Ist diese Eigenart nur persönlich bedingt, oder ist es ein Nachklang des herrschenden Zeitgeistes zu Beginn des 20. Jahrhunderts? Ist es der Ausklang der langen und dornigen Transition von Monarchie zu Demokratie in Europa? - Ein Übergang der auch, und gerade für Rußlandmennoniten traumatisch war, und seine Spuren in ihrem religiösen Leben hinterlassen hat. - Wie dem auch sein mag, bei A. J. Löwen fällt auf, dass er trotz dieser, sehr wohl gegenwärtigen unterschwelligen Prägung, doch immer wieder der Versuchung ausweicht, die Weltanschauung seiner Zeit zu verabsolutieren. Es ist nicht in erster Linie die kritische Auseinandersetzung, die ihn davor bewahrt hat, sondern eher sein unbefangenes Fasziniertsein von den Fußspuren Gottes, offenbart in den Werken der Schöpfung und auch der menschlichen Kulturgeschichte. Uneingeschränkte Bewunderung für die Schöpfung Gottes, wie auch für die Werke menschlicher Kultur, führen zu einem interessanten „Sowohl-als-auch“ in der Weltanschauung von A. J. Löwen. „Wer nicht mehr staunen kann und wer keine Ehrfurcht besitzt, ist in seiner Seele bereits tot“, schreibt Albert Einstein. Beim vorliegenden Autor zeichnet sich eine solch ehrfurchtsvolle, kontemplative Erfassung der Umwelt immer wieder ab, sowohl in Poesie, wie auch in Prosa. Eine „Entweder-Oder“ Haltung hat bei ihm keinen Platz. Es ist nicht entweder Natur oder Kultur, sondern beides. Die Werke menschlicher Kultur sind und bleiben für ihn großartig, auch wenn sie von der Sünde gekennzeichnet sind, und auch wenn sie schlußendlich von den Werken Gottes transzendiert (überholt) werden. Dem modernen Menschen mag eine sol-

che Haltung etwas utopisch anmuten. Aber ist ein naiver Naturromantizismus weniger utopisch? Ob einer solchen Weltanschauung nicht doch ein gewisser Realismus zugestanden werden muß? - ein Realismus der den Menschen als Urheber der Kultur bestaunen kann, und mit derselben Selbstverständlichkeit Gott als den Urheber der gesamten Schöpfung ansieht. Der wahrhaft kontemplative Geist kann sich auch an den Werken des Menschen erfreuen, denn diese Werke sind - wie immer mangelhaft sie auch sein mögen - „durchsichtig“ für die Absichten Gottes. Eine wohlbekannte Aussage von Thomas Merton lautet: „Die größte Katastrophe für das geistliche Leben ist, wenn wir in Unrealität getaucht werden“. Der kontemplative Geist nährt sich durch die nüchterne, sachliche Begegnung und Auseinandersetzung mit der Realität. Dass die Analyse dieser Realität oft auf einseitiger, bzw. unzureichender Information basiert, ist leider nicht zu vermeiden. Beim vorliegenden Schreiber werden solche mangelhaften Analysen auch auffallen, z. B. wo er über den Hunger in Afrika schreibt. Mangelnde Information hat es da nicht ermöglicht, den Kontext ausreichend zu charakterisieren. Wenn aber auch die Schlußfolgerungen unzulänglich sind, so ist doch die Integrität der Auseinandersetzung gewährleistet, i. e. im Rahmen seiner Weltanschauung, und mit den vorliegenden Informationen, setzt er sich seriös und ehrlich mit der Sachlage auseinander.

Die schriftstellerische Laufbahn dieses Autors sei hier in generellen Zügen nachgezeichnet: Wie schon erwähnt war das Interesse, besonders für Dichtung, von Jugend auf da. Aus persönlichem Impuls einerseits, und als Teil seiner in Rußland ausgeübten Jugendarbeit in der Gemeinde, entstanden dort schon einige Gedichte. Davon haben welche den Weg nach Paraguay mitgemacht und sind entweder von alten Kopien, oder aus dem Gedächtnis erneut niedergeschrieben worden. Viele seiner Schriften sind persönlich geprägt und nicht von vornherein für eine breite Öffentlichkeit gedacht, obwohl ein guter Teil davon in den erwähnten Zeitschriften veröffentlicht wurde. Sie lassen sich gut aufteilen in:

- Gedichte
- Reisebeschreibungen
- Reflexionen über Schöpfung und Zeitgeschichte (in Form von Aufsätzen)

Chronologisch gesehen, verteilen sich seine erhaltenen Schriften über 76 Jahre, von 1919 bis 1995. Dieser Umstand, plus die Tatsache dass die Publikation oft mehrere Male und z. T. erst viel später erfolgte, bringt einige Komplikationen in der Anordnung dieser Schriften mit sich. Folgende Beobachtungen mögen jedoch einen roten Faden zur Orientierung liefern:

I.) In Rußland haben sich seine Schriften auf sporadische Dichtungen beschränkt. Kein Hinweis liegt vor, dass er dort schon gesammelt und publiziert hätte.

II.) Die tiefbewegenden Erlebnisse der Flucht, 1929, haben ihn einen ganz neuen Impuls geliefert, und in Deutschland, in Mölln, hat er das Flüchtlingsschicksal in einigen längeren Gedichten festgehalten, die allem Anschein nach in Dankgottesdiensten vorgetragen wurden, und auch in der Möllner Tageszeitung gedruckt und publiziert wurden. Diese Dichtungen nehmen eine zentrale Stellung unter all seinen Schriften ein. Sie haben ohne Zweifel sein Selbstbewußtsein als Schriftsteller gestärkt. Er hat sie sorgfältig aufbewahrt, im-

mer wieder neue Kopien angefertigt, und diese nach 55 Jahren in dem Heft „Schicksalswege“ noch einmal drucken lassen.

III.) In Paraguay angekommen, waren die Gelegenheiten zum schreiben erst mal spärlich. Trotzdem hat seine Feder nicht endgültig geruht. Die Ankunft der Harbinergruppe, 1932, war für ihn ein Anlaß sich mit der Darstellung von Flüchtlingsschicksalen zu befassen. Abram Friesen berichtete ihm über ihre dramatische Flucht über den Amur, und es scheint dass er diesen Bericht erstmals in einem Drama festhielt, 1935 in Dorf Kleefeld geschrieben, und nach Berichten von Augenzeugen, 1937 von der Dorfsjugend vorgetragen. Der vollständige Inhalt dieses Dramas ist nicht mehr auffindbar, nur ein Akt ist erhalten geblieben, in einer Sammlung die in Kürze erwähnt wird. Derselbe Bericht über die Flucht nach China jedoch, wurde anschließend in Form eines Buches verfaßt, 1942 fertiggestellt, und 1946 vom Echo Verlag in Kanada gedruckt. Sowohl A. J. Löwen, wie auch A. Friesen figurieren als Autoren, da A. Friesen die Geschichte erzählt und skizziert hat. Der Text, so wie er dasteht, wird jedoch A. Löwen zuzuschreiben sein, nach Wortwahl und Stil des Berichtes zu urteilen. Eine enge Arbeitsbeziehung zu Jakob Siemens über mehrere Jahre hinweg, lässt vermuten, dass er von diesem selbst manches erfahren hat, was ihm die detaillierte Schilderung der Vorbereitung für die Flucht ermöglichte. Die Darstellung von Flüchtlingsschicksalen ist ihm ein ernsthaftes Anliegen gewesen, wie es schon in den langen Gedichten aus Mölln und noch viele Jahre später, im Buch „Immer weiter nach Osten“ ersichtlich wird. In den dreißiger Jahren fallen ansonsten einige sporadische Beiträge, Gedichte und ein Aufsatz aus Anlaß der 25. Novemberfeier.

IV.) In den späten dreißiger Jahren machte sich die sog. Völkische Auseinandersetzung in Fernheim stark bemerkbar. Die Gemüter wurden zunehmend aufgewühlt, und es war schwierig, irgendwie neutral zu bleiben. Die Mehrheit der Bürger fühlten sich dem deutschen Reich verpflichtet. In einer feindlichen Umgebung im Chaco, waren sie außerdem darauf bedacht, die deutsche Sprache und Identität zu wahren. Als der zweite Weltkrieg ausbrach, kam es zu einer Identitätskrise zwischen Mennonitentum und Deutschtum, die sich in der Kolonie lähmend auswirkte. A. J. Löwen gehörte zu denen, die sich dem deutschen Reich verpflichtet wußten. Obwohl er sich von seinem Charakter her nur ungern in politische Streitereien einmischte, veranlaßte die Zuspitzung der Lage ihn dennoch dazu, aktiv in die Kampfarena zu steigen. Einige Flugschriften und Briefe an das MCC gewähren einen Einblick in seine persönliche Stellung. Nach dem Scheitern des Nationalsozialismus hat er seine eigene Position grundlegend aufgearbeitet. Der politische Idealismus machte einer nüchternen historischen Beurteilung Platz, obwohl die pro-deutsche Haltung in ihren Grundzügen erhalten blieb. Die Artikelserie, 1969 für die Menn. Rundschau geschrieben, ist seine eigene historische Darstellung jener turbulenten Zeit, vielleicht auch ein Versuch, es persönlich aufzuarbeiten und somit zu den Akten zu legen. Die Reaktionen auf diese Artikelserie waren heftig. Es gab Personen die den Widerruf und die unverzügliche Einstellung der Veröffentlichung forderten. Auch eine offizielle Stellungnahme der Kolonie und K.f.K. äußerte sich in diese Richtung. Es gab auch andere Reaktionen, welche die Initiative als mutigen und zeitgemäßen Schritt begrüßten, um pathologische Zeitereignisse

aufzuarbeiten. Aber der daraus resultierende Papierkrieg, scheint A. J. Löwen davon abgehalten zu haben, im Nachhinein irgendwelche weiteren Beiträge dazu zu schreiben.

V.) Nach Ende des zweiten Weltkrieges normalisierten sich die Zustände in der Kolonie Fernheim wieder, und es begann ein langsamer wirtschaftlicher Aufbau. Für Löwen und seiner Familie war dies die familiäre und berufliche Reifezeit. Der Beruf nahm ihn stark in Anspruch, aber in gewissen Zeitabständen erschienen doch Beiträge aus seiner Feder. Meistens wurden diese im 'Mennoblatt' veröffentlicht, einige davon auch im 'Boten'. Die Gelegenheiten ein Buch zu publizieren, waren zu der Zeit gleich Null. Die Vermutung liegt jedoch nahe, dass der Gedanke daran bei ihm nicht schlief. Er selbst hat seine Gedichte gesammelt, und, mit großer Wahrscheinlichkeit zur Zeit der 25. Jubiläumsfeier der Kolonie Fernheim (1955), zu einem Büchlein zusammengestellt, mit dem Titel „Leidvolles Leben". Das Büchlein ist mit Umschlag versehen und druckfertig, ist aber nie gedruckt worden. Er hat es aber sorgfältig aufbewahrt, hat daraus vieles für seine späteren Publikationen genommen, und schickte es ca. 1990 von Kanada zurück nach Paraguay als meine Mutter nach seinen Schriften forschte. Die in diesem Büchlein enthaltenen Gedichte umspannen die Zeit von 1919 bis 1948. Auch der sechste Aufzug des Dramas „Blaue Berge" (die Flucht nach China) ist in dieser Sammlung zu finden. Im 'Mennoblatt' und im 'Boten' erschienen einige Gedichte, Reisebeschreibungen und Aufsätze über die Wirtschaftslage der Kolonie Fernheim in dieser Periode.

VI.) Der Traum, nach Kanada zu kommen, war während diesen Jahrzehnten auch nicht eingeschlafen. 1968 gelang es ihm erstmals, eine Besuchsreise dorthin zu unternehmen, und damit setzte ein neuer Lebensabschnitt ein. Das Zusammentreffen mit so vielen Verwandten in Kanada, sowie der Genuß der Naturschönheiten bewegte ihn, die Tinte fließen zu lassen. Mehrere Reiseberichte und Dichtungen waren das Resultat seines Versuches, diese Erlebnisse mitzuteilen. Im Jahr darauf starb seine erste Frau und es erfolgte ein einsames Intervall von etlichen Jahren, bis er 1974, bei einer Besuchsreise in Kanada seine zweite Frau kennenlernte.

VII.) Im Januar 1975 trat er die zweite Ehe an, und war somit endgültig in Kanada. Schon im Ruhestand, und mit ganz neuen Möglichkeiten, entfaltete sich hier der Höhepunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Die langerhoffte Möglichkeit zum publizieren war jetzt gegeben. Die Reisemöglichkeiten waren gegeben und wurden voll ausgekostet. Das Flüchtlingsschicksal seiner zweiten Frau ließ er sich erzählen und schrieb es 1977-78 nieder. Dieser Bericht, unter dem Titel „Immer weiter nach Osten" wurde beim Schneider Verlag in Deutschland 1980 gedruckt, und zwei Jahre später in Winnipeg bei CMBC Publications. Im Jahr 1980 erschien auch, im Selbstverlag, seine Gedichtesammlung „Wechselvolle Pfade", wo er einen guten Teil seiner schon erwähnten Sammlung „Leidvolles Leben" integriert hat. Dies Buch war sehr bald vergriffen, weil es offensichtlich gern gelesen wurde. Als er keine Kopien mehr liefern konnte, ließ er 1989 nochmals ein kleines Heft drucken, mit dem Titel „Eine kurze Probe der Gedichte von Abram J. Loewen". Im Anhang bittet er die Leser, sich doch bei ihm zu melden, damit er über die Nachfrage Bescheid er-

hält. Falls genügend Bedarf da sei, wolle er das Buch ein zweites Mal auflegen. Aus irgendwelchen Gründen ist es aber zu einer zweiten Auflage nicht gekommen, obwohl die Leserschaft interessiert war.

Als nächstes ging er daran, die Aufsätze die von ca. 1970 bis 1980 von ihm in den Zeitschriften 'Mennoblatt', 'Bote' und 'Rundschau' erschienen waren, zu sammeln. Unter dem Titel „Ein Jegliches hat seine Zeit" erschienen diese Beiträge 1981, wiederum im Selbstverlag.

Im April 1983 fiel sein 85. Geburtstag, und einige seiner Kinder hatten darauf gedrängt dass er seine Lebensgeschichte aufschreiben müßte. Er entschloß sich zu einer kurzen Autobiographie, und stellte diese kurz vor dem erwähnten Geburtstag fertig, mit dem Titel „... Vor vielen wie ein Wunder".

Die Gedichte die er auf der Flucht in Mölln geschrieben hatte, waren wohl Zeit seines Lebens die ihm wertvollsten Schriftstücke. 1985 ließ er vier dieser Gedichte, geschmackvoll aufgestellt, nochmals drucken unter dem Titel „Schicksalswege 1929/1930".

VIII.) Aber auch in den späteren achtziger Jahren flossen noch weitere Beiträge aus seiner Feder, vor allem im 'Boten' und der 'Rundschau'. 1987 sammelte er diese Beiträge, und einige aus früheren Jahren, und gab sie in den Druck mit dem Titel „Schauen und Erleben". Der letzte Aufsatz in dieser Sammlung heißt „Ein Dutzend Jahre", 1987 geschrieben. Offensichtlich hat Löwen zu diesem Zeitpunkt beabsichtigt die Feder endgültig aus der Hand zu legen; er verabschiedet sich von seinen Lesern. Seine Weltoffenheit aber, und besonders seine Beobachtung der Ereignisse im Ostblock, war damit noch nicht abgetan. Als er tatsächlich Zeuge des Niedergangs vom Kommunismus wurde, mußte er wieder schreiben. Die Gedichte aus dieser Zeit sind bewegend. Die Weltgeschichte die damals, 1917, anscheinend in irreversible Bahnen gelenkt worden war, änderte sich jetzt, noch zu seinen Lebzeiten wirklich wieder. Auch der Kommunismus erlebte das was Löwen aus Schillers Dichtung her bekannt war, nämlich dass „mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten". In einem Brief vom 15. Januar 1992, schreibt er: „Ich bin so froh, dass ich noch miterleben kann, wie die marxistische Philosophie zu Schanden geworden ist und dass es nun keine Union der Sowjetrepubliken mehr gibt. Also der grausame Kommunismus hat sich überlebt. Gott hat ein Weltwunder getan und dem internationalen Kommunismus den Todesstoß versetzt, ohne dass gegen ihn ein einziger Schuß gefallen ist". Nicht vielen Menschen die in der weißen Armee schon gedient hatten, ist es vergönnt gewesen, noch den Niedergang des roten Riesen zu erleben. Die Beiträge aus diesem Zeitabschnitt, wenn auch schon nicht zahlreich, krönen den Abschluß der schriftstellerischen Tätigkeit von A. J. Löwen. Das Gedicht „Aus dem Zeitgeschehen" erschien 1993 auch noch in der sibirischen Zeitschrift „Volk auf dem Weg." „Ein neuer Frühling" erschien unter andrem im „Kanada Kurier" Der allerletzte Titel erschien 1995 im Boten. „Was hat das alles zu bedeuten?" lautet die Überschrift. 97 Jahre zählte er, als er diesen Artikel herausbrachte. Aber der Titel beinhaltet dieselbe Frage, die auch zu Beginn seiner schriftstellerischen Aktivität hätte stehen können. Meine Mutter, seine älteste Tochter, hat es immer wieder bestätigt: „Opa wollte wissen. - Er wollte erfahren was in der Welt vor sich geht". Ja das Interesse am Weltgeschehen hielt ihn, wie er selbst öfters angedeutet

hat, jung. Die Weltgeschichte war und ist für ihn die Abwicklung der Heilsgeschichte, in einem viel breiteren Kontext als das was unsere Sinne wahrnehmen können. Sein eigener Lebensweg hat ihn tief in diesem Weltgeschehen eingetaucht und er hat keine Mühe erspart um zu erfahren und zu verstehen.

„Mein Leben sei ein Wandern". - Dieser Vers aus einem Lied von G. Tersteegen, passt ohne Zweifel als ein Motto über sein Lebensweg. Dass er selbst Pilger ist, in diesem großen Geschehen, geht direkt oder indirekt aus vielen seiner Schriften hervor. In der neueren mennonitischen Literatur und Kunst, fällt das Motiv des Wanderns sehr stark ins Gewicht. Die vielen erzwungenen Wanderungen haben das Bewußtsein, auch für die theologische Dimension des Wanderns, - der Pilgerschaft, geschärft. Mehr als bei Menschen einer etablierten Gesellschaft, wird das Urcredo Israels, „Mein Vater war ein heimatloser Aramäer..." (Deut. 26,5) auch unser Credo sein können. Und der Ruf Gottes an den Erzvater Abrahm „Ziehe weg ... in das Land das ich dir zeigen werde" (Gen. 12,1), - dieser Ruf, der den provisorischen Charakter aller irdischen Heimat ins Bewußtsein rückt, wird auch im mennonitischen Dasein des ausgehenden 20. Jahrhunderts als theologisches Motiv stärker hervortreten.

Das zwanzigste Jahrhundert geht zur Neige. Nicht immer merken wir das, weil das rasante Tempo der Gegenwart uns zu sehr beansprucht. Was ist die Bilanz? Die geschichtlichen Umwälzungen sprengen sämtliche Vorstellungen. Im Jahr 1900 hätte selbst die wildeste Phantasie nicht ahnen können, wie die Welt im Jahr 2000 aussehen würde. Wir Mennoniten russischer Herkunft haben diese Umwälzungen voll und ganz mitgemacht, und sind bis heute wohl noch etwas benommen von den Ereignissen, die zu enorm waren, zu umwälzend, als dass sie ganz verstanden, ganz eingeordnet werden könnten, in unser Verständnis der Welt.

Wie evaluieren wir als Mennoniten an der Schwelle zum dritten Jahrtausend unser verflossenes Jahrhundert? Was ist die Bilanz die sich wirklich objektiv ziehen läßt? Welche Lektion bleibt, nachdem man erdrückende Resignation und persönlichen Sentimentalismus zu überwinden sucht, und der Versuch gemacht wird, nüchtern zurückzuschauen?

Die Notwendigkeit zur Besinnung ist akut. Das empfinden stillschweigend wohl viele, und allem voran die Historiker, denen sich die Türen zur Forschung in der ehemaligen Sowjetunion öffnen. Was läßt sich aufarbeiten, an der Mennonitischen Erfahrung in Rußland? Wenn auch die blühenden Kolonien heute nur Ruinen sind, so ist es wohl doch eine Tatsache dass Ruinen sprechen können, und man kann etwas dazu beitragen, *dass* sie sprechen. Jenseits von einfacher Rechtfertigung (und Rechthaberei), jenseits von einem einfachen Sentimentalismus, sollen die Ruinen zu uns sprechen.

Auf dem Symposium „Mennoniten und das Sowjet-Inferno" in Winnipeg, Sept. 1997, wurde ebendiese Feststellung auch gemacht. „... es hat den Mennoniten schwergefallen, über diese tragische Periode zu schreiben, und der volle Eindruck muß noch ausgewertet werden", stellte das Smposium fest. 1998 wurde daher als ein Gedenkjahr ausgerufen, um das Geschehene differenzierter zu analysieren und auszuwerten. Therapeutisch gesehen, ist die Darstellung in Prosa und Poesie, in Kunst und Literatur, die Voraussetzung zur Bewußtmachung, und zur Bewältigung. Als Teil solcher Darstellung sind die Schriften von A.

J. Löwen, vor allem seine Darstellung von Flüchtlingsschicksalen in Poesie und Prosa, zu sehen.

Wer als Teil des mennonitischen Volkes denkt und fühlt, dem wird bei diesen Schriften, noch einmal bewußt durch wie viel tiefe Wege, in vielen Fällen, die eigenen Eltern und Verwandten geführt worden sind. Aber abgesehen von den Einzelschicksalen, werden auch andere, prinzipiellere, allgemein menschliche Fragen aufgeworfen. Zum Beispiel, was bedeutet für uns die Heimat? Wie stark, bzw. wie unreflektiert setzen wir uns in unserem jeweiligen Land fest und nennen es daher unsere Heimat? Wie flexibel sind wir, uns der kulturellen Umgebung in einem anderen Land anzupassen,so daß es uns zur Heimat wird, und dass wir auch mit den anderen Bewohnern dieses Landes harmonisch zusammenleben können? Lernen wir aus Erfahrungen des Kulturschocks, den bedingten, den provisorischen Charakter sämtlicher irdischen Heimat anzuerkennen? Und weiter, eine sehr aktuelle Frage: Wenn wir die für uns eindeutige Heimat zu haben meinen, - wie ist dann unser Verhältnis zu anderen Flüchtlingen? Liegt es da nicht oft nahe, dass das eigene Zuständigkeitsgefühl unterdrückt wird. - Dass man die geographische Distanz zum Ort des Dramas zur Ausrede braucht - dass man sich auf andere verlässt, die vermeintlich zuständig sind und die schon „alles Mögliche“ unternehmen werden? - Die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts müssten bei uns Mennoniten doch das Bewußtsein dafür schärfen, dass wir alle in einem Boot sitzen. - Daß wir alle (alle Menschen) grundsätzlich dieselbe Sehnsucht (und das Recht) nach einem Stück Land haben das wir "Heimat" nennen dürfen und wo wir ein ruhiges, gleichmäßiges und ausgewogenes Leben führen können. - Ein Bewußtsein welches besagt daß uns ideologische, religiöse oder kulturelle Differenzen nicht dazu treiben dürfen, einer dem anderen dieses Verlangen (und Recht) streitig zu machen. Für so viele Mennoniten war Kanada das Idealbild einer solchen irdischen Heimat. Und die Lebensschicksale die erzählt werden könnten, wie diese Heimat schlußendlich erreicht wurde, sind viele. - Beeindruckende Geschichten sind es, wofür dieser Sammelband ein gutes Beispiel liefert. Flüchtlingsschicksale sollten, und können uns nicht kalt lassen. Sie sind, woimmer sie heute auf der Welt stattfinden, Teil unserer eigenen Geschichte. Wir sind aufgefordert teilzunehmen und zu helfen. Wer Teil nimmt, kann nicht unbeteiligt bleiben. Und solches Teilnehmen kann unseren Beziehungen eine andere Qualität verleihen. - Eine Qualität die von Tiefgang gezeichnet ist. - Indifferenz, unbeteiligt am Ergehen des Mitmenschen vorbeizuschauen, das ist wohl eines der fatalsten Resultate der Massengesellschaft und des Wohlstandes.

Es war im Mai 1995, als mir erstmals der Gedanke kam, die Lebensgeschichte und Schriften dieses Rußlandmennoniten und meines Großvaters zu sammeln. Seine Lebensspanne und sein schriftlicher Nachlaß, der das Schicksal unserer Volks- und Religionsgemeinschaft im 20. Jahrhundert mitdokumentiert, sollte erhalten bleiben. Dass dies bei der breiten chronologischen Verteilung seiner Schriften, und ihrer unsystematischen Publikationsgeschichte, nicht so einfach sein würde, war mir klar. Aber mit Geduld kamen die Stücke des ‘Puzzles’ langsam zusammen. Der Zugang zu den drei erwähnten Zeitschriften, seine veröffentlichten Bücher, Korrespondenz mit ihm, und die Akten der Kolonie Fernheim, machten es möglich, wohl ziemlich alles zu sammeln, was er in irgendeiner Weise für die Öffentlichkeit gedacht hat. Persönliche Briefe sind mit wenigen Ausnahmen, nicht eingeschlossen.

Beim Aufbau dieses Schriftmaterials stellte sich die Alternative, einerseits seine eigene Anordnung in den Publikationen zu respektieren, andererseits die chronologische Reihenfolge der Entstehungsgeschichte dieser Schriftstücke zu berücksichtigen. Leider sind diese beiden Alternativen durchaus nicht deckungsgleich. Mein Entschluß ging schließlich dahin, einen gewissen Kompromiß zwischen diesen Alternativen einzugehen, indem seine eigene Autobiographie, 1983 geschrieben, zu Beginn der Sammlung gestellt wird. Sie kann wegweisend, als ein roter Faden für das darauffolgende Material dastehen. Im zweiten Teil folgen dann die gesammelten Schriften, in etwa nach ihrer Entstehungszeit geordnet, wobei sein Lebenslauf in Etappen eingeteilt ist, so wie sie aus seiner eigenen Schilderung hervorgehen, oder mir persönlich aus der Familiengeschichte heraus, bekannt sind.

Die Textfülle in diesem Sammelband mag im ersten Moment überwältigen. Der geduldige Leser aber, der vielleicht selbst seine Wurzeln in rußlandmennonitischer Tradition hat, oder auch den Schriftsteller persönlich kennt, wird sich für seine Mühe entschädigt finden. Denn - nochmals - was hier seinen Niederschlag findet, ist mehr als der Lebenslauf eines Menschen, - es ist Teil des kollektiven Schicksals einer Gruppe von Menschen, die jetzt zwar weit zerstreut auf dem Globus ihre neue Heimat gefunden haben, sich aber dennoch miteinander stark verbunden fühlen.

Gundolf Niebuhr, Oktober 1997.

Teil I.

Autobiographie

Vor Vielen wie ein Wunder...

(Ps. 71, 7)
Führungen durch 85 Jahre meines Lebens

Vorwort

Ich hatte niemals die Absicht, meine Lebensgeschichte zu schreiben, weil mir die Erfahrungen und Erlebnisse meines Lebens zu einfach und zu prosaisch, nicht der Aufzeichnungen wert, vorkamen.

Besonders fühlte ich so, wenn ich Berichte aus den Verbannungsorten Sibiriens, von Kriegserlebnissen, von den furchtbaren Leiden durch die Machno- und andere Banden, Berichte aus den Konzentrationslagern des Dritten Reiches und andere las.

Diese waren wert, in den Büchern festgehalten zu werden, aber doch nicht das, was ich erlebt und erfahren hatte. Das würde sicherlich doch niemanden interessieren, und so ein Buch würde wohl bald in den Abstellraum gelangen.

Da aber meine Kinder und besonders Mariechen, die Älteste, immer wieder baten und darauf drangen, dass ich schreiben und meine Erlebnisse aufzeichnen sollte, und da nun auch meine Jahre bis zum fünfundachtzigsten vorrückten, so kam auch ein innerer Drang noch dazu, und ich ging an die Arbeit.

Während ich schrieb, kamen die Erinnerungen. Was ich längst vergessen glaubte, kam in mein Gedächtnis zurück. Bald wurde ich gewahr, dass es doch nicht ganz so wertlos war, was ich erlebt hatte, und dass in der Tat eine höhere Hand mich geführt und mir in gefährlichen Situationen Schutz und Bewahrung gewährt hatte.

Diese wunderbaren und bewahrenden göttlichen Führungen sind es wert, aufgezeichnet zu werden. Sie könnten vielleicht einem und dem andern Leser zum Segen gereichen.

Je länger ich schrieb, desto spannender wurden mir die Erfahrungen meines Lebens und desto klarer erkannte ich, dass nichts von ungefähr ist und dass alle unsere Erlebnisse göttliche Führungen sind.

Möge diese Erkenntnis auch den werten Lesern dieses Buches groß werden, wenn sie diese meine „einfachen“ Erfahrungen zur Kenntnis nehmen. Das ist mein Wunsch und Gebet.

Abram J. Löwen

1. In der Orenburger Ansiedlung

Am südwestlichen Fuße des Uralgebirges, in den Erhebungen des Obschtschy Syrt, etwa 80 Kilometer nördlich von der Stadt Orenburg am Uralfluß, liegt die Orenburger Ansiedlung, bestehend aus etwa 15 Dörfern. Die Dörfer haben russische Namen, werden aber meistens nach Nummern benannt. Im Dorfe Nr. 3, das den unschönen Namen Sypaya hatte, stand meine Wiege. Dort wurde ich geboren, und zwar von meinen Eltern Jakob H. und Anna (Peters) Löwen, am 12. April des Jahres 1898. Die Eltern wohnten dort im Schulhause, da mein Vater Lehrer war und den Kindern des Dorfes die elementare Schulbildung übermittelte.

Meine ersten 6 Jahre wohnte ich in diesem Dorf, wovon mir noch so manches in der Erinnerung haftet. Im Nachbardorf Kamenka, Nr. 4, wohnten David Pätkaus. Frau Pätkau war die Tante meiner Mutter, also meine Großtante. Dorthin fuhren meine Eltern hin und wieder zu Besuch und nahmen meinen um 2 Jahre älteren Bruder und mich mit, wessen ich mich noch ganz gut erinnere. Die Großtante war sehr fideel und lebendig, und ich kann mir heute noch ihre freundlichen Gesichtszüge vorstellen.

Ich sehe noch im Geist Vaters Schüler, wie sie in den Unterrichtspausen auf dem Schulhof zuweilen Schneemänner bauten und sich mit Schneebällen bewarfen, oder auch oft sich miteinander katzbalgten. Dabei ging es dann mitunter laut her, und es kam auch vor, dass sie sich dabei erzürnten und mit Fäusten aufeinander losgingen.

In den Schulferien der langen Sommermonate machte Vater Sielenbeschlag, Ringe, Schnallen und anderes, das er dann an die Bauern verkaufte. Er hatte das dazu erforderliche Gerätschaft, Zangen, Feilen, Hammer u.a., so wie einen stehenden Blasebalg, einen Feiltisch und einen Schraubstock.

Von Zeit zu Zeit fuhr Vater oder fuhren auch beide Eltern zu der Stadt Orenburg, um ihre Einkäufe zu machen. Dann erzählte Mutter uns von den geraden Straßen in der Stadt, von den drei und vierstöckigen Häusern dicht aneinandergereiht und von den hübschen Kirchen mit ihren hohen Türmen und Kuppeln. Wie groß wurde da meine Sehnsucht, auch einmal so eine Stadt zu sehen mit ihren sich kreuzenden vielen Straßen und ihren Handelshäusern und Märkten.

Leider habe ich Orenburg nie gesehen, obzwar ich später in der Welt weit umhergekommen bin. Aber schon ein einfaches Russendorf, das mehr als eine Straße hatte, sah mir in meinen frühen Kinderjahren viel schöner als unsere mennonitischen Dörfer, durch die sich in der Regel nur eine Straße zog, weil diese Russendörfer mich an das erinnerten, was Mutter uns von Orenburg erzählt hatte.

Meine Eltern hatten ein Pferd und einen Einspännerwagen, einen sogenannten Tarantass, so dass sie an den Gemeindesonntagen zur Brüdergemeinde-Kirche nach Djejewka, Nr. 5, fahren konnten. Leider kann ich mir heute nichts mehr von dieser Kirche vorstellen. Ich weiß nicht einmal, ob ich sie jemals gesehen habe und drinnen in der Kirche gewesen bin.

An den gewöhnlichen Sonntagen waren die Gottesdienste, so viel ich mich entsinnen kann, in unserer Schule.

Als ich 6 Jahre alt war, verlegten meine Eltern ihren Wohnort und zogen nach Neu-Samara, welches westlich und wohl ungefähr 100 Kilometer ab von der Orenburger Ansiedlung lag. Vater hatte sich auf Neu-Samara im Dorfe Pleschanow eine Apotheke zu verwalten übernommen, da die Ansiedlung einen Arzt, Herrn Paul von Thiessenhausen, angestellt hatte, zu dessen Praxis eine Apotheke gehörte.

Pleschanow lag ungefähr in der Mitte der Ansiedlung, so dass nicht weniger als 110 Kilometer bis dort gefahren werden mußte. Mit zwei großen langen Leiterwagen kamen meine Onkels Johann und Abram Peters, die Brüder meiner Mutter, von Pleschanow angefahren und luden alle Sachen der Eltern: Möbel, Betten und alles andere hoch auf die Wagen, und am nächsten Morgen ging die Reise los in die für mich weite und unbekannte Welt.

Mein Brüder Heinrich und ich saßen hoch oben auf den Wagen, ich bei Onkel Johann und Heinrich bei Onkel Abram. Die Onkel waren damals auch noch Jungens: Onkel Johann war erst 14 Jahre und Onkel Abram 12 Jahre alt, aber sie kamen mir schon erwachsene Männer vor und ich schaute mit Ehrfurcht zu ihnen empor.

Die Eltern fuhren mit dem damals 3 Jahre alten Töchterlein Greta, meiner Schwester, auf ihrem Tarantass hinter uns her. Wir kamen alle wohlbehalten in Pleschanow an.

2. Auf der Ansiedlung Neu-Samara

Die Ansiedlung liegt westlich von der Orenburger Ansiedlung, ungefähr parallel und in ein bis zwei Kilometer Entfernung vom Fluß Tock, der in den Samara-Fluß mündet, welcher ein Nebenfluß der Wolga, des größten Flusses Europas ist. Etwa 350 Kilometer westlich von der Ansiedlung mündet der Samara-Fluß bei der Gouvernementsstadt Samara, heute Kuybyschew, in die Wolga.

Die Gegend ist sehr schön und lieblich anzuschauen. Hinter dem Tock-Fluß, wiederum parallel zu ihm, zieht sich ein Bergrücken, wohl ein Ausläufer des Uralgebirges. Am Fuße dieses Bergrückens liegen in einiger Entfernung voneinander ein Paar Baschkyren-Dörfer, welche dem Panorama einen malerischen Anstrich verleihen.

Der Boden ist Schwarzerde und ist sehr fruchtbar, und durch reiche Ernten kam die Ansiedlung zu schnellem Aufschwung, so dass bald große und schöne Häuser gebaut werden konnten und so die Dörfer einen reizvollen Anblick, mit hohen Bäumen an beiden Straßenseiten, erhielten.

Pleschanow war eines der größten und wohlhabendsten Dörfer. Hier wohnten auch meine Großeltern Abram Peters, die Eltern meiner Mutter, und zwar bei uns, wo wir einquartiert waren, auf Nachbarschaft.

Mein Vater verwaltete die Apotheke, für die er einen ausgebildeten Provisor heranziehen mußte, etwa von Samara oder auch, wie ich mich erinnere, von Sankt Petersburg, dem heutigen Leningrad. Außerdem führte er die Bücher über die Einnahmen und Ausgaben der Apotheke. Nebenbei war Vater Fotograf und entwickelte auch die Bilder, die er auf-

nahm. Viele Bewohner des Dorfes und auch anderer Dörfer kamen zu ihm und ließen sich fotografieren. Auch mußte Vater oft ausfahren und Bilder von Prediger-Konferenzen und Bruderberatungen machen. Ich, damals 6 Jahre alt, interessierte mich für alles und habe von ihm vieles gelernt.

Auch unterrichtete Vater mich im Lesen und Schreiben und brachte mich durch die ganze Fibel, so dass ich mit 7 Jahren beim Eintritt in die Schule bereits mit der Lese- und Schreibkunst vertraut war.

Nur ein Jahr war Vater außerhalb der Schule. Dann ging er wieder zurück zu seinem Beruf und verpflichtete sich als Lehrer im Dorfe Ischalka, welches das hinterste Dorf der Ansiedlung war und am Ischalka-Fluß lag, der etwa 2 Kilometer entfernt in den Tock-Fluß mündete. Dorthin siedelten wir nun über und dort trat ich ein in die Schule, was für mich, dem damals Siebenjährigen, eine neue Welt bedeutete.

Da ich bereits lesen und schreiben konnte, wurde ich gleich in die zweite Klasse versetzt. Ich machte gute Fortschritte, da mir das Lernen eine Lust war und ich für alles, was geboten wurde, starkes Interesse hatte.

In den Sommerferien arbeitete Vater wieder an der Feldschmiede und am Feiltisch und machte Sielenbeschlag. Auch das Fotografieren war wieder sein Nebengeschäft. Alles, was Vater tat, war mir interessant. Besonders liebte ich, zuzuschauen, wenn er Bilder oder auch Wandsprüche malte. Ich war für alles aufgeschlossen, und alles hat mein damals junges Leben bereichert.

Zwei Jahre später wechselte Vater die Lehrerstelle und verpflichtete sich als Lehrer in der Schule zu Podolsk. Es war damals wohl allgemeiner Brauch in den mennonitischen Siedlungen, dass die Lehrer sehr oft ihre Stellen wechselten und so die Einförmigkeit in der Kindererziehung vermieden wurde.

In Podolsk wohnten wir ebenfalls zwei Jahre und ich schloß hier das dritte und vierte Schuljahr ab. Reich war immer der Lehrstoff, den mein Vater bot. Einmal gab er den Schülern der vierten Klasse die Anweisung, sich im Gedichte schreiben zu üben. Er erklärte uns die elementarsten Geheimnisse der Dichtkunst und ließ uns eine Stunde Zeit, uns im Schreiben von Reimen zu üben.

Sehr wenig kam dabei heraus. Einige Schüler hatten nichts zustande gebracht, andere hatten sehr sinnloses Zeug produziert. Ich zeigte dem Lehrer (meinem Vater) stolz die beiden Verse, die meiner kindlichen Phantasie entsprungen waren, und er las sie der Klasse vor. Die Verse waren ebenfalls sehr arm an Inhalt, Sinn und dichterischem Wert, aber es war mein erster Versuch in dieser Richtung. Die Verse lauteten:

„Aus dem Walde lief ein Tier,
war begossen ganz mit Bier;
Hüpft und springt und hebt den Schwanz
und es beißt ihn eine Gans.

Und ihm folgt der Löwe nach,
wirft das Tierlein in den Bach;
dann ertrinkt das arme Tier

was begossen war mit Bier.“

Ein lautes Lachen und allgemeine Heiterkeit löste dieses Gedicht aus, und noch lange klang der Reim bei meinen Mitschülern nach.

An den Sonntagen fuhren meine Eltern oft mit uns Kindern nach Lugowsk zum Gottesdienst. Die Brüdergemeinde der Ansiedlung hatte dort ein großes Bethaus, das, wie behauptet wurde, das größte und schönste aller Bethäuser der Brüdergemeinden von ganz Rußland war. Ältester Abram Martens war der Leiter der großen Gemeinde. Einen geübten Gesangchor hatte die Gemeinde, der aus den „Liederperlen“ die schönsten Lieder vortrug.

Der Chorleiter war viele Jahre lang Herr Gerhard Reimer, der es verstand, aus seinen Sängern das Beste herauszuholen und der von den Sängern geliebt und verehrt wurde. Auf mich machte dieses imposante Gebäude, wie auch die Chorlieder und die Predigten jedesmal einen tiefen Eindruck. Ich war empfindlich für alles schöne und gute.

Um sich in der Fotographie zu vervollkommnen und vielleicht auch in anderer Absicht fuhr Vater in einer der Sommerferien nach Moskau und auch weiter nach dem damaligen Sankt Petersburg (heute Leningrad). Er brachte mehrere Ansichtskarten mit von den beiden Hauptstädten Rußlands, die mich mächtig beeindruckten und mein Sehnen, die Welt mit ihren Schönheiten und Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen, mächtig anregten.

Ein Brüderlein, Jakob, kam noch zu der Familie meiner Eltern hinzu, das aber ungefähr nach zwei Jahren an Diphtiritis starb und begraben werden mußte. In späteren Jahren vergrößerte sich die Familie dann noch um drei weitere Kinder: Maria, Liese und noch einmal ein Jakob. -

Nach zwei Jahren in Podolsk wechselten meine Eltern über nach Donskoje, wo Vater die Lehrerstelle übernahm. Ungefähr 70 Schüler hatte Vater hier als einziger Lehrer zu unterrichten, was für ihn keine leichte Aufgabe war. Hier absolvierte ich meine letzten 3 Schuljahre: das fünfte, sechste und siebente.

In den Sommermonaten fotografierte Vater und verkaufte gelegentlich Gemüse- und Blumensämereien, die er von Krementschug, Südrussland, verschrieb. Vater hatte einen ausgeprägten Schönheitssinn. Er liebte es, für den Heiligabend vor Weihnachten in seiner Schule den Christbaum zu schmücken, wofür er unter anderem Wall- und Haselnüsse mit Silber- oder Goldschaum übersilberte, beziehungsweise übergoldete und sie mit Siegellack an lange Schnüren befestigte, die am Weihnachtsbaum und auch im Viereck am Boden über dem Baum angebracht, sehr zur Verschönerung des Baumes beitrugen. Mit den Schülern übte er Gedichte, Gespräche und Lieder und nahm in der Feier die biblischen Weihnachtsgeschichten mit den Schülern durch. Einen tiefen Eindruck hinterließen solche Heiligabende auf die Schüler und auch auf die Eltern der Schüler, die diesen Abenden beiwohnten, nicht zuletzt auch auf mich persönlich.

Als die drei Jahre in Donskoje abgelaufen waren, war Vater müde vom Lehrerberuf, der besonders hier mit den vielen Schülern zu anstrengend für ihn gewesen war. Da sich nun eine Gelegenheit bot, in Sibirien, in der neugegründeten Barnauler Ansiedlung sehr günstig Fuß zu fassen und anzusiedeln, so entschlossen die Eltern sich, dorthin zu ziehen und eine Wirtschaft (Farm) zu übernehmen, mit der Absicht, es nun einmal mit der Land-

wirtschaft zu versuchen. Die Eltern dachten dabei auch an uns Jungens, da wir nun heranwuchsen und, wie sie meinten, an Arbeit gewöhnt werden mußten. So könnte vielleicht im Bauernberuf eine gute und geordnete Zukunft für uns geschaffen werden.

Ein Ausruf wurde arrangiert, auf dem die Sachen verkauft wurden, die nicht mitgenommen werden konnten. Und bald waren wir auf dem Weg nach Sorotschinsk, der nächsten Bahnstation. Von da ging es mit dem Zug ostwärts bis zur Stadt Omsk in Sibirien. Hier wechselten wir über auf ein Schiff, das uns auf den Wogen des Flusses Irtisch nach Pawlodar tragen sollte.

Nun erlebte ich persönlich etwas ganz Außergewöhnliches. Ich hatte als Vierzehnjähriger das große Verlangen, mir die Stadt Omsk, die erste Stadt in meinem Leben, anzusehen. Vater erfuhr von den Schiffsangestellten, dass das Schiff erst nach 4 Stunden die Anker lichten würde. Nun bat ich ihn inständig um die Erlaubnis, das Schiff zu verlassen und für ein Weilchen in die Stadt zu gehen. Schließlich gaben meine Eltern ihre Genehmigung mit der dringenden Mahnung, sehr aufzupassen, um nicht zu verirren, und auch, um rechtzeitig wieder zurück zu sein.

Nun konnte ich endlich meinen lange gehegten Wunsch, einmal eine Stadt zu sehen, in Erfüllung bringen. Mutig machte ich mich auf den Weg in das Innere Der Stadt. Ich staunte über die Schönheit und Großartigkeit derselben und kam bis zur Hauptstraße, dem „Ljubinsky Prospekt“. Das war ein Erlebnis für mich! Die hohen mehrstöckigen Häuser, die prächtigen Kirchen mit ihren zierlichen Türmen und Kuppeln. Ich hatte vier Stunden Zeit und wollte sie tüchtig ausnutzen, um recht vieles zu sehen.

Doch ich war noch nicht eine Stunde gegangen, und da bekam ich innerlich ein Mahnen, umzukehren und zum Schiff zurückzugehen. Obzwar ich mir sagte, dass ich ja noch nicht mal eine Stunde gegangen war, wurde das Mahnen in mir immer dringender, und eine innere Stimme sage mir, dass das Schiff abgehen würde, und ich würde zurückbleiben. Das Mahnen und Rufen in mir wurde so stark, dass ich, obzwar schweren Herzens, umkehren und zurück zum Hafen gehen mußte.

Glücklicherweise fand ich den Weg zurück, da ich ihn mir sehr genau gemerkt hatte. Und ich war noch nicht bis zum Hafen, als ich ein Schiff laut und lange hupen hörte. Das ist unser Schiff, sagte es in mir, und nun mußte ich laufen, denn das müßte unbedingt das Signal zur Abfahrt sein.

Atemlos kam ich im Hafen an, und gerade wollte die Mannschaft die Planke aufheben, die das Schiff mit dem Kai verband. Eben konnte ich noch die Planke betreten und im Schiff verschwinden, als schon die Anker gelichtet wurden und das Schiff sich in Bewegung setzte. Nun konnten sich Eltern und Geschwister beruhigen, die eine große Furcht ausgestanden hatten, dass ich zurückbleiben würde.

Für mich war das ein Gotterleben. Es war mir klar, dass das Mahnen und Rufen in mir die Stimme Gottes gewesen war, die mich vor der Schwere des Zurückbleibens bewahren sollte. Ich bin heute noch dankbar für dieses so klare Erlebnis der göttlichen Bewahrung. Es war das im Jahre 1912 und ich war 14 Jahre alt. Was hätte ich in der fremden Stadt, ohne Geld und ohne Erfahrung, wohl erlebt, wenn ich zurückgeblieben wäre?

In Pawlodar angekommen kaufte Vater ein Paar Pferde und spannte sie vor den Wagen, den wir von Neu-Samara mitgebracht hatten und der als Frachtgut in Zug und Schiff verladen worden war.

Auf den Wagen wurden die Sachen verpackt, die wir mitgebracht hatten. Wir stiegen auf, und los ging die lange Fahrt, weit über 100 Kilometer, zuerst nach der jungen Stadt Slawgorod, die damals noch keine Eisenbahn hatte, und dann weiter nach dem mennonitischen Dorf Saratow, Nr. 89, unserm Bestimmungsort, wo Vater auf einer Erkundungsreise vorher eine Wirtschaft gekauft hatte und auf der eine „Semljanka“, eine Wohnung in der Erde mit nur einem Dach darüber stand, die wir nun als unsere vorläufige Wohnung bezogen. Es war nur ein Raum (ein Zimmer) in dieser Hütte, und so mußte die ganze Familie mit diesem einen Raum vorlieb nehmen.

3. In Sibirien

Unser Dorf, - Nr. 89, wie es meistens genannt wurde, - in der Kulundinschen Steppe gelegen, war ungefähr 30 Kilometer nach Norden hin von der kürzlich gegründeten Stadt Slawgorod entfernt, etwa 45 Kilometer von der jungen Orloffer Ansiedlung, vielleicht 150 Kilometer von der Stadt Pawlodar und wohl etwa 450 Kilometer von Omsk. Die Gegend gehörte damals zum Barnauler Kreis, wurde aber später der Kreis Slawgorod, Gouvernement Tomsk.

Etwa 18 Kilometer entfernt von uns, hinter dem Russendorf Nr. 81, breitete sich der Kulundinsche See aus, ein ziemlich großer See, wo das gegenüberliegende Ufer nicht sichtbar war. Das Wasser im See war sehr salzig, so dass das Schwimmen in demselben sehr leicht war, weil das Wasser uns trug. Dorthin fuhren wir zuweilen oder gingen auch zu Fuß, um zu baden.

Schon die hohen Nummern der Dörfer zeigten, dass die Kulundinsche Steppe sehr besiedelt war. Viele Russendörfer waren ringsumher. Auch gab es Kirgisendörfer in der Gegend.

Unsere mennonitischen Nachbardörfer waren: Silberfeld, Nr. 86, Choroschy, Nr. 87 und Nikolajewka, Nr. 75. Und auf Nachbarschaft war auch ein deutsch-lutherisches Dorf, Nr. 85 (der Name des Dorfes ist nicht in der Erinnerung).

Die Gegend war ebenes Land, das wenig Naturschönheiten aufzuweisen hatte. Lediglich bei klarer Luft und mit aufgehender klarer Sonne zeigten sich rundherum am Horizont malerische Luftspiegelungen, wo sich viele Dörfer, oft in einer Entfernung von 25 Kilometer Radius und mehr, die man sonst hinter dem Horizont nicht sehen konnte, in der klaren Morgenluft spiegelten. Sobald aber die Sonne höher stieg, verschwanden diese Spiegelungen wieder.

Graue Erde hatte die Kulundinsche Steppe, und der Boden war nicht sehr fruchtbar. Und doch gab es mitunter ganz gute Ernten (meistens Weizen), und es zeigte sich bald ein gewisser Aufstieg.

Mein Vater ging nun daran, einen Plan zu zeichnen für ein großes Wohnhaus nach echt mennonitischem Stil, mit Großer Stube, Eck- und Kleiner Stube, mit großer Küche, Vorzimmer und Sommerstube, sowie mit Stall und großer Scheune, alles unter einem Dach. Es wurde auch bald mit dem Bau begonnen, und wohl innerhalb eines Jahres durften wir in das Haus einziehen. Die Semljanka wurde nun abgebrochen und dem Erdboden gleich gemacht.

Zu den 2 Pferden, die wir von Pawlodar mitgebracht hatten, kaufte Vater noch 3 andere hinzu. Er kaufte ferner einen Pflug, eine Haspel-Mähmaschine, eine Egge und sonstiges Inventar, und nun konnte mit der Landwirtschaft begonnen werden.

Vater fand aber bald wieder zum Lehrerberuf zurück und übernahm die Schule in unserm Dorf. So legte sich die Bearbeitung des Landes auf meines Bruders Heinrich und meine jungen Schultern.

Im Frühling pflügten wir das Feld und säten den Weizen in die Erde. Wenn der Weizen reif war, dann mähten wir ihn mit der Haspelmaschine und fuhren ihn auf den Hof, wo Vater uns dann mit dem Dreschen behilflich war. Bald kaufte Vater mit einem der Nachbarn zusammen eine Dreschmaschine mit Pferdeantrieb, und so wurde das Dreschen für uns eine schöne Beschäftigung.

Ein großes Verlangen hatte ich, mich weiterzubilden und eine Zentralschule zu besuchen. Doch die Verhältnisse in der neuen Siedlung waren derart, dass es für meine Eltern unmöglich war, meinem Wunsch zu entsprechen, zumal damals noch keine Fortbildungsschule in der Gegend existierte.

Schon frühe erwachte in mir das Interesse für das andere Geschlecht. Mit 16 Jahren lernte ich ein Mädchen kennen, eine Helena Löwen, die damals erst 12 Jahre alt war. Bald wurde ich gewahr, dass ich sie liebte, und ich merkte auch, dass sie mir zugetan war. Da aber die Sittengesetze bei den Mennoniten damals sehr streng waren und wir unter ständiger Aufsicht der Eltern und Nachbarn standen, sahen wir uns meistens nur in der Kirche und kamen sozusagen nie miteinander in Kontakt. Aber wir wußten beide, dass wir uns liebten und ließen es uns mit diesem Wissen genügen.

In demselben Jahr, 1914, brach der Erste Weltkrieg aus, der alle wirtschaftlichen Errungenschaften der Siedler wieder weit zurücksetzte. Alle wehrpflichtigen Männer wurden mobilisiert, auch die mennonitischen. Da aber die mennonitischen auf Grund des Privilegiums nicht mit der Waffe zu kämpfen brauchten, wurden sie als Sanitäter oder als Waldarbeiter verpflichtet.

Mein Bruder Heinrich wurde meines Erinnerns 1916 mit 20 Jahren eingezogen. Er wurde an die südkaukasische Front geschickt, ebenfalls als Sanitäter. Nun lastete die Verantwortung für die Bewirtschaftung des Landes beinahe auf mir allein und ich habe damals fast über meine Kräfte gearbeitet. Nur selten hatte Vater Zeit, sich in der Wirtschaft umzusehen.

Er schrieb Lieder für den Gesangchor, dem er als Dirigent vorstand, er schrieb Material für die Sonntagsschule und Gedichte und Deklamatorien für die Jugend, da er Sonntagschul- und Jugend Leiter war. Auch mußte er oft Predigten vorbereiten, da er nicht selten zum sprechen in der Kirche aufgefordert wurde. Er hatte immer Arbeit hinter dem Schreibtisch, was ihm wohl auch weit mehr zusagte, als die physische Arbeit in der Wirtschaft. Das er-

gab nun freilich auch, dass es an gesunder Planung mangelte und unsere Wirtschaft nicht gut vorankommen konnte, zumal auch ich mich für Bücher nicht weniger interessierte als für das, was die Bearbeitung der Wirtschaft von mir verlangte. Ich hatte das dumme Gefühl, dass meine Eltern mich benachteiligten, weil sie, wie ich meinte, keine Möglichkeit für mich suchten, dass ich hätte studieren können, um so meine Zukunft zu sichern: denn Landarbeiter wollte ich unter keinen Umständen für immer bleiben.

4. Im Staatsdienst

Aber der Krieg wütete weiter; und anfangs 1917 wurde auch ich, noch nicht ganz 19 Jahre alt, für den Staatsdienst eingehoben. Schweren Herzens ließen meine Eltern mich fahren, und ich verließ mit sehr gemischten Gefühlen die Heimat, in eine sehr fragwürdige Zukunft hinein. Wir, meine Kameraden desselben Jahrgangs und ich, wurden zur Besichtigung nach Barnaul, unserer damaligen Kreisstadt, beordert.

Dorthin gab es keine Eisenbahn, und so sollte der Weg per Pferdegespann zurückgelegt werden, ungefähr 350 Kilometer weit. Da Vater das aber zu beschwerlich fand, so fuhr er kurz entschlossen mit mir nach Slawgorod, kaufte - da die Eisenbahn Slawgorod - Tatarskaja nun schon gelegt war - für uns beide die Fahrkarten, und so fuhr er mit mir nach Barnaul, auf einem Umwege von ungefähr 1000 Kilometer: Zuerst bis Tatarskaja, unweit Omsk, an der großen Transsibirischen Eisenbahn gelegen (300 Kilometer), dann auf dieser Bahn bis Nowonikolajewsk (heute Novosibirsk, 400 Kilometer), und dann auf einer Zweigbahn bis Barnaul (300 Kilometer).

Dort lieferte Vater mich an die Behörden ab, wo ich auch die Kameraden meines Jahrgangs, die auf direktem Wege angefahren waren, schon antraf, und dann fuhr Vater zurück, mich Unerfahrenen notgedrungen dem Schicksal überlassend.

Es war anfangs Februar. Auf dieser Reise nach Barnaul ereilte Vater und mich die bestürzende Nachricht, dass soeben der Kaiser von St. Petersburg, Zar Nikolai Alexandrowitsch II, Romanow, gestürzt und verhaftet worden sei. Das schlug wie eine Bombe ein. Nun war das große Rußland ohne regierendes Haupt, ohne Kaiser. Was würde es nun geben? Jedermann war aufs höchste gespannt.

In Barnaul wurden wir alle als dienstfähig befunden, und nun ging die Reise nach Tjumenj, wohin wir beordert wurden. Die Stadt Tjumenj liegt am Fluß Tura, einem Nebenfluß vom Tobolj, der seinerseits in den Irtisch fließt.

Hier wurden wir, da man anscheinend nicht gut wußte, was mit uns zu machen sei, weil wir Mennoniten waren, in ein großes Gefangenenlager einquartiert. Das Lager hatte wohl so an 30 oder mehr sehr lange Baracken, die mit österreichischen Kriegsgefangenen besetzt waren. Eine dieser Baracken hatte man für uns leer gemacht und so bekamen wir hier vorläufig Unterkunft.

Die Bettgestelle waren vier durch den ganzen langen Raum sich ziehende rohgezimmerte Stellagen, dreistöckig übereinander geschichtet, auf denen wir wie Heringe nebeneinander schlafen mußten, wobei unsere Kleider uns als Betten und Kissen dienten.

Das Essen wurde uns ebenso, wie den Kriegsgefangenen, aus Feldküchen zugeteilt. Es bestand in der Hauptsache aus Hirsen- oder auch Buchweizen-Grütze und Bohnen- oder auch Fischsuppe. Diese Gerichte wechselten einander ab. Die Rationen waren ausreichend, so dass wir uns satt essen und dabei gut leben konnten.

Das Lager wurde aber sehr bewacht und niemand durfte es ohne Erlaubnis verlassen, Da wir aber allesamt keine Beschäftigung hatten und gleichsam zum Nichtstun verurteilt waren, wurde mir in der Baracke die Zeit oft sehr lang. Und so fand ich bald eine Stelle wo ich ungesehen über die etwa 5 Meter hohe hölzerne Mauer klettern konnte. Und so habe ich mich recht oft stundenlang herumgetrieben. Man drückte in der Wache wohl auch uns Mennoniten gegenüber ein Auge zu, sonst wäre ihnen mein so oft wiederholtes Verschwinden doch sicherlich mit der Zeit aufgefallen.

Aus dem Gefangenenlager wurden wir nach etlichen Wochen in ein Pferde-Reservat geschickt, wo wir die Pferde des Militärs pflegen und besorgen mußten. Es war das eine große frühere Ziegelfabrik mit hohem gemauertem Schornstein in der Mitte (vielleicht 40 oder 50 Meter hoch). In den früheren Arbeiterwohnungen wurden wir untergebracht und für die Pferde waren die großen Scheunen der Fabrik eingerichtet.

Hier wurde uns das Essen äußerst spärlich zugeteilt und es hatte sehr geringe Nährkraft: Fischsuppe, fast nur Wasser, mit unten ein Paar Gräten, und zur Abwechslung paar mal wöchentlich Hirsengrütze mit einem Öl darübergeschöpft, das nach Firnis schmeckte und fast nicht herunterzukriegen war. Zu Frühstück und zum Abend Ziegeltee ohne Zucker und ein kleines Stück sehr schwarzes Brot. Wir haben hier direkt gehungert. Ich war froh, wenn ich im Keller irgendwann mal eine vertrocknete Brotkruste fand, die ich dann mit Heißhunger verzehrte. Wie habe ich mich dann nach Hause gesehnt zu meinen Lieben und zu unserm vollbesetzten Mittagstisch.

Zu meiner übergroßen Freude schickte meine Mutter mir ausgerechnet in dieser Notzeit ein ansehnliches Paket, enthaltend geröstete Zwieback aus Mutters Küche. Wohl nie in meinem Leben hat mir etwas besser gemundet als dieses „Brot aus der Heimat“.

Auch hier durften wir glücklicherweise nicht sehr lange bleiben. Einige Wochen später mußten wir wieder aufbrechen und wurden nun weiter in den Norden geschickt, in die nördliche Taiga, wo wir auf einer Forstei, namens Oschmarowka, Walddienst verrichten sollten.

Auf dem Wege dorthin passierten wir die alte Gouvernementsstadt Tobolsk, wo wir das Regierungshaus sahen, über dem eine große rote Fahne wehte, das Symbol der bolschewistischen Regierung. Man sagte uns, dass diese Fahne anzeigte, dass die Kaiserliche Familie Romanow, die zu der Zeit in Tobolsk interniert war, in diesem Hause untergebracht war.

Aus der Geschichte wissen wir heute, dass die Familie später von den Bolschewiken nach Jekaterinburg (dem heutigen Swerdlowsk) übergeführt und dort erschossen wurde. So endete das Haus Romanow, das über 300 Jahre lang den russischen Thron in Sankt Petersburg besetzt hatte und durch dessen Gunst uns Mennoniten so viele Privilegien und Wohltaten zuteil wurden. Und damit endete auch das Wohlbefinden des Mennonitentums in Rußland; und wohl kein Volk der Erde, außer vielleicht die Juden, hat so viel gelitten

und Opfer an Menschenleben bringen müssen, als die Russland-Mennoniten in den Jahren seit 1918 bis 1983.

Also wir waren nun auf der Oschmarower Forstei hinter Tobolsk, und mußten daselbst Bäume fällen und sonstige Waldarbeit verrichten. Meine Arbeit war hier, Produkte und Eßwaren für die Küche unserer Gruppe kaufen. Ich mußte in die russischen Dörfer fahren, oft viele Kilometer weit, Mehl, Kartoffeln und anderes kaufen und die Post wöchentlich einmal heranholen.

Unser Förster, Herr Fedor Fedorowitsch Gammermann, ein sehr wohlwollender Mann, ordnete an, dass wir uns die Mahlzeiten selbst zubereiten sollten, wozu aus unserer Gruppe Männer herausgestellt wurden, die etwas von der Kochkunst verstanden. Auch stellte der Förster mir ein Einspännerfuhrwerk zur Verfügung, so dass ich ohne Schwierigkeiten auf Rechnung der Forstei die Einkäufe machen konnte. Die Mahlzeiten die unsere Jungens nun selbst zubereiteten, waren einfach, aber nicht schlecht, und es ging uns gut in dieser Weltabgeschiedenheit.

Im November des Jahres, also 1917, wurde in Moskau, der nach dem Kaisersturz zur Hauptstadt Rußlands erkorenen Metropole, die zeitweilige sogenannte Kerensky-Regierung von den Bolschewiken unter Wladimir Iljitsch Lenin gestürzt, und Lenin nahm das Ruder in die Hand. Er schloß mit Deutschland Frieden und begann nun sein Werk, eine Regierung ohne Gott und ohne Religion, welch letztere er „Opium für das Volk“ nannte, zu schaffen, und zwar unter der Diktatur der kommunistisch-atheistischen Partei.

Da nun der Krieg beendigt war, konnte das Militär demobilisiert und nach Hause geschickt werden. Auch wir in unserer Waldeinsamkeit erhielten bald die Erlaubnis, nach Hause zu fahren. Das war ein Jubel, endlich wieder der Heimat entgegen eilen zu dürfen.

Wir wurden zusammen mit vielen Frontsoldaten in Frachtwaggone verladen und los ging die Reise. Überall, wo wir hinkamen, waren die Eisenbahnstationen vollgedrängt von Militär. Die Soldaten fühlten sich nun an der Macht, die sie sich, wie sie meinten, in vier schweren Kriegsjahren erkämpft hatten.

Als unser Zug in Omsk ankam und auf das zweite Geleise dirigiert wurde, stand da auf dem ersten Geleise ein Passagier-Schnellzug, der gerade abgehen wollte. Und schon sprangen mehrere Soldaten unsres Zuges aus ihren Waggonen und verlangten energisch von der Bahnverwaltung, unsern Zug vor dem Schnellzug weiterzubefördern. Als die Beamten sich weigerten und darauf hinweisen, dass der Schnellzug vor uns angekommen sei und schnellstens entlassen werden müsse, wurden ohne Zögern von den Militärs schwere Bohlen von einem nahen Stapel herangeschleppt und vor die große Lokomotive des Schnellzuges auf die Schienen aufgeschichtet. Also mußte die Bahnbehörde nachgeben und unserm Frachtzug den Vorrang geben. Das war sehr unklug gehandelt, sollte aber wohl demonstrieren, dass nun das Militär das letzte Wort zu sagen hatte.

.....

Zuhause angekommen fing ich nun wieder an, sehr intensiv in der Wirtschaft mitzuarbeiten. Jedermann freute sich dass nun endlich der schreckliche Krieg ein Ende hatte. Nun

wollten wir alle uns wieder dem Aufbau der Landwirtschaft zuwenden, um die vielen Schäden, die der Krieg verursacht hatte baldmöglichst wieder auszumerzen. Wie ganz anders kam es aber, als wir erwartet hatten!

Vom Osten her kam eine Gegenbewegung gegen das bolschewistische Regime. Es war die sogenannte Weiße Armee unter dem Kommandant der Schwarzmeerflotte im ersten Weltkrieg, Admiral Alexander Wassilewitsch Koltschak. Er rückte mit seinen geübten Mannschaften schnell näher, und bald war das ganze Gebiet bis am Uralgebirge, also ganz Sibirien, unter seiner Herrschaft. Er machte Omsk zu seiner Hauptstadt und nannte sich „Oberster Regent und oberster Hauptkommandierender, Admiral Koltschak".

Er versuchte nun neue Ordnungen einzuführen. Sein Ziel war wohl, das monarchistische System wieder zur Herrschaft aufzurichten. Das Volk jubelte ihm zu. Als aber die Bolschewiken mit ihrem Militär, das sich „Rote Armee" im Gegensatz zur Weißen Armee nannte, vom Europäischen Rußland her wieder vordrangen, mit neuen Kräften ausgerüstet, da mußte sich die Weiße Armee dem Feind entgegenstellen. Und so war Koltschak gezwungen, wieder zu mobilisieren und neue Mannschaften zu rekrutieren, um seine Armee zu stärken.

Als nun auch unser Jahrgang 1898 an die Reihe kam und eingezogen werden sollte, da setzten sich in unserem Slawgoroder Kreis die Bauern, kriegsmüde wie sie waren, zur Wehr. Sie organisierten sich unter der Führung der deutschen Kolonisten und zogen mit Schrotflinten, Knüppeln und Messer bewaffnet nach Slawgorod, stürmten die Stadt, schlugen die Stadtverwaltung in die Flucht und nahmen nach kurzem Kampf die Stadt ein.

Es wurde nun eine Bauernregierung (Krestjanskoje Prawitjeljstwo) eingesetzt und neue Gesetze wurden ausgegeben. Die Einberufung unseres Jahrgangs wurde als ungültig erklärt.

Ob und wieviel Blut, außer dem des Mühlenbesitzers Frei, der erschossen wurde, dieser Bauernaufstand gefordert hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ich war gerade in Slawgorod, als die Bauernformationen eindrangen. Von Ferne hörten wir Schüsse krachen und sahen nun, wie in panischer Flucht der Markt (Bazar) auseinanderstob. In voller Flucht rasten Fahrzeuge mit Pferden bespannt, sowie Fußgänger, an uns vorbei, alles stehen und liegen lassend, was sie zum Verkauf aufgestellt hatte, ein jeder nur um sein nacktes Leben besorgt.

Vielleicht war es ein Monat, ich weiß es nicht mehr genau, der der Bauernregierung für ihr Regiment beschieden war. Dann kam die schwere Vergeltung.

Der Attaman Anjenkow mit seiner schwarz uniformierten Kosaken-Einheit, die das Zeichen des Totenschädels als Symbol an ihren linken Ärmeln trugen, waren plötzlich da und hielten ein blutiges Gericht gegen die Anführer des Bauernaufstandes. „Karjatjelny Otrjad" nannten sie sich, was etwa Strafexpedition bedeutet. Ohne Gnade wurden viele Personen, darunter mehrere deutsche Kolonisten und auch einige Mennoniten niedergeknallt. Ein blutiger Himmel mit Panikstimmung hing über dem ganzen Slawgoroder Kreis.

Nun wurde die Einberufung unseres Jahrgangs erneut herausgeschrieben, und diesmal wagte niemand, sich zu widersetzen. Alle jungen Männer waren sehr pünktlich zur Stelle,

unter ihnen auch ich. In Viehwaggone wurden wir zu je 30 Mann eingepfercht und die schweren Türen wurden vor unseren Nasen verschlossen.

In unserem Waggon wurde ich verpflichtet, alle Namen der Kameraden unseres Wagens zu Papier zu bringen, und mir wurde durch einen Kosaken unmißverständlich bedeutet, dass ich ohne weiteres die Kugel erhalten würde, wenn nachher auch nur einer unserer Mannschaft fehlen würde Das war eine sehr deutliche Sprache, die nicht gerade dazu beitrug, sehr frohgestimmt zu sein.

Glücklicherweise wagte aber niemand zu entschlüpfen, und ich konnte in Jekaterinburg, wo wir hinbeordert wurden, alle Kameraden abgeben, ohne dass einer fehlte.

Wir waren nun in Jekaterinburg, in der Stadt, wo einige Monate später das Massaker an der ganzen Kaiserfamilie, Zar Nikolai Alexandrowitsch, seiner Gemahlin Alexandra Feodorowna, seinen vier erwachsenen Töchtern, Olga, Tatjana, Maria und Anastasia und seinem Sohn, dem Thronfolger Alexey Nikolajewitsch, so bestialisch und erbarmungslos verübt wurde.

Von Jekatjerinburg wurden wir nach Tscheljabinsk übergeführt, wo wir in das Dreiundvierzigste Oberuralische Schützenregimernt eingegliedert wurden. Mein Freund Johann Boldt und ich kamen in die erste Kompanie (russisch: „Rota“) dieses Regiments. Wir waren nun richtige Soldaten und bekamen unsere Militäruniform.

Unser mennonitisches Privilegium hatten die Militärs über den Haufen geworfen. Wir sollten in dieser Stadt nun ausgebildet werden, mit der Muskete in der Hand und „in aller Weisheit der Ägypter“, und sollten dann zur Front geschickt werden, um für das sibirische Vaterland zu kämpfen.

Viel Zeit verblieb aber nicht für unsere Ausbildung, denn der Feind, die Rote Garde, rückte näher. Bald wurde unser ganzes Armeekorps mit seinem Generalstab nach vorne, dem Feind entgegen geschoben. Unsere Vorderfront drängte den Feind zurück und wir als Nachschub folgten in einiger Entfernung. So kamen wir allmählich bis Ascha-Balaschowsk, im Herzen des Uralgebirges gelegen.

Hier quartierte der Generalstab sich ein und unsere Kompanie wurde ihm als Schutzmannschaft zugeteilt, während die anderen Kompanien unseres Regiments weiterrücken mußten. Es gab viele Tote und Verwundete.

Freund Boldt und ich wurden nun in die Kanzlei unseres Kompanie-Kommandanten, Leutnant Saizew, als Schreiber beordert und wurden so vor all dem Schrecken des grausamen Krieges bewahrt. Wir spürten handgreiflich die schützende Hand Gottes über uns.

Während der Zeit unseres Weilens auf diesem Platz kam der Herr Oberregent und Oberbefehlshaber des Heeres, Admiral Koltschak zur Besichtigung der Lage mit einem großen Gefolge nach Ascha-Balaschowsk, und ihm wurde von unserem Stab ein großartiger Empfang mit pompöser Parade gegeben. Der Vorbeimarsch an ihm von seiten der verschiedenen Einheiten, besonders auch von der berittenen Kavallerie, war für mich ein einmaliges Erlebnis. Ich durfte den großen Herrn aus nächster Nähe sehen. Generäle und Offiziere huldigten ihm. Ein andermal flog ein Flugzeug über uns und machte einige Runden. Es wurde für ein feindliches Flugzeug gehalten und die einzige Kanone unserer Flak eröffnete das Feuer. Das Flugzeug suchte schnell das Weite und verschwand. Und die Kanone, wohl nicht fest genug einmontiert, stürzte nach einigen Schüssen den nahen Abgrund hinunter. Nachher erwies es sich, dass die Flak das eigene Flugzeug

grund hinunter. Nachher erwies es sich, dass die Flak das eigene Flugzeug beschossen hatte.

Die Kampfeslinie war nicht weit vor uns, so dass wir mitunter den Kanonendonner hörten. Allmählich wurde es aber stiller denn die Front schob sich vorwärts. Unsere Truppen drängten den Feind zurück. Und nun begann ein Vorrücken nach Westen hin, bis unsere Truppen und Einheiten in Ufa, der großen Gouvernementsstadt, eindrangen und sie besetzten.

Nun mußte auch unser Generalstab nach vorne und den Kämpfern nachrücken. Wir wurden in Eisenbahnzüge verladen, und fort ging die Reise, der Stadt Ufa entgegen. Unterwegs sahen wir die Leichen mehrerer Toten verstreut umher liegen, die in den Kämpfen gefallen waren.

Als wir in Ufa ankamen, war die Frontlinie schon wieder weit nach vorne gerückt, in Richtung Stjerlitamak. So wollte nun am nächsten Tag der Stab mit unserer Kompanie auch wieder weiter, um mit der Frontlinie in Verbindung zu bleiben. Leider bekam ich in der Nacht vor dem Abmarsch große Zahnschmerzen, so dass ich früh morgens zur Zahnklinik beordert wurde. Dort wurde mein Zahn plombiert und die Schmerzen ließen nach. Ich wurde entlassen und bemühte mich nun, zu unserer Kompanie zu gelangen. Als ich dort ankam, war das Haus leer. Die Kompanie war mit dem Stab abgefahren. Eine große Furcht beschlich mich. Was sollte nun werden? Wohin sollte ich mich wenden, in der fremden Stadt und ohne auch nur einen Heller Geld? Ich wußte auch nicht, in welche Richtung die Mannschaft aufgebrochen war, so dass ich ihr nicht folgen konnte. Niedergeschlagen saß ich nun da und zerbrach mir den Kopf, was ich nun machen sollte.

Nach einigen Stunden öffnete sich die Tür und herein traten acht bewaffnete Soldaten. Sie wunderten sich, wer ich war und was ich hier tat. Ich erzählte ihnen mein Mißgeschick und erfuhr nun von ihnen, dass sie auch zu meiner Kompanie gehörten und ebenfalls zurückgeblieben waren, aus welchem Grunde, dass entzieht sich meiner Erinnerung.

Sie wollten nun zu Fuß aufbrechen und dem Stab nachgehen. Irgend wo würden sie ihn schon einholen. Wie froh und dankbar war ich nun, dass ich mich ihnen anschließen durfte. Nun erkannte ich wieder einmal die wunderbare Führung und den Schutz Gottes, dessen bewahrende Hand mich leitete.

Wir gingen nun zu Fuß, neue junge Soldaten, und marschierten in Richtung Stjerlitamak, das 120 Kilometer von Ufa entfernt ist, in südwestlicher Richtung. Als Militär hatten wir das Recht, wo wir hinkamen, von den Bewohnern Verpflegung und zur Nacht Schlafgelegenheit zu verlangen, ohne dafür zahlen zu müssen.

So wanderten wir frohgemut und sorgenlos von einer Ortschaft zur anderen und erkundigten uns nebenbei bei den Bewohnern über die Bewegungen unserer Mannschaften, wodurch wir feststellen konnten, dass wir langsam denselben näher kamen. Nach acht Tagen unseres Marsches kamen wir in Stjerlitamak an, und hier konnten wir uns zu unserer Freude mit den Kameraden unserer Kompanie wiedervereinigen. Wir hatten sie eingeholt.

Es wurde Frühling, und die Schneeschmelze setzte ein. So wurde der Weitertransport auf den einfachen Fuhrwerken, die die Bewohner der Dörfer für uns stellen mußten, immer schwieriger. Die Vorwärtsbewegung ging nur sehr langsam vonstatten. Aber wir kamen weiter und weiter, und nunmehr in Richtung auf die Stadt Busuluk. Der Feind, die Rote

Garde, zog sich langsam zurück und unsere Truppen folgten ihr auf den Fersen. Aber es kam jetzt schon mehrere Tage lang zu keinen Kampfhandlungen.

In einem großen Russendorf mußten wir wieder die Fuhrwerke wechseln. Jeder der unseren mußte sehen, wie er allein mit der Sache fertig wurde, weiterzukommen. Zu Fuß war es nun in der Schneeschmelze fast unmöglich. Am besten konnten wir uns nun reitend, auf den Rücken der Pferde, vorwärtsbewegen. So ging ich nun auf einen Bauernhof, es war gegen Abend, und forderte den Wirt für den nächsten Morgen ein Pferd und einen Begleiter, der auf einem zweiten Pferd mich bis zum nächsten Dorf begleiten sollte. Die Bauern waren müde und unzufrieden, dieses Geschäft mit der Weiterbeförderung des Militärs nun fast ohne Unterbrechung tun zu müssen. Die Pferde würden dabei zu Grunde gerichtet, besonders jetzt, wo das Futter so knapp sei, und für die Bauersleute verbliebe keine Zeit, die Wirtschaft in Ordnung zu halten und sie für die nun kommende Aussaat vorzubereiten.

So argumentierte nun auch der Wirt und schimpfte über den unseligen Bruderkrieg, der das Land an den Abgrund bringe. So kamen wir in ein Gespräch, wobei ich zu meiner großen Überraschung wie beiläufig vom Wirt erfuhr, dass die große Wassermühle am Tock-Fluß nur etwa 20 Kilometer von hier entfernt sei. Das ist ja die Mühle, sagte ich mir, die zur Ansiedlung Neu-Samara gehört. Also sind wir nun gar nicht mehr weit ab von meiner früheren Heimat, die ich weit entfernt wähnte. Ich wußte, dass wir auf dem Wege, nach Busuluk hin, auf dem wir uns befanden, an der Ansiedlung vorbei mußten. Doch dass wir so nahe an sie herankommen würden, davon hatte ich keine Ahnung.

Dorthin, zu meiner einstigen Heimat, richtete sich nun mein ganzes Sehnen. Dorthin wollte und mußte ich nun, möge kommen, was da wolle. Kurz entschlossen ging ich nun zu Herrn Leutnant Saizew, dem Kommandanten unserer Kompanie, und bat ihn um Urlaub, da ich, wie ich geltend machte, meine Verwandten in der Nähe besuchen möchte. Der Herr Leutnant war mir sehr zugetan, da ich ja der Schreiber in seiner Kanzelei war. Zu meinem nicht geringen Staunen gab er mir für 5 Tage Urlaub und ließ mir einen entsprechenden Urlaubsschein ausstellen. Er wünschte mir Glück und gute Reise und entließ mich.

Nun war meine Freude übergroß, und am nächsten Morgen ließ ich von dem genannten Wirt ein Pferd satteln und ritt mit meinem Begleiter bis zum nächsten Dorf in Richtung Wassermühle. Dort im nächsten Dorf, entließ ich meinen Begleiter und wollte nun zu Fuß weiterwandern. Ich kam aber nur langsam vorwärts, da die Schneeschmelze so stark war, dass ich auf vielen Stellen durch tiefes Wasser waten mußte. Ganz müde und abgespannt kam ich zum nächsten Russendorf. Dort forderte ich wieder ein Reitpferd, das mir, da ich Militäruniform trug bewilligt wurde, freilich mit großem Widerwillen und mit Begleitung von Schimpfworten. So ritt ich denn weiter und kam glücklich zum nächsten Dorf.

Das Dorf hieß Kamenez und war das hinterste Dorf der Ansiedlung Neu-Samara, also schon ein mennonitisches Dorf. Es liegt als einziges Dorf der Ansiedlung hinter dem hohen Bergrücken, der parallel zum Tock-Fluß läuft, etwa in einer Entfernung von 5 Kilometer von der genannten Wassermühle, zu der ein Weg über diesen Bergrücken führt. In diesem Dorf fand ich Unterkunft bei Prediger Kornelius Klassen, der mir für ein paar Tage Herberge in seinem Hause gab, da, wie er sagte, der Tock-Fluß überschwemmt sei und

man warten müsse, bis das Wasser zurückgehen würde. Alsdann würde er mich weiterbefördern.

Aber ich war nun wieder auf Neu-Samara, in meiner gewesenen Heimat, und hier fühlte ich mich geborgen, obwohl im Feindesland, denn hier waren schon die „Roten“, die Bolschewiken, an der Regierung. Ich hatte also, ohne dass ich es wußte, die Grenze zwischen Weiß und Rot überschritten, und die Schneeschmelze war meine Rettung gewesen, denn sonst wäre ich sicherlich als Feind entdeckt worden, da ich ja die Koltschak-Uniform trug. Das war nun wieder ein Fingerzeig von der bewahrenden göttlichen Führung, für die ich so dankbar war.

Nach drei Tagen war das Wasser im Tock so weit zurückgegangen, dass das Hindurchfahren möglich war. und so spannte Herr Klassen seine Pferde vor die Droschke und fuhr mit mir zum Tock und durch die Niederung, die vom Tock-Wasser überschwemmt war. Wir kamen glücklich hindurch; und nun wollte ich Herrn Klassen nicht weiter bemühen, entließ ihn mit vielem Dank und ging den weiteren Weg zu Fuß, bis Krassikow, wo meine Verwandten, Jakob Koops (die Schwester meines Vaters mit ihrer Familie) lebten.

Wie groß war die Überraschung der Lieben, als ich mich ihnen zu erkennen gab. Und nicht kleiner war ihr Staunen, dass ich als Weißgardist zu ihnen hindurchgedrungen war, da hier ja die Rotgardisten an der Regierung waren, die ja im Kriege mit den Weißen standen. Nun gab es ein stürmisches Fragen und Antworten. Das Erzählen wollte kein Ende nehmen, da sie ja alle sehr viel von meinen Eltern und Geschwistern zu erfahren wünschten.

5. Wieder auf Neu-Samara

Also, ich war nun, nach sieben Jahren, wieder auf Neu-Samara und zwar in Krassikow, bei Onkel und Tante Jakob Koop und bei meinen Cousinen. Es war nun das Jahr 1919 und zwar Frühlingszeit. Wie früher stand auf dem Ende des Dorfes die große alte Windmühle, das Wahrzeichen Krassikows, die nun aber der schweren und unruhigen Zeit wegen nicht arbeitete. In einiger Entfernung von der Mühle stand das erste Haus des Dorfes, ein kleines Häuschen, das früher meine Großeltern, Heinrich Löwens, bewohnt hatten. Gar oft waren meine Eltern früher mit uns hier bei ihnen zu Besuch gewesen. Mein Großvater, der Vater meines Vaters und der Frau Koop, war ein freundlicher alter Herr, der für alles reges Interesse zeigte. Er war Sielenmacher. Das feinste Pferdegeschirr mit Silberbeschlag konnte er anfertigen, und dasselbe wurde zu jeder Zeit sehr begehrt.

Nebenbei war mein Großvater Homöopathiker. Für jedes Gebrechen und jegliche Krankheit wußte er Linderung zu schaffen und wurde sehr besucht, insonderheit damals, als die Ansiedlung noch keinen Arzt hatte. Wenn aber jemand dennoch einen Arzt brauchte, dann mußte derjenige ungefähr 20 Kilometer weit nach Jaschinko fahren, wo der nächste Arzt seine Praxis hatte.

Koops hatten drei erwachsene Töchter, Liese, Maria und Tina. Sie waren meine Cousinen. Auch ein Sohn war da, der Hans, der einige Jahre jünger war. Maria war in meinem

Alter, und da wir gleiche Interessen für alles hatten, kamen wir uns geistig immer näher. Oft arbeiteten wir zusammen auf dem Hof oder im Garten und sie fand immer ein Gesprächsthema, über das wir uns unterhalten konnten.

Mit den Cousinen zusammen haben wir oft gesungen und musiziert und an den Sonntagen gingen wir mitunter zu Fuß zur Kirche nach Lugowsk, wozu wir durch ganz Podolsk und auch durch Lugowsk wandern mußten, ein Weg von nicht weniger als 6 Kilometer.

Mit Hans zusammen bearbeitete ich die Wirtschaft, da Onkel Koop Schuster war und nicht viel Zeit für die Wirtschaft übrig hatte. Da waren noch andere Geschwister meines Vaters, nämlich Onkel Peter und Tante Anna. Onkel Peter war noch Junggeselle, obzwar er nicht mehr ganz jung war. Und Tante Anna hatte sich als ältere Jungfrau mit einem Witwer, Kornelius Klassen, verheiratet.

Großvater lebte nun nicht mehr. Er war vor einigen Jahren gestorben. Aber Großmutter lebte noch und war aus ihrem kleinen Häuschen zu Koops auf Nachbarschaft herübergebracht worden, wo sie jetzt wohnte. Aber sie hatte einen schweren Schlaganfall gehabt und war gelähmt und ans Bett gebunden. Sie konnte ihre Glieder nicht mehr gebrauchen und mußte sogar gefüttert werden. Sehr schwer war es, sie aus dem Bett zu heben, wenn sie den beiseite stehenden Lochstuhl für ihre Bedürfnisse brauchen mußte, da sie ein großer und schwerer Körper war. Ihre Pflege fiel mir mitunter zu, wenn Koops mal für einige Stunden das Haus verlassen mußten. Da merkte ich, welch ein schweres Los der Tante Koop und ihrer Familie mit der Pflege der alten Mutter und Großmutter zugefallen war.

Onkel Peter erlebte auch etwas sehr Schweres in der Zeit, während ich bei Koops wohnte. Er war bei Klassens, seiner Schwester Anna, untergebracht, die in ihrem größeren Hause mehr Raum für ihn hatten, als Koops. Eines Tages wollte er nach Iwanowka, einem größeren Russendorf mit einem Markt, fahren, wohl, um einige Einkäufe für sich und vielleicht auch für Klassens zu machen. Bereitwillig stellte Onkel Klassen ihm seine beiden besten Pferde und die Droschke zur Verfügung. Die etwa 10jährige Tochter Agatha, ein gesundes und lebensfrohes Mädchen aus Onkel Klassens erster Ehe, wollte gerne mit Onkel Peter mitfahren, was ihr denn auch gewährt wurde.

Frohgemut fuhren sie vom Hof und dem Tock-Fluß zu, der überquert werden mußte. Der Fluß hatte aber keine Brücke, Statt dessen hatte man im Fluß eine sehr flache Stelle gefunden, wo ein Pferdegespann mühelos hinüberwechseln konnte. Onkel Peter und die Zehnjährige kamen zu dieser Stelle und merkten bald, dass der Fluß Hochwasser hatte. Auch die Pferde merkten es und stießen in die Halssielen. Sie wehrten sich, ins Wasser zu steigen. Dadurch wurde Onkel Peter unsicher. Er stand im Wagen auf und trieb die Pferde an. Er war kein geübter Fahrer.

Als die Pferde dann doch ins Wasser gingen und, wie Onkel Peter meinte, zu weit nach links drehten, zog er an der Leine, um auf die richtige Fahrlinie zu gelangen. Aber in seiner Verwirrung zog er den falschen Zügel, und so drehten die Pferde noch weiter nach links. Dort fiel der Flußboden aber steil ab, und die Pferde fielen ins tiefe Wasser und mußten beide ertrinken, da sie mit den Sielen am Wagen fest waren und sich so nicht heraus retten konnten. Die Droschke legte sich auf die Seite und auch Onkel Peter und die kleine Agathchen gerieten ins tiefe Wasser.

Mit Mühe und Not rettete Onkel Peter sich an das noch nahe Ufer. Aber von der Kleinen war keine Spur. Ringsum war keine Menschenseele und Onkel Peter konnte nicht schwimmen, dass er sie vielleicht noch hätte retten können.

Die kleine Agatha wurde erst am Tage nach dem Unglück gefunden mit Hilfe einiger Baschkyren, und auch erst nach vielem Tauchen und suchen, als ein Reiter ins Dorf geschickt wurde, der ein Brot heranbringen mußte, das die Baschkyren vorsichtig aufs Wasser legten, das Brot schwamm auf dem Wasser, und jedesmal, nachdem es sich drehte, tauchte auf der Stelle ein Baschkyre unter.

So konnte nach einigem Drehen endlich die Leiche der Kleinen aus dem Wasser hervorgeholt werden. Sehr viele Menschen und auch ich standen am Ufer und waren Zeugen dieses Ereignisses. Das Brot dreht sich nämlich, wo der Flußboden unten eine Senkung oder ein Loch hat. Die Strömung des Flusses schwimmt die Leiche bis zu so einer Senkung, wo dann die Leiche liegen bleibt. So läßt sich dieser anscheinend geheimnisvolle Vorgang sehr leicht erklären.

Das war für Onkel Peter wohl die schwerste Erfahrung seines Lebens, und er hat bitterlich geweint. Auch für Klassens, die neben ihrem lieblichen und blühenden Töchterlein auch ihre beiden besten Pferde verloren hatten, ja, wohl auch für ganz Krassikow, war das ein äußerst schweres Erleben, und auf dem großen Begräbnis der kleinen Agatha, dem sehr viele Trauergäste beiwohnten, wurden viele, viele Tränen geweint.

In der ersten Zeit meines Weilens in Krassikow hatte ich einige Schwierigkeiten, denn die Behörden hatten anscheinend Wind davon bekommen, dass ein Weißgardist in Krassikow weilte. So mußte ich anfänglich im Versteck bleiben und wurde auch einigemale mitten in der Nacht geweckt und mußte irgendwohin verschwinden, denn es wurde gemunkelt, dass die Roten nach diesem Weißen suchten. Bald aber legte sich die Unruhe und die Furcht, und ich konnte mich frei in der Ansiedlung bewegen. Bin nie von irgend einer Seite belästigt worden.

Die Rotgardisten bekamen bald die Übermacht über die Weißen, da das Volk müde war vom Krieg, Kapitalismus und Monarchie, und es sich nun von den Roten, die ihnen die süßesten und verlockendsten Versprechungen machten, die Befreiung aus der „Sklaverei“ erhofften. Es, das Volk, gewährte nun den vermeintlichen Befreiern die volle Unterstützung, und so konnte die Rote Armee sich neu organisieren und alsbald siegreich vorgehen.

Die Roten warfen nun mit aller Wucht die Weißen zurück und verfolgten die fliehende und sich auflösende Weiße Armee bis weit in Sibirien hinein. Bis die große Weiße Armee vernichtet war und nur wenige Tapfere sich retten konnten.

Admiral Koltschak soll, wie verlautete, in Omsk hingerichtet worden sein. Atamann Anjenkow rettete sich mit seinen Getreuen nach China. Das war das Ende des so tragischen Dramas, dem nur wenige Jahre später die unaussprechlich grausame Terrorherrschaft des Grusieners Joseph Dshugaschwil-Stalin folgen sollte.

So mußte ich ungefähr ein Jahr und sechs Monate auf Neu-Samara verweilen, bis die Wellen des Bürgerkrieges sich legten und ich nach Hause fahren konnte.

Ganz überwältigt war ich von dem Wunder der Göttlichen Bewahrung, die ich erleben durfte, während unsere Weiße Armee, mit der ich mich doch mit Leib und Seele verbunden fühlte, zu meinem großen Leidwesen aufgerieben wurde. Noch heute beuge ich mich in ehrfurchtsvollem Staunen vor dem Herrn und bin ihm so dankbar für seine beschützende Hand über mir persönlich in jener so aufgewühlten Zeit.

6. Endlich wieder daheim in Sibirien

Nun war ich wieder Zuhause bei meinen Eltern und Geschwistern. Bald arbeitete ich wieder wie früher in der Wirtschaft und mußte vieles nachholen, was versäumt worden war. Es war nun Herbst 1920 und ich war 22 Jahre alt.

Bald wurde ich krank, da der Typhus wütete und schon viele Opfer gefordert hatte. Ich bekam ebenfalls Typhus, aber es war bei mir nicht lebensgefährlich. Ich durfte bald wieder genesen.

Während dieser, meiner Krankheit besuchte mich zu meiner Freude Fräulein Helena Löwen für einige Minuten, und wir wurden uns erneut klar darüber, dass wir uns liebten und dass wir zusammen gehörten.

Mein Vater sah nun ein, dass er an mir etwas versäumt hatte. Er wollte nun versuchen, es nachzuholen, und schickte mich nach Slawgorod, wo ein Pädagogischer Kursus von Lehrer Franz Franzewitsch Fröse und einigen russischen Lehrern geboten werden sollte. Trotz meiner schwachen Vorbildung - ich hatte nur die Dorfschule besucht - mischte ich mich unter die Lehrer, die schon jahrelange Praxis hatten und die nun ihre pädagogischen Kenntnisse erweitern wollten. Ich hatte keine Idee was Pädagogik war und in sich schloß; aber ich war begierig nach mehr Wissen und Bildung, so dass ich wohl der aufmerksamste Student war. Mit Heißhunger nahm ich auf, was auf diesem Kursus geboten wurde.

Der Kursus dauerte einige Wochen und war für mein späteres Leben mir eine große Hilfe

Zu Hause kam ich nun mit Frl. Helena Löwen öfter zusammen. Und ein Jahr später, am 6. Oktober, 1921, feierten wir die Hochzeit.

Es war in der Depressionszeit, wo das Geld den Wert verlor und die Kaufläden sozusagen leer waren. Fast nichts konnte man kaufen und mußte für jede Kleinigkeit hohe Geldsummen zahlen. Daher war es nur eine kleine Hochzeit in dem Gastzimmer der Eltern meiner Braut. Nur die nächsten Verwandten und Freunde wurden dazu eingeladen. Mein Vater hielt die Vorrede und Prediger Heinrich Löwen, der Cousin meiner nun werdenden Frau, vollzog die Trauhandlung.

Nachher gab es ein einfaches aber kräftiges Mahl. Und ein Gitarren- und Violinkonzert, das ich auf der Violine leitete, brachte einige Musikstücke. Es war eine kleine, einfache, aber sehr schöne Hochzeit.

Nun waren wir verheiratet. Die erste Zeit wohnten wir bei meinen Eltern in der Sommerstube.

Nun ergab es sich, dass in Slawgorod wieder ein Lehrerkursus eröffnet wurde, und zwar für alle Lehrer des Slawogoroder Kreises, um sie in ihrem Lehrerberuf zu vervollkommnen. Wieder bot Vater mir die Möglichkeit, den Kursus zu besuchen. Und nun hatte ich schon eine kleine Vorbildung in Pädagogik , so dass es mir nicht mehr so schwer war, den Vorlesungen zu folgen. Ein großer Saal war gemietet, und der war ganz voll besetzt von den vielen Lehrern. Der Kursus dauerte einen Monat. Am Abschluß des Kurses erhielt ich ein sehr gutes Zeugnis von den Professoren und wurde als Lehrer der Volksschule staatlich anerkannt.

Während der Zeit des Kurses wohnte meine Frau bei ihren Eltern. Und als ich zurückkam, wohnten wir daselbst noch für einige Zeit. Bis wir eine Wohnung fanden bei Jakob Dücks, die ein ziemlich geräumiges Haus hatten und uns ein Ende desselben abtreten konnten, während sie selbst auf dem anderen Ende wohnten. Es war das auf Nachbarschaft zu meinen Eltern. Es war Herbst, und die Erntezeit war vorüber. Der rauhe Herbstwind trieb die großen runden abgetrockneten Büsche eines Krauts, das man „Kurrei“ nannte und das ziemlich hoch und breit wuchs, in großer Anzahl über die grauen Stoppelfelder.

Nun kam meiner Frau und mir der Gedanke, diese Büsche zu sammeln und als Brennmaterial für den Winter nach Hause zu fahren. Der Schwiegervater erlaubte uns, seine Pferde vor den Leiterwagen zu spannen, und wir fuhren aufs Feld. Die vielen Büsche rollten an uns vorbei. Wir griffen danach, und es dauerte gar nicht lange, bis wir den Wagen vollgeladen hatten. So fuhren wir einige Wagen voll dieses Krauts nach Hause, stapelten es zu einem ansehnlichen Haufen auf, und nun hatten wir für den ganzen Winter über genug Brennmaterial für Küche und Haus.

Während dieser Arbeit auf dem Feld merkten wir, dass da, wo in der Erntezeit der gemähte Weizen aufgeschichtet war, um ihn für das Dreschen nach Hause zu fahren, ansehnliche Häuflein vom Regen aufgeweichten und stockigen Weizens zwischen den Stoppeln lagen, die Mäuse hatten den Weizen, der aus den Ähren verschüttet war, zusammengetragen. Da zu der Zeit große Teuerung war und die Eßprodukte sehr knapp waren, besonders in den Russendörfern, wo stellenweise große Not war, so kamen meine Frau und ich auf den Gedanken, diesen stockigen Weizen aufzulesen, zu trocknen und zu reinigen, und ihn nach Slawgorod auf den Markt zu fahren. Der Gedanke kam uns selbst töricht vor, da der Weizen sehr roch und wohl bereits mehr als zur Hälfte an Nährwert verloren hatte. Aber es drängte uns, einen Versuch zu machen.

So nahmen wir Eimer und Säcke und gingen wieder aufs Feld. In gar nicht langer Zeit hatten wir etliche Säcke vollgefüllt. Und als wir diesen Weizen gut getrocknet und auf der Putzmühle etliche Male gereinigt hatten, hatten wir zwei Säcke voll schweren Weizens, dem es nicht mal gut anzusehen war, dass wir ihn den Mäusen entrissen hatten. Und in Slawgorod auf dem Markt hatten wir ihn sehr schnell verkauft, denn die Russen rissen sich förmlich danach. Und für das Geld, das der Weizen einbrachte, konnten wir zu unserm maßlosen Staunen alles kaufen, was wir in unserm Haushalt benötigten. Das war wieder ein Wunder vor unsern Augen. Wir sahen, dass Gott in dieser knappen Zeit so herrlich für uns sorgte.

In der Adventszeit - wir waren nun schon über ein Jahr verheiratet - sah meine Frau ihrer Niederkunft entgegen. Und gerade am ersten Weihnachtstag, den 25. Dezember, 1922, erblickte unser erstes Töchterlein Mariechen das Licht der Welt. Es war ein zierliches Baby, und wir hingen mit inniger Liebe an dem kleinen Ding, das denn auch prächtig gedieh an der Mutterbrust.

Ich hatte mir Lehrbücher angeschafft und verbrachte den Winter mit Selbststudium, da mein Drang nach mehr Bildung immer noch nicht erschöpft war.

Den nächsten Sommer wurde mir von der Belegschaft einer mennonitischen Dampfmühle in Slawgorod eine Lehrerstelle angeboten. Ich sollte die Kinder der Mühlenarbeiter unterrichten. Das Angebot kam mir gelegen, da ich wünschte, in einer kleineren Schule mich in

den Lehrerberuf einzuleben und Praxis zu sammeln. So bereiteten wir uns vor und siedelten rechtzeitig über nach Slawgorod. Wir fanden Quartier im Hause eines jungen Ehepaars Heinrich Unruh.

Als aber die Zeit des Unterrichts näher rückte, erkrankte unser Töchterlein an Diphtiritis, wozu sich auch bald noch Krupp gesellte, eine schwere Kinder-Halskrankheit, die selten ein Kind überlebt. Die Kleine rang nach Luft und wurde so krank, dass wir mit Sterben rechneten. Wir wollten sie aber nicht abgeben und beteten inbrünstig zu Gott, dass Er sie heilen und uns erhalten möge. Die Krankheit verschlimmerte sich aber mit jedem Tag, und meine Frau und ich mußten abwechselnd Tag und Nacht an dem Bettchen der Kleinen wachen.

Eine Frau Voth, eine ausgebildete Schwester und Hebamme, deren zwei Töchter auch bei mir zur Schule gehen sollten, nahm sich nun liebevoll unseres Töchterleins an. Sie verordnete, gekochten Hafer in kleinen schmalen Säckchen so heiß wie möglich dem Kind um den Hals zu legen. Das war für die Kleine eine nicht geringe Qual. Die zarte Haut am Hals des armen Würmleins verbrannte förmlich und fing an abzuschälen, aber das Atmen wurde dadurch etwas erleichtert. unsere Herzen bluteten beim Anblick der furchtbaren Leiden unseres geliebten Kindes, und wir rangen mit Gott um Erleichterung und um die Erhaltung ihres jungen Lebens.

Die Zeit des Unterrichts rückte heran, aber ich konnte unmöglich jetzt das Kind meiner Frau allein überlassen, zumal sie, die Frau, hoch schwanger war und ihr zweites Kind erwartete. So bat ich die Schulbehörde um Aufschub und Geduld.

Über eine Woche lang rang die kleine Mariechen zwischen Tod und Leben und wir mußten jede Minute darauf gefaßt sein, dass sie ihr junges Leben aushauchen könnte. Dann aber kam Erleichterung und die Krise schien gebrochen zu sein. Aber die Krankheit hatte den kleinen Körper so sehr geschwächt, dass wir auch jetzt noch stets damit rechnen mußten, dass ein Rückfall eintreten könnte.

Am 25. November, 1923, als die Kleine 11 Monate alt war, kam das zweite Kind an, ein Söhnchen, das wir nach meinem Vater Jakob nannten. Und nun war es für mich erst recht unmöglich, mit dem Unterricht in der Schule zu beginnen. Die Eltern meiner Schüler wurden unruhig und unwillig, dass ihre Kinder ohne Unterricht bleiben mußten, wo andere Schulen längst mit dem Unterricht begonnen hatten. Aber da war nichts zu machen. Meine Frau hatte es jetzt doppelt schwer, weil sie jetzt zwei Kinder zu pflegen hatte, ein sterbenskrankes und ein eben geborenes. So mußte ich ihr zur Seite stehen und ihr helfen, die schwere Last zu tragen. Sehr langsam nur, äußerst langsam, erholte die kleine Mariechen sich.

Darüber wurde es Weihnachten, und das neue Jahr 1924 kam heran. Für meine Frau war die Last zu schwer geworden. Sie begann nun zu kränkeln.

Aber nun konnte ich nicht länger zu Hause bleiben. Zu viel Zeit war schon verstrichen, in der die Schüler auf den Unterricht warten mußten. Ich eröffnete nun den Unterricht. Es waren 17 Schüler, die ich zu betreuen hatte.

Die Mutter meiner Frau kam nun nach Slawgorod und nahm die kleine Mariechen, die sich nun doch schon so weit erholt hatte, dass mit ihr die Fahrt gewagt werden konnte, mit sich nach Nr. 89, um sie in ihrem Heim zu pflegen und so meiner Frau Erleichterung zu schaf-

fen. Wir waren dem Herrn dankbar, dass er nun schon so weit geholfen hatte und die Kleine nun, wie es uns schien, außer Lebensgefahr war.

In der Schule machten wir nun Fortschritte. Ich bemühte mich, so viel wie möglich das Versäumte nachzuholen. Die Schüler waren aufmerksam und bald ging der Unterricht flott vonstatten. Es dauerte nicht lange, bis Lehrer und Schüler in Liebe und gegenseitiger Achtung miteinander verbunden waren.

Meine Frau erholte sich langsam, da sie jetzt nur den kleinen Jakob zu pflegen hatte. Nun konnte, da Gott unsere Gebete erhört und das Leben des kleinen Lieblings uns erhalten hatte, wieder Glück und Frohsinn bei uns einkehren.

Den Unterricht in der Schule dehnte ich bis in die Sommermonate aus, auf so lange, als ich ihn vorhin versäumt hatte. So ging uns für dieses Schuljahr kein Tag verloren, und als wir am Ende des Schuljahres in Gegenwart der Eltern der Schüler die Prüfung veranstalteten und die Eltern sahen und hörten, was ihre Kinder alles in diesem einen Jahr gelernt hatten, da schienen sie doch sehr befriedigt zu sein. So war denn nun „Ende gut, alles gut“.

Für den Rest der Sommermonate zogen wir nun wieder zurück nach Saratow, Nr. 89. Als wir nun die kleine Mariechen nach so langer Zeit wiedersahen, war sie dick, gesund und rotwangig. Aber sie wollte nichts von uns wissen und schmiegte sich ängstlich an ihre Großmutter. Das schmerzte uns Eltern; aber nach und nach gelang es uns doch, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie wieder für uns einzustimmen. Der kleine Jakob aber war bleich und mager. Er litt an Rachitis, der sogenannten englischen Krankheit, von der er sich erst nach Jahren erholte.

Es kam nun so, dass dieses Lehrerjahr ohne meinen eigentlichen Willen nicht nur mein erstes gewesen war, sondern auch mein letztes wurde, obzwar mein Vater sozusagen im Lehrerberuf aufgegangen war und auch ich der Meinung war, dass meine Eltern mich für diesen Beruf geboren hatten.

Mir kam nämlich ein Buch von Dr. Bilz, dem Gründer der berühmten Bilz Naturheilkunde, in die Hände, welches die Lehre der Doppelten Buchhaltung zum Inhalt hatte. Ohne mir weiter Gedanken darüber zu machen, fing ich an, es zu studieren. Und nun erschloß sich vor mir langsam eine neue Welt, die mich fesselte und mein starkes Interesse erregte. Und ebenso langsam trat der Lehrerberuf bei mir in den Hintergrund und es wurde mir klar, dass die Doppelte Buchführung mein Lebensberuf werden müsse.

Bald bot sich mir nun auch eine Gelegenheit, auch praktisch mich in diesem Beruf zu üben. Der Lehrer eines entfernt gelegenen Dorfes, ein Herr Heinrich Boldt, der auch ein geübter Buchhalter war, erbot sich, jungen Männern, die sich zu vervollkommnen wünschten, praktischen Unterricht in Buchführung zu erteilen.

Dorthin fuhr ich nun und mit mir noch zwei andere junge Männer unseres Dorfes, und Herr Boldt führte uns ein im Verlaufe zweier Wochen in die praktische Handhabung des Hauptbuches und der Hilfsbücher. Das war für mich ein großer Schritt vorwärts in dieser Richtung, zumal mir aus dem Bilz-Buch das italienische System der Buchführung nahegebracht worden war und Herr Boldt uns dagegen im amerikanischen System den praktischen Unterricht vermittelte. Beide Systeme habe ich in meinem Leben handhaben müs-

sen (und zwar, nebenbei bemerkt, in Deutsch, in Russisch und in Spanisch), so dass mir dieser Unterricht bei Herrn Boldt eine große Hilfe wurde.

Es war nun das Jahr 1924. Als Folge des Bürgerkrieges und der Hungerjahre hatte sich die Typhus-Krankheit über ganz Rußland ausgebreitet. Sehr viele Menschen starben an dieser schleichenden Krankheit, so dass es, namentlich im Winter, in der gefrorenen Erde fast nicht nachzukommen war, all die Gräber zu graben. Vielerorts wurden die Gräber unten erweitert mit Nischen an jeder Seite, so dass drei oder auch mehr Leichen in ein Grab gelegt werden konnte. Auch viele Kinder starben an Diphtiritis und an andere Krankheiten.

So erkrankte auch mein Vater. Und, obwohl Mutter sich alle Mühe gab, ihn zu pflegen, konnte er sich nicht mehr erholen. Er wurde schwächer und schwächer, und am Tage der Krise starb er. Das war für uns alle ein schwerer Verlust und wir haben sehr um ihn getrauert. Er hat sein Leben nur auf ungefähr 54 Jahre bringen können.

Und, sein Andenken ehrend, möchte ich an dieser Stelle nochmals erwähnen, dass Vater in seinen letzten Lebensjahren viele Gedichte geschrieben hat. Als Jugendleiter in der Gemeinde schrieb er Deklamatorien, die er mit der Jugend übte und öffentlich vortrug. Und als Dirigent des Jugendchores dichtete er Lieder, vertonte sie und sang sie auf Gesangabenden mit seinem Chor.

Niemals war er untätig. Wenn ihm in schlaflosen Nächten oder Nachtstunden ein Gedicht kam, dann stand er auf und schrieb es, da im halbdunklen Raum nur Kreide zu finden war, an die Zimmertür, um es beim Anbruch des nächsten Tages nicht zu vergessen. Leider ist in den unruhigen Revolutions- und Umbruch Jahren nach Vaters Tode all sein vielseitig geschriebenes Material verloren gegangen. Nichts konnte gerettet werden.

Vaters Name ist verschollen. Seine Stätte kennet ihn nicht mehr, wie der Psalmsänger sich mehrmals ausdrückt.

Nach Vaters Tode erkrankte auch Mutter schwer an Typhus, so dass tagelang auch ihr Leben sozusagen am seidenen Faden hing. Nach wochenlanger Krankheit wurde sie dann aber doch dem Leben wieder zurückgegeben. Sie konnte wieder gesund werden.

Nun bot sich mir eine Gelegenheit, in der Buchführung mich mehr zu vervollkommnen. Der große Verband der Konsumgenossenschaften des Slawgoroder Kreises veranstaltete einen einmonatigen Kursus für die Buchführer der vielen Genossenschaften. Diesen Kursus durfte auch ich besuchen; und nach einem Monat durfte ich ihn als Buchführer „Erster Kategorie“ beendigen.

Nun war ich anerkannter Fachmann in der Buchführung. Und nun bekam ich Anstellung in der Silberfelder Konsumgenossenschaft in unserem Nachbardorf, Nr. 86. Die Arbeit war mir eine Lust; und die Instrukteure des Genossenschaftsverbandes, die von Zeit zu Zeit die Genossenschaften inspektierten, und die dabei auch immer Einblicke in die Buchführung machten, waren mit meiner Arbeit sehr zufrieden. Auch mußte ich monatlich die Abrechnungsberichte unserer Genossenschaft dem Verband in Slawgorod zuschicken. Die ganze Arbeit der Buchführung wurde in russischer Sprache getätigt.

Wir, meine Frau und ich, lebten uns in Silberfeld, Nr. 86, schnell ein. Es ging uns daselbst bald sehr gut. Eines Tages kamen Vertreter der Dorfs-Jungend zu uns und baten mich, einen Gesang-Chor zu organisieren. Obzwar ich mit meiner Arbeit voll beschäftigt war, kam ich doch der Bitte der Jugend entgegen. Bald hatten wir einen ansehnlichen Chor,

und es wurde mit großer Begeisterung gesungen. Mitunter sangen wir in der Kirche und oft bei später Nachstunde bei den Kranken des Dorfes an den Fenstern.

So zogen die Jahre an uns vorüber. Mit der Machtübernahme Stalins wurde es unruhiger. Die antireligiöse Propaganda setzte ein, und den Predigern und bald auch den Lehrern, die noch den Religionsunterricht beizubehalten wünschten, wurde das Stimmrecht entzogen. Damit kamen die Betreffenden auf die Schwarze Liste, die dann später inhaftiert und in die Verbannung geschickt wurden.

Dasselbe Los traf auch die mehr Bemittelten in der Kampagne der Entkulakisierung. Darum verließen viele Siedler Hab und Gut und Heimat und zogen hinüber nach dem fernen Kanada. Auch die Eltern meiner Frau verkauften anno 1926 was noch zu verkaufen ging und machten die große Reise über den Ozean.

Da ich aber als angesehener Regierungsangestellter eine gesicherte Zukunft zu haben glaubte und der Meinung war, dass ich Verbannung und dergleichen nicht zu fürchten brauchte, so wollte ich meinem Beruf treu bleiben und hatte nicht die Neigung, auszuwandern.

So kam das Jahr 1929 heran. Unsere Familie hatte sich inzwischen vergrößert. Zu den zwei Kindern, Mariechen und Jakob, waren noch zwei andere, Abram und David, dazugekommen, so dass unsere Familie nun bereits 6 Personen zählte. Ich war 31 Jahre alt.

Im Sommer dieses Jahres berief der Genossenschaftsverband alle Buchführer der Konsumgenossenschaften zu einer Informationssitzung nach Slawgorod. Mit vielen jungen Männern, alles Kollegen, begab auch ich mich nach dort, um an den Sitzungen teilzunehmen.

In der Abendpause traf ich mich in den langen Gang des Verbandsgebäudes mit mehreren dieser Kollegen. Zu uns gesellte sich auch ein Instruktor des Verbandes, ein Genosse Djimitrow. Bald fing er an, Gott und den Glauben der einfachen Leute an einen solchen zu verspotten und sich darüber zu erheitern. Er pries den Atheismus als die letzte Errungenschaft der Wissenschaft.

Die Kollegen hörten ihm aufmerksam zu ohne irgend eine Stellungnahme. Mich beunruhigte diese freche Herausforderung des Instruktors. In seinen Redeschwall hinein fragte ich ihn wie beiläufig: „Genosse Djimitrow, können Sie sie beweisen, dass es keinen Gott gibt?“ Der Instruktor stutzte. Mit so einer Frage von seiten der Regierungsangestellten hatte er anscheinend nicht gerechnet. Dann fragte er gereizt: „Und Sie können beweisen, dass es einen Gott gibt?“ „Nein“, sagte ich, „ich kann es nicht beweisen, aber Sie können auch das Gegenteil nicht beweisen“. Damit war die Unterhaltung abgebrochen, und die Anwesenden verliefen sich, ein jeder in sein Schlafzimmer.

Nur wenige Tage nach diesem Gespräch erschien in der Tageszeitschrift „Stepnaja Prawda“ ein längerer Artikel, geschrieben von einem der Vorgesetzten des Verbandes - ich kannte ihn persönlich als einen überzeugten Funktionär der Kommunistisch-Atheistischen Partei. Der Artikel begann mit der lakonischen Bemerkung: „Der Buchführer der Silberfelder Konsumgenossenschaft, Genosse Löwen, ist tief überzeugt, dass es einen Gott gibt.“. Mit giftigen Worten erhitzte der Schreiber des Artikels sich über die „Rückständigen“, die noch an das Altweiber-Märchen von einem Gott im Himmel glauben. Be-

sonders die Regierungs-Organisationen müßten endlich von solchem Gesindel gesäubert werden.

Nun wußte ich, was ich zu tun hatte. Mir wurde es plötzlich klar, dass ich verschwinden müsse. Denn auch die Regierungsangestellten sind vor Zuchthaus und Verbannung keineswegs sicher und immun. Das hatten die Kommunisten in ihren großen Säuberungsaktionen bereits zur Genüge bewiesen.

Schnell wurde ein kleiner Ausruf veranstaltet. Wir konnten unsere Habseligkeiten noch einigermaßen gut verkaufen. Und am 20 August des Jahres 1929 brachen wir mit noch einer Familie unsres Dorfes auf in Richtung Moskau, mit dem Ziel, nach Kanada zu gelangen.

In dem Moskauer Vorort Perlowka fanden wir Quartier. Dort waren schon etliche Familien, die ebenfalls um die Pässe nachsuchten und auch nach Kanada wollten. Und, wie gerufen, kamen nun bald viele Familien aus allen Teilen Rußlands nach Moskau, nicht nur Mennoniten, sondern auch Lutheraner und Katholiken, so dass mit der Zeit alle Quartiere in den Vororten Moskaus bis nach Kljasma hin besetzt waren. Es war das die große Auswanderungsbewegung des Jahres 1929, in der ungefähr 14.000 Personen sich um Moskau versammelten und bei der Sowjetregierung die Ausreiseerlaubnis beantragten.

Davon ist in unseren mennonitischen Blättern schon vieles geschrieben worden. Auch das Buch „Vor den Toren Moskaus“, in deutsch geschrieben und ins Englische übersetzt, hat diese Episode zum Inhalt.

Die Regierung verweigerte lange Zeit die Ausstellung der Pässe. Als aber das Drängen der so vielen Tausenden immer intensiver wurde, sahen die Behörden sich endlich gezwungen, nachzugeben, und es wurde mit der Ausstellung der Pässe begonnen.

Ein Transport wurde zusammengestellt und nach Leningrad geschoben, von wo derselbe glücklich über Kiel nach Deutschland gelangen konnte. Auch ein zweiter Transport wurde formiert, in welchem auch ich mich mit meiner Familie befand. Da aber anscheinend allerlei noch nicht geklärt war, wurde dieser Transport in einem Moskauer Vorortbahnhof auf das dritte Geleise geschoben und stehen gelassen. Wir warteten ungeduldig auf die Weiterfahrt, aber niemand schien sich mehr um uns zu bemühen. Wir wußten nicht, was man mit uns vorhatte. Ängstlich begannen wir, uns zu fragen, ob man uns schließlich auch der Grenze entgegenbefördern oder ob man uns am Ende zurück in unsere Heimatorte schikken würde.

Drei Tage saßen wir da auf dem dritten Geleise und warteten mit immer größerer Spannung, bis dann doch endlich eine Lokomotive vor unsere Viehwaggone geschoben wurde und der Zug sich langsam in Bewegung setzte. Wohin geht nun die Reise? fragten wir uns. Aber glücklicherweise gelangten wir auch, wie der erste Transport, nach Leningrad.

Nun hatte aber die Kanadische Regierung für so viele Flüchtlinge die Einreise gänzlich gesperrt, so dass wir in Leningrad aufgehalten wurden und nicht weiter konnten. Und diese Einreisesperre Kanadas bewirkte nun, dass auch Deutschland nicht willens war, uns aufzunehmen, da Deutschland durch den Krieg so schwer gelitten hatte und wirtschaftlich sozusagen zugrunde gerichtet war. So fühlte sich Moskau nun gezwungen, um die Plagegeister vor ihren Türen loszuwerden, die Rückbeförderung der Tausende in ihre Heimatorte anzuordnen, was denn auch mit großem Eifer durchgeführt wurde. Herzzerreißende

Szenen spielten sich dabei ab. Viele Familienhäupter wurden in die Gefängnisse gesteckt und die Familien wurden abgeschoben. Erst nach geraumer Zeit wurden auch die Inhaftierten ihren Familien nachgeschickt. So wurden in ein paar Wochen ungefähr 9.000 Personen von Moskau in ihre Heimatorte zurückbefördert.

Und wir in Leningrad, in das frühere Sowtorgflott-Gebäude untergebracht, mußten all unser Geld abgeben und wurden dafür eine Woche lang verpflegt. Dann wurde die Verpflegung abgeschnitten und wir, nun ohne Geld, mußten in unserer Not Wertsachen, Betten und Kleider zum Markt tragen und für billiges Geld verkaufen, um uns dann auf dem Markt kaufen zu können, was wir zum Unterhalt des Lebens benötigten. Dunkel hing die Zukunft vor uns. Wir hatten nicht viel Sachen zu verkaufen. Was würde werden, wenn wir nichts mehr haben würden um unsere Notdurft zu befriedigen?

Mittlerweile drang die Nachricht von der Moskauer Tragödie bis nach Deutschland vor. Und nun ließ unser Freund, Professor B. H. Unruh aus Karlsruhe-Rüppur einen dringenden Appell in ganz Deutschland ergehen um Hilfe für die in Moskau gestrandeten Flüchtlinge. „Brüder in Not“, hieß dieser Appell, und er fand einen weiten Widerhall in Deutschland. Auch drängte Herr Unruh mit Entschiedenheit die Deutsche Regierung in Berlin, den Flüchtlingen Einlaß in Deutschland zu gewähren, freilich für eine begrenzte Zeit, bis sich Türen in andere Länder öffnen würden, um die Gestrandeten weiterzubefördern. Das zu erreichen verpflichtete Herr Unruh sich, alles in seinen Kräften stehende einzusetzen.

Nun öffnete Deutschland seine Tore weit für die Bedauernswerten. Leider aber waren es nur noch ungefähr 5.000 Personen, welche sich noch um Moskau herum befanden, und die nun diese Hilfsbereitschaft Deutschlands für sich in Anspruch nehmen konnten. Die bereits Zurückgeschickten blieben davon ausgeschlossen.

Nun kam auch für uns in Leningrad die Stunde, in der auch wir- nach 3 Wochen Aufenthalt in dieser Stadt - die Reise nach Deutschland antreten durften. In den Dampfer „Alexey Rykow“ wurden wir eingeschifft, und nun ging es, zuerst durch den Finnischen Meerbusen und dann durch die Ostsee, bis wir nach 4 Tagen, vom 29. November bis zum 2. Dezember, wohlbehalten in Svinemünde, unweit Stettin, landeten.

Dort wurden wir von Deutschen Männern und Frauen freundlichst begrüßt und sehr herzlich aufgenommen, wurden mit einem kräftigen Mahl bewirtet und die Kinder wurden mit Süßigkeiten reichlich beschenkt. O, es tat so wohl! Wir fühlten jetzt, als seien wir aus weiter Ferne nach Hause gekommen.

Sodann ging es per Eisenbahn - wohlgemerkt! Auf einer deutschen Eisenbahn - nach Hammerstein in Ostpreußen, wo eine große Flüchtlingskaserne uns aufnahm, in der wir uns mit vielen Leidensbrüdern trafen, die von Moskau über Sebesh und durch das Rote Tor bereits vor uns hier eingetroffen waren.

Nun waren wir endlich frei und in einem freien Lande, das vor etwa 150 Jahren die Heimat unserer Vorväter gewesen war. Wir waren alle so überaus dankbar. Aber es setzte in unserem Lager nun ein großes Kindersterben an Diftheritis und Scharlach ein. Und, da wir für unsere Kinder fürchteten, meldeten wir uns mit noch anderen für eine Überführung nach Mölln in Lauenburg, unweit Hamburg, die uns von zuständiger Seite angeboten wurde. Hier kamen wir vor den Weihnachtsfeiertagen an und wurden vom Bürgermeister des Ortes, Herrn Dr. Gerd Wolf und seiner Frau, herzlich begrüßt und reich beschenkt.

In einer großen vierstöckigen früheren Unteroffizier-Vorschule wurden wir untergebracht, wo nachher noch weitere Transporte ankamen und wo wir alle uns unter der liebevollen und herzlichen Pflege der örtlichen Behörden bald sehr wohl und heimisch fühlten. Auch Herr Prof. B. H. Unruh war bald da uns hieß uns auf Deutschem Boden herzlich willkommen.

7. In Deutschland

Nun waren wir in Deutschland, wohin mein Sehnen immer gerichtet gewesen war. Wir wollten und durften aber nicht in Deutschland bleiben. Die Deutsche Regierung hatte uns, wie schon erwähnt, unter dem Vorbehalt aufgenommen, dass so bald wie möglich irgendwo in der Welt eine Heimstätte für uns gefunden werden sollte, um Deutschland, das durch den Krieg so schwer gelitten hatte, nicht zu lange zu belasten. Waren wir doch nun über 5.000 Personen, die auf Kosten des Deutschen Landes verpflegt werden mußten. Unser aller Ziel war ja auch Kanada, wohin wir so bald wie möglich weiterwandern wollten.

Und es wurde dringend mit der kanadischen Vertretung verhandelt. Die Herren Prof. B. H. Unruh, Prof. Harold Bender und Ältester David Töws waren unsere Mittelsmänner bei den Verhandlungen. Lange wehrte die kanadische Regierung sich, uns aufzunehmen. Als es dann doch endlich gelang, sie dazu zu bewegen, ging sie nur so weit, den ganz Gesunden nur Einlaß zu gewähren. Besonderes Gewicht wurde dabei auf Trachoma (einer chronischen Augenkrankheit) gelegt. Kein Trachom-Kranker durfte kanadischen Boden betreten. Auch andere Krankheiten, Tuberkulose, Kinderlähmungen, oder auch körperliche Gebrechen und geistige Behinderungen waren ein Hindernis, die Einreisegenehmigung zu erlangen.

Diese Maßnahme der kanadischen Regierung traf einen großen Prozentsatz der Flüchtlinge wie ein Keulenschlag. Waren doch nur wenig Familien (verhältnismäßig), wo alle Glieder ganz gesund waren. Wo ein Familienglied nicht gesund war, da mußte eben die ganze Familie zurückstehen.

Mit Mühe und Not gelang es unseren Mittelsmännern, noch zwei anderen Ländern die Bereitschaft abzuringen, Flüchtlingsfamilien aufzunehmen, die glücklicherweise keine Bedingungen stellten; es waren das die Südamerikanischen Länder Brasilien und Paraguay. Das letztere Land gewährte dazu großzügige Privilegien wie: Wehrfreiheit, Selbstverwaltung, Steuerfreiheit und andere. Nun wurden bald die Transporte abgeschoben, die Gesunden nach Kanada und die nicht ganz Gesunden nach Südamerika.

In unserer Familie war es meine Frau, die Trachoma hatte, weswegen wir von Kanada zurückstehen mußten. Da aber meine Frau ihre Eltern und Geschwister und ich viele Verwandte in Kanada hatten, so blieb unser Sehnen dorthin gerichtet. Unsere Wohltäter verschafften uns die Möglichkeit, dass meine Frau sich in Hamburg in einer Augenklinik die Augen ausheilen lassen konnte.

Und Prof. Unruh stellte uns mit noch anderen Familien, die ebenfalls auf Ausheilung warteten, in die sogenannte „Kanadische Ecke“. Damit wurde unser Abtransport hinausgeschoben, bis zu der Zeit, wenn die Ausheilung der Krankheiten vollendet war. So

schoben, bis zu der Zeit, wenn die Ausheilung der Krankheiten vollendet war. So durften wir vorläufig in Deutschland verbleiben, während die Anderen alle, ein Transport nach dem anderen, das Land verließen.

So kam es, dass wir als Familie ganze anderthalb Jahre in Deutschland verweilen mußten, und zwar die ganze Zeit im Flüchtlingslager Mölln. Für verschiedene Dienste wurde ich von Prof. Unruh angestellt, Buchführung für unsere Flüchtlingskasse, Seelenregistration, eine Zeit lang als Lagervorsteher und so weiter.

Im Jahre 1930 tage in Danzig die Zweite Mennonitische Weltkonferenz, zu der Herr Unruh eine Vertretung der Flüchtlinge entsandte, bestehend aus 3 Personen: Dr. Peter Dück, Herrn Abram Dück und meiner Person. Zwischen den Sitzungsstunden der Konferenz hatte ich Gelegenheit, mir die Stadt Danzig mit ihrem viele Jahrhunderte alten Dom und den Patrizier-Fachwerk-Häusern anzusehen. Und außerdem machten wir als ganze Konferenz zwei Ausflüge; einen per Schiff durch die große Danziger Bucht der Ostsee und den anderen mit Omnibussen nach Heubuden mit der großen Mennoniten-Kirche, dem Ort, wo einst unsere Vorväter gewohnt hatten, und nach der großen wuchtigen Marienburg, an der Weichsel. Das waren Erlebnisse, die für mich einen bleibenden Eindruck hinterließen.

Mit einer Gruppe Flüchtlinge machte ich ein andermal einen Ausflug nach Neumünster in Schleswig-Holstein, wo wir von Prediger Fritz Rienecker, dem Verfasser mehrerer theologischen Schriften, herzlich empfangen und mit einem Mahl bewirtet wurden. Auf dem Rückwege besuchten wir bei Bad Oldesloe den Menno-Stein, die Menno-Kate wo Menno einst gewohnt und seine Druckerei gehabt hat, und die Menno-Linde, die er persönlich gepflanzt hat und die heute ein riesiger Baum ist.

Und Berlin, die Hauptstadt der Deutschen, wollte ich sehen. Daher machte ich höchst eigenständig einen Ausflug dorthin, wo ich drei Tage lang herumwanderte und nicht müde wurde, mir all die Sehenswürdigkeiten der reichen und prächtigen Stadt anzusehen. Von Berlin machte ich dann noch einen Abstecher nach Leipzig, der Stadt der großen Dichter und Klassiker, wo ich noch einen weiteren ganzen Tag verweilte und ihre Schönheiten in mich aufnahm.

Auch verschaffte Herr Pastor Bruns von der Evangelischen Kirche Mölln mir eine Gelegenheit, nach Wernigerode am Harz zu fahren und zwar zu dem dort stationierten Missionsbund „Licht dem Osten“.

Daselbst lernte ich den damals noch lebenden Missionsdirektor, Herrn Jakob Kröker, der durch seine Schriften weit bekannt ist, kennen. Mit einem der Mitarbeiter des Missionsbundes, einem jungen freundlichen Herrn, durfte ich eine Fußwanderung durch das herrliche Harzgebirge machen. Nach einer Wanderung von etwa 20 Kilometer waren wir beim Brocken angelangt, dem 1142 Meter hohen Berg, welcher die höchste Erhebung des Harzgebirges ist, mit einem großen Berghotel auf seinem Gipfel. Wir versprachen uns von dort oben eine großartige Aussicht auf das ganze Harzgebirge und erstiegen ihn, was lange dauerte und ziemlich beschwerlich war. Zu unserm großen Leidwesen wurden wir mächtig enttäuscht, denn ein dichter Nebel senkte sich über den Gipfel des Berges und verhinderte jeglichen Ausblick.

Wir aßen zu Mittag in dem Brockenhotel, und resigniert schrieb ich folgende Verse in das Gästebuch:

„Wie tatst du mich locken, trotz Eis und Schnee,
du ruhmvoller Brocken zu deiner Höh'!
Nun ist es gelungen, nun bin ich hier.
Wovon man gesungen, das such' ich bei dir.
Indes ist gestillet mein Sehnen nicht.
Die Aussicht verhüllet ein Nebel so dicht.
So muß ich denn wieder zurück mich ziehn.
Vorhin sang ich Lieder. - Jetzt trübt sich mein Sinn!“

Ein paar mal fuhr ich auch nach Hamburg, einmal im Auftrage von Prof. Unruh, um Hauptbuch und Hilfsbücher für die Buchführung der in Fernheim, Paraguay, zu gründenden Kooperative zu kaufen, die mit dem nächsten Transport nach dort abgehen sollten. Ich hatte die Gelegenheit, zu Fuß durch den 360 Meter langen Elbtunell unter der Elbe zu gehen. Auf jedem Ende des Tunnels ist ein Elevator eingebaut, in den die Autos hineinfahren und hinuntergelassen werden. Auf dem anderen Ende werden sie dann wieder hochgehoben und können dann weiterfahren. Den Hagenbecks Tierpark, den größten der Welt, durfte ich ebenfalls in Hamburg besuchen. Auch in Lübeck war ich einigemal. Dort sah ich zweimal das große 240 Meter lange Luftschiff „Graf Zeppelin“ vom Flugplatz aufsteigen und wie ein riesiger Vogel durch die Luft schweben.

Wohl im Juli Monat 1930, erhielten wir in unserer Familie Zuwachs. Ein Söhnlein wurde uns geboren, das wir Gerd nannten nach dem Namen des Bürgermeisters von Mölln, Herrn Dr. Gerd Wolf, der sich zusammen mit seiner verehrten Frau Gertrude so vielfach um unser Wohl bemüht hatte.

Die Augen meiner Frau waren nun ganz ausgeheilt, aber es waren Narben zurückgeblieben. Und dieser Narben wegen wurde es uns versagt, in Kanada einzuwandern, und so mußten wir uns für Südamerika entschließen. Wir wählten denn auch Paraguay, weil dieses Land uns mit dem Privilegium so großherzig entgegenkam.

Im Juli Monat, 1931, bestiegen wir in Hamburg den großen Frachter „Württemberg“ und los ging die weite Reise über den Atlantik dem fernen Südamerika entgegen. Unsere Gruppe war die bereits erwähnte „Kanadische Ecke“ die wir damals für Kanada zurückgestellt worden waren und die nun doch nach Paraguay mußten, einem unbekannten Land und einer ungewissen Zukunft entgegen. Wir waren eine Gruppe von wohl bei 70 bis 80 Personen.

Als auf hoher See der Sturm wütete und die Wellen das Schiffdeck überspühlten, lag allemann seekrank in den Kajüten. Ich allein stand vorne auf dem Verdeck bei den Ankern und sah mir das großartige Wellenspiel an. Man sah nur Himmel und haushohe Wellen. und der Bug des Schiffes hob sich hoch, fast bis über dem Wasser, um dann wieder tief in den Fluten zu versinken. So etwas hatte ich bisher nicht erlebt, und ich konnte mich fast nicht von diesem abenteuerlichen Anblick trennen. Fliegende Fische surrten durch die Luft über dem Wasser und auch Delphine und Haifische zeigten sich zwischen den Wellen.

Wir kamen nach Rio de Janeiro. Von ferne grüßte uns der berühmte „Zuckerhut“ und die herrliche Bucht von Copa Cabana mit der weithin sichtbaren Freiheitsstatue. In Rio hielt

das Schiff für eine Stunde an. Und nun konnte ich mich wieder nicht enthalten, das Schiff zu verlassen, um schnell einen Tritt durch die nahe Straße zu machen, um doch wenigstens eine Ahnung von der Pracht der sogenannten schönsten Stadt der Welt zu erhaschen. Dann ging die Reise weiter nach Buenos Aires, wo wir nach 21 Tagen unserer Ozeanfahrt landeten.

Hier hieß es, umsteigen und uns in ein Flußschiff, die „Ciudad de Asunción“ einzuschiffen. Wir fuhren auf dem 50 Kilometer breiten La-Plata-Strom bis zur Einmündung in ihn des Parana-Stromes, dann auf diesem bis zur Einmündung in ihn des Paraguay-Flußes. Auf diesem letzteren kamen wir dann bis Asunción, der paraguayischen Hauptstadt. Hier mußten wir wieder umsteigen, und zwar in die „Ciudad de Concepción“. Nun ging es auf dem Paraguay Fluß, an der Stadt Concepción vorbei, bis zum Hafen Puerto Casado, wo wir auf die Schmalspur-Eisenbahn der Casado-Gesellschaft überwechseln mußten, die uns fast im Schneckentempo, mit einer Zwerglokomotive davor, nach „Kilometer 145“ oder „Fred Engen“, unserer Endstation, brachte. Hier standen Bürger der im Gründungsstadium sich befindenden Kolonie Fernheim mit ihren Ochsenfuhrwerken bereit, uns zu unserm Bestimmungsort abzuholen.

Im Dorfe Kleefeld, Nr. 2, auf einem Hof mit dürftig aufgebauter Einzimmerwohnung, wurden wir abgeladen. Hier sollten wir nun uns eine neue Existenz schaffen. Uns graute vor dem Gedanken daran.

Es war nun der 20. August des Jahres 1931, genau 2 Jahre, nachdem wir unsere Heimat in Sibirien verlassen und diese so abenteuerliche Reise begonnen hatten. Trotz vielem Schweren auf der Reise und trotzdem uns Kanada versagt geblieben war, merkten wir doch rückschauend, dass der Herr uns in diesen zwei Jahren geleitet hatte und unser Schutz gewesen war. Keines der fünf Kinder war krank und alle waren uns erhalten geblieben. Mariechen, die Älteste, war jetzt 8 Jahre alt und Gerd, der Jüngste, war 1 Jahr und etwas darüber.

8. In Paraguay

Kleefeld, Nr. 2, Kolonie Fernheim, Chaco, Paraguay, war nun unsere neue Heimat, und hier sollten wir nun mit der Landwirtschaft beginnen. Für ein Jahr erhielten wir von der Corporacion Paraguaya die Produkte für die Küche und zur Verpflegung frei zugeteilt, wenn auch sehr spärlich und von äußerst geringer Qualität, so dass der Speisezettel oft knapp und bescheiden war.

Die Ausrüstung für die Landwirtschaft hatten wir von Deutschland mitgebracht; für je 4 Familien einen Wagen, pro Wirtschaft einen Pflug und verschiedenes Gerätschaft, wie Axt, Säge, Hammer, Beil, Buschmesser, Spaten, Harke und anderes.

Eine Milchkuh und ein Paar Ochsen gab es pro Wirtschaft. Die Kuh die wir bekamen, war äußerst ungebärdig und mußte mit viel Mühe und Not erst einmal eingemolken werden, und zwar nicht anders, als dass vorher das Kalb angesaugt hatte. Anders ließ sie die Milch nicht zu. Auch konnten wir nur sehr wenig Milch, etwa 1 bis 2 Liter aus ihr heraus-

bringen. Die Kuh war schwarz, hatte ein glänzendes Fell und war schlank und zierlich gebaut. Deshalb, und auch ihres unruhigen Wesens wegen wurde sie im Dorf „Das Damenrad“ genannt.

Und die Ochsen waren wild und störrisch und mußten ebenfalls mit großer Mühe und nicht ohne Lebensgefahr eingebrochen werden. Und als sie endlich so weit waren, dass sie vor den Pflug gespannt werden konnten, dann waren sie die Herren und dienten nur so lange, als es ihnen Spaß machte. Wenn es ihnen so vorkam, dass nun der Spaß vorbei war, dann legten sie sich mitten auf dem Felde hin und konnten weder durch freundliches Zureden noch durch zorniges Dreinschlagen dazu bewogen werden, wieder sich zu erheben und die Arbeit fortzusetzen. Ein anderesmal, wenn es ihnen zu bunt däuchte, setzten sie plötzlich an und liefen samt dem ganzen Pfluggespann mit nicht weniger als 90 Kilometer Stundengeschwindigkeit zum Hof, wo sie ganz geduldig warteten, bis sie ausgespannt wurden. Das diente nicht gerade zu unserer Ermutigung und zum Fortschritt in der Wirtschaftsführung.

Von Rußland her waren die Einwanderer in Paraguay sehr gut vertraut mit dem Anbau von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer. Hier in Paraguay wurden ganz andere Kulturen gezüchtet, mit dem Anbau derselben wir alle nicht bekannt waren. Das waren unter anderem: Baumwolle, Erdnüsse, Rizinus, Kafir, Mandioka und andere.

Und so ganz anders war das Klima, als in Rußland. Im Winter oft große Nordstürme, die den Sand derart aufwirbelten, dass mitunter die Häuser an der anderen Straßenseite hinter der Staubwolke nicht sichtbar waren. Und im Sommer eine tropische Hitze, verbunden sehr oft mit wochen- ja mitunter mit monatelangen Dürreperioden, so dass die Weide verbrannte und jegliche Wasserreserven austrockneten. Das Resultat war dann mitunter, dass herdenweise das Rindvieh verhungerte und verdurstete. Wenn dann mitunter die Hitze zu unerträglich wurde, dann schlug sie plötzlich um in Kälte. Der Wind drehte sich in Sekundenschnelle vom Norden nach Süden, ein heftiger Sturmwind setzte ein und ihm folgte ein wolkenbruchartiger Regenguß.

Auch das Ungeziefer vernichtete fast alljährlich, was die Siedler mit großer Mühe eingepflanzt hatten. Dann mußte wieder neu gepflanzt werden, mitunter bis drei und vier mal in einem Frühling. Zum Ungeziefer zählten vor allem die Ameisen, die großen Schaden verursachen konnten. Sehr oft kam es vor, dass ein Baum, der Abends in seinem vollsten Blätterschmuck dastand, am nächsten Morgen ganz kahl, aller Blätter beraubt, dastand. Die Schleppameisen hatten den ganzen Blätterschmuck in einer einzigen Nacht in ihre Behausung unter der Erde getragen.

Und plötzlich waren die Raupen da. Das ganze Baumwollfeld war dicht mit großen Raupen besät. Niemand wußte, wo sie herkamen. und ihre Gefräßigkeit war riesengroß. Und dann in den ersten Jahren die riesigen Heuschreckenschwärme! Wenn sie ankamen hoch in der Luft, dann wollte sich mitunter die Sonne verfinstern. Es sah aus, als sei der Himmel voller riesiger Staubwolken. Unbeschreiblich ist der Schaden, den solche Schwärme in einer kurzen Zeit anrichten können. Auch mit der Blattlaus mußte immer wieder gekämpft werden. Die verschiedenen Gifte mußten angewandt werden, um in dem Kampf mit dem Ungeziefer als Sieger hervorzugehen.

Ja, es war in jeder Hinsicht ein äußerst schwerer Anfang in den mennonitischen Chaco-Kolonien von Paraguay. Viele Menschen starben an der tückischen Malaria und an Typhus.

Weil der Anfang im Chaco so überaus schwer war, riß sich eine Gruppe Siedler von uns in Fernheim los und ging anno 1937 nach Ostparaguay, wo sie die Kolonie Friesland gründeten Dort war es in mancher Hinsicht leichter als bei uns in dem verrufenen Chaco.

Meine Frau und ich versuchten, es uns so gut wie möglich einzurichten. An das eine Zimmer unserer primitiven Wohnung bauten wir, ganz ohne fremde Hilfe, ein zweites ebenso großes Zimmer hinan. Dann bauten wir auf dem Hof eine kleine und einfache Küche. Bis dahin hatte meine Frau die Mahlzeiten unter freiem Himmel gekocht und das Brot gebackt.

Den 31. März, 1935 wurde ich auf meinen Glauben getauft und in die Mennoniten Brüdergemeinde aufgenommen. Ich war 11 Jahre vorher unter der Evangelisation von Prediger Abram Schierling, B.C., Kanada, zum Glauben gekommen. Es war das noch in Sibirien, doch damals hatte ich es unterlassen, mich taufen zu lassen, und nachher war ich wieder lau geworden, so dass ich nun tiefe Buße tun mußte. Ich leitete im Dorf einen Gesangchor und wir mußten oft in den Andachten unsere Lieder vortragen. Auch war ich für einige Zeit der Jugendleiter des Dorfes. Wir begannen allmählich, uns in Kleefeld heimisch zu fühlen.

Dann aber, nachdem ich mich vier Jahre lang in der Landwirtschaft abgemüht hatte, ohne dass ein Erfolg sichtbar war, erhielt ich einen Ruf als zweiter Buchführer in der Kooperative zu Filadelfia. Dem Ruf folgte ich gerne, da er uns mit unsern Kindern ein schnelleres Vorwärtskommen sicherte.

Der erste Buchhalter war ein Herr Johann Funk, der aber anno 1937 mit der Auswanderungsgruppe nach Friesland zog. So wurde die Hauptbuchhaltung mir übergeben, und ich habe viele Jahre diesen Posten innegehabt. Anfänglich ging ich zu Fuß von Kleefeld nach Filadelfia zu meiner Arbeitsstelle, etwa 4 Kilometer weit. Ich ließ aber sogleich von einem Bauunternehmer ein Haus in Filadelfia bauen und etwa im halben Januar, 1936, konnten wir es beziehen. Die Wirtschaft in Kleefeld verkauften wir für einen sehr niedrigen Preis, weil sie einen höheren Preis nicht wert war.

Nun wohnten wir in Filadelfia, dem Zentrum der Kolonie Fernheim, und fühlten uns daselbst bald sehr wohl. Die Arbeit in der Kooperative machte mir Freude und wurde auch einigermaßen gut bezahlt. Der schwere Druck der Landbearbeitung war nun endlich von meinen Schultern genommen.

Zu unsern Kindern wurde 1932 noch der Heinrich und 1935 der Hans hinzugeboren, so dass wir nun schon 7 Kinder zu unserer Familie zählten. Und 1937 kam noch ein Töchterlein, die kleine Lotti, hinzu.

Nach einigen Jahren als Buchhalter wurde mir vom Oberschulzen, Herrn Jakob Siemens, die Verrechnung der Land-, Reise- Ausrüstungs- und Verpflegungsschulden an das M.C.C. jedes einzelnen Bürgers der Kolonie Fernheim anvertraut. Das war eine langwierige und äußerst schwierige Arbeit, zumal nur einzelne Fakturas und Rechnungen vorlagen, aus denen die Verrechnungen gemacht werden mußten. Und alles das erwies sich später als unnötige Arbeit, da das M.C.C. uns die Schulden erst zur Hälfte und dann endlich ganz erließ, weil wir wirtschaftlich einfach nicht in der Lage waren, sie zu bezahlen.

In der Gemeinde wurde mir das Amt des Schreibers anheimgestellt. Ich mußte die Protokolle der Gemeindeberatungen und Hauptversammlungen schreiben und nebenbei die Seelenregistration der Gemeindeglieder und ihrer Familien führen.

Und Zuhause nutzten wir, meine Frau und ich, jede freie Stunde aus und bauten an einer Küche und später an einem Nebenhaus für unsere nun schon große Familie. Und einige Jahre später errichteten wir dann noch ein Haus für eine Werkstatt, da unser Sohn Abram das Handwerk der Klempnerei erlernte und nun seine eigene Werkstatt eröffnen wollte. Den Blasebalg zu dieser Werkstatt machte ich höchst eigenhändig, der dem Sohn jahrelang gedient hat.

So waren wir immer geschäftig und fühlten uns wohl dabei. Meine Frau war trotz ihrer großen Kinderschar mir stets zur Seite und half bei der Arbeit. Nebenbei mußte sie mehrere Kühe melken wobei auch ich ihr zur Seite stand und mithalf. Die Milch oder auch die Butter wurde verkauft und es gab einige Nebengroschen, die wir zur Ernährung der großen Familie brauchen konnten. Auch die Kinder mußten, als sie erst das entsprechende Alter erreicht hatten, tüchtig mithelfen. Aber auch die Schule und später die Zentralschule durften nicht vernachlässigt werden. Und auch für die Zukunft der Kinder mußte Sorge getragen werden und wir mußten sie zur Erlernung eines Berufs in die Lehre geben. Mariechen ging ins Krankenhaus, um als Schwester ausgebildet zu werden, Jakob erlernte das Tischlerhandwerk, Abram war, wie bereits erwähnt, Klempner und so ging es weiter.

Ich staune heute beim Zurückdenken, wie wir alle die viele Arbeit bewältigen konnten, ohne dass uns die Arbeit erdrückt hat. Und Anfangs 1939 vergrößerte sich die Familie noch einmal wieder, und diesmal auf zwei Personen, das Zwillingspaar Helga und Herta.

Im Jahre 1939 bat der Oberschulze, Herr Jakob Siemens, mich, mit ihm nach Asunción und nach Friesland zu fahren, was zur Regelung der M.C.C. -Schulden der Friesländer, für die wir in Fernheim zu haften hatten, erforderlich wurde. Damals waren nämlich die Schulden noch nicht vom M.C.C. erlassen, was erst später erfolgte.

So fuhren wir denn los, mit einem Pferdegespann 100 Kilometer weit bis zur Endstation „Km. 145“, dann mit der Schmalspurbahn bis Puerto Casado 145 Km. weit und von da per Schiff auf dem Paraguayfluß bis Asunción. Auf dem Rückwege von Asunción ging es dann wieder per Schiff bis Puerto Rosario und dann per Wagen nach Friesland. Alles in allem waren wir 17 Tage unterwegs bis wir wieder in Filadelfia landeten. So beschwerlich war damals das Reisen in Paraguay. Asunción, 450 Kilometer Luftlinie von Filadelfia entfernt, ist heute auf dem Trans-Chaco-Hochweg mit dem Bus in zehn und mit Flugzeug in 1 1'2 Stunden zu erreichen.

Nun kamen die Vierziger Jahre heran, in denen der furchtbare Zweite Weltkrieg über unsere arme Erde brauste und dieselbe erschütterte. Obzwar unsere Kolonie Fernheim in keiner Weise direkt am Krieg beteiligt war, so ging derselbe doch nicht spurlos an ihr vorüber, denn auch in Fernheim kam es zu einer großen Auseinandersetzung. Ein Teil der Siedler begeisterte sich für das sogenannte Dritte Reich Adolf Hitlers und der andere Teil sah darin eine Gefahr. Die Gemüter erhitzten sich derart, dass es schließlich im März, 1944 zu der berüchtigten „Elfte Märznacht“ kam, wo sich die Parteien feindlich gegen-

überstanden und es beinahe zu handgreiflichen Taten gekommen wäre, wenn nicht der Oberschulze, Herr Julius Legiehn, Ruhe geboten hätte.

Besonders nachteilig wirkten sich die verschiedenen Anschauungen auf das Gemeindeleben in der Fernheimer Mennoniten Brüdergemeinde aus. Diese bekam einen großen Riß. Der Leiter der Gemeinde, Prediger Gerhard Balzer, trat zurück und die Gemeinde löste sich auf. Aus ihr gingen jetzt zwei separate Gemeinden hervor: die Lichtfelder M.B. Gemeinde und die Schönwieser M.B. Gemeinde. Die Erstere setzte sich zusammen aus denjenigen Gliedern, die in Hitler den Befreier vom Kommunismus sahen, während die Glieder der letzteren in Hitler den Vorläufer des Antichristen vermuteten.

Erst 1947, also drei Jahre nach diesem tragischen Riß, gelang es Prediger B. B. Janz, der um dieser Sache willen von Kanada nach Paraguay kam, die zwei Gemeinden zu versöhnen und sie wieder zu einer Gemeinde zusammenzuschließen. So wurde sie nun die große Filadelfia Mennoniten-Brüdergemeinde. Ich durfte auf der Wiedervereinigungsversammlung das Protokoll der Versöhnung schreiben.

Wir konnten uns nun wieder frei in die Augen schauen und waren Gott dankbar, dass Er uns wieder vergeben und als Gemeinde vereinigt hatte. Prediger Gerhard Balzer übernahm nun wieder die Leitung der vereinigten Gemeinde.

Als sich jüngere Kräfte in der Buchführung herangebildet hatten, gab ich die Arbeit in der Kooperative an sie ab und wurde für eine Reihe von Jahren der Vorsteher der Revisionskommission, die jährlich nach Neujahr die große Kooperative in ihrer vielseitigen Tätigkeit zu revidieren und auf den Jahressitzungen die Revisionsberichte zu geben hatte. Neben den vielen Zweigen der Kooperative war da auch der große Zweig der Viehwirtschaft, die auf damals wohl 50 Leguas Land (eine Legua war gleich 1875 Hektar) 6 bis 7 tausend Rinder weidete und Zucht betrieb. Auch dieser Zweig unterlag damals jährlich der Revidierung und der Zählung. Dazu mußten wir als Revisionskommission zusammen mit der Administration der Kolonie zuerst 50 Kilometer bis zur Hauptverwaltung der Wirtschaft auf der Estancia „Laguna Pora“ fahren, die Rinder zählen, und dann zu demselben Zweck zur zweiten Station „Estancia I“ und zuletzt zur dritten Station, Estancia „Corralon“, bis alle Rinder gezählt und die jungen Kälber markiert waren.

Das war eine große Arbeit, die gewöhnlich eine ganze Woche in Anspruch nahm. Um das Vieh zählen und die Kälber markieren zu können, mußten mehrere Reiter es in dem weiten Buschland aufsuchen, es zusammentreiben und in den großen Corral eintreiben. Dann wurde es durch die Enge im Corral gezwängt und so auseinander sortiert und gezählt. Die Kälber wurden dabei gleichzeitig markiert und zwar mit dem Eisenstempel aus der glühenden Glut. Diese Prozedur wiederholte sich auf jeder der drei Estancias.

Corralon, die letzte der drei, war ungefähr 100 Kilometer von Filadelfia entfernt, in östlicher Richtung und somit näher zum Paraguayfluß, was sich in der veränderten Natur bemerkbar machte. Hier waren große Lagunen und Sümpfe, welch letztere mit Rohr und Schilf bewachsen und überwuchert waren. Eine reiche Vogelwelt lebte hier, welche die Lagunen bevölkerte und besiedelte. Große Herden von Störchen, Flamingos und Fischreihern saßen stundenlang an den Ufern der Lagunen oder machten mit ihren langen Schwingen große Schwingungen in der reinen Morgenluft. Besonders beeindruckend

waren die großen schneeweißen Pelikanen mit ihren dicken und langen schwarzen Schnäbeln.

In den Morgenstunden hörte man meilenweit das laute Krächzen der Auerhähne und der Buschhühner. Auch Strauße zeigten sich mitunter in Herden, die aber sehr scheu waren und sich ängstlich verliefen, sobald ihnen von ferne eine Gefahr drohte. Das Panorama und die so reich belebte Natur ringsum mutete an wie eine tropische Märchenwelt, die mich jedesmal tief beeindruckte.

Neben der Arbeit als Mitglied der Revisionskommission übernahm ich die Buchführung einiger Privatunternehmungen, malte Ladenschilder und für die Kolonie Motorrad- und Wegeschilder, welch letztere den Autofahrern die Richtungen angeben sollten. Auch ließen mehrere Familien Grabschilder für die Gräber ihrer Toten bei mir malen.

Als sich in der Kolonie ein langsamer Aufstieg zeigte, vermehrte sich auch die Zahl der Auswanderer. Vielen Familien zog es zu ihren Verwandten nach Kanada, wohin ja auch immer ihr Sehnen gerichtet war. Und, da auch wir als Familie dasselbe empfanden, reichten auch wir noch einmal wieder um die Einreiseerlaubnis ein. Auf Trachoma legte die Immigrationsbehörde nun, wie es schien, nicht mehr so viel Gewicht, wie früher, und so glaubten wir, dass wir diesmal durchkommen würden. Es war nun das Jahr 1954. Dreimal mußten wir uns der Röntgenuntersuchung stellen, und das Endergebnis war diesmal, dass sich bei mir Flecken in den Lungen zeigten, was auf Tuberkulose schließen ließ. Endgültige Absage bekamen wir, da nunmehr Tuberkulose das Haupthindernis gegen Einwanderungsbewilligungen der kanadischen Regierung ist. Wir mußten uns also mit diesem Bescheid zufrieden geben.

Nach und nach gründeten unsere älteren Kinder ihren eigenen Hausstand. Mariechen, die Älteste, lernte als Krankenschwester, zuerst im Filadelfia Krankenhaus und später in Asunción in einem Entbindungsheim. Dann war sie vier Jahre lang Oberschwester in Filadelfia. Bis sie mit Herrn Gerhard Niebuhr in den Ehestand trat. Jakob erlernte das Tischlerhandwerk und verheiratete sich mit Maria Penner. Abram war Klempner, wie schon paarmal erwähnt, und trat in die Ehe mit Tina Janzen aus der Kolonie Neuland. Auch David fand eine Frau aus Neuland.

Die Kolonie Neuland wurde von den Einwanderern aus Deutschland anno 1947 gegründet, die den großen Trek mitgemacht hatten, als sich die Deutschen Truppen 1944 aus der Ukraine zurückzogen und die deutschen Siedler auf ihrem Rückzug mitnahmen.

Der Gerd verheiratete sich mit Sara Siebert und ging mit ihr bald nach der Hochzeit nach Reedley, Kalifornien, U.S.A., wo Sara ihr Bruder wohnte. Nach drei Jahren kamen sie dann aber zurück nach Filadelfia.

Heinrich feierte die Hochzeit mit Agnes Braun. Sie zogen bald darauf nach Buenos Aires, Argentinien, wo Agnes ihre Eltern wohnten und wo auch Abram und David vor einiger Zeit hingezogen waren. Die Jungens hofften, in der Argentinischen Hauptstadt schneller voranzukommen, als es in Filadelfia möglich war.

Nun war unsere Familie doch stark zusammengeschrumpft. Zu Hause verblieben noch die Kinder Hans, Lotti, Helga, Herta und Wilmar, der Jüngste, der wohl anno 1942 als Nachzügler angekommen war.

Es war wohl 1959, als meine Frau und ich uns einigten, nach Buenos Aires zu reisen, um unsere Jungens mit ihren Familien dort zu besuchen und ihr Ergehen zu erkunden. Mit dem Flugzeug flogen wir nach Asunción. Dort bestiegen wir das Schiff „Ciudad de Corrientes“, das uns in 4 Tagen auf dem Paraguay- dann dem Paranafluß an der Stadt Corrientes vorbei uns schließlich auf dem La Plata Strom, nach Buenos Aires brachte. Dort mußten wir den Zug besteigen, der uns nach Villa de Mayo, einem Vorort von Buenos Aires brachte, wo unsere Kinder wohnten. Sie nahmen uns herzlich in Empfang, und wir verweilten wohl zwei Wochen bei ihnen.

In dieser Zeit habe ich mir diese Millionenstadt, vielleicht eine der schönsten Städte der Welt, sehr genau angesehen, mit ihrem Regierungshaus „Casa Rosada“ auf dem großartigen Platz „Plaza de Mayo“, mit dem großartigen Kongreßhaus auf dem Kongreßplatz, den das kolossale Freiheitsdenkmal ziert. Die Prachtstraße „Avenida de Mayo“ verbindet die Plaza de Mayo mit dem Kongreßplatz und ist vielleicht drei Viertel Kilometer lang.

Großartig ist auch die Straße „Nueve de Julio“ mit den 12 bis 14 stöckigen palastartigen Bauten an jeder Seite der etwa 200 Meter breiten Avenida. Buenos Aires hat ein ausgedehntes Netz von Untergrund Bahnen, mehrere Bahnhöfe, Hochhäuser bis zu 42 Stockwerken und einen mehr als 5 Kilometer breiten Seehafen mit Schiffsverkehr zu aller Herren Ländern. Ein kolossales und prachtvolles Denkmal hat die Stadt dem Amerikaentdekker Christoph Kolumbus neben dem Regierungsgebäude gesetzt.

Von Buenos Aires machte ich noch einen Abstecher nach der Großstadt Córdoba. Ich fuhr die Strecke von 800 Kilometer auf der Eisenbahn. Die Fahrt dauerte 12 Stunden. Córdoba fand ich auch sehr schön. Und von da fuhr ich noch weiter in die prächtige und großartige Bergwelt der Córdobaer Berge. In einem Restaurant an einem malerischen Bergsee speiste ich zu Mittag. Nachher hatte ich auf dem Gipfel eines niedrigeren Berges eine herrliche Aussicht über das majestätische Gebirgs Panorama, so dass ich überwältigt von dem Anblick auf die Knie sank und ein Dankgebet zu Gott emporsandte, dass Er mich in diese Pracht seiner großartigen Schöpfung geführt hatte.

Ich bekam von Argentinien den Eindruck, dass es ein großes, schönes und reiches Land ist. Schade, dass es gerade zu derselben Zeit als wir es besuchten, politisch so einen Tiefstand durchmachen mußte, nachdem man den Diktator Juan Peron gestürzt hatte und nun die verschiedenen Generäle das Land sozusagen zu Grunde richteten.

Nun waren wir wieder daheim. Nach und nach mußten wir auch unsere anderen Kinder abgeben, die das Elternhaus verließen und ihren eigenen „Herd“ gründeten. Lotte fand in Heinrich Löwen, auch aus der Neuland-Gruppe, dem Maschinisten im Fernheimer Industriewerk, ihren Gefährten in der Ehe, Helga verheiratete sich mit Peter Hildebrandt, Hans fand in Gerlinde Balzer seine Frau, und zuletzt war auch der Wilmar so weit, dass er heiraten konnte, und er schloß die Ehe mit Elsi Siemens aus Asunción, wo er auch die Hochzeit feierte. Nur Herta blieb noch bei uns.

Meine Frau begann zu kränkeln und der Arzt stellte ein Magengeschwür fest. Er verordnete die entsprechende Behandlung.

Im Märzmonat des Jahres 1965 traf unserer Familie ein furchtbar schweres Unglück. Der Hans, der noch nicht ganz zwei Jahre verheiratet war und mit seiner Frau ein Töchterlein, Roswitha, hatte, arbeitete im Industriewerk. Er mußte daselbst verschiedene Arbeit verrichten. Eines Tages mußte ein Kabel an der Stromleitung auf der Hauptstraße in Filadelfia abmontiert werden. Hans und noch einige Arbeiter waren mit dem Aufrollen dieses Kabels beschäftigt. An einer Straßenkreuzung kam unglücklicherweise der Kabel mit dem eingeschalteten Draht einer Starkstromleitung in Berührung, und der Hans, der an dem Kable arbeitete, wurde von dem starken elektrischen Strom getroffen und war sofort tot. Der Oberschulze Der Kolonie, Heinrich Dürksen, und der Leiter unserer Gemeinde, Gerhard B. Giesbrecht, brachten uns, meiner Frau und mir die traurige Nachricht von dem Unglück, die uns wie ein Donnerschlag traf. Er mußte nun zu Grabe getragen werden, der arme Junge. So schnell und unerwartet wurde er von Frau und Kind und in der Blüte seines Lebens dahingerafft. Wir konnten die Wege Gottes lange Zeit nicht verstehen. Der Hans brachte sein Leben auf 30 Jahre und 3 Monate.

Der Zustand meiner Frau verschlimmerte sich nach diesem schweren Unglück zusehends. Im Oktober desselben Jahres entschlossen die Ärzte sich zu einer Operation. Drei Ärzte waren bei der Operation zugegen: Unser Fernheimer Arzt, der Arzt der Kolonie Menno und der Arzt von Neuland.

Als sie den Leib öffneten, fanden sie an der äußeren Magenwand ein Krebsgeschwür, dessen Strahlen sich bereits über den ganzen Unterleib verbreitet hatten, so dass eine Operation nicht mehr möglich war. Der Schnitt mußte nur noch zugenäht werden und die Ärzte konnten mir nur den niederschmetternden Bescheid geben, dass meine Frau höchstens noch drei Monate zu leben haben würde.

Das traf mich wie ein harter Schlag ins Gesicht. Auch die Kinder waren darüber sehr erschrocken. Wir waren der Meinung, dass Mutter nun in diesen drei Monaten meistens das Bett hüten und langsam dahinsiechen würde. Aber es geschah ein Wunder. Mutter (meine Frau) erholte sich nach diesem Eingriff zusehends, und sie konnte bald wieder ihrer Arbeit nachgehen. Obzwar sie nicht ganz gesund wurde, so war ihr doch bald die Krankheit kaum anzusehen.

Und da sie immer die Sehnsucht nach Kanada gehabt hatte, um ihre Geschwister, die sie schon über 40 Jahre lang nicht gesehen hatte, noch einmal im Leben wiederzusehen und auch die Kinder zu besuchen, die inzwischen nach Kanada ausgewandert waren, so entschlossen wir uns, da wir nicht nach Kanada einwandern konnten, um eine Besuchsreise nach dort einzureichen. Diese wurde uns gewährt, meine Frau fühlte sich stark genug, und so fuhren wir im Jahre 1968 mit dem Flugzeug nach Winnipeg, Kanada.

In Winnipeg wohnten unsere Jungens Abram und David, die von Argentinien dorthin gezogen waren. Sie nahmen uns herzlich auf. Nachdem wir einige Zeit bei ihnen spaziert hatten, fuhren wir nach Brandon, Manitoba, zu den Verwandten meiner Frau, David Löwens. Von da ging es weiter nach Saskatchewan, zuerst zu dem Bruder meiner Frau, Heinrich Löwen in Saskatoon, und dann zu ihrer Schwester Mariechen, Frau Jakob Klas-

sen in Glenbush. Dort trafen wir uns auch mit dem Bruder meiner Frau, David Löwen und mit noch anderen Verwandten. Und zuletzt ging die Reise bis Yarrow, B.C. zu meiner Frau Schwester, Liese, einer Frau Heinrich Löwen. Und ihren Bruder Abram Löwen in Matsqui besuchten wir ebenfalls, so dass nun meine Frau alle ihre fünf Geschwister und viele nahe Verwandte getroffen hatte. Sie war darüber froh und dankbar!

Auch ich hatte die Freude, mich mit meinen Onkels und Tanten, den Geschwistern meiner längst verstorbenen Mutter, wiederzusehen. Es waren das: Onkel Johann, Onkel Abram, Onkel Franz, Tante Sara und Tante Justina. Auch einige meiner Cousins und Cousinen durfte ich treffen. Das war für uns, meiner Frau und mir, ein großes Erlebnis.

Bei Heinrich und Liese Löwen verblieben wir nun für ganze drei Monate. Inzwischen fuhren wir nach Vancouver und besuchten dort Freunde und Verwandte. Wo wir hinkamen, konnte ich mich nicht satt sehen an der schönen Gottesnatur in Kanada, insonderheit an der großartigen Bergwelt von Alberta und British Columbien.

Ganze sieben Monate verweilten wir in Kanada. Dann ging es wieder zurück nach Paraguay. und da unser Sohn Heinrich noch in Buenos Aires, Argentinien, wohnte, so fuhren wir, da meine Frau ihn auch noch einmal zu sehen wünschte, Ende 1968 auch noch für ein paar Wochen dorthin.

Von dort zurückgekehrt ließen wir uns, da wir unser Haus verkauft hatten, auf einer erworbenen kleinen Baustelle ein neues Haus bauen, für das meine Frau und ich sorgsam den Plan ausgearbeitet hatten. In der Zeit, in der das Haus gebaut wurde, wohnten wir in Miete in einem kleinen Leherhaus auf dem Schulhof von Filadelfia.

Meine Frau fühlte nun, dass es wieder schlechter mit ihrem Zustande wurde und dass die alte Krankheit sich wieder meldete. Anderthalb Monate lang konnten wir noch in dem neu erbauten Hause wohnen. Dann, am 25. November 1969, starb meine Frau im Filadelfia Krankenhause. Sie erreichte ein Alter von 67 Jahren und ungefähr 2 Monaten. Im Ehestand hatten wir gelebt 48 Jahre und 1,5 Monate. Herta, die mit uns zusammen nach Kanada gefahren und dort geblieben war, als wir nach Paraguay zurückgefahren waren, kam auf unser Rufen hin für die letzten Tage des Lebens der Mutter nach Hause. Sie fuhr aber bald nach dem Begräbnis wieder zurück nach Kanada.

So war ich nun allein in meinem neuen Hause und fühlte mich einsam. Mit dem Tode meiner Frau war mir die Heimat zur Fremde geworden. Gerhard und Mariechen waren vor einigen Monaten für etwa 3 Jahre nach Kanada gefahren und waren nicht zugegen, als ihre Mutter starb.

Ich wohnte einige Monate ganz allein im Hause und machte mir die Mahlzeiten meistens selbst. Dann vermietete ich das Haus an Peter und Helga und wohnte einige Zeit bei ihnen. Da ich aber allein wohnen wollte und mehr Raum brauchte, um meine Arbeit zu tun, so ließ ich mir auf demselben Hof ein Nebenhaus bauen und zog da hinein, wo ich mir dann wieder die Mahlzeiten selbst zurichtete.

Nach einiger Zeit verließen Peter und Helga wieder das Haus und es fanden sich neue Mieter. Ich überließ ihnen beide Häuser und zog nun zu Gerd und Sara, die sich ein großes Haus gebaut hatten. Bald fand ich wieder Arbeit bei Privatunternehmungen und be-

kam Aufträge, Schilder für die Kolonie und Privatpersonen zu malen, so dass ich weniger Zeit hatte, mich meinem Schmerz hinzugeben. Trotzdem litt ich unter der Einsamkeit.

Ich erkannte nun, dass ich in den letzten Jahren ziemlich lau in meinem Glaubensleben geworden war und war mir nun meines Heils nicht mehr gewiß. Weit weg ging ich nun fast jeden Tag in den tiefen Chacobusch und rang mit Gott um Vergebung und um die Heilsgewißheit. Am Nachmittag eines Tages, als die Sonne sich dem Untergang zuneigte, war ich wieder im Busch und betete besonders heftig und unter vielen Tränen und rang um die Glaubensfreudigkeit. Als ich dann von diesem Gang wieder zu Hause ankam, schaltete ich das Radio an, um die deutsche Andacht von Quito, Ecuador, zu hören. Und gerade wurde das bekannte Lied gesungen:

„Gott wird dich tragen, wenn einsam du gehst,
Gott wird dir beistehn, wenn bange du flehst.
Das steht dem Glauben wie Felsen so fest:
Gott ist ein Gott, der dich nimmer verläßt."

„Dies ist die Antwort auf deine vielen Gebete", kam es mir in den Sinn. Und nun konnte ich glauben und durfte nicht mehr zweifeln, dass Gott mir vergeben und mich wieder in Gnaden angenommen hatte. Mit unaussprechlicher Freude konnte ich nun dem Herrn danken, dass Er mir so klar auf meine Gebete geantwortet hatte. Von nun an waren meine Gebete meistens Dankgebete.

Allmählich aber wurde ich von einer neuen Sorge erfaßt. Ich fühlte mich einsam und sehnte mich nach Gemeinschaft. So sehr vermißte ich das Zusammenleben mit meiner lieben Frau. Ich legte diese meine Not in meinen Gebeten dem Herrn zu Füßen und bat ihn, falls es mit Seinem heiligen Willen vereinbar wäre, mir noch einmal ein Eheglück an der Seite einer Frau zu schenken, die ich lieben könnte und die auch bereit wäre, mich zu lieben. Ob und wie der Herr diese meine Bitte erhören würde, davon hatte ich keine Ahnung, und ich wollte das auch ganz Ihm überlassen.

Nach drei Jahren Abwesenheit kamen Gerhard und Mariechen wieder zurück von Kanada. Die fuhren dann aber nach einiger Zeit wieder dorthin, da sie meinten, in Kanada besser und schneller voranzukommen, als es im Chaco möglich war. Auch Peter und Helga begaben sich auf den Weg nach dem „Gelobten Land". Gerd und Sara wohnten drei Jahre lang in Kalifornien, U.S.A., um dann wieder zurück in den Chaco zu kommen. So war es bei uns und in vielen anderen Familien ein hin und her pendeln zwischen Paraguay und Kanada. Viele Familien zogen auch nach Deutschland, und einige nach Bolivien. Bekanntlich sind ja unsere Mennoniten ein unruhiges Volk, das sich weiter und weiter auf unserm Globus zerstreut, insonderheit in unserm zwanzigsten Jahrhundert.

In den letzten Apriltagen des Jahres 1974 drängte es mich, unsere Kinder in Kanada zu besuchen. Es waren ja nun schon bald alle unsere Kinder in Kanada. Gerhard und Mariechen wohnten in Clearbrook, Jakob und Maria waren auch schon in Kanada und wohnten in Vancouver. Abram und Tina und auch Wilmar und Elsi wohnten in Winnipeg, David und Neta in Kelowna, Peter und Helga in Clearbrook und Herta wohnte in Vancouver, wo sie bei einer Frau Gossen Quartier hatte und in einigen Heimen der Stadt Hausarbeit verrichtete.

Ich flog also nach Kanada, zunächst nach Vancouver, wo mich einige meiner Kinder begrüßten und von wo mich Gerhard und Mariechen nach Clearbrook in ihr Heim mitnahmen. Einige Tage verweilte ich bei ihnen und fuhr dann nach Vancouver, wo Jakob und Maria mich freundlicherweise in ihr Haus aufnahmen und wo ich auch einige Tage bei Herta im Kellerraum der Frau Goossen wohnte. Daselbst durfte ich mich mit der Wirtin des Hauses begrüßen. Irgendwie wurde ich dabei durch ihr freundliches Entgegenkommen beeindruckt, und ihr aufgeschlossenes Wesen berührte mich angenehm.

Aber ich fuhr bald darauf nach Winnipeg zu unsern anderen Kindern für einige Wochen und Frau Goossen trat eine Reise an nach Deutschland, da ihr Bruder dort von Rußland angekommen war und sie ihn besuchen wollte. So schien vorläufig die Begegnung zwischen uns keine weitere Bedeutung zu haben.

Nach einigen Wochen Aufenthalt in Manitoba fuhr ich wieder zurück nach B.C. und verweilte abwechselnd bei den Kindern in Kelowna, Clearbrook und Vancouver. Mit der Frau Goossen, die inzwischen auch von Deutschland zurück war, sah ich mich nur noch zuweilen in der Kirche oder auch irgendwo begegneten wir uns auf der Straße. Aber jedesmal, wenn ich sie sah, hatte ich ein eigenartiges Gefühl. Und wenn dann und wann unser Blikke sich trafen, dann hatte ich das Empfinden, dass auch ich ihr nicht gleichgültig war.

Bis anfangs August, also ungefähr 3 Monate, verweilte ich in Kanada. Dann zeigte meine Rückfahrtfahrkarte mir dass meine Zeit für den Besuch abgelaufen sei und ich nun wieder zurück nach Paraguay müsse.

Eine Stunde vor der Abfahrt zum Flughafen kam Herta zum Abschied (es war in Jakob und Maria ihrem Haus) und ermunterte mich, auch von Frau Goossen noch Abschied zu nehmen. So begab ich mich denn zu ihr, es war nur einige Häuser weit über der Straße, und fragte ihr bei dieser Gelegenheit, ob sie willig wäre, meine Frau zu werden. Sie gab mir die Antwort, dass sie das überlegen müsse. Ich nahm von ihr Abschied und wir einigten uns, dass wir brieflich die Angelegenheit weiter erörtern würden.

Nun flogen bald darauf einige Briefe hin und her zwischen Paraguay und Vancouver. Und das Resultat war, dass ich nach Verlauf von vier Monaten wieder im Flugzeug saß und nach Vancouver flog.

Dort kam ich den 20. Dezember, 1974 an, und genau 5 Tage später, also den 25. Dezember, feierten wir, Frau Goossen und ich, bei Jakob und Maria im Kreise unserer Kinder die Verlobung.

Und bereits paar Wochen später, also den 11. Januar 1975, wurde in der Culloden-Kirche unter großer Beteiligung der vielen eingeladenen Gäste unsere Hochzeit gefeiert. Prediger David Borissowitsch Wiens, der Sprecher im russischen Radiodienst der Sendung „Licht des Evangeliums“, vollzog die Trauhandlung. Es war eine schöne Hochzeit.

9. In Kanada

Ich war also nun in Kanada und war wieder verheiratet. So wunderbar hatte der Herr meine Gebete erhört. In Kanada, wohin es meiner ersten Frau und mich immer gezogen hat-

te, mußte ich meine zweite Frau finden. Und wir fanden bald aus, dass wir uns von Herzen liebten. Und wir lieben uns heute, nach 8 Jahren noch genau so oder noch mehr wie damals. Über Erwarten hat der Herr erhört, und ich bin ihm dafür so dankbar.

Zu meiner Frau, die nun nicht mehr Frau Goossen, sondern Frau Lili Löwen hieß, zog ich nun über mit meinen paar Reisekoffern in ihr großes dreistöckiges Haus, und wir richteten es uns ein so gut es ging.

Und Herta feierte eine Woche nach uns in Clearbrook ihre Grüne Hochzeit mit einem David Bartel von Drake, Saskatchewan, zu dessen Farm sie denn auch gleich nach ihrer Hochzeit übersiedelte. Damit waren denn auch alle unsere Kinder verheiratet.

Ich war nach Kanada nicht als legaler Einwanderer gekommen, sondern als Besuchsreisender, als Tourist. Daher hatte ich auch nicht das Recht, in Kanada zu bleiben. Da ich aber nun bleiben wollte, reichte ich bei der Immigration ein um das Recht der Einwanderung. Die Immigrationsbestimmungen waren damals, dass von Kanada aus nicht um die Einwanderungserlaubnis nachgesucht werden dürfe. Wer einwandern wolle, der solle von zu Hause aus an die Immigrationsbehörden appellieren. Wer diese Verordnungen nicht beachtet, der hat kein Recht, in Kanada zu wohnen.

Da ich aber nun hier geheiratet hatte und dazu eine Bürgerin des Landes, wurde meine Eingabe nach einigem Zögern angenommen. Und ich mußte mich nun nach den Einwanderungsbestimmungen einer Röntgenuntersuchung unterziehen, welche wiederum Flecken in der Lunge zeigte. So folgte nun wider Willen ein langer Heilungs- und Untersuchungsprozeß, und mehrere Male wurde ich aufs neue unter den Röntgenapparat genommen, damit festgestellt werden könne, ob es akute Tuberkulose sei, oder ob die Flekken etwa nur Narben einer früheren Krankheit seien. Immer wieder mußte zur Klinik gefahren werden, und der Prozeß zog sich durch ganze neun Monate. Bis dann endlich sich zeigte, dass es sich nur um Narben handelte. Und nun wurde mir endlich im Oktober 1975 das Recht der legalen Einwanderung zuerkannt.

Gerhard und Mariechen wanderten in der ersten Hälfte des Jahres 1975 wieder zurück nach Paraguay, weil Gerhard hier keinen richtigen Anschluß finden konnte. Er fand nicht Arbeit, die ihm zugesagt hätte, und sie fühlten sich in Kanada nicht heimisch. Auch Peter und Helga gingen in der zweiten Hälfte des Jahres wieder zurück nach Paraguay. Der Abschied von beiden Familien war uns sehr schwer.

Im Mai 1976 zogen wir nach Clearbrook über, nachdem wir unser großes Haus verkauft hatten. Das Haus bedurfte einer ziemlich großen Renovierung und wir hatten nicht das Geld dazu. In Clearbrook kauften wir im Glenwood Manor, einem Apartmenthaus an der Clearbrook Straße eine Wohneinheit mit einem Schlafzimmer. Da sich aber diese Einheit als für uns zu klein erwies, verkauften wir sie im Oktober desselben Jahres und kauften uns ein schönes Haus in der Centennial Straße, in welchem wir auch heute noch wohnen. Dieses Haus ist mit einem kleinen Garten umgeben und Lili, meine Frau, ist glücklich, hier jedes Jahr ihre herrlichen Blumen pflanzen zu dürfen und etwas Gemüse zu ziehen.

Drei Jahre nach meiner Einwanderungsgenehmigung durfte ich um die Einbürgerung einreichen. Diese erhielt ich denn auch ohne Schwierigkeiten und bin nun stolz, Kanadischer Bürger zu heißen.

Da uns durch den Verkauf und Kauf der Wohnungen etwas Geld übergeblieben war, konnten wir es uns leisten, zwei große Reisen zu unternehmen. Es war das im Jahre 1978. Die eine Reise war Ende Mai und zwar nach Paraguay, das ich nun drei Jahre nicht gesehen hatte und das meine Frau nun zum ersten Mal zu sehen bekam. In Filadelfia angekommen quartierten wir uns für einen Monat bei Gerhard und Mariechen ein, die inzwischen ein großes und schönes Wohnhaus gebaut hatten, das sie nun bewohnten.

Hier lernte meine Frau auch diejenigen Kinder meiner ersten Frau kennen, die sie bisher nicht gesehen hatte. Es fiel ihr nicht schwer, sie alle liebend in ihr Herz zu schließen, und wie im Sturm erwarb sie sich ihrer aller Liebe und Achtung. Dafür bin ich sehr dankbar, da auch heute noch dieses Verhältnis der ungetrübten Zuneigung und Liebe zwischen ihr und allen meinen Kindern besteht.

Ich konnte in dieser Zeit auch mein Wohnhaus in Filadelfia verkaufen, da es dort nicht gern gesehen wird, dass jemand, der in einem anderen Lande wohnt, in Filadelfia ein Haus oder anderes Vermögen besitzt.

Wir kamen von Paraguay den 28. Juni zurück. Und schon den 5. Juli ging es dann wieder los auf unsere zweite große Reise, die uns nach Deutschland führte. In Frankfurt am Main kamen wir mit der Air Canada Fluglinie an, und dort begrüßten uns David Harders recht herzlich und nahmen uns mit zu ihrem Heim in Neuwied am Rhein. David Harder ist der Bruder meiner Frau Lili. Bei ihnen fanden wir freundlicherweise Wohnung für die Zeit unseres Weilens in Deutschland.

Für einige Tage fuhren wir nach Lage, unweit Bielefeld am Fuße des Teutoburger Waldes, wo meine Frau liebe Bekannte besuchte. Und für weitere paar Tage besuchten wir den Schwarzwald und fuhren bis Freiburg, unweit der Grenze mit der Schweiz.

Außerdem war ich persönlich fast immer auf kürzere oder auch längere Reisen, da ich so viel wie möglich von Deutschland sehen und kennenlernen wollte. Es war mir ein großes Erlebnis, das Land meiner von Kindheit an gehegten Sehnsucht, Mittel- und Süddeutschland und das von der Dichtung so hoch gepriesene Rheinland nun mit eigenen Augen sehen zu dürfen.

Anfangs August kamen wir dann wieder wohlbehalten zu Hause in Clearbrook an. Die zwei Reisen in verschiedene Kontinente hatten uns innerlich bereichert, und wir waren dankbar dafür.

Das nächste Jahr 1979 wurde für uns ein sehr schweres Jahr. Lili, meine Frau, wurde krank und mußte sich Ende Juni im hiesigen Krankenhause einer schweren Operation unterziehen. Die Ärzte stellten ein Krebsgeschwür an der linken Brut fest und die Brust mußte entfernt, das heißt abgenommen werden. Das war für uns ein harter Schlag.

Aber damit war es noch nicht genug. Lili blieb auch nach der Operation leidend. Und schon im September desselben Jahres kam es zu einer zweiten Operation. Diesmal war es die Galle, die entfernt werden mußte, weil sich Steine in derselben gebildet hatten.

Zehn Jahre war es nun her, als anno 1969 meine erste Frau starb und zu Grabe getragen werden mußte. Und jetzt, anno 1979 mußte die zweite Frau durch zwei schwere Operationen (chirurgische Eingriffe) gehen. Das war für uns beide sehr schmerzhaft. Nach der zweiten Operation erholte Lili sich glücklicherweise auffallend schnell, obzwar sie auch

weiter nicht ganz gesund wurde und insonderheit für die verschiedensten Arten Grippe sehr anfällig blieb.

Meine Arbeit hier in Kanada bestand darin, dass ich anfänglich Ölbilder malte, von denen ich einige verkaufen konnte. Dann fing ich an, mich in Bücher schreiben zu üben. Meine Gedichte, die ich zu verschiedenen Zeiten geschrieben hatte, sammelte ich und gab sie in Druck unter dem Buchtitel „Wechselvolle Pfade“.

Dann ließ ich mir von Lili ihre Erlebnisse in ihren 17 Jahren, die sie in China verleben mußte, von 1931 bis 1948, erzählen und schrieb sie aufs Papier. Dieses Buch, betitelt mit „Immer weiter nach Osten“, übernahm der Verlag Canadian Mennonite Bible College Publications, abgekürzt „C.M.B.C. Publications“ in Winnipeg zu bearbeiten und in Druck zu geben, wozu es leider drei volle Jahre benötigte. Doch ist nun die Auflage, so viel mir bekannt ist, beinahe ausverkauft. Ein anderer Druck dieses Buches wurde (unabhängig von mir) in Karlsruhe durch den Schneiderverlag getätigt und zwar für Deutschland, der aber unseres Wissens wenig Abnehmer gefunden hat.

Als drittes gab ich ein Buch heraus, das meine verschiedenen Artikel in mennonitischen Zeitungen, wie Bote, Rundschau und Mennoblatt, zum Inhalt hat. Das Buch ist betitelt mit „Ein Jegliches hat seine Zeit“ nach Pred. 3,1. Das Buch ist noch erhältlich, da noch eine Anzahl Kopien auf Lager sind.

Auch eine ansehnliche Korrespondenz hatte ich jeweils zu erledigen, da die Kinder weit verstreut leben, was einen ausgedehnten Briefwechsel erfordert und auch, da die Sache mit dem Druck der Bücher und dem Verkauf derselben viel schriftliche Arbeit nach sich zog.

Und unsere Wanderlust war immer noch nicht erschöpft. Im Jahre 1980 feierte die Kolonie Fernheim im Chaco von Paraguay das 50-jährige Jubiläum ihres Bestehens. Da ich auch Chaco-Pionier bin und viele Jahre am Aufbau der Kolonie mitgearbeitet habe, erhielt ich eine spezielle Einladung vom Oberschulzen der Kolonie zu dieser Feier.

Das konnten wir nicht absagen, und so entschlossen Lili und ich uns, nochmals wieder nach dort zu reisen, um an diesem großen Ereignis teilzunehmen.

Die Großartigkeit dieser Feier und die enorme Besucherzahl übertrafen alle vorher gemachten Erwartungen. Mit einem großen Gefolge erschien von Asunción der verehrte Landespräsident Alfredo Strössner zu diesem Fest. Von Asunción, von Argentinien, von Brasilien, Deutschland, Kanada und den U.S.A. waren viele Gäste erschienen. Dazu wohl alle Fernheimer und fast alle Siedler der Nachbarkolonien waren zugegen. Auch die braunen Indianer fehlten nicht und waren in großer Anzahl vertreten. An den Mittagstischen auf 4 Stellen der weiten Umgebung wurden denn auch ungefähr zwölftausend Menschen für die eine Mahlzeit gezählt, die für das Essen nichts zahlen brauchten und alle satt gemacht werden konnten. Es waren ja auch über 40 Rinder für diese eine Mahlzeit geschlachtet worden.

Ganz überwältigend war diese Feier, namentlich der Vorbeimarsch an der Präsidententribüne der Schüler, Studenten, der Krankenschwestern und anderer, sowie die Vorbeiführung der landwirtschaftlichen Maschinen, bis zur Erdnuscombine und zum Baumwollpflükker. Es wurde an die Zeit vor 50 Jahren erinnert, als die Flüchtlinge, von Deutschland kommend, mit nichts den Anfang zur Gründung der Kolonie machen mußten, und so

schweres dabei zu erleiden hatten. Ein großes Denkmal an der Kreuzung der beiden Hauptstraßen wurde enthüllt und vom Landespräsidenten geweiht.

Wir, meine Frau und ich, sagten uns, dass es sich gelohnt habe, diese Reise von Canada nach Paraguay gemacht zu haben.

Nun kam für uns wieder eine schwere Zeit, durch die wir hindurch mußten. Am 15. April starb Leni Penner, die einzige Tochter meiner Frau Lili, die ihr von fünf Kindern noch verblieben war. Sieben Jahre vorher hatten die Ärzte bei ihr Krebs festgestellt. Durch viele Bestrahlungen mit Kobald war es den Spezialisten indes gelungen, die Krankheit aufzuhalten. Doch dann, 4 Jahre später, zeigte sich wieder das Leiden. Und nun, nach weiteren 3 Jahren, mußte sie sterben. Ihr Verlust war uns allen äußerst schwer, da wir sie sehr liebten und verehrten. Sie zeigte für alles starkes Interesse, war optimistisch und sah in allem die Lichtseiten des Lebens.

Ihrem Mann, Peter Penner, war sie eine treue und liebende Gattin und ihren Kindern, Rudolf, Karl und Lili war sie eine fürsorgende Mutter. Auch uns als Eltern hat sie geliebt und geachtet und war immer bereit zu helfen, wenn wir ihre Hilfe benötigten. Das zeigte sich besonders in der Zeit des Untersuchungsprozeßes an meinen Lungen in der Tuberkulosenklink. Fast unzählige Mal ist sie damals im Auto mit uns zur Klinik gefahren, da wir keine eigene Fahrmöglichkeit hatten. Das haben wir ihr hoch angerechnet. Ihr Andenken bleibt uns in hohen Ehren.

Peter Penner hat sich indes wieder verheiratet, und zwar im September 1982 mit einer Hilda Willms aus Vancouver.

Aus den Briefen, die wir von unsren Verwandten in Neuwied, Deutschland, erhielten, erfuhren wir, dass es Herrn David Harder, dem Bruder meiner Lili, gesundheitlich nicht gut ging. Er mußte, wie uns geschrieben wurde, fast immer das Bett hüten, kam fast nie aus seinen vier Wänden heraus und konnte nur äußerst selten den Gottesdienst besuchen. Lili wurde durch diese Nachrichten beunruhigt, und das tiefe Verlangen stieg in ihr hoch, ihren Bruder noch einmal wiedersehen zu dürfen, da es vielleicht das letzte mal sein Könnte. Auch ermunterte Frau Luise, Davids Frau, uns wiederholt, noch mal wieder ihnen einen Besuch abzustatten.

So entschlossen wir uns nach vielem Überlegen,, noch einmal eine Reise nach Deutschland zu unternehmen. Es war nun Anfangs Juli 1982. Wir erkundigten uns im Menno Travel Service hier in Clearbrook und erfuhren, dass die Rückfahrkarten im September billiger sein sollten. Um nun möglichst billig zu reisen und bestimmend durch die freien Plätze in den Flugzeugen wurde uns im Menno Travel die Fahrt zuerkannt und die Fahrkarten ausgestellt von Vancouver nach Frankfurt am Main und zurück mit der C.P. Air Linie für die Zeit vom 12. August bis zum 23. September, also für volle 6 Wochen.

Es waren nun vier Jahre vergangen seit unserer vorigen Deutschlandreise. Und, da ich immer noch begierig war, mehr von Deutschland kennen zu lernen, war es mir ganz recht dass wir uns da sechs Wochen aufhalten sollten.

Außer einer Woche, die Lili und ich uns in Lage bei den Umsiedlerfamilien aufhielten, unter denen Lili Verwandte und Bekannte vorfand, waren wir die übrige Zeit wieder bei David Harders in Neuwied stationiert. Lili hat denn auch viel Gemeinschaft gepflegt mit ihrem lei-

leidenden Bruder David und dessen Frau Luise, während ich wieder die meiste Zeit unterwegs war.

Im Norden von Neuwied waren es wieder die Städte Bonn, Köln und Düsseldorf, die ich besuchte. Ferner, von Lage aus während der Woche unseres Weilens dortselbst, fuhr ich nach Bielefeld und Hannover. und südlich von Neuwied waren es Koblenz, Mainz, Frankfurt am Main und Stuttgart, die ich besichtigte. Wieder war es der Rhein, der berühmte Strom Deutschlands, der mich durch seine vielen Reize besonders gefangen hielt, und zwar auf der Strecke von Köln bis Mainz. Und mit Lili zusammen besuchten wir die zwei bekannten Nationaldenkmäler Deutschlands: Das Niederwald Denkmal bei Bingen und Rüdesheim auf hoher Bergeshöhe am Rhein, und das Hermanns Denkmal bei Detmold unweit Bielefeld ebenfalls auf hoher Bergeshöhe im Teutoburger Wald.

Für mich waren all diese Besuche unvergeßliche Erlebnisse. Aber sechs Wochen sind, so weit ab von daheim, eine lange Zeit, und Lili und ich waren froh, als wir wieder zu Hause waren.

10. Nochmalige flüchtige Rückschau

Der 12. April, 1983 ist mein Geburtstag, an dem ich 85 Jahre alt werde. Es sind von jetzt, wo ich dies schreibe, nur noch wenige Tage hin bis zu diesem denkwürdigen Erlebnis. Staunend schaue ich nochmals zurück auf diese lange Zeit meines Lebens. Dankend darf ich feststellen, dass alle Wünsche und Sehnsüchte meines Lebens, insonderheit meiner Kindheits- und Jugendjahre, ihre volle Erfüllung und Befriedigung gefunden haben.

Wie groß war zum Beispiel mein Sehnen, die Welt mit ihrer Schönheit und ihren Sehenswürdigkeiten, wie auch die großartigen Bauwerke der Dome, Kathedralen und Paläste, von Menschenhand gemacht, zu sehen und kennenzulernen! Nichts von diesem ist unerfüllt geblieben. Ich bin in meinem Leben viel weiter herumgekommen und habe viel mehr Schönheiten in mich aufnehmen können, als ich jemals zu hoffen wagte.

Ich sehnte mich nach Wissen und war begierig, in die Geheimnisse der Philosophie einzudringen. Obzwar mir das im Allgemeinen versagt blieb, habe ich doch ein etwas in diese Geheimnisse hineinschauen dürfen und habe erkannt, dass alles menschliche Wissen Stückwerk ist und dass auch der Darwinismus und der atheistische Materialismus kein eigentliches wissen ist, sondern ein Dafürhalten auf Grund von einseitigen Beobachtungen. Und dieses Dafürhalten muß so oft auf Grund neuer Erkenntnisse korrigiert werden.

Ich sehnte mich nach Gemeinschaft und Liebe, und ich durfte 48 Jahre mit meiner ersten Frau in glücklicher Ehe leben. Und nach den darauf folgenden Jahren der Einsamkeit (fünf an der Zahl) durfte ich noch für die Abenddämmerung meines Lebens ein zweites Eheglück finden, das meine alten Tage mit Sonnenschein erfüllt.

Ich suchte Gott und sehnte mich nach Heilsgewißheit und nach Frieden für meine Seele. Gott hat meine vielen Gebete erhört und hat mir das alles geschenkt. Obzwar ich meine Ohnmacht und meine tiefe Verderbtheit alle Tage vor mir sehe, so darf ich mich doch immer wieder an dem Liedervers aufrichten:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,
das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.
damit will ich vor Gott bestehn,
wenn ich zum Himmel werd eingehn“.

Ich bin selten in meinem Leben krank gewesen. Arzt und Krankenhaus habe ich nur in ganz einzelnen Fällen gebraucht. Auch jetzt noch bin ich gesund und fühle in meinem Körper keine Stelle, die mir irgendwie schmerzt oder mich beunruhigt. Nur das Hören ist mit dem Alter schwächer geworden. Für meine Augen habe ich niemals eine Brille gebraucht.

Und wenn ich an die bewahrende und schützende Gnade Gottes gedenke, die mich zum Beispiel auch, wie auf den vorherigen Seiten dieses Buches geschildert wird, auch zur Zeit der Kriegs- und Revolutionsjahre vom Schauplatz des Krieges zwischen Weiß und Rot in die alte Heimat Neu Samara verschlug, um mir daselbst Schutz und Bewahrung zu gewähren, dann bin ich überwältigt und komme mir, wie der Psalmist sagt, „vor vielen wie ein Wunder“ vor, der solche große Güte und Treue Gottes doch wahrlich niemals verdient hat.

Mit dem Erzvater Jakob in 1. Mose 32, 11 muß ich ausrufen: „Herr, ich bin zu gering all der Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an deinem Knecht getan hast!“

Ich kann dem Herrn für seine gnädigen Führungen nicht genug danken.

Ende

Teil II.

Gesammelte Werke

I. In der alten Heimat 1919 - 29

Frühlingswehen.

(In 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade'. Es ist 1919 geschrieben, also zu der Zeit wo er in Neu Samara weilte).

Frühlingswehen
durch die liebliche Natur;
Veilchenduft in Wald und Flur,
Lerchentrillern in den Höhen.

Mildes Rauschen
der Gewässer klar und hell,
sprudelnd aus dem frischen Quell,
darf am Fluß ich sinnend lauschen.

Grüne Matten
auf den Wiesen, auf den Au'n,
ringsumher die Blicke schau'n,
und auf Feldern schöne Saaten.

Und die Sonne
scheinet warm auf uns herab;
aller Kreatur sie gab
neues Leben voller Wonne.

Und im Herzen
reget leis' die Hoffnung sich.
In die Zukunft schaue ich
frei von Sorgen, Gram und Schmerzen.

Stiller Frieden
waltet ringsum, allerwärts;
und er strömt auch mir ins Herz;
Friede, den uns Gott beschieden.

Und mein Sehnen
es muß weichen der Geduld,
die in milder sanfter Huld
stillet alle heißen Tränen.

All dies Weben,

Grünen, Blühen, Lerchensang,
Herr der Schöpfung, Dir sei Dank,
der all dieses uns gegeben!

1919.

Früher Tod.

(In 'Leidvolles Leben'. Ein Gedicht, anscheinend für einen Freund der auf dem Schlachtfeld gefallen war).

Der Mensch er ist in seinem Leben
wie Gras, das auf dem Felde steht.
Er blühet schön wie eine Blume,
doch bald wird er dahingemäht.

Gar manche Blume ward gebrochen
wenn sie in vollster Blüte stand;
und mancher Jüngling, manches Mädchen
den Tod in seiner Blüte fand.

Wie mancher Jüngling zog ins Leben
voll Jugendmut und Lebenslust.
Mut strahlt aus seinen hellen Augen,
und höher schwellte sich die Brust.

Doch mitten in des Jünglings Streben
der Tod ihm plötzlich Halt gebeut.
Er, der noch gestern frisch und fröhlich,
er ist schon eine Leiche heut.

Auch er, mein Freund, gesund und kräftig,
so jugendfrisch, von Mut beseelt,
er zog aus seines Vaters Hause
voll froher Hoffnung in die Welt.

Er sprach von bald'gem Wiedersehen
als er von Allen Abschied nahm;
er ahnte nicht, wie nah sein Ende,
das schon mit Riesenschritten kam.

Jetzt ist er fort, und niemals wieder
kehrt er zurück zum Heimatort.
der Tod, er hat ihn übereilet
in weiter, weiter Ferne dort.

Ach, armer Jakob, niemals wieder
ist dir vergönnt ein Wiedersehn!
zu deinen Lieben in der Ferne
kannst du hienieden nie mehr gehen.

Doch hoffen wir, dass einstens droben,
wenn wir vor Gottes Throne stehn,
verklärt, befreit von Erdenleiden,
wir dort uns werden wiedersehn.

1919

Frühlingssonne.

(In 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade'.
1921 geschrieben, wieder in Sibirien, nach Ende des Bürgerkrieges).

O Sonne, schöne Frühlingssonne,
nach langer kalter Winterzeit
belebest du die Erde wieder
und schmückest sie mit Herrlichkeit.

Und alles, was sich regt und lebet,
ist neuerfüllt mit Lebenslust.
Ein jedes Tier und jedes Würmlein
ist sich der Freiheit voll bewußt.

Es grünen Feld und Wiesen wieder.
Und blauer Veilchen süßer Duft
erfüllet ringsumher die milde
und ätherische Frühlingsluft.

Das Bienlein summt, die Lerche trillert;
der Kukuk ruft, die Nachtigal
läßt wonnevoll ihr Lied erschallen;
es rauscht das Bächlein in dem Tal.

O Sonne, schöne Frühlingssonne,
du bist's, die alles neu belebt.
Auch mein Herz füllest du mit Wonne,
das hoffnungsfroh den Blick erhebt.

1921

Tragikomische Erzählung vom alten Hinerk.

(In 'Leidvolles Leben').

In Alexejfeld ist was unerhörtes geschehn.
Da hat Herr Friesen seine Dampfmühle stehn.
Der mahlet den Leuten für guten Lohn
das feinste Mehl seit Jahren schon.

Nun gibt es vom Weizen, wie allbekannt,
Mehl, Kleie und Staub, „Tschertowka" genannt.
Das letzt're ist für die Schweine gut,
und Mancher sie damit „mästen" tut.

Da wohnt nun im Dorfe ein alter Mann,
der wohl nicht lange leben mehr kann.
Der alte Hinerk, so heißet er.
Er ist nicht arm, doch geizig gar sehr.

Nun sehen die Alexejfelder ihn
fast jeden Tag nach der Mühle ziehn,
mit einem Sacke unter den Armen,
„Tschertowka" zu holen. - s ist zum Erbarmen!

Ja, selbst die Silberfelder erzählen:
Was mag nur dem alten Hinerk wohl fehlen?
Denn jeden Tag, wenn sie nach der Mühle ziehn
sehen sie ihn in der Staubkammer knie'n.

Einst hörte man lautes Gelächter erschallen.
Da kamen nämlich die Nikolaipoler mahlen.
Und wie sie gemahlen das Mehl so fein,
da kaufen sie noch „Tschertowka" für die Schwein'.

Und wie sie nun so ganz im Stillen
mit diesem Zeug ihre Säcke füllen,
da schaufeln sie plötzlich - o Schreck und Graus!
Den alten Hinerk aus der Staubkammer heraus.

Verzage nicht!

(In 'Leidvolles Leben' Ein Gedicht aus der Zeit der Hungersnot)

Verzage nicht!
Wenn auch der Himmel sich verdunkelt

und schwarze Wetterwolken drohn,
und wenn der letzte Hoffnungsschimmer
verglimmen will beinahe schon.
Und heult der Sturm in tiefer, schwarzer Nacht,
verzage nicht! -- denn bald der Morgen lacht.

Verzage nicht!
Wenn auch des Lebens Stürme toben
in dieser ach, so schweren Zeit,
und hoch wie Berge sich die Sorgen
auftürmen; und vor Bangigkeit
ringst du die Hände; ach, und seufzest schwer:
„Gibts denn auf Erden nie was Bessres mehr?“

Verzage nicht!
O laß den Mut nicht vollends sinken
und gib nicht ganz die Hoffnung auf!
Zwar ist jetzt finstre Nacht, doch lange
währt's nicht, dann geht die Sonne auf.
Bald scheinet sie in ihrer schönsten Pracht.
Durch Nacht zum Licht. - Drum Mut, sei unverzagt!

Verzage nicht!
Frisch auf; laß alles bange Zagen!
Faß Mut, und walle deinen Pfad
getrost und freudig, ohne Klagen!
Denn Hoffnung nie zu Schanden ward.
Bald wirst du jauchzend preisen Gott den Herrn;
denn Seine Hilfe bleibt nicht immer fern.

1921.

Grübeleien eines eifrig Studierenden

(In ‘Leidvolles Leben’).

O weisen Männer der Vergangenheit,
sowohl der Ur- wie auch der neuern Zeit,
ihr Leuchten in der Weltgeschichte,
O wieviel Samen, dessen Früchte
man heute noch genießt in allen Zonen,
wohl unter allen Nationen,
habt ihr in gut und böser Zeit
durch euer Wirken ausgestreut!

Durch stetes Suchen, Forschen, Streben,
habt ihr der Menschheit das gegeben,
was gegenwärtig sie besitzt
an Wissenschaft und Kunst, was nützt.
Und was den Menschen weit erhebt
wohl über alle Kreatur die lebt.

O, euer Ruhm bleibt unvergeßlich
und eure Namen - unermeßlich
weit, - viel Jahrhunderte durchdringet
wohl eurer Taten Ruhm; man bringet
euch allezeit und immerdar
ein stetes Lob und würd'ges Angedenken dar.

Wer kennt zum Beispiel Martin Luther nicht,
wie er in heil'gem Eifer bricht
die Ketten der kathol'schen Eitelkeit
und Tausende aus ihrer Macht befreit?
Er hat wahrhaftig als ein Held gehandelt.
die halbe Welt wohl hat er umgewandelt.

Und Galileo Galilei
der brach den alten Wahn entzwei,
dass Mutter Erde stille steht,
und 's ganze Firmament sich um dieselbe dreht.

Aus früher Urzeit schon, aus Griechenland,
sind weise Männer uns bekannt,
wie Demosthenes, Sokrates,
Plato und Aristoteles.
Sie haben viel philosophiert,
gesucht nach Wahrheit und studiert;
Naturgeheimnisse womöglich zu erschließen
war'n sie ihr Leben lang beflissen.
Sie brachen alte Götterlehren
die nichts als Sinn und Geist betören.

Der größte Stern am Firmament
der Weltgeschichte, den man kennt,
ist Newton wohl; er hat erschlossen,
wie keiner seiner Zeitgenossen
und keiner auch, der vor und nach ihm war.
Er hat erschlossen hell und klar
die Grundgesetze der Natur
und brach damit die letzte Spur
des Aberglaubens alter Zeiten.
Er hob aus Nacht und Dunkelheiten

den Geist des Menschen, der nach Wahrheit strebet
solang der Odem Gottes in ihm lebet.

Nachruf an meinen Vater,

welcher 1924 vom Typhus dahingerafft wurde.
(In 'Leidvolles Leben').

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an.
Ja, der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit;
denn ihre Werke folgen ihnen nach. Offb. 14, 13

Ruhe sanft, du Wahrheitsritter!
Schlummre sanft, du Glaubensheld!
Wohl war dir der Tod gar bitter;
doch durch ihn gingst du
ein in sel'ge Ruh
und in eine schön're Welt.

Nicht vergebens war dein Leben.
In dem Dunkel deiner Zeit
war dein ganzes Suchen, Streben,
nur auf das gericht't
was der Welt gebricht:
Wahrheit und Gerechtigkeit.

Wohl hat mancher Sturm getroffen
dich in deiner Wallfahrt hier.
Doch getrost, mit stillem Hoffen
schautest vorwärts du;
nie schwand dir die Ruh,
und dein Glaube schwankte nie.

Nie sah man dich müßig stehen.
Früh und spät, bis in die Nacht
warst beschäftigt du, und Segen
quoll aus deinem Tun
stets hervor; doch nun
ist dein Segenswerk vollbracht.

Dreiundzwanzig Jahre hast du
treu das Lehreramt verwalt't;
und gar manchen guten Samen
streutest du hinein
in die Herzen klein;

mancher fiel in gutes Land.

Deine Lieder und Gedichte
fanden reichen Widerhall.
Und es keimten edle Früchte
dir zu hohem Lohn;
und vergessen schon
war'n des Lebens Leiden allzumal.

Heldenhaft hast du gestritten
für die Wahrheit, für das Recht.
Ach, du hast es nie gelitten,
wenn man höhnte gar
was dir heilig war!
Und du gabst dich ins Gefecht.

Dort in Alexanderkrone
auf dem Religions-Kongress
tratst du auf, und du alleine
widersprachst dem Spott,
den man gegen Gott
frech und schamlos dort ausstieß.

Und noch manche edle Taten
könnte ich erwähnen hier,
welche zieren deinen Namen.
Doch ich schweige jetzt.
Und zu guterletzt
wünsch ich ew'gen Lohn und Himmelsfreuden dir.

1924.

Die Macht des Gesanges.

(In 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade'. Ohne Datum, ist wahrscheinlich im Rahmen der Jugendarbeit in seiner Gemeinde, um 1925-26 entstanden).

1.
Was bringet so mancherlei Freuden,
was bringet so manchen Genuß?
Was tröstet in Krankheit und Leiden,
verwandelt in Wehmut Verdruß?

Was trocknet die heißesten Zähren,
was lindert den herbesten Schmerz?
Was zaubert in himmlische Sphären

das arme, beängstigte Herz?

Was hebt unsern Geist in die Höhe
weit weg über irdisches Leid?
Was stillt unser Ach wohl und Wehe;
was redet von himmlischer Freud?

Was gibt wohl am Ziel seines Lebens
dem Sterbenden freudigen Mut
hinüberzuscheiden? - Frei Bebens
zu gehn durch die grausige Flut?

Wer kann dieses Mittel wohl nennen;
wie heißt diese zaubernde Kraft?
Wo ist sie zu finden? - Erkennen
woran kann man sie, die das schafft?

Gesang heißt dies köstliche Kleinod.
Wie tun doch dem Herzen so wohl
des Liedes entzückende Klänge!
Wie sind sie von Zauberkraft voll!

Was wäre allhier unser Leben;
wie wär es so öde und leer.
Wenn uns aus dem Himmel gegeben
die Gabe zum Singen nicht wär!

O, wem diese Gabe beschieden,
der hat ein sehr kostbares Gut!
Stimmt an, laßt uns singen und spielen!
Es beseelt mich ein freudiger Mut.

2.

Wenn der Frühling durch die Lande zieht,
wenn das erste Blümlein blüht;
wenn sich die Natur erschließet,
Wiese grünet, Bächlein fließet;
wenn der Wald sich jung belaubt,
wenn sich neubelebet glaubt
alle Kreatur auf Erden;
Wenn die Lüfte wärmer werden;
O dann ziehen frohe Sängerscharen,
die in fernen Ländern waren,
als Herr Winter's Zepter führte
und mit harter Streng regierte;
O, dann ziehn in langen Reih’n

diese Sängerscharen ein;
und beleben unsre Felder,
unsre Wiesen, unsre Wälder,
und bezaubern Flur und Hain
mit den wundervollsten Melodein.

O wie süß klingt das den Ohren;
O wie lauscht man, weltverloren,
andachtvoll dem süßen Klang!
O wie zaubert Lerchensang!

Wie in alten Göttersagen
wird der Geist hinweggetragen
weit hinauf in Götterhöhn,
wenn des Nachts bei Zephirwehn,
zu dem Ohr des Wandrers dringt der Schall
süßer Lieder froher Nachtigall.

Laßt uns diesen Sängern gleichen!
Laßt uns streben zu erreichen
diesen Schwung und diese Zauberkraft
auch in unsern Liedern! -- Musterhaft
laßt uns singen; stimmet fröhlich an!
Singt zur Ehre Gottes, wer da singen kann!

3.

Wenn mich Sorgen quälen und mir sinkt der Mut,
und ich sing ein Liedlein, so wird alles gut.

Wenn ein heißes Sehnen wühlt im Busen mein,
tritt beim Klang des Liedes Trost ins Herz hinein.

Bei der schwersten Arbeit sing ich mir ein Lied;
und dadurch erhoben fühl ich mein Gemüt.

Wenn an stillem Abend bei des Mondes Schein
sinnend ich durchwandle Wiesen, Flur und Hain,

und wenn dann ich sing oder lausch dem Sang
froher Nachtigallen, - o, dann schleicht ein Drang,

Gott den Herrn zu loben, in mein Herz hinein.
Und ich richt nach oben die Gedanken mein.

Dort, in selgen Höhen, überm Sternenmeer,
wohnt die ew'ge Liebe und der Engel Heer.

Dort auch höret singen meines Geistes Ohr;
wundersame Weisen singt der Engel Chor.

Heil'ge Cherubime, wie auch Seraphim,
singen: „Heilig, heilig!“ Gott mit lauter Stimm.

Und es treibt auf Knieen mich zu stillem Dank,
dass auch mir verliehen ist vom Schöpfer - Sang!

Laßt uns singen, Freunde, singen, dass es schallt,
dass es tausendfältig droben widerhallt!

4.

Schwinget euch, ihr meine Lieder,
hoch hinauf, der Sonne zu;
hallt in tausend Herzen wider,
stört der Müß'gen, faule Ruh!

Schlaget Herz und Sinn in Banden,
weckt die trägen Herzen auf;
hebet mit euch jede Seele
hoch ins Blau des Himmels auf!

Singet, wem Gesang gegeben,
singet freudig, dass es schallt!
Singet, dass es tausendfältig
in den Wolken widerhallt!

Laßt uns singen Dem zum Preise
der uns hat Gesang verliehn!
Lasset uns in frohen Chören
singend durch das Leben ziehn!

Denn auch die Natur, sie lobet
Gott den Herrn, der alles schuf.
Das Gebrüll der Tiere ehrt Ihn
und der muntern Vöglein Ruf.

Welch verschiedne Harmonien
bringt doch die Natur hervor!
Auch die unbelebte Schöpfung
lobet Gott in heil'gem Chor.

Wenn aus schwarzen Wolken stürzet
brausend sich ein Regenguß,

Blitze leuchten, Donner krachen,
dass sich scheu verkriechen muß

Alle Kreatur im Felde;
und wenn heulend fegt der Sturm
durch die Felder, durch die Wälder,
dass am Blatt sich krümmt der Wurm;

Ach, sind das nicht Melodien
die besingen Gottes Macht,
Gottes Majestät und Stärke,
die aus Nichts die Welt gemacht?

Ja, die ganze Schöpfung lobet
ihren Schöpfer, ihren Herrn.
In verschiedensten Akkorden
rauscht Musik von Nah und Fern.

Darum laßt auch uns erhöhen
Ihn in heut'ger Abendstund!
Laßt uns schön und lieblich singen
Gott zum Preis mit frohem Mund!

Schwinget euch, ihr meine Lieder,
hoch hinauf der Sonne zu;
hallt in tausend Herzen wider,
stört der Müß'gen faule Ruh!

5.

Vor meinem Blicke schweben
aus längst verflossner Zeit
gar schauerliche Szenen
der ersten Christenheit.

Ich sehe Rom, die Weltstadt,
auf sieben Hügeln stehen,
mit ihren prächt'gen Bauten
erhaben, groß und schön.

Mit ihren vielen Gärten,
wo bei der Fackeln Schein
die Bürger Roms lustwandeln
gar oft bis Hahnenschrei'n.

Die Zirken und Theater
besuchet alt wie jung.

In grauenhaften Szenen
sucht man Belustigung.

Heut seh ich grade eilen
das Volk dem Zirkus zu.
Aus aller Straßenecken
strömt es herbei im Nu.

Ich seh aus aller Mienen:
Es muß was Großes sein
das diesmal sie erwarten.
Auch ich tret' schüchtern ein.

Die Menge pflanzt in Reihen
sich um den leeren Raum.
Sie zählt viel Tausend Köpfe;
der Zirkus faßt sie kaum.

Doch find auch ich noch glücklich
ein Plätzchen für mich leer,
von welchem aus ich alles
kann sehen um mich her.

Mein Blick durchschweift die Menge.
Da nehm ich plötzlich wahr,
dass Kaiser Nero sitzet
inmitten dieser Schar.

Ich fühl mein Herz erbeben.
Er scheint so grausam mir;
so gierig, Blut zu schauen,
gleich einem wilden Tier.

Der Blick des Auges funkelt.
Sein ganzes Wesen zeugt
von Rachedurst, von Blutgier,
die der des Tigers gleicht.

Er winket mit der Rechten.
Drauf öffnet sich die Tür,
und eine Schar von Christen
erscheint und tritt herfür.

Sie treten auf die Szene
mit strahlend freud'gem Blick.
Man liest auf ihren Mienen
von innerm Friedensglück.

Zum blauen Himmel heben
sie ihren Blick empor
und flehen an um Stärke
den Herrn im heil'gen Chor.

Drauf winkt der Kaiser wieder.
Und nun - o Schreck und Graus -
springt aus dem Löwenzwinger
ein junger Leu heraus.

Mit mächtigem Gebrülle,
mit fürchterlicher Wut
stürzt er sich auf die Christen;
sein Auge lechzet Blut.

Er hat sich einen Jüngling
zu seiner Beut erwählt.
Wild streckt er ihn zu Boden;
bald hat er ihn entseelt.

Doch nun, in heil'ger Weise
stimmt an die Christenschar
ein Lied zu Gottes Ehre.
Das dringet hell und klar

Durch alle Reih'n der Gäste,
an eines jeden Ohr.
Und einen tiefen Eindruck
macht auf das Volk der Chor.

Wohl manches Auge tränet;
wohl manches Herze schreit
von Mitleid tief ergriffen:
„O harte Grausamkeit!"

Die Christen aber finden
viel Trost in diesem Lied.
Sie singen voll Begeist'rung,
mit fröhlichem Gemüt.

Mit freud'gem Mut beseelet
sie ihres Liedes Klang;
nach kurzen Todesqualen
harrt ihrer - Engelsang.

Als nun das Lied verklungen,

wird auf des Kaisers Wink
ein Tiger eingelassen,
ein gar gemütlich Ding.

Der gähnt, der duckt sich nieder
vor unsrer Christenschar.
Er wedelt mit dem Schweife,
leckt sich die Pfote gar.

Doch plötzlich - o Erbarmen! -
mit blitzesschnellem Sprung
holt er sich seine Beute:
Ein Mädchen, schön und jung.

Noch viele andre Tiere;
Bär, Panter, Leopard,
läßt man herein, bis endlich
der letzte Christ erstarrt.

.....

Ein andres Schauspiel seh’ ich
des Nachts, bei Sternenschein
In Kaiser Neros Garten.
Das mag noch graus'ger sein.

Mit Wachs, mit Pech und Schwefel
bestreicht die Christen man,
befestigt sie auf Pfählen
und zündet sie dann an.

Sie müssen hell erleuchten
die finstre Mitternacht.
Ein schauerlicher Anblick!
Doch Neros Herze lacht.

Sein größestes Vergnügen
gewährt ihm dieses Bild,
das seines bösen Herzens
wahnsinn'gen Hunger stillt.

Noch viele andre Marter
hat man zu jener Zeit
ersonnen, um die Christen
zu zwingen weit und breit,

Von ihrem festen Glauben

an den Herrn Zebaoth
zu lassen, - und zu dienen
der Heiden totem Gott.

Doch felsenfest im Glauben
beharrt die Christenheit.
Sie duldete die Qualen
mit Mut und Freudigkeit.

Wohl manches Liedlein sangen
die Christen, alt wie jung,
zum Trost in Todesqualen
und zur Ermutigung.

Manch ein Märtyrer hätte
im letzten Augenblick
vielleicht gewankt im Glauben,
wenn nicht zum guten Glück

Ein Lied sein Ohr getroffen
und ihn ermuntert hätt,
den Glauben zu bewahren
bis an sein Ruhebett.

O, wahrlich, wer ermisset
wohl des Gesanges Macht?
Gesang verschönt das Leben,
erhellt die Todesnacht.

Wirket, so lange es Tag ist!

(In 'Leidvolles Leben').
Wurde vorgetragen auf einem Jugend Missionsfest anno 1926.

Ihr Brüder, Schwestern in dem Herrn,
der uns vereint von nah und fern,
merkt auf, der Heiland rufet euch!
Er will, dass wir in Seinem Reich,
in Seinem Weinberg für Ihn stehn.
Er will bei uns viel Früchte sehn.
Er legt uns heut die Frage vor:
Wer tritt aus diesen Reih'n hervor?
Wer will für Ihn sein Leben weih'n?
Das Feld ist weiß, die Arbeit winkt;
das Korn ist reif, die Ähre blinkt.

Der Meister ruft: Entscheide dich,
sprich frei: „Hier bin ich, sende mich!“

Du sprichst vielleicht: Wo soll ich hin?
Ich kann nicht zu den Heiden ziehn.
Mir ward die Gabe nicht zuteil
dorthin zu bringen Christi Heil.
Wohl ist es wahr; nicht jedermann
in weite Länder ziehen kann;
nicht jedem ist die schwere Pflicht
von seinem Heiland auferlegt,
den Tellugus in weiter Fern
zu bringen Botschaft von dem Herrn.
Und doch kannst für die Mission
du noch gar viel und großes tun.
In Demut leg dein Schärflein ein;
und's wird von Gott gesegnet sein.

Denk auch der Heiden früh und spät
im ernsten, brünstigen Gebet!
Dasselbe viele Früchte bringt,
wenn es aus reinem Herzen dringt.
Sei treu im Kleinen allezeit!
So wartet deiner ew’ge Freud.
Noch mehr kannst du für Jesum tun;
denn nimmer darfst du müßig ruhn,
weil Er für dich so vieles tat,
sein Blut für dich vergossen hat.
Bekenne Ihn vor jedermann,
erzähl, was Er an dir getan!
O schäm dich deines Heilands nicht,
bekenn Ihn frei! - 's ist deine Pflicht.

Lad Sünder ein, sich Ihm zu nahn;
die Schwachen führ auf rechter Bahn!
Erzähl es jedem, wo du bist,
dass unser Gott die Liebe ist!
Die Kinder auch führ zu Ihm hin;
O weide sie nach Christi Sinn!
Denk stets daran, vergiß es nicht,
was Jesus dort zu Petrus spricht:
„Simon, Sohn Jonas, liebst du mich?“
Als dieser spricht, „Ich liebe Dich“,
spricht Jesus: „Weid die Lämmer mein!“
Und das soll Petrus nicht allein;
auch uns ist dieses Wort gesagt.
Drum gib stets auf die Kleinen acht!

Ja, wahrlich, vieles kann man tun;
wir sollen nimmer müßig ruhn.
Noch eines laßt erwähnet sein,
Es möcht vielleicht zum Segen sein:
Hebt eure Augen auf und seht!
Ein breites Feld uns offen steht.
Es harrt der Schnitter früh und spat,
denn deren es gar wen'ge hat.
Die Russen und Kirgiesen sind
dies breite Feld; sie tappen blind
in ihrer Dunkelheit umher.
Wer wird dort Licht hinbringen? - Wer?
In nächster Nähe wohnen sie.
Es wäre keine große Müh!

Drum auf, laßt uns den Herrn erhöhn;
laßt uns in Seinen Weinberg gehn
und wirken, weil der Tag noch winkt,
eh uns die Gnadensonne sinkt.
Laßt wuchern uns zu jeder Stund
mit dem uns anvertrauten Pfund.
Ein jeder diene treu und gern
mit seiner Gabe seinem Herrn,
Die er von Ihm empfangen hat.
O laßt uns wirken früh und spat!
Laßt Ihm uns unser Leben weihn!
Nichts sei zu groß und nichts zu klein.
Wenn Jesus ruft, dann freudig sprich:
„Hier bin ich, Heiland, sende mich!“

Waldes-Friede.

(In ‘Leidvolles Leben’ und ‘Wechselvolle Pfade’ Geschrieben 1929).

O Waldes-Friede, o Waldes-Ruh,
du fächelst Wonne dem Herzen zu!
O heiliges Schweigen, o Andacht still,
wo ringsum waltet des Schöpfers Will!

Die Bäume neigen sich zum Gebet;
und in den Zweigen ein Zephir weht.
In stiller Demut lauscht die Natur
der Stimme Gottes in Wald und Flur.

O trauter Wald, ach, ich bitte dich:
lehr du erkennen die Wahrheit mich!
Wär doch dein Friede auch mir zuteil!
O Friede Gottes, bring du mir Heil!

II. Das Flüchtlingsepos in Gedichten 1929/30

Unser Weg.

(In 'Leidvolles Leben' und 'Schicksalswege 1929/1930).
Denn meine Gedanken sind nicht eure
Gedanken und eure Wege sind nicht meine
Wege, spricht der Herr. Jesaja 55,8.

Was hat es zu bedeuten,
was treibt man für ein Spiel?
Was will es mit den Leuten?
Man rennt, wie ohne Ziel!

Es wird verkauft, verpfändet,
gekuppelt früh und spat;
für „Butterbrot" verschwendet
man alles , was man hat.

Was man in vielen Jahren
erwarb mit Müh und Fleiß,
wird nun zur Stadt gefahren
für lächerlichen Preis.

Und was nicht zu verkaufen,
das läßt man eben stehen;
gleichsam, als müßt man laufen,
als gelt es, zu entfliehn.

Man macht zur langen Reise
sich fertig nun geschwind;
der Jüngling, samt dem Greise,
die Mutter, samt dem Kind.

Mit Koffer, Körben, Kasten
(eh sichs die Leut versahn),
fährt man ohn Ruh und Rasten
zur nächsten Eisenbahn.

Bald sitzt mit ernstem Blicke
man auch schon im Waggon;
ergibt sich dem Geschicke
und eilt im Nu davon.

Durch weite Stepp und Felder
geht's nun in wilder Hast;
durch dunkle Tannenwälder.
Stets vorwärts, ohne Rast!

Wo geht denn hin die Reise?
Was eilet man so sehr,
wie wenn im trauten Kreise
es nicht mehr heimisch wär?

Wie wenn ein heimlich Sehnen
tief in dem Busen ruh,
zu treiben, weg vom Schönen,
dem Unbekannten zu?

Nach Moskau geht's, der alten,
der großen Residenz,
wo seit zwölf Jahren walten
die Führer der Sowjets.

Gleich wie's der Vögel Scharen
im Herbst von hinnen zieht,
so fühlt den Trieb zum Fahren
so mancher Mennonit.

Vom Osten, wie vom Süden
strömt man nach Moskau hin;
viel Tausend Mennoniten
beseelt der gleiche Sinn.

„Hinaus!“ so hört man sagen;
so heißt es fern und nah:
„Die Wohnung aufzuschlagen
dort in Amerika!“

Dort, wo man's läßt geschehen,
dass unser Glaube thront;
wo Freiheits-Palmen wehen,
wo Fried und Eintracht wohnt.

Wo sich in Liebe dulden

die Kirche und der Staat,
und wo die Steuerschulden
man nicht zu tragen hat.

Dort schaun wir hin von ferne,
gar manches winkt uns zu;
wie wär'n wir doch so gerne
in jenem Land der Ruh!

Denn hier, in diesem Lande,
in dieser Wüstenei,
hier rissen alle Bande
der Christenlieb entzwei.

Hier duldet man's nicht länger,
dass Menschen - Christen sind.
es wüten die Bedränger;
gar vieles man ersinnt,

Zu stürzen den vom Throne
der die Geschicke lenkt;
der uns in seinem Sohne
das ew'ge Leben schenkt.

Und auf verschiedne Weise
verfolgt die Christen man.
Drum traten wir die Reise
gar fest entschlossen an.

Wir schauten nicht zurücke
auf das verlor'ne Gut;
wir richteten die Blicke
zum Herrn mit gläub'gem Mut.

In kindlichem Vertrauen
verließen wir den Ort,
die heimatlichen Auen;
und mutig ging es fort.

Wohl war der Himmel trübe;
wohl schien kein Sternlein nicht.
Doch unsers Gottes Liebe
sie führt aus Nacht zum Licht.

.....

Bei der Zentralregierung
geht's nun ans Bitten, Flehn;
doch will's des Schicksals Führung,

dass kein Erfolg zu sehn.

Ja, kategorisch schlagen
sie uns're Bitte ab.
Ach, sollen wir denn tragen
die Hoffnung nun zu Grab?

Nein, nimmermehr! - denn droben
da lebt ja noch der Herr;
zerbricht der Feinde Toben
und stillt den Sturm im Meer.

Drum mutig und entschlossen,
trotz mancher Schwierigkeit,
wir harren unverdrossen
der sel'gen Stund und Zeit

Wo endlich die Regenten
gewähren unsre Bitt;
wo uns're Not wird enden,
die man so lange litt.

Und manche Seufzer steigen
hinauf zum Sternenzelt;
zu dem, dem alles eigen,
zu dem, der alles hält.

Der alles lenkt und führet,
der alles sieht und weiß;
mit Majestät regieret
und stillt die Sehnsucht heiß.

Der lenkt das Schiff zum Hafen,
ob auch die Stürme wehn,
und ob auch oft sein Schaffen
wir Menschen nicht verstehn.

So sitzen wir und warten,
und unser sind gar viel;
schon bei Zehntausend scharrten
sich um der Stadt Gewühl.

Und täglich neue Gruppen
vermehren uns're Zahl,
als führ' uns der dort droben
und nicht die eig’ne Wahl.

Doch ach, es brennt ein Feuer,
das ist uns wohl bewußt;
das Leben kommt so teuer;
die Sorge quält die Brust!

Schon viele uns'rer Brüder
verlebten all ihr Geld;
verstummt sind unsre Lieder.
O hilf uns, Herr der Welt!

Du göttlicher Ernährer,
erbarm dich uns'rer Not!
alltäglich drücken schwerer
die Sorgen um das Brot!

Da endlich, endlich tönet
der Ruf durch unsre Reih'n:
„Der Glaube ist gekrönet;
erhört ist unser Schrein!“

Gewährt sind uns're Bitten;
wir dürfen weiterziehn.
Gott hat für uns gestritten.
Nun lobt und preiset Ihn!“

Und nun mit frohen Blicken
macht man sich marschbereit;
mit seligem Entzücken,
voll tiefster Dankbarkeit.

Man rüstet sich zur Reise,
bezahlt die Pässe bar.
„Ade du Ort“, tönt's leise,
„der einst so lieb uns war!“

Doch ach, so nah am Ziele,
so voller Zuversicht;
und doch enttäuscht! - Wie viele
erlangten Ruhe nicht!

Die Hoffnung trügt zuweilen
und so auch diesesmal.
Wer wird die Wunde heilen,
die bittre Seelenqual?

Ach, in dem Augenblicke,
wo Rußland uns gewährt,

hat Canada mit Tücke
den Einzug uns versperrt!

Wie groß ist das Entsetzen!
Wie furchtbar ist die Not!
Ist solches zu verschmerzen?
Wo ist denn unser Gott?

Und in den nächsten Tagen
zeigt schon die Folge sich;
entsteht ein Jammern, Klagen,
ein Heulen fürchterlich.

Es werden haufenweise
die Männer arretiert;
und Frauen, Kinder, Greise
zurück man transportiert.

Ohn' jegliches Erbarmen
und rücksichtslos und kalt
schickt man die bitter Armen
zurücke mit Gewalt.

Was harrt nun ihrer drüben,
die Hab und Gut verzehrt?
Was bleibt den Armen, Lieben,
das sie erhält, ernährt?

Ach, Finsternis umhüllet
den trännenfeuchten Blick.
Nichts ihren Kummer stillet;
nichts mildert ihr Geschick!

Die Zukunft macht sie beben,
sie leiden große Not;
unrettbar preisgegeben
sind sie dem Hungertod.

Doch lebt ja noch im Himmel
der Herr, der treue Gott!
Er sieht das Weltgetümmel,
Er rettet aus der Not.

Den felsenfesten Glauben
an seine Vatertreu
kann selbst die Not nicht rauben;
die Hoffnung, sie wird neu.

.....
Als nun die Not am höchsten,
da durften wir es sehn,
dass Gottes Hilf' am nächsten.
Er hörte unser Flehn.

Er lenkt wie Wasserbäche
der Menschen Herz und Sinn.
Sah uns're Not und Schwäche
und hieß uns weiterziehn.

In Deutschland gab's Erbarmen,
denn deutsche Treu ist groß.
Mit ausgestreckten Armen
nahm man uns in den Schoß.

Wir durften Einzug halten
ins deutsche Vaterland.
Wir fühlten Gottes Walten
und seine starke Hand.

Heil sei dem deutschen Volke,
hoch lebe Hindenburg!
Durch schwarze Wetterwolke
brach Freud und Wonne durch.

Zwar würde unsre Wonne
wohl noch viel größer sein.
Wie schön wär doch die Sonne
mit ihrem Strahlenschein!

Wenn auch die Lieben alle,
die dort zurückgeschickt,
mit uns in gleichem Falle
der Heiland hätt' beglückt.

Doch, ob auch unverständlich
die Wege Gottes sind,
Er liebet doch unendlich
und sorget für sein Kind.

Er wird die Seinen führen
aus Finsternis zum Licht,
dass sie nicht Mangel spüren;
drum Mut! - Er irrt sich nicht.
.....
Hier in dem deutschen Lande

hier haben wir's recht gut.
Die süßen Freundschaftsbande
verleihn uns Kraft und Mut.

Und endlich naht die Stunde,
die langersehnte Zeit,
wo man uns bringt die Kunde,
dass Canada bereit

Auf unsern Wunsch zu hören,
und ins gepries'ne Land
uns Einlaß zu gewähren.
Zu reichen uns die Hand.

Doch nur die ganz gesunden
('s ist nur ein kleiner Teil),
die haben „Gnad gefunden;“
nur ihnen gilt das „Heil.“

Das gibt dem Arzt zu schaffen;
er scheidet sehr gewandt
die „Böcke“ von den „Schafen“,
mit vielerprobter Hand.

Was soll es nun mit denen,
die er zurückgestellt?
Was stillt ihr heißes Sehnen
nach Ruh auf dieser Welt?

Wo werden sie wohl finden
ein Plätzchen lieb und wert,
ihr eignes Heim zu gründen,
das Fried und Ruh gewährt?

Da öffnen sich zwei Türen
nach Südamerika.
Trotz all der Stürme spüren
wir's doch: Der Herr ist nah.

Er steht uns treu zur Seiten,
wie dunkel auch der Pfad;
und gibt uns das Geleite
wie er's verheißen hat.

Nur Mut! - Er heilt die Wunde,
Er führt's noch wohl hinaus.
Geduld! - Zur rechten Stunde

bringt er sein Kind nach Haus'.

Es zieht ein stiller Engel
durch dieses Erdenland;
zum Trost für Erdenmängel
hat ihn der Herr gesandt.

In seinem Blick ist Frieden
und milde, sanfte Huld.
O folg' ihm stets hienieden,
dem Engel der Geduld!

Unser Dank.

(In 'Leidvolles Leben' und 'Schicksalswege 1929/30').

An den Herrn Reichspräsidenten VON HINDENBURG,
an die deutsche Regierung und an das deutsche Volk.
.....

Heil sei dem Volk, das stets aufs neue
all die Jahrhunderte hindurch
erfüllte Christenpflicht und Treue!
hoch lebe Herr von Hindenburg!

In froher Dankbarkeit erhebe
sich unser Lob! - Durch Land und Stadt
erschall' es laut, was deutsche Liebe
und deutsche Freundschaft an uns tat.

In aller Welt, in allen Zonen
erzähle man es fern und nah,
und rühm's vor allen Nationen
was uns in Deutschland Gut's geschah.

Vor Moskaus Mauern, Moskaus Straßen
da lagen wir, ein großes Heer,
einmütig, Rußland zu verlassen,
weil man uns drückte gar zu sehr.

Weil die Sowjetregierung wollte
nach ihrem Lenin'schen Programm,
dass Freiheit man einbüßen sollte,
still und ergeben wie ein Lamm.

Was wir bis dahin Unser nannten,
was man erwarb mit Müh' und Fleiß
das alsobald sie uns entwandten
nach ihrer sonderbaren Weis'.

Aus einem „Topf" wollt man uns füttern,
Gemeingut sollte allwärts sein;
das Eigentum wollt' man zersplittern.
„deins sei auch mein, und meins sei dein!"

Gemeinsam sollten wir besitzen
auch Weib und Kind, das höchste Gut.
Zum Tier sollt' man hinunterflitzen
und leben, wie's das Rindvieh tut.

Den Glauben an ein höh'res Wesen,
an einen Schöpfer, einen Gott,
wollt' man mit eisenfestem Besen
auskehren, wie zu ew'gem Spott.

Drum kamen wir aus Nord und Süden,
aus Ost und West nach Moskau hin;
wir wirkten als die Nimmermüden
und wollten nach Kanada ziehn.

Allein die Türen war'n verschlossen.
man gab die Auslandpässe nicht.
Wir harrten aber unverdrossen,
beseelt mit Mut und Zuversicht.

Und täglich neue Gruppen scharten
sich um die Millionenstadt,
bis endlich, nach so langem Warten
man uns die Reis' bewilligt hat.

Doch jetzt, als endlich unsre Wunden
nun heilen sollten, wie es schien,
da gab es neue Prüfungsstunden
und hemmten unser Weiterziehn.

Ach, die kanadische Regierung
schloß vor uns ihre Türen zu.
Wie grausam ist des Schicksals Führung!
Wo nunmehr hin? - Wo winkt uns Ruh?

Wir waren der Verzweiflung nahe;
schwarz wie die Nacht wars ringsumher.

Und was mit uns nun bald geschahe,
das zu beschreiben - ach! - ist schwer.

Gewaltsam wurden unsre Brüder
nun haufenweis' zurückgeschickt.
Viel Jammern gabs, viel Klagelieder,
und hoffnungslos man vor sich blickt.

Es wurden die Familienväter
verhaftet gar und eingesteckt,
als wären's lauter Übeltäter
und Mörder, die mit Blut befleckt.

Und Frau'n und Kinder, ohn Erbarmen,
schickt man in Güterwagen fort
zurück nach Haus; - ach, dieser Armen
harrt Not und bitt'res Elend dort!

Doch unser Gott erhört Gebete;
an Mitteln, Wegen fehlt's ihm nicht.
Als man von Herzen zu ihm flehte,
da führt' er uns aus Nacht zum Licht.

Er führt' uns aus mit mächt'gen Armen,
befreit uns aus dem schweren Joch.
Auf deutschem Boden gab's Erbarmen;
denn deutsche Freundschaft lebt ja noch.

Das deutsche Reich, die deutschen Brüder
willfahrten unsrer Einfahrt gern.
Drum sei'n geweiht des Dankes Lieder
dem deutschen Volke nah und fern!

Mit wieviel Treue, wieviel Güte
nahm man sich unser liebreich an;
fromm, und mit kindlichem Gemüte,
gab man viel Fleiß und Mühe dran

Uns unsern Aufenthalt in Deutschland
zu richten ein so recht bequem,
damit nach all der Trübsal weiland
süß sei die Ruh' und angenehm.

Aus allen Orten, allen Enden,
ob reich, ob arm, nach Möglichkeit
bracht jeder deutsche Bürger Spenden;
man öffnete die Herzen weit.

Für all das Gute sei gedanket
dem deutschen Volk viel tausendmal,
des Bruderliebe nimmer wanket!
vergelt's Euch Gott, was Ihr getan!

Heil sei dem Volk, das stets aufs neue
all die Jahrhunderte hindurch
erfüllte Christenpflicht und Treue!
hoch lebe Herr von Hindenburg!

Schrei des Herzens während der Flucht.

(In 'Leidvolles Leben'. In 'Wechselvolle Pfade' unter dem Titel „Flucht vor dem Kommunismus". Siehe auch Schlußgedicht im Bühnenstück: „Blaue Berge").

1.

O bange Frage; Wird die Flucht gelingen?
Wird uns der Herr die Wolkensäule sein?
Wird Er uns unversehrt hinüberbringen
in jenes Land voll Licht und Sonnenschein?

Wir sind getaucht in Zweifel, Angst und Nöte,
und allenthalben es an Trost gebricht!
Du Allmacht Gottes; hehre Morgenröte!
Wir harren Dein, o Herr! - Es geht durch Nacht zum Licht.

2.

Du siehest blaue Berge dort in jener Ferne;
sie winken dich zu sich mit magischer Gewalt.
O dass du dorthin fliehen könntest! - Ach, wie gerne
wärst du dort drüben, wo das Lied der Freiheit schallt!

Das hohe, hehre Lied! - Dich zieht ein tiefes Sehnen
Zu jenem Lande hin aus deiner Sklaverei.
Doch ach! - Vergeblich fließen deine vielen Tränen
die starken Fesseln, ach! - Du brichst sie nicht entzwei!

Trennungs-Schmerz

(In 'Leidvolles Leben').

Schwager N. N. wurde anno 1927 in Moskau von seiner Familie getrennt und mußte der Augen wegen zurück, während Frau und Kinder nach Kanada

geschickt wurden. Erst etwa ein Jahr später durfte auch er Rußland verlassen
und seiner Familie nachfahren.

Wie liebtet ihr euch beide so fromm und treu;
fern war euch jede Falschheit und Heuchelei!
Wie waren eure Herzen beisammen stets!
Nur, wer die Liebe kennet, nur der versteht's

Der Herr führt', euch zusammen. Ihr schlosst das Band,
zu gehn durch dieses Leben nun Hand in Hand.
Drauf wurden euch zwei Kindlein von Gott beschert.
In stillem Glücke lebtet ihr ungestört.

Doch ohne Dornen nimmer die Rose war.
So blieb auch euer Himmel nicht immer klar.
Drum richtet't in die Ferne ihr euren Blick;
ihr glaubtet, in Kanada sei größeres Glück.

Ihr machtet euch nun fertig zur langen Reis'
und mutig gings bald vorwärts, Doch ach! Wer weiß?
Wird euch der Herr auch führen wohl bis zum Ziel?
Wird euch der Glücksstern leiten? - Ihr wagtet viel!

Und wirklich, o Erbarmen! - o schweres Los!
Der Herr, Er riß das Herze vom Herzen los.
Das Schicksal treibt oft tückisch mit uns sein Spiel;
es riß euch auseinander vor eurem Ziel.

Sie mußte mit den Kindern zum Ziele gehen,
und er, der treue Gatte, mußt' rückwärts ziehn.
Zurück zur alten Heimat mußt' ziehen er;
von Weib und Kind sich trennen. O das war schwer!

Nun habt schon lange Zeit ihr euch nicht gesehn,
und bange müßt ihr fragen: Wann wirds geschehn?
Wann wird der Herr euch wieder das Glück verleihn,
dass ihr euch könnt zusammen des Lebens freun?

Ihr schaut wohl aus alltäglich: „Wie lange währt's?“
Nur, wer die Sehnsucht kennet, nur der versteht's.
Doch seid getrost, der Heiland verläßt euch nicht.
Bald werdet ihr euch schauen von Angesicht.

Wenn auch die Stürme toben mit wilder Wut,
durch Nacht zum Licht. - Drum Freunde, habt guten Mut!
Er, der euch hat geführet in finstre Nacht,
Er wird euch trösten balde. - Drum unverzagt!

Unser Herzensschrei!

(In 'Leidvolles Leben' und 'Schicksalswege 1929/30').

Wie bluten unsre Herzen!
Was bringt uns doch für Schmerzen
das Schicksal uns'rer Lieben,
die dort zurückgeblieben!

In jenem Land voll Grauen,
wo Kommunisten bauen
energisch und gar schnelle
das „Paradies" der Hölle.

In jenem großen Lande,
wo alle heil'gen Bande
der Sittlichkeit zerrissen;
wo Christen darben müssen.

Wo man der Tugend spottet,
die Religion ausrottet;
wo denen, die da glauben,
man will das Leben rauben.

Ja, alle Möglichkeiten
raubt man in diesen Zeiten
zum Existieren denen
die sich zum Herrn bekennen.

O Grausamkeit! - o Schrecken!
Die Blöße zu bedecken
hat man nicht mehr die „Gnade"
Dank Boykott und „Blockade".

In völl'ger Isolierung
muß durch die Boykottierung
von aller Welt man leben,
dem Tode preisgegeben.

Die Blicke sind umnachtet.
verspottet und verachtet
wird man - als ein Rebelle.
Es ist ein Spiel der Hölle!

Und ach, die Steuern drücken,
als hätt man auf dem Rücken
die schwerste Last zu tragen,

bestimmt, ihn totzuplagen.

Denn, will man sie entrichten,
so muß man auch verzichten
auf das, was unentbehrlich
zum Unterhalte spärlich.

Und viele uns'rer Lieben
hat aus dem Haus vertrieben
man schon, worin sie wohnten,
weil sie nicht zahlen konnten.

Beraubt sind sie der Habe,
geführt zum Bettelstabe.
Sie ringen ihre Hände,
und Wahnsinn ist das Ende.

Auch will man jetzt zerreißen
(Der Teufel hat's geheißen)
Familie und Ehe.
O, tausendfaches - Wehe!!

Man reißet ohn' Erbarmen
den Eltern aus den Armen
die Kinderchen, die Kleinen.
Da hilft kein Flehn, kein Weinen.

Die Eltern, sie sind Christen;
man will zu Kommunisten
die Kinder umgestalten
mit höllischen Gewalten.

Man hat in diesen Stunden
auch Mittel schon gefunden,
den Mann vom Weib zu trennen,
weil sie sich Christen nennen.

Dort hinter Schloß und Riegel,
dort trinkt den Trübsalstiegel
so mancher treue Gatte,
der nichts verschuldet hatte.

Man soll sich unterschreiben,
dass man wird ferne bleiben
von denen, welche treten
vor Gottes Thron zu beten.

Und weil man das nicht waget,
wird schrecklich man geplaget;
gequält in heißer Kammer.
wie groß ist doch der Jammer!

Es ist kaum zu ertragen,
und viele schon erlagen.
Sie starben als Märtyrer,
und Trost nun wartet ihrer.
.....

O Herr des Himmels, ende
die Not der Brüder! - Wende
doch endlich ihr Geschicke;
erleuchte ihre Blicke!

Du wollest dich erbarmen
doch endlich dieser Armen!
O schenke ihnen Frieden
und Himmelstrost hienieden!

Sei Du der Waisen Vater!
als göttlicher Berater
wollst trösten Du die Deinen,
die um die Liebsten weinen.

Führ' Du mit mächt'gen Armen
auch sie durch dein Erbarmen
heraus aus jenem Lande
des Schreckens und der Schande!

Wir möchten nun noch richten
zum Schluß an alle Schichten
der Christenheit zu Tage
die Bitte und die Frage:

Könnt ihr die Not nicht lindern,
die Willkür nicht vermindern?
Ach, Millionen darben!
Schon viele, viele starben!

Helft, Brüder, helft den Armen!
Die Not ist zum Erbarmen!
Wir fühlen tief die Schmerzen.
Wie bluten uns're Herzen!

Es sind ja uns're Lieben,

die dort zurückgeblieben
in jenem Schreckenslande!
Helft, Christen; - Löst die Bande!

Gott wird's euch einst belohnen
in jener Herrlichkeit;
dort wird die Liebe wohnen,
kein Schmerz wird sein, kein Leid!

Ach, wär'n wir endlich drüben
am Ziel der Pilgerreis',
vereint mit all den Lieben
im trauten Bruderkreis!

Befreit von all den Sorgen
die uns hier drücken schwer;
an jenem sel'gen Morgen
wird Freude sein umher!

Weihnachtsfest auf Deutschem Boden.

(Schülergedicht)

(In 'Leidvolles Leben' und 'Schicksalswege 1929/30').

Seid uns gegrüßt, ihr lieben Gäste,
willkommen uns am heut'gen Feste!
Habt innig Dank, dass ihr erschienen seid,
mit uns zu teilen uns're Weihnachtsfreud!

Ihr Väter, Mütter, Schwestern, Brüder,
hört unsre frohen Weihnachtslieder
und höret unsere Gedichte an!
Wir bringen, was ein jeder bringen kann.

Zum ersten Mal in unserm Leben
hat uns der Herr das Glück gegeben,
mit deutschen Brüdern, Schwestern, Hand in Hand,
dies Fest zu feiern in dem Deutschen Land.

Durch manche schwere Prüfungsstunden
hat Er für uns den Weg gefunden
ins deutsche Mutterland, wo Friede wohnt,
wo Eintracht, Bruderlieb und Freundschaft thront.

Das Lied der sel'gen Engelscharen,

die einst bei Bethleh'ms Hirten waren,
das rausche heute laut durch diesen Saal!
Willkommen seid uns, Freunde, allzumal!

Gott in der Höh' sei Preis und Ehre!
Er führte uns durch Land und Meere.
Wir fanden Ruh' in diesem stillen Tal,
wo Weihnachtsfreude herrschet überall.

O Friede, sel'ger Himmelsfrieden,
regiere du uns stets hienieden;
die ganze Welt mög sich erfreuen dein!
O mach uns sanft, o mach uns engelrein!

Den Menschen sei ein Wohlgefallen!
durch alle Welt mög es erschallen.
Das liebe holde Jesuskindelein
mög' aller Menschen Freund und Heiland sein!

Aufstieg zum Brocken im Harzgebirge.

(In 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade').

Im Brockenhotel auf dem Gipfel des Berges,
trug ich nachstehende Betrachtungen ins
Stammbuch des Hotels ein.

Wie tatst du mich locken
trotz Eis und Schnee,
du ruhmvoller Brocken
zu deiner Höh!

Nun ist es gelungen,
nun bin ich hier.
Wovon man gesungen,
das such ich bei dir.

Indes ist gestillet
mein Sehnen nicht.
Die Aussicht verhüllet
ein Nebel so dicht.

So muß ich denn wieder
zurück mich ziehn.
Vorhin sang ich Lieder.
Jetzt trübt sich mein Sinn.

III. Ansiedlung im Chaco 1931 - 40

Eben - Ezer.

Vorgetragen auf einem Dankgottesdienst am 25-ten November 1931
(In 'Leidvolles Leben')

Auf diesem Boden, den vor kurzem noch durchrannten
der Chacowolf und Puma, Wildschwein, Jaguar.
Wo wilde Indianerhorden ihre Bogen spannten;
wo nichts von christlicher Kultur zu finden war.

Hier feiern heute wir ein Fest zu Gottes Ehre,
wir, die der Herr so wunderbar und treu geführt;
die Er errettete, und die Er über Land und Meere
in diese Wildnis bracht, zum Ruhm, der Ihm gebührt.

Hier singen heute wir des Dankes frohe Lieder
und schlagen freudevoll ein „Eben-Ezer" auf.
Denn, fanden wir nicht hier die lang vermißte Ruhe wieder?
Ging hier uns nicht der vollen Freiheit Sonne auf?

Hier dürfen wiederum wir unsres Glaubens leben.
Und fern von Klassenkampf und Klassenpolitik
ist uns vergönnt ein rastlos wirtschaftliches Vorwärtsstreben;
erblüht die Hoffnung uns auf ein bescheid'nes Glück.

Genau zwei Jahre sind seit jener Zeit verflossen,
da man in Moskau uns die frohe Kunde bracht:
„Ihr dürft" so hieß es, „aus dem Lande ziehen unverdrossen;
das liebe alte Deutschland hat an euch gedacht".

O, wer ist fähig wohl, den Jubel zu beschreiben,
der da durch unsre langen Reihen sich ergoß?
Erhört war unser Flehen; ach, nicht länger durften bleiben
wir in dem Staate, der von Gott sich löste los.

Wir schauen heut zurück mit dankerfülltem Herzen;
gedenken aller derer, die uns wohlgetan.
Nichts kann die vielen Namen uns aus dem Gedächtnis merzen,
durch deren Wirken uns geebnet ward die Bahn.

O Deutsches Mutterland! - Wir waren am Verzagen.

Da nahmst du huldvoll uns in deine Arme auf.
Du sahest unsre Not, als wir vor Moskaus Toren lagen.
Der Herr vergelt es dir durch all der Zeiten Lauf!

Zehn goldene Regeln für den Bürger der Kolonie Fernheim.

(Abr. Löwen, Mennoblatt April 1932. S. 4)

1. Vergiß nicht die Zeit deiner Bedrängnis vor Moskaus Toren.

2. Lasse von Zeit zu Zeit alle deine Wohltäter an deinem Geiste vorüberziehen.

3. Schau', wie deine Brüder und Schwestern in der Verbannung und an andern Orten der Sowjetunion leiden müssen.

4. Wenn es dir materiell nicht nach Wunsch ergeht, so falle nicht gleich mit Anschuldigungen über deine Vorgesetzten einher, sondern erwäge zuvor, ob nicht vielleicht die Umstände mehr Schuld an deiner Not sind als die Menschen.

5. Verlasse nur ruhig die Kolonie, um dir anderswo eine „bessere“ Heimat zu suchen; doch bevor du fährst, frage dich mit ganzem Ernst, ob du es nicht etwa doch mit der Zeit bitter bereuen könntest.

6. Prüfe erst lange, bevor du urteilst, denn ein übereiltes Urteil hat oft großen Schaden angerichtet.

7. Vergiß nicht, dass du auf einem Boden wohnest, den du noch lange nicht kennst.

8. Schreibe mit fetten Buchstaben folgende Worte an deine Stirn: „Aller Anfang ist schwer“ und ferner „Dem Mutigen gehört die Welt“.

9. Blicke hin und wieder mal in die großen Tageszeitungen, damit es dir nicht aus dem Gedächtnis schwinde, dass gegenwärtig die ganze Welt eine schwere Wirtschaftskrise zu durchleben hat.

10. Laß es auch der öden Wildnis des Chaco wissen, dass du ein Mennonit bist.

Die Fernheimer Kooperative

(Mennoblatt Nr. 5, Mai 1934, S. 2)

Wie bei Sturm und Wetter der Bootsmann sein Schifflein mit sicherer Hand zwischen Klippen und Felsenriffe hindurchsteuert und sein geübtes Auge unverwandt nach vorne gerichtet hält, um sicher ans Ziel zu gelangen, so ringt sich auch die Fernheimer Kooperative

tive durch Hemmnisse und Schwierigkeiten hindurch, welche sich ihr in den Weg stellen und deren es gar viele gibt, um ebenfalls das gesteckte Ziel nicht zu verfehlen. Die Männer welche das Schicksal der Kooperative in Händen tragen, blicken ebenso, wie jener Bootsmann, unverwandt vorwärts und sind beflissen, zum Wohle der Kolonie alle Hindernisse zu überwältigen und so auf eine gesunde und gedeihliche Basis zu kommen.

In gleicher Weise, wie die Kolonie in der kurzen Zeit ihrer Existenz durch viele Tiefen hindurch mußte, um nun endlich einer hoffnungsvolleren Zukunft entgegenzusehen, so hat auch die Kooperative gar schwere Jahre hinter sich und ist heute noch durchaus nicht der Schwierigkeiten und Hindernisse Herr.

Obzwar die Kaufkraft der Bürger so überaus abgemessen war, so reichte doch das Kapital der Kooperative nicht gut aus, um auch die bescheidenen Bedürfnisse der Käufer befriedigen zu können. Es wurde, wie in der Kolonie, so auch in der Kooperative ein richtiger Kampf ums Dasein geführt.

Zu der abgemessenen Kaufkraft der Bürger gesellte sich nun allmählich noch infolge des Krieges die Herabwertung des Geldes und die damit verbundene Verteuerung der Waren. Das legte sich besonders hemmend auf die Arbeit der Kooperative und drohte die Schaffensfreude der Verwaltung vollends zu untergraben.

In den letzten Monaten macht sich nun dank der ausgezeichneten Ernte und des nun endlich auf fast alle unsere Wirtschaftserzeugnisse erlangten guten Absatzes eine Neubelebung in der Kolonie bemerkbar. Man ist gegenwärtig mitten in der Baumwollernte. Die Baumwolle wird, nachdem sie sorgfältig gepflückt und getrocknet ist, in große Ballen verpackt und transportweise nach Asunción exportiert. Erdnüsse und Bohnen werden in soliden Mengen an das Militär abgesetzt.

Den Export und Absatz bewerkstelligt zum weitaus größten Teil die Kooperative. Auch werden durch sie nun eine nette Anzahl Pferde und Maultiere in die Kolonie geschafft. In großer Menge werden Wageneisen importiert, da die Nachfrage nach neuen Wagen groß geworden ist. Ferner sucht die Kooperative die gesteigerte Kaufkraft nach der Seite der Bekleidung und der häuslichen Einrichtung der Bürger zu befriedigen. Es hat sich so eine rege Tätigkeit in der Kooperative entfaltet.

Dieser universelle Umschwung in der Kolonie und dementsprechend in der Kooperative läßt nun für die letztere neue große Schwierigkeiten erwachsen. Die Kooperative ist nicht imstande die Bürger genügend mit Säcken zu Ballen für den Absatz zu versorgen, da Asunción selbige nicht in dem Maße liefern kann, wie sie in der Kolonie benötigt werden. Das zieht die Ausfuhr der Baumwolle und anderer Produkte in die Länge, da man immer erst die Ankunft der Säcke abwarten muß, bevor man die Baumwolle verpacken kann.

Auch macht sich ein Mangel an technischen Arbeitern bemerkbar, da sich die Arbeit, wie aus obigem ersichtlich, verdoppelt hat.

Weiter durchlebt die Kooperative eine schwere Finanzkrise, da die Gelder für die abgelieferten Wirtschaftserzeugnisse nicht gleich zur Hand sind und der Bürger der Kolonie aber die Zahlung für seine Produkte so notwendig braucht. Hier gilt es wiederum auf Mittel und Wege zu sinnen, um aus den mancherlei Hemmnissen den nötigen Ausweg zu finden und Abhilfe zu schaffen.

Eine kolossale Abhilfe in der Finanzkrise ist nun gefunden worden. Die Kooperative gibt Kreditscheine in verschiedenen Währungen heraus, und zwar zu 5, 10, 50, 100 und 500 paraguayer Papier - Pesos pro Schein. (Die nebenstehenden Muster dieser Kreditscheine von der Vorder- und Rückseite.)

Diese Kreditscheine werden als vorläufige Zahlung oder Anzahlung für gelieferte Produkte ausgehändigt und kursieren in den Kolonien „Fernheim“ und „Menno“ mit der vollen Garantie der Kooperative. Letztere plant solche Kreditscheine im Umsatz bis zu dreihunderttausend paraguayer Papier - Pesos in Umlauf zu bringen, was etwa dem halben Wert des mittleren Warenbestandes entspricht.

Diese Maßnahme entlastet die Kooperative im Augenblick der Geldkrise außerordentlich und gibt gleichzeitig dem Bürger der Kolonie die Möglichkeit, die Erzeugnisse seines Landes schon jetzt für seine Notdurft zu verwerten, wo noch nicht Geld für diese Erzeugnisse da ist. Auch dürfte dieser durch die in Umlauf gegebenen Kreditscheine erzielte indirekte Kredit wesentlich den Waren Umsatz der Kooperative erhöhen, da die in Asunción zu erhaltenden Gelder für Baumwolle u.a. nicht gleich nach Erhaltung derselben zur Verteilung gelangen dürfen, sondern zuvor für den Waren - Einkauf verwertet werden können.

Nachdem dann sämtliche Baumwolle verkauft ist und die Rechnungen mit Asunción abgeschlossen sind, wird die Kooperative die Kreditscheine wieder zurückziehen und auslösen und annullieren.

So sucht die Kooperative die Schwierigkeiten zu überwinden und zum Wohl der Kolonie nach Möglichkeit beizusteuern. Der Herr wolle die Arbeit in der Kolonie und in ihren Organisationen mit Seinem Segen überschütten! Ihm allein die Ehre!.....

Den 16. Mai 1934 A. Löwen.

Der 25. November 1929.

Kleine Streiflichter aus „jener Zeit“

(Abram Löwen Kleefeld, Mennoblatt Nov. 1935, S. 4)

Es war ein schöner, freundlicher Novembertag des Jahres 1929. Melancholisch lächelnd blickte die müde Herbstsonne auf das bunte Getreibe der großen Zarenstadt Petersburg herab und wollte gleichsam noch einmal die Erde küssen, bevor dieselbe sich für mehrere Monate in ihr schneeweißes Winterkleid hüllt. Vom finnischen Meerbusen her wehte ein angenehm warmer Südwestwind. Auf der breiten Njewa tummelten sich die veschiedensten Arten von Schiffen und Kähnen. Der große berühmte Eisbrecher „Kraßin“ lag vor Anker. Am nördlichen Ufer der Njewa, und daselbst an jeder Seite der prächtigen Nikolajews Brücke („Nikolajewsky Most“) lagerten je eine mächtige Sphinx, die an die längst vergangene Blütezeit der früheren ägyptischen Pharaonen erinnerten. Es machte den Eindruck, als seien diese steinernen Ungetüme dazu hingestellt, die Brücke und somit auch die Stadt vor etwaigen Überfällen zu schützen. Hart am südlichen Njewaufer erhebt sich der in großartigem Stil erbaute Winterpalais des alten Zarenhauses und erinnert den vor-

übergehenden Beobachter an die „gute alte Zeit“. Von hier wird der Fremdling, der zum ersten Male Petersburg sieht, mit magischer Kraft zu dem prächtigen Bauwerk der Isaakskathedrale gezogen, die unweit des Winterpalais sich mit ihrer schönen geformten, über 100 Meter hohen Kuppel weit über alle anderen Bauwerke der Stadt erhebt. In wundervollem byzantinischem Stil erbaut, mit ihren mächtigen Marmorsäulen und dem eindrucksvollen Rhythmus aller ihrer Teile zueinander übt das Ganze dieses Kunstgebäudes einen geradezu überwältigenden Eindruck auf den staunenden Fremdling aus. Ja, Petersburg ist schön, weit schöner, als die frühere Zarenstadt Moskau, die jetzige Residenz des Sowjetrussischen Regimes.

Im dritten Stockwerke des Verwaltungsgebäudes der Sowjetrussischen Handelsflotte („Sowtorgflott“) war eine Gruppe deutsch-mennonitische Flüchtlinge untergebracht, unter denen auch Schreiber dieses sich befand. Wir wurden als sogenannter „zweiter Transport“ von Moskau nach Petersburg geschickt, in der Absicht, uns von dort über die Grenze, womöglich nach Kanada, abzuschieben, wo wir ja selbstverständlich auch alle gerne hin wollten. Die Dinge gestalteten sich jedoch anders, als man erwartet hatte. Kanada verhängte die verhängnisvolle Sperre und erteilte keine Einreisegenehmigung. Man hatte uns bei unserer Ankunft in Petersburg all unser Geld abgenommen und nun waren wir uns selbst überlassen. Jeder mußte, was er an Kleidungsstücken und sonstigen Dingen entbehren konnte, auf den Markt tragen, um für sich und seine Familie das kärgliche Brot zu erstehen. Wir schauten dunkel in die Zukunft und harrten mit ängstlicher Spannung der Dinge die da kommen sollten. Von Moskau drang die Nachricht von den gewaltmäßigen Rücktransporten unserer Brüder zu uns herüber und erhöhte unsere Angst. Sinnend stand ich am Fenster und schaute in gedrückter Stimmung auf das oben beschriebene Bild der Stadt. Da wurde ich mit noch etlichen Brüdern nach unten gerufen, wo man uns denn unzweideutig zu verstehen gab, dass man uns hier nicht länger halten könne. Kanada habe die Einreisegenehmigung untersagt und in Moskau seien für uns ungünstige Entscheidungen getroffen worden. Man sagte uns nun weiter, dass wir uns reisefertig machen sollten; man erwarte noch eine nähere Bestimmung von Moskau, die voraussichtlich heute noch eintreffen werde und dann müsse man uns morgen zurückschicken. Nun sollte also das, was wir befürchtet hatten, wirklich einsetzen. Auch wir waren also dazu bestimmt, unfreiwillig zurück in die Heimat geschickt zu werden, wo unser, die wir Hab und Gut veräußert hatten, ein jammervolles Los wartete. - Es heißt jedoch in einem Liede: „....und wenn auch gleich ein ganzes Heer um mich und mir entgegen wär kann Er sie niederschlagen...“

Dieses durften wir in gewissem Sinne auch erfahren. Der Herr half uns wunderbarlich aus unserer Not und führte uns mit mächtigem Arm aus dem Land der „ägyptischen Knechtschaft“ heraus. Wir können Ihm, unserem Erretter nicht genug dafür danken.- In unserer äußersten Not durften wir uns an den Deutschen Generalkonsul in Petersburg wenden, welcher uns freundlich aufnahm und unser Gesuch mit inniger Anteilnahme entgegennahm. Er telegraphierte sogleich nach Berlin und ersuchte die Deutsche Regierung um Aufnahme unserer Gruppe. Nach drei Tagen, wohl am 26. November, teilte er uns die frohe Botschaft mit, dass Berlin geantwortet und die Einreiseerlaubnis für uns bewilligt habe. Wie groß war da die Freude! - Welche und wieviele Dankgebete stiegen da zu Gott empor! - Es ist unmöglich, die Gefühle in Worten auszudrücken, die sich unser bemächtigten.

So etwas muß erlebt werden, um es richtig verstehen und um mitempfinden zu können. Endlich hatte der Herr unsere Gebete erhört!

Bald darauf durften wir den russischen Dampfer „Alexei Rykow“ besteigen und am 29. November lichtete derselbe die Anker. Nun ging es hinaus aus dem Schreckenslande der kommunistischen Diktatur, dem deutschen Mutterlande zu! - Welch ein Empfinden!

Wir wurden allesamt zu Tränen gerührt, als am 2. Dezember der Dampfer in Swinemünde einlief und wir dort von deutschen Brüdern und Schwestern auf das freundlichste begrüßt und bewillkommt wurden. Welch eine Anteilnahme zeigte man an unserem harten Geschick! - Wir wurden aus Feldküchen gespeist und man konnte sich scheinbar nicht genug tun mit Beschenken unserer Kinder mit Schokolade, Bonbons und andren Süßigkeiten. Ich werde den Eindruck dieser Stunde, wo wir uns endlich frei von der Knechtschaft des Bolschewismus fühlen durften und wo auf deutschem Boden uns von deutschen Brüdern und Schwestern soviel Liebe und Teilnahme entgegengebracht wurde, nie in meinem Leben vergessen und ich bin immer wieder meinem Gott für so gnädige und wunderbare Führungen Dank schuldig. - Ja, „Sein Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus“.

Rückerinnerung an Deutschland, das uns vorübergehend eine Heimat war.

(In ‘Leidvolles Leben’ und ‘Wechselvolle Pfade’)

Weit, jenseits der glitzernden Wellen
des unendlichen Ozeans,
dort sprudeln der Heimat Quellen,
dort schimmert der heimische Glanz.

Dort spiegeln in Flüssen und Seen
sich deutsche Städte so schön,
und liebliche Lüfte umwehen
die waldigen Täler und Höh'n.

Hoch himmelwärtsstrebende Türme
bezaubern den staunenden Blick,
versetzen den Geist in die Stürme
des Mittelalters zurück.

Von steilen und felsigen Höhen
schau'n Burgen hinab in das Land.
Jahrhundertelang sie schon stehen,
erbaut einst von mächtiger Hand.

Als Denkmäler einstigen Ruhmes

sind sie der Erinn'rung geweiht,
des Ritter- Und Heldentumes
aus deutscher Vergangenheit.

Du „Einst“ des germanischen Blutes,
wie klingst du dem Ohre so schön;
wie Vieles, wie Großes und Gutes
ließ deutscher Wille erstehen!

Und deutsche Treue und Tugend
und deutscher Glaube und Mut,
sie blühten in ewiger Jugend;
des Deutschen edelstes Gut.

Wie regt sich im Herzen ein Sehnen
so oft ich an Deutschland gedenk,
so oft ich mit heimlichen Tränen
mein Denken heimatwärts lenk!

Blaue Berge.

(In ‘Leidvolles Leben’).

Sechster Aufzug eines unvollendet gebliebenen Trauerspiels: „Flucht nach China“.

Die Szene ist das Gastzimmer im Hause des Bauern Heinrich Harder in einem Dorfe im Amurgebiet. An der hinteren Wand hängt ein großes Bild, welches eine Landschaft darstellt. Mitten durch die Wiesen schlängelt sich auf dem Bilde ein Fluß, und im Hintergrunde ziehen sich in wunderbarer Schönheit hohe blaue Gebirgsketten dahin.

Im Zimmer sind bei dem Geschwisterpaar Gerhard und Agnes Harder mehrere Jünglinge und junge Mädchen versammelt. Zwei oder drei Mädchen haben Gittaren und machen sich mit Einstimmen der Instrumente zu schaffen.

Gerhard Harder: Wie wollen wir, Freunde, den Abend verbringen? - Ich denke, wir könnten mit Spielen und Singen verschönen das frohe Beisammensein.

Liese Voth: Ja, lasset uns singen und fröhlich sein!

Susanna Dück: Des Sanges zu pflegen in traulichem Kreise. Zu singen mit Freunden in lieblicher Weise; - Was gibt es auf Erden wohl schöneres noch?

Hermann Friesen: Ja, singen macht glücklich, ihr Lieben, - und doch kann ich mich des Sanges heut nimmer erfreuen. - Fast möchte mein Hiersein ich bitter bereuen. - Viel lieber ich streifte bergab und bergauf und ließe den Tränen den freiesten Lauf!

Gerhard Harder: Sag an denn, mein Bruder, was ist wohl geschehen? - Was ist's dass so sehr dich verändert wir sehen? - Zwar sind ja die Zeiten heut trübe und schwer. - Doch Jugend, was schert dich das Leben umher!?

Hermann Friesen: Ja, Freunde, die Jugend hat goldene Tage. Auch da, wo für Alte nur Sorg ist und Klage. - Doch, wüten erst Geister mit frevelndem Sinn, Dann sind auch die goldensten Tage bald hin. - So hört denn, was ich zu berichten euch habe: Heut brachte die Post uns ein russischer Knabe. Ein Brieflein es war aus der fernen Stadt. Den Stempel der Kreis-GPU. es hatt'. - Mein Vater der las nun - und seufzte beklommen! - Das Stimmrecht, das war ihm schon früher genommen. Jetzt soll vor das Kreisamt erscheinen er. - O wahrlich, wir sehen ihn nimmermehr! - Man wird ihn als Prediger nunmehr verschicken. - So soll er wohl nie mehr die Heimat erblicken! - Verbannung und Tod sind ihm zugedacht, Und wir sind getauchet in tiefste Nacht! - (Er stützt den Kopf in die Hände und sieht starr vor sich hin).

Wilhelm Fast: Auch Martin Rogalsky, der würdige Alte, Der treu seines Amtes jahrzehntelang walt'te Als Kassenwart und als Diakon; Dem wird nun ein gleiches Schicksal zum Lohn. - Auch er hat Befehl, vor das Kreisamt zu kommen; Das Stimmrecht ihm gleichfalls vorher ward genommen. - Ja, Freunde, das ist nun die Wirklichkeit Von „Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit“!

Hermann Friesen: Auch trafen die bolschewistischen Hiebe Bereits einen Mann wie Herrn Peter Wiebe, Das Mitglied in unserm Kolchosvorstand. - Auch ihm man der Stimme das Recht entwandt.

Agnes Harder: O wehe, mein Oheim, - so soll es geschehen, dass du auch ins sich're Verderben sollst gehen? - Ach, könnten wir fliehen aus diesem Land, wo man uns vernichtet mit sicherer Hand!!

Wilhelm Fast: Nein Agnes, uns will man nicht also vernichten. - Der Jugend eröffnen sich „herrliche“ Sichten. Im kommunistischen Jugendbund, in den man uns locket mit schmeichelndem Mund. - Man will uns zu Kommunisten gestalten, dieweil man verschleppt und vernichtet die Alten. - Und noch ein Gespenst wirbt um unsere Hand. Das ist der „hehre“ Gottlosenverband. - Das „Gift“ aller christlichen Völkerschichten, Den Glauben an Gott will man völlig vernichten. - Die Menschheit, sie stammt von den Affen ab.

Gerhard Harder: Heil Darwin, der diese Erkenntnis uns gab!

Susanna Dück: Fast will es mir scheinen, dass jene Gesellen, die solch einen Dreck in die Welt hinausbellen, tatsächlich wohl sind mit den Affen verwandt und ausgerüstet mit Eselsverstand.

Liese Voth: Ach, wird nicht das Leben den Wert verlieren, Wenn solche Gesellen die Herrschaft führen?

Hermann Friesen: Ja, auch der Jugendzeit Frohsinn und Scherz entfliehen. - Und Nacht zieht ins junge Herz.

Agnes Harder: O saget mir, Freunde, ist nichts zu beginnen? - Gibt's wirklich kein Ausweichen, gibt's kein Entrinnen? Laßt fliehen uns jenen Gefilden zu! - Dort hinter den Bergen, dort winkt die Ruh. - (Sie zeigt mit dem Finger auf das Bild an der Wand, welches das große Land China mit seinen blauen Bergen hinter dem Amurfluße versinnbildlicht).

Liese Voth: Dort wären wir frei, doch dorthin zu gelangen, das Wagnis erfüllt mich mit zittern und bangen. Es schuf gar so manchem schon schwerste Not, und Viele, ach, fanden dabei den Tod!

Gerhard Harder: Habt ihr schon gehört, was vor wenigen Tagen Im Nachbargebiet sich hat zugetragen?

Wilhelm Fast: Erzähle, Freund Harder! - wir sind gespannt. - Was gibst du für Kunde aus jenem Land?

Gerhard Harder: Der Prediger Braun, den ihr alle wohl kennet, Den jeglicher Deutsche mit Ehrfurcht nennet; dem sind die Behörden nicht wohl gesinnt, weshalb er schon lange auf Flucht nur sinnt. - Die Absicht zu fliehen ihn kürzlich vereinte mit einem alten russischen Freunde. Sie hatten den Plan sehr wohl durchdacht und alles aufs beste bereitgemacht. - Ein Boot war ins Dickicht des Schilfs gezogen das Heimlich sie tragen sollt, über die Wogen. Auch war Zeit und Ort bereits ausgesucht, wann sie sich und wo wollten treffen zur Flucht. - So schritt nun der Bruder im nächtlichen Dunkel - stockfinster es war, und kein Sternengefunkel, - voll trüber Gedanken des Weges hin. Sein Leben entrollt, sich vor seinem Sinn. - Was war es gewesen, sein ganzes Leben? - ein ständiges Dienen; - ein Sich hingeben. Sein ganzes Sein war dem Herrn geweiht. Groß war drum sein Leiden in letzter Zeit. - Ach, ständig verfolgt und gehetzt und gejaget, war fast seine Seele verzweifelt, verzaget. Einst stark, doch jetzt, ein gebrochener Mann. - Nur mühsam er vorwärts sich schleppen kann. - So kommt er endlich, nach völl'gem ermatten, zur Stelle, wo sie sich verabredet hatten. Der russische Freund schon wartet auf ihn. - Nur kurz ist die Rast, dann gilt's: Weiterziehen! - Jetzt sind sie am Ufer, am breiten Fluße, Schnell löset das Boot und die Ruder der Russe. Sie steigen nun ein und stoßen vom Land. Wie klopfen die Herzen, wie zittert die Hand! - Stockfinstere Nacht. - Nichts zu sehn, nichts zu hören. -

Ach, wird Gott der Herr ihnen Rettung gewähren? - Sie rudern verzweifelt; die Seele schreit. - Erbarm dich, o Heiland, und wende ihr Leid! - Da schrecken sie plötzlich und zucken zusammen. - Von irgendwoher ein Geräusch sie vernahmen. Ob ein Motorboot die Töne schuf? -- Nein, nur ein nächtlicher Wachtelruf. - Gar emsig sie rudern und lauschen, erwägen. Schon näher es kommt, das Geräusch, doch vermögen sie noch zu erkennen die Töne nicht. -- Da sind sie urplötzlich getaucht in Licht. - O weh! - ein Motorboot ist plötzlich zur Stelle! - Und drohend sein Scheinwerfer sendet gar schnelle riesige Lichtkegel stracks auf das Boot, wo unsrer Freunde harrt schrecklicher Tod. - Kein Augenblick Zeit bleibt zum Überlegen. Blitzschnell sie ins Wasser sich werfen verwegen. Und schwimmen und waten zum Ufer zurück, das sie bald erreichen zum guten Glück. - Sie klettern die Böschung hinauf und verschwinden im Dickicht des Rohres, sind nimmer zu finden. - Obzwar so die Flucht auch mißlungen war, sind doch sie errettet aus Todesgefahr.

Liese Voth: O wehe, was harrt nun in Zukunft der Armen? Bleibt Rettung versagt ihnen? - Gibt's kein Erbarmen?

Wilhelm Fast: Einst findet sie sicher die G.P.U. - Die schickt sie sehr langsam zur ewigen Ruh.

Susanna Dück: Laßt, Freunde, uns nunmehr nach Hause gehen. - ich fürchte, im Traum die Geschichte zu sehen. - Wie jammerts der leidenden Menschheit mich! - O Allmacht des Höchsten, erbarme Dich!!--- (Sie erheben sich alle und schreiten dem Ausgang zu.)

Gerhard Harder: So lebet denn wohl und auf Wiedersehen!- Wir hoffen, einst bessere Tage zu sehen. Wie, wo und wann, ist zwar unbekannt.

Agnes Harder: Ob jenseits des Flußes? - auf fremdem Land? - (Die Freunde entfernen sich. Das Geschwisterpaar Gerhard und Agnes Harder geht zurück zur Mitte des Zimmers. Sie setzen sich am kleinen Tisch und blicken schweigend und gedankenversunken vor sich hin. Nach einer kurzen Pause richtet Agnes Harder sich auf. Sie schaut auf das Bild an der Wand und deklamiert, wie geistesabwesend und gleichsam im Selbstgespräch, folgende Verse:)

Du siehest blaue Berge dort in jener Ferne;
Sie winken dich zu sich mit magischer Gewalt.
O dass du dorthin fliehen könntest! - Ach, wie gerne
wärst du dort drüben, wo das Lied der Freiheit schallt!

Das hohe, hehre Lied! - Dich zieht ein tiefes Sehnen
zu jenem Lande hin aus deiner Sklaverei.
Doch ach! - Vergeblich fließen deine vielen Tränen
die starken Fesseln, ach! - Du brichst sie nicht entzwei!

(Gerhard Harder beginnt zu singen und Agnes fällt mit wohlklingender Altstimme in den Gesang ein. Sie singen in melancholischem Ernst die erste Strophe des folgenden Liedes.)

Dort über jenem Sternenmeer,
dort ist ein schönes Land,
mit seinen Bergen hoch und hehr
dem Glauben wohlbekannt. -
Da glänzt schöner Blüten Pracht
in ew'ger Herrlichkeit.
Da winkt dem Müden in der Nacht
die Ruhe nach dem Streit.

(Bei den letzten Klängen des Liedes fällt langsam der Vorhang)

Zur Zentralschulweihe im Chaco,

(In 'Leidvolles Leben'. Philadelphia, Fernheim, am 20. September 1936. Schülergedicht)

Es schwillet im weiten, unendlichen Raum
die Welle des Meeres mit Brausen;
sie wälzt sich, gekrönet mit schneeweißem Schaum,
voran, - füllt mich heimlich mit Grausen.

Und weiter sie eilet und säumet nicht,
bis endlich am felsigen Strande
sie schäumend und fürchterlich heulend sich bricht,
umflutend die Ufer und Lande.

Dort stehet ein Jüngling auf einsamer Höh
und schaut in dies Branden der Wogen.
da sieht er, ein Dampfer auf stürmischer See
kommt würdevoll näher gezogen.

Gehißt sind die Fahnen, sie künden es an:
„In Deutschland die Anker gelichtet."
Stolz gleitet er vorwärts auf welliger Bahn,
den Kurs nach Südwesten gerichtet.

So fährt in die Bucht des La Plata er ein,
bis endlich im Hafen er landet.
Und bald übertönet ein Rufen, ein Schrein

das Brausen der Welle, die brandet.

Das Schiff nun verläßt eine würdige Schar
von Männern und Kindern und Frauen,
die glücklich aus Rußland entronnen einst war
um anderswo Hütten zu bauen.

Bleich sind die Gesichter, doch ruhig der Blick.
Ja, schwer war das Los dieser Armen;
Sie sahn im „Sowjet-Paradiese“ kein Glück.
Im Deutschland erst gab es Erbarmen.

Und weiter stromaufwärts wird fortgesetzt
die lange ermüdende Reise,
bis endlich ein Heim sich zuguterletzt
gefunden, dem Heiland zum Preise.

Im unwirtlichen Chaco von Paraguay
hat sich eine Heimat gestaltet,
wozu wohl ein jeder nach Kräften trug bei;
und Gott hat in Gnaden gewaltet.

Und weitere Gruppen bald kamen herzu.
Auch sie hat das Schicksal gespület
in diese Wildnis. - Hier sucht man die Ruh;
hier endlich man sicher sich fühlet.

Hier laßt uns nun bau'n am gemeinsamen Werk,
hier laßt unsre Zukunft uns schmieden!
Und ist es auch schwer, türmt auch gleich sich ein Berg
von Sorgen vor uns; -- nicht ermüden!

Gar vieles ist schon in sechs Jahren gemacht;
gar viel hat trotz tausend Beschwerden
der Fleiß und der Mut und die Einheit vollbracht.
Frisch auf! - Es muß Frühling bald werden.

Und sind wir nun heute zusammengeeilt
um unsere Schule zu weihen,
so steige empor unser Dank unverweilt!
Gott gab unserm Werk das Gedeihen.

Wir wollen im Namen der Schule hier heut
den Dank auch den Eltern erstatten.
Gemeinsamer Wille, Geduld, Einigkeit,
sie schufen so herrliche Taten.

Trotz kritischer Zeiten, wirtschaftlicher Not
erwuchs dieses Bauwerk behende.
Man hatte nicht immer das tägliche Brot.
Doch regten sich willig die Hände.

O Eltern, nehmt hin unsern innigsten Dank,
dass Ihr uns dies Kleinod gegeben!
Es rühme noch vieler Geschlechter Gesang
und preise dies edelste Streben.

Wir wollen als Schüler vergelten die Tat;
wir wollen mit eisernem Willen
verfolgen das Ziel, das gestellt man uns hat.
Treu woll'n unsre Pflicht wir erfüllen.

Es soll, was auf Hoffnung die Eltern gestreut,
in uns bald sich keimend erschließen;
und herrliche Früchte in ruhmvoller Zeit
sollt, Eltern, Ihr rühmlich genießen.

Auch sei unser Dank noch den Lehrern gebracht
für ihre unendliche Mühe,
mit der sie den strebenden Geist uns entfacht,
dass herrlich die Knospe erblühe!

Der Heiland vergelte, was alles getan!
Gott segne und lasse gelingen
das Gute, nach welchem wir streben voran;
zum Wollen Er schenk das Vollbringen!

Neues Hoffen - neue Sorgen.

(Abr. Löwen, Mennoblatt März 1937, S. 5)

Wieder blickt der Fernheimer Bauer mit einem leisen Aufwallen von Hoffnung in die Zukunft und schickt wohl ein stilles Dankgebet zu Gott empor.

Wieder stehen die Baumwollpflanzen vielversprechend da und ihr Wachstum wird durch ab

wechselnden regen und Sonnenschein begünstigt.

Wieder drängt sich uns die Frage auf, ob nicht doch unser Fernheim noch eine Zukunft hat.

Wieder erstarkt der Mut und der Wille zum Leben.

Es war aber auch so unendlich schwer in den letzten zwei Jahren, und im Ringen ums Dasein ging einem großen Teil der Siedler auch der letzte Rest von Lebensfreude verlo-

ren. Gebückt und in sich gekehrt schlich mancher wie ein Schatten einher und ergab sich stillschweigend dem harten Schicksal. Auch noch in den letzten Monaten der beispiellos schwere Kampf mit den unzähligen Schwärmen junger, noch nicht flügge gewordener Heuschrecken, die den Gärten ungeheuren Schaden zufügten und sie vollends zu zerstören drohten! - Noch haben die Pflanzen und auch die Siedler sich von dem erlittenen Schaden nicht erholt. Noch ist es auch nicht vorauszusehen, ob nicht plötzlich große Schwärme nun schon fliegender Heuschrecken unsre Gärten total vernichten werden, wie das leider teilweise und stellenweise der Fall war. - Doch bei der sehr günstigen Witterung u. bei dem prächtigen Wachstum der Pflanzen erfüllt gegenwärtig neue Hoffnung die Herzen, läßt den Blick wieder froher und zuversichtlicher in die Zukunft schweifen.

Die so durchlebte schwere Krise ist aber leider nicht ohne Folgen vorübergegangen. Etwa die Hälfte der Siedler ist an einem weiteren Kampf mit den mancherlei fast unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht mehr interessiert und hat den riskanten Entschluß gefaßt, Fernheim zu verlassen und sich im östlichen Paraguay eine neue Heimat zu suchen. - Schon ist eine Delegation zu diesem Zwecke entsandt, um dort Siedlungsmöglichkeiten zu erforschen und schon werden von der Auswanderergruppe verschiedene Vorbereitungen für die Reise getroffen.

Aus dieser Tatsache erwachsen uns neue Sorgen, und bange fragen wir uns heute: Was wird uns wohl die nächste Zukunft bringen? - Zunächst geht es an ein schweres Scheiden. - Dann haben die abwandernden Familien die wenig verlockende Aussicht, neu anzufangen und wieder lange, schwere Ansiedlungsjahre zu durchleben, was nach den schon durchkämpften schweren Zeiten besonders fühlbar sein wird. Auch kann heute noch niemand voraussehen, ob sich ihr Unternehmen zu ihren Gunsten oder zu ihrem Nachteil auswirken wird. Jedenfalls ist das Unternehmen ein Risiko und es ist nicht zu verwundern, wenn mancher sorgenvoll dem Verlauf der Entwicklung diesbezüglich entgegensieht.

Und für die hierbleibende Gruppe ergeben sich aus der Abwanderung der halben Kolonie ebenfalls sehr ernste und schwere Probleme. Es gilt, das von den Abwanderern zu verlassende Landquantum untereinander zu teilen und somit eine Neugründung der Dörfer und der Kolonie als Ganzes zu unternehmen. Wird es da wohl ohne Meinungsverschiedenheiten und ohne Zwistigkeiten abgehen, wo es gilt, die Einigkeit und Brüderlichkeit in ganz besonderer Weise zu bewahren? - Und vor allem müssen die Hierbleibenden den Landkauf wagen, was besonders nach dem Erlebten in den schweren Jahren und dem Umstande, dass nun infolge der Abwanderung nicht vierhundert, sondern nur noch etwa hundertfünfzig bis zweihundert Familien an dem Kauf des Landes teilnehmen werden, zu besonders ernsten Bedenken Veranlassung gibt. -

Ja, neues Hoffen, aber auch neue, ernste Sorgen. - Der Herr, der die Geschicke der Menschen und Völker lenkt, wolle unsere Sache führen und sowohl die Abwanderer, als auch die Hierbleibenden vor übereilten Schritten und besonders auch vor Uneinigkeit und Zwietracht bewahren! -

Stimmungs-Bilder

(Abram J. Löwen, 'Mennoblatt' Novemb. 1937, S. 4.)

Ein freundlicher Oktoberabend. Sanft überflutet das reizvolle Licht des silbernen Mondes das nächtliche Panorama der Chacowildnis. Noch vor wenigen Tagen war die Natur fast wie ausgestorben. Es hatte beinahe den Anschein, als habe die lange anhaltende Periode der großen Dürre allem Leben in der Natur ein Ende gemacht. Doch nein; - heute, nach einem erfrischenden starken Regen, zeigt die Natur ein ganz anderes Gesicht.

In dem nahen Teich, den der Regen gebildet hat, wimmelt es von Fröschen, u. diese geben mit ihren Quakorganen ein so mannigfaches und harmonisches Konzert, dass es dem staunenden Zuhörer, der diese Musik zum ersten Male hört, recht unheimlich zumute wird. In dieses vielstimmige und ungebundene Gequak der Frösche mischt sich der melancholische Ruf der Nachteule und das unheimliche Schreien verschiedener anderer Tropenvögel und -Tiere. Sogar der „listige" Fuchs glaubt, seine „liebliche" Stimme zum Besten geben zu müssen, und webt sein heiseres Gebell in das allgemeine Schreien und Quaken.

Alles das gibt ein wunderbares Durcheinander, das auch den Mutigsten mitunter fast schaudern macht und doch für den Naturfreund so ungemein fesselnd wirkt. Tritt doch auch hier in dieser oft eintönigen und reizlosen Chacowildnis in solchen herrlichen Mondnächten die unendliche Mannigfaltigkeit der Schöpfung Gottes so klar zu Tage!

Ich stehe auf dem Balkon des Koloniehauses und ergötze mich - für wenig Minuten nur, denn ich habe viel Arbeit - an den harmonischen Tönen der Kreatur und an dem lieblichen Bild, das die Natur in so frischer und reichhaltiger Fülle darbietet.

Von der nahen Zentralschule her vereinigt das Flötenorchester der Zentralschüler seine lieblichen Töne mit dem Gesang der nächtlichen Tropensänger, was den allgemeinen Zauber noch um ein Bedeutendes erhöht. Zu all der überschwenglich reichhaltigen Musik schlägt die Betriebsmaschine (Lokomobile) der nahen Entkörnungsanlage gleichmäßig und unermüdlich den Takt, und die Entkörnungsmaschinen der Anlage vermehren den Reiz durch ihr ruhiges Klappern und Summen.

Dieses alles wirkt anregend; und so regt sich die Phantasie, und es vertiefen sich meine Gedanken in das Gewirre des Alltagslebens hier in unserer Kolonie, in dieser weltfernen Chacoabgeschiedenheit, und rufen Erinnerungen aus fernen Zeiten wie auch aus der jüngsten Vergangenheit wach.

Der 25. November, den wir auch in diesem Jahre wieder als Tag der Erinnerung an unsere sensationelle Flucht aus Sowjetrußland zu feiern gedenken, ist nicht mehr fern. Und so frage ich mich unwillkürlich „Hat es einen Sinn und einen Zweck, dass wir einst Rußland verließen und hierher verschlagen wurden?" - Und die Antwort bricht sich mächtig aus meinem Inneren hervor; die lautet: - „Ja, es hat einen Sinn; - es ist nicht von ungefähr, dass wir hierhergekommen sind". - Wir sind hier hergestellt, um den Zweck, den unser Hiersein ebenfalls hat, zu erfüllen und an der Ausführung des Befehls, den einst die Menschheit von ihrem Schöpfer erhielt: „Füllt die Erde und machet sie euch untertan!", mitzuarbeiten.

Und was ist in den sieben Jahren unsres Hierseins erreicht worden? - Sehr, sehr viel! Das beweist das gleichmäßige Fauchen der Betriebsmaschine und das Klappern u. Summen der ganzen Entkörnungsanlage. Das beweist das Flöten der Zentralschüler neben den stattlichen Bauten der Zentralschule. Davon spricht das schmucke Gebäude des Koloniehauses, auf dessen Balkon ich stehe. Auch die vielen Fuhren, die vorbeifahren, hoch beladen mit Baumwolle, welche zur Entkörnungsanlage gebracht wird, legen Zeugnis davon ab. Und in den Akten des Kolonieamtes, wie in den Büchern der Kooperative verbirgt sich eine reichhaltige Statistik alles dessen, was in sieben Jahren in Fernheim erreicht wurde. Ja, jedes Dorf und jede Wirtschaft in Fernheim zeugen von mannigfachen Errungenschaften in den verflossenen sieben Jahren.

Vieles, gar vieles legt freilich auch heute noch Zeugnis davon ab, wie unendlich schwer der Kampf mit den unbekannten und ungewohnten Verhältnissen war, den wir fast nicht durchzukämpfen vermochten. Wir haben jedoch ausgehalten; wir haben die für uns ganz fremden Verhältnisse studiert und kennengelernt, und wir haben uns daran gewöhnt. Wir haben uns innerlich umgestellt.

Und gegenwärtig glaube ich, mit Recht sagen zu dürfen, dass unser Fernheim noch eine Zukunft hat. - Auch der Umstand hat uns zwar tief erschüttert, jedoch aber nicht vollends den Mut geraubt, dass vor kaum zwei Monaten etwa 140 Familien uns verließen und in das östliche Paraguay übersiedelten. Sie mögen dort einer glücklichen Zukunft entgegengehen und möchte der Herr ihre Arbeit in reichem Maße segnen!

Uns soll aber das nicht hindern, mutig an dem Aufbau unseres uns lieb gewordenen Fernheims mitzuarbeiten. Und der Herr wird, das glaube ich bestimmt, die Arbeit und die Bemühungen der Siedler lohnen und uns Seinen Segen dazu nicht vorenthalten.

Wie groß war der Segen im letzten Jahre! - wieviel Baumwolle, wieviel Bohnen, konnten ausgefahren werden; und wie manches Kilo Erdnüsse wird gegenwärtig noch nach auswärts verkauft!

Und wie viele Produkte der Landwirtschaft konnten in der Kolonie verwendet und verarbeitet werden: Das Industriewerk wurde mit dem Segen der Ernte gleichsam überschüttet, zu dem Zwecke, die Produkte zu verarbeiten. Und gegenwärtig hat die Entkörnungsanlage vollauf zu tun, um alle noch übrige Baumwolle (recht viel, wohl über 200.000 Kgr.) zu entkörnen.

Die schweren Sorgen der verflossenen Jahre sind von den Gesichtern gewichen und man schaut allgemein dankbar und voll froher Zuversicht der Zukunft entgegen.

Ich grüble weiter und meine Gedanken bleiben bei der Tätigkeit der Fernheimer Kooperative für etliche Zeit stehen. Wie ist dieses Gemeinwesen in den schweren Zeiten der Mißjahre bekämpft und angefeindet worden! - Es schien auch in der Zeit der schwersten Krise so, als würde die Kooperative sich verbluten, als sei ihr Ende ganz nahe. Und man fing an, darüber nachzudenken, was zu machen sei, wenn erst die Kooperative nicht mehr sein werde.

Oft habe ich mich gefragt, was wohl die Ursache der vielgehegten Mißstimmungen gegen die Kooperative in jenen traurigen Zeiten gewesen sein mag. Waren es ausschließlich nur Fehler, die etwa von ihrer Leitung und dem Personal derselben, bewußt oder unbewußt,

gemacht wurden, welche eine so starke Opposition hervorriefen? - Oder war sogar boshafte Absicht der Leitung die Ursache der fast allgemeinen Unzufriedenheit?

Es muß zugegeben werden, dass aus Unkenntnis der Verhältnisse u. aus Mangel an genügenden Erfahrungen von Seiten der Leitung, wie auch des Personals der Kooperative viele Fehler eingelaufen sind, und manches versäumt wurde, was sich der Kooperative, wie auch der Kolonie gegenüber zum Nachteile auswirkte.

Auch wurde durch anfänglich jährliche Neuwahlen und Umwahlen die Leitung oft gewechselt, was ein gründliches Hineinarbeiten der einzelnen verantwortungsvollen Personen in die vielseitigen Geschäftsnotwendigkeiten verhinderte. Von einzelnen Personen der also häufig wechselnden Leitung hätte vielleicht auch etwas mehr Verantwortungsgefühl an den Tag gelegt, werden können.

Darauf will ich jedoch nicht eingehen. Ich möchte den Schwerpunkt des in jener Zeit krankhaften Zustandes der Kooperative wo anders suchen.

Die Hauptschuld liegt meines Erachtens in der allgemeinen damaligen Krise, in welcher sich unsere ganze Kolonie befand.

Schwere Mißernten, die den Siedler fast, ganz ausspannten, zwangen der Kooperative als Gemeinwesen die folgenschwere Pflicht auf, zwischen den Bürgern zu vermitteln, indem in großem Umfange auf Rechnung des Stärkeren der Schwächere in Form von Kreditleistungen, Durchschnittspreisen für Baumwolle usw. unterstützt werden mußte. Eigenes Kapital besaß die Kooperative zu wenig, um auf eigene Kosten dieses Unterstützungswerk durchzuführen u. die fast allgemeine Not zu beheben, oder auch nur zu lindern. Daher mußte zur Vermittlung geschritten werden, was vielfach dem Stärkeren als ein zu großes Opfer erschien und ihn unzufrieden machte, und aber dem Schwachen als vermeintliche ungenügende Hilfeleistung zu Klagen Veranlassung gab. Auch wurde mitunter das Kreditrecht in der Kooperative, das die Schwächeren besaßen, von einzelnen Siedlern zu weit in Anspruch genommen, was wiederum die Verstimmung auf der andern Seite vermehrte.

Zu all diesem gesellte sich noch die Inflation und die so großen und häufigen Kursschwankungen des paraguayischen Peso, wodurch einzelne Personen, wie auch die Kooperative selbst, oft erhebliche Verluste erlitten.

So kam es also, dass einerseits die Kooperative immer schwächer wurde u. andererseits die Gegnerschaft gegen diese Organisation sich beständig mehrte.

Diese Spannung trug denn auch nebst vielen anderen Ursachen ihr Teilchen dazu bei, dass die Abwanderung von 140 Familien nach dem östlichen Paraguay zustande kam, was tief zu beklagen ist.

Es ist jedoch, Gott sei Dank, nicht so geblieben. Der Erntesegen des letzten Jahres hat glücklicherweise die Spannung gelöst. Hoffnungsvoll, wie der Bauer einer glücklicheren Zukunft entgegensieht, schaut auch die jetzige Leitung der Kooperative in die zeitliche Ferne und glaubt, der schweren Krise nun auf lange Sicht enthoben zu sein.

Die so krasse Wendung der Verhältnisse zum Besseren hat die Geschäftsnotwendigkeiten und -Möglichkeiten der Kooperative verzehnfacht und löste auch eine vermehrte Energie u. Schaffensfreude bei den Kooperativsarbeitern aus.

Es ist erstaunlich, wie heutzutage gearbeitet wird. Das Verantwortungsgefühl jedes Einzelnen ist gestiegen und macht sich in unermüdlicher Geschäftigkeit u. Tätigkeit bemerkbar.

Das Personal, namentlich im Kontor, wurde auf ein Minimum reduziert. Jeder Dienende kennt genau seine Pflichten u. ist bestrebt, denselben ehrlich u. geflissentlich nachzukommen. Das hatte denn auch zur Folge, dass beim Abschluß des Geschäftsjahres zum 1-ten September die Kooperative für das verflossene Handelsjahr einen Reingewinn von etwa eine Million paraguayer Pesos aufzuweisen hatte. Zu diesem Reingewinn trugen freilich alle Zweige der vielgestaltigen Geschäftstätigkeit der Kooperative bei.

Neben dem Warenumsatz in dem Hauptlager, wie in der Orloffer Abteilung, wurden verschiede Produkte der Landwirtschaft umgesetzt, wie: Rohbaumwolle, Faserbaumwolle, Bohnen, Erdnüsse, Rindsleder, Eier. Auch wurden Artikel der Chacowildnis ausgebeutet, wie Flaschenbaumwolle, Palo Santo Holz, Wildfelle.

Unlängst ist als Extrazweig der Kooperative auch eine Schlächterei eröffnet worden, die sich vorläufig noch im Entwicklungsstadium befindet, jedoch aber bereits gute Resultate verspricht.

Die Opposition ist verstummt, die Klagen schweigen und machen einer fast allgemeinen Befriedigung Platz. Überwältigt von diesem Eindruck sehe ich im Geiste die Sonne einer neuen Zeit über Fernheim und seinen Gemeineinrichtungen aufgehen und kann nicht umhin, dem Geber aller guten Gaben dafür zu danken.

Es würde zu weit führen, wenn ich nun auch die Nöte und die Errungenschaften des Fernheimer Industriewerkes durch die Jahre hindurch hier ausführlich beschreiben wollte.

Auch dieses Gemeinwesen hat eine sehr schwere und traurige Vergangenheit. Auch hier war die Hauptursache des großen Tiefstandes die allgemeine Wirtschaftskrise u. die bittere Armut der Kolonie.

Dank der Wendung der Geschicke zum Besseren und dank der fast übermenschlichen Energie und Ausdauer des Werkführers und seines Gehilfen ist jedoch auch das Industriewerk aus dem Tiefstand herausgekommen und konnte ebenfalls, wie die Kooperative, bei der diesjährigen Jahresabrechnung ganz erhebliche Resultate nachweisen.

Ich möchte meine Betrachtungen mit dem schönen Losungswort des großen Führers unsres geliebten Deutschen Mutterlandes, Adolf Hitler, beschließen: „Gemeinnutz vor Eigennutz“. Und in dem Übermaß meiner Gefühle möchte ich noch einen dringenden Appell an alle Siedler von Fernheim ergehen lassen:

Schätzt eure Gemeineinrichtungen u. dankt und betet für sie, die Euch in den schweren Jahren der Krise zum unersetzlichen Segen wurden! Laßt uns in geschlossenen Reihen und nach Kräften an dem Aufbau unserer „Heimat in der ferne“ unser „Fernheim“ uns betätigen. was hoffentlich nicht vergeblich sein wird.

Sonntagmorgen Wanderung durch Filadelfia

('Mennoblatt' Nov. 1938, S. 5)

Frühling im Chaco! - Etliche schöne Regen haben die lange Dürre und die heißen Sandstürme des Chacowinters abgelöst - und schon steht die Natur da in ihrem herrlichsten Frühlingskleide. Alles ist zu neuem Leben erwacht, die ganze Kreatur freut sich ihres Daseins, Baum und Strauch prangen in üppigem Grün und viele Baumarten sowie Sträucher sind mit Blüten, wie auch etliche schon mit Früchten gleichsam übersät. Verschiedene Schlingpflanzen, welche vielerorts bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume emporranken, verleihen den Bäumen durch ihre prächtigen Blüten ein malerisches Aussehen.

Besonders schön ist es heute am frühen Sonntagmorgen. - Die Chaconatur hat gleichsam ihr schönstes Sonntagskleid angelegt. Und es ist mir, als winke sie mir mit ihrem lieblichen Sonnenschein, der heute besonders angenehm ist, freundlich zu und wollte mir sagen, dass auch der vielverschrieene Chaco ein Stück der herrlichen Gottesschöpfung ist. Papageien fliegen kreischend über meinem Haupte hinweg und Stare und Spechte singen und klappern in den Ästen der Bäume. Vom nahen Busch tönt das eindringliche Gekreisch der Buschhühner zu mir herüber, die es mit ihrem „Singen" heute ganz besonders ernst nehmen.

Wenn auch keine Lerchen u. Nachtigallen die Natur mit ihren Liedern verklären, so finde ich doch diese meine Umgebung im tropischen Südamerika ebenfalls wunderschön, das sich heute eine ganz besondere Weise auferlegt hat.

Ich mache einen Spaziergang durch diese neuerwachte Gottesnatur und fühle so recht eine Entspannung, nachdem ich wieder eine ganze Woche lang nur Stubenluft geatmet habe. Alle Schönheiten der Natur trinke ich gleichsam in meine durstige Seele hinein und fühle dabei eine große Erquickung und eine innere Wonne. Dann wende ich mich unserm Koloniezentrum, dem „Städtchen Philadelphia" zu, während meine Gedanken die acht Jahre unseres Weilens im Chaco durchwandern. Bald ist der 25. November wieder da, der Tag, den wir als Gedenktag unserer Befreiung anno 1929 aus dem „Sowjetparadiese" feiern. Und so sinne ich, der ich heute ganz besonders zum Phantasieren angeregt werde, darüber nach, ob es wohl einen Sinn und Wert hat, dass wir einst Rußland verließen und in diese Chacowildnis verschlagen wurden. -Und die Antwort auf diese Frage finde ich beim Durchqueren der Straßen und Plätze von Philadelphia.

Ich beschreite den großen Hof der Fernheimer Zentralschule mit seinem schönen Spielplatz, auf dem sich werktags, in den Pausen und freien Stunden die Zentralschüler tummeln. Der Hof wird auf einer Seite von den stattlichen Bauten der Schule umgrenzt, während auf der andren Seite Lehrerhaus und Mädchenheim den Hof abschließen. Fernheim hat Ursache, stolz auf diese Lehranstalt zu sein, welche für die Zukunft seiner heranwachsenden Generation Sorge trägt und ihr den Fortbestand unserer Kultur und Tradition sichert.

Von der Zentralschule wandere ich weiter und durchschreite den Hof der Fernheimer Kooperative, die als Schlagader für Import und Export fast sämtlicher Waren im Rahmen der Kolonie für alle Siedler Fernheims eine so überaus wichtige Rolle spielt, und ohne die man

sich das Leben in Fernheim überhaupt nicht denken kann. Ich frage mich, was wohl aus Fernheim geworden wäre, wenn in den kritischen Jahren, welche durchlebt werden mußten, die Kooperative den schwer Betroffenen nicht die nötigen Kredite gewährt hätte. Und schwer betroffen waren damals fast alle Bürger Fernheims, so dass wohl jeder Fernheimer für diese Organisation ganz besonders dankbar sein sollte.

Dann gelange ich an das Industriewerk, welches ebenfalls, wie die Kooperative, den Siedlern so ungemein große Dienste geleistet hat; welches sich zum Wohle der Kolonie fast „aufgezehrt“ hat. Davon zeugt besonders der „Kessel“, die alte abgenutzte Lokomobile, die sich eigentlich viel zuviel angetan hat und nun „mit Riesenschritten“ dahinsiecht. Hoffentlich wird es bald möglich sein, sie in Ruhestand zu versetzen und durch eine neuere und stärkere Maschine zu ersetzen.

Ich gehe weiter und komme bei dem Neubau der Käserei und Butterei an. Die Eismaschine für diese Einrichtung wartet bereits ihrer Bestimmung und auch der Bau ist dem Äußeren bald fertig. Nur fehlt es noch an der Inneneinrichtung und auch die Betriebskraft für dieses Werk ist zum Teil noch eine Frage für die Zukunft.

Mit großer Spannung schauen die Augen aller Siedler auf dieses Unternehmen und setzen auf dasselbe große Hoffnungen, da neben der Baumwollkultur die Viehzucht in unserer Chacowirtschaft eine bedeutende Rolle zu spielen verspricht.

Weiter gehe ich an dem stattlichen Bau unserer Entkörnungsanlage vorbei. Beim Anblick dieses Werkes fühle ich so etwas wie Wehmut, da die Entkörnungsanlage der Kolonie viel Unkosten verursacht hat, aber nicht in der Lage ist, rentabel zu arbeiten. Für die Ernte des verflossenen Baumwolljahres blieb sie sogar ganz geschlossen, da sie zu schwach war, mit der Konkurrenz in unserer Landeshauptstadt zu wetteifern. Es fehlt eben an Kapital, um moderne Maschinen, wie Faser Presse, Ölpresse u. andere, anzusetzen und so der Konkurrenz entgegenzutreten.

Bevor ich den Sitzungssaal des Koloniehauses betrete, in welchem der Sonntagmorgen Gottesdienst abgehalten werden soll, wende ich mein Auge noch dem Fernheimer Krankenhause zu. Wie eine Braut sich schmückt, wenn sie den Bräutigam erwartet, so hat das Krankenhaus sich verändert, seitdem es nun wieder neueröffnet werden durfte und seitdem ein tüchtiger gewissenhafter Arzt in den Räumen desselben hantiert und seinen Beruf an Kranken und Gebrechlichen ausübt. Es wurde eine Generalremonte durchgeführt, so dass das Krankenhaus in seinem jetzigen Kleide fast nicht wiederzuerkennen ist. Wie dankbar sollten wir sein für diese Anstalt und für die Möglichkeit der Wiedereröffnung desselben! -

Während ich meinen Gedanken so nachgehe, hat es bereits geläutet und ich merke nun, dass es Zeit geworden ist, zum Gottesdienst zu gehen. Ich betrete den Saal. Die meisten Zuhörer sind bereits versammelt. Der Sängerchor singt etliche hymnenartige Psalmlieder, welche die Weihe des Sonntagmorgens noch erhöhen. Dann tritt der Redner auf. Es ist der Prediger Bernhard Wall von Friedensruh, der heute zu uns spricht. In schlichten Worten, aber in anschaulicher Weise spricht er über das Stillesein in Gott. - Wie brauchen wir die Stille in unseren so ruhelosen Tagen! Und große Gottesmänner erlangen immer wieder in stillen Stunden und nachdem sie ihr Innenleben der Stille hingeben, Mut und Stärke für ihren schweren Dienst am Wort und Evangelium.

Unter dem Eindruck dieser Worte spinnen sich meine Gedanken weiter, die auf meiner Morgenwanderung vor dem Gottesdienst durch all die tausend Eindrücke angeregt worden waren. Und es drängt sich mir die Überzeugung auf, dass auch unser Fernheim viel stiller Stunden bedurfte, um in den schweren Jahren, die nun hinter uns liegen und so schwer waren, dass wir fast verzagen wollten, doch noch einen solchen Aufstieg zu erlangen. Ja, es bedurfte der Stille; und sichtlich war der Herr mit uns und half uns durch all die schweren Jahre hindurch. Ihm die Ehre und den Dank dafür!!! -

Und wie ist es heute in Fernheim? - Der Winter ist dahin und es ist Frühling geworden. Ein wirklich schöner Frühling! - Im wahrsten Sinne des Wortes! --

Weihnachten im Chaco.

(In 'Mennoblatt', Dez. 1940, in 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade')

Es lagert nirgends Schnee auf Dächern, Strauch und Baum;
kein märchenhaftes Flüstern in dem weiten Raum.
Die Luft ist nicht erfüllt mit Eiskristallen schön;
Eisblumen an den Fenstern kann man nirgends sehn.

Statt dessen raubt der Tropensonne Glut
dem Chacobürger oft das letzte Fünklein Mut.
Es ist so heiß und schwül; und Mücken ringsumher.
Fürwahr, das Leben ist hier mehr als doppelt schwer!

Und dennoch dringt der Weihnachtsbotschaft Klang,
die Weihnachtsstimmung, wie der frohe Engelsang,
auch hier zu uns herüber. Feierlich und hehr
empfindets jedermann: „Gott in der Höh sei Ehr!"

So wie im Norden dort, verschönt durch Schnee und Eis,
ist auch im Chaco hier, trotz Sonnenglut und Schweiß,
das Herz empfänglich für den Sinn der Weihe-Nacht,
wo Christus uns auf Erden Frieden hat gebracht.

Und wenn am Weihnachtsabend auch ein wilder Baum
mit wenig Schmuck und Lichtlein prangt im dunkeln Raum,
so jubelt doch und singt die frohe Kinderschar
und bringt dem Christuskind ein Dankesopfer dar.

O Weihnachtsfest, der Feste allerschönstes du;
auch in den Chaco bringst du Frieden, Trost und Ruh!
Dir danken wir's nächst Gott, dass uns die Scholle hart
dass uns der Chaco nach und nach zur Heimat ward.

Und nochmals - Erinnerung und Dank.

Zum 25-ten November 1940

(In 'Leidvolles Leben'. Auch erschienen im 'Mennoblatt', Nov. 1940 unter dem Titel "Durch Nacht zum Licht" Die Vorbemerkung des Verfassers lautet dort folgend: "Anläßlich der Novemberfeier zur Erinnerung an unsere wunderbare Errettung aus dem kommunistischen Rußland ist es mir gelungen, etliche Verse zu verfassen, welche unsern Dank in ganz schlichter Weise zum Ausdruck bringen sollen, Abram Jak. Löwen.)

Fünfundzwanzigster November,
jedes Jahr erinnerst du
uns in Fernheim jener schweren Tage
uns'res Zitterns vor der G.P.U.

Zwar sind schon elf Jahre hingegangen,
seit vor Moskaus Toren wir
bangen Herzens in die Zukunft schauten
Hilfe suchend; am Verzagen schier.

Als uns vielen Tausenden - o Schrecken!
Kanada die Tür'n verschloß,
da geschah das grausige Entsetzen:
Ließ die G.P.U. man schnellstens los.

Haufenweise wurden unsre Brüder, Schwestern,
arretiert und nun zurückgeschickt;
dorthin, wo das schwerste Schicksal harret ihrer,
ihnen sichrer Tod entgegenblickt!

Immer höher stieg vor Moskaus Toren
nun für uns die bittre Not;
täglich neue Gruppen wurden rückbefördert.
Und man rang und schrie zu Gott.

Da erhörte Gott auf wunderbarer Weise;
führte uns mit mächt'ger Hand
weit aus jenem „Sowjet-Paradiese"
heim ins deutsche Mutterland.

Und nachdem wir dort geruht ein wenig,
Trost emfpangend nun von fern und nah,
führte Gottes weiser Ratschluß, hochgelobet
uns nach Südamerika.

Wo wir frei nun dürfen leben, nimmer
angegriffen von der G.P.U.;
jedes Jahr in Dankbarkeit zurückeschauend
Gott zu Lob und stiller Ruh.

Heute noch empfinden wir so deutlich
jene grauenhafte Zeit.
Und sie reget unsre Herzen immer wieder
an zu tiefster Dankbarkeit.

Sind wir diesen Dank nicht wirklich schuldig
dem, der uns hierhergebracht
Der uns mächtig half aus dunklen Stunden
und zum Licht uns führt' aus schwarzer Nacht?!

Die Flucht über den Amur (1942)

(Der Inhalt dieses Büchleins, „Die Flucht über den Amur" entstand durch die Berichte von der Flucht der Harbinergruppe, vor allem durch Anregung von Abram Friesen, der als Jugendlicher von 17 Jahren diese Flucht mitmachte. Er hat berichtet und skizziert, Abram Löwen hat diese Berichte zuerst, wie schon in der Einleitung erwähnt, in Form eines Dramas niedergeschrieben, betitelt: „Blaue Berge ... Flucht nach China". Als Buchführer, arbeitete Löwen im damaligen Koloniesgebäude, wie man es nannte, zusammen mit Jakob Siemens, Oberschulze von 1934 bis 1938. Da dieser der Gruppenführer der Schumanowkagruppe gewesen war, hat Löwen wahrscheinlich auch von ihm manches erfahren, was ihm half, die Detaills der Vorbereitung für die Flucht zu schildern. Das erwähnte Bühnenstück wurde 1935 erstmals niedergeschrieben, und zu Beginn des Jahres 1937 von der Jugend in Kleefeld vorgetragen. Anschließend, womöglich aus Anlaß der zehnten Jahresfeier der Ankunft der Harbinergruppe, entschlossen sich Löwen und Friesen den Bericht in Form eines Buches zu vervollständigen und in den Druck zu geben. Der Text ist 1942 fertiggestellt worden, aber mit einiger Verzögerung erst 1946 beim Echo Verlag (damals ein ganz neuer Verlag den Arnold Dyck schuf), gedruckt worden. Der Inhalt des Buches ist etwas gefärbt vom damals starken deutsch-völkischen Denken. Der Begriff „Mennoniten" wird oftmals ersetzt durch den Begriff „Deutsche", was zum richtigen Verständnis beachtet sein will. Da über diese sog. Amurgruppe oder -gruppen, wenig Literatur vorliegt, zählt dieser Bericht mit zu den wertvollen historischen Quellen, die Licht auf die Einzelheiten des Weges jener Gruppen werfen, deren Weg erst in den fernen Osten führte, um anschließend auch den Boden der neuen Welt zu betreten.)

1. Entstehung deutscher Siedlungen im Amurgebiet

Die innenpolitische Tätigkeit der Regierung der USSR nahm immer groteskere Formen an. Um die Industrialisierung und Elektrifizierung des Landes, die Kollektivierung der Landwirtschaft, das Rüstungsprogramm der Roten Armee, die Entkulakisierung des Bauernstandes, und was sonst alles im sauberen Fünfjahresplan des Sownarchos (Volkswirtschaftsrat) enthalten war, mit Erfolg Wirklichkeit werden zu lassen, wurden immer höhere Ansprüche an den Landmann gestellt. Besonders rücksichtslos wurde die Getreidesteuer

(Prodnalog) durch die Beamten der GPU und der Bezirksräte eingesammelt, wobei meistens die Forderungen der Behörden die Lieferungsmöglichkeiten der Bauern weit überstiegen. Die Instrukteure der Sowjets waren dann emsig bemüht, durch Haussuchungen und allseitige Verhöre festzustellen, ob nicht wo Getreide versteckt sei, das man etwa böswillig der Regierung vorenthalten wolle. Verschiedene Zwangsmittel wurden erfunden, um die Steuer restlos einzutreiben. Was kümmerte es die Behörden, daß der Bauer dadurch sein letztes Körnlein Getreide verlor und dem Hunger preisgegeben war. Wenn nur der Staat das seinige erhielt. Auch hier galt der bewährte Wahlspruch der Sowjets: Der Zweck heiligt das Mittel. -

Wer sich irgendwie durch eine kluge Wirtschaftsführung vor anderen Bauern auszeichnete und somit besser gestellt war als der Durchschnittsbauer, den hatte man im Auge. Stellte es sich heraus, daß derselbe früher auch wohlhabend gewesen war und gar mit Lohnarbeitern gearbeitet hatte, so wurde solcher Bauer als Kulake gestempelt und stimmentrechtigt. Das hatte zur Folge, daß er auch alle sonstigen Rechte verlor und später gar in den meisten Fällen weit in den hohen Norden verbannt wurde. Diese Maßnahmen gehörten dazu, die letzten Reste des Kapitalismus und der Bourgeoisie zu vernichten und den Bauernstand zu entkulakisieren.

Zwecks Kollektivierung der Landwirtschaft wurden die Bauern immer stärker in die Kolchose gedrängt, womit denn auch der Individualismus zu Grabe getragen und der Landmann, aller persönlichen Rechte beraubt, als Arbeitstier gewertet wurde, welches Opfer er selbstverständlich dem selbstherrlichen Staat der Sowjetrepubliken, um dessentwillen ja der Bauer eigentlich da sei, zu geben schuldig war.

Außer der Getreidesteuer wurden mit verschiedenen Mitteln allerlei sogenannte freiwillige Steuern, Selbstbesteuerung u.s.w., eingetrieben, oft mit sehr brutaler Gewalt.

Es konnte bei diesen sinnlosen Methoden nicht ausbleiben, daß die Landwirtschaft des riesigen Reiches dem völligen Ruin entgegenging. Zu dieser totalen Reorganisation der Volks- und Landwirtschaft und der vollständigen Vernichtung des Eigenbesitzes gesellte sich die geistig-kulturelle Umgestaltung des Landes, welche in der absoluten Vernichtung der Religion gipfelte. Es gab zuletzt keinen Geistlichen oder Prediger mehr, der nicht stimmentrechtigt war. Sämtliche Kirchen und Bethäuser wurden nach und nach geschlossen oder abgebrochen. In den Städten wurden vielfach die Kirchen zu Museen (oft gar zu atheistischen Museen) umgewandelt. Der Gottlosenverband, mit seinem Hauptsitz in Moskau, verbreitete sich immer mehr über das Riesenreich, und seine Werbepropaganda nahm immer sittlichkeitswidrigere Formen an. Allerorten entstanden nach und nach Gottlosenzirkel, deren Aufgabe es war, auch die letzten Reste eines religiösen Kults zu vernichten. Das Organ des Verbandes, die Zeitschrift "Der Gottlose", sah seine vornehmste Aufgabe darin, durch satirische Aufsätze und Karikaturen aller Art die Religion lächerlich zu machen und damit das religiöse Empfinden im Volke zu ertöten.

War es wohl zu verwundern, wenn unter all diesen "Reformen" der russische Bauer stöhnte und sich mit Selbstvorwürfen marterte, daß auch er seinerzeit für diese "herrliche Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" geschwärmt oder gar gestimmt hatte? Wie verlockend waren aber auch die Versprechungen gewesen, die man damals in überschwenglicher Fülle aufgetischt hatte. Unter anderem sollte das Land der Großgrundbesitzer unter die

Bauern verteilt werden; in der Arbeiter- und Bauern Regierung sollte auch der Bauernstand vertreten sein und seine Stimme abgeben; völlige Gleichheit und Brüderlichkeit, sowie absolute Religionsfreiheit, wurden auf das ausdrücklichste zugesichert. - Das waren alles leere Versprechungen geblieben und das gerade Gegenteil von allem war Wirklichkeit geworden. Das erkannte der russische Bauer nun mit erschreckender Deutlichkeit, aber leider war ihm diese Erkenntnis zu spät aufgegangen

Vielleicht noch mehr als der russische Bauer hatten die deutschen Siedler in den verschiedenen deutschen Kolonien unter dem Sowjetregime zu leiden, da durchschnittlich die deutsche Landwirtschaft auf höherer Stufe stand als die russische und somit die Entkulakisierung mehr den deutschen als den russischen Bauer traf. Nicht wenig Siedler gab es daher unter der deutschen Minderheit, die des Stimmrechtes und damit aller sonstigen Rechte beraubt waren, deren einziges Verbrechen es war, ihre Wirtschaften in früheren Zeiten auf einen den Durchschnitt übersteigenden Stand gebracht zu haben.

Auch die Vernichtung der Religion wurde wohl von den Deutschen schwerer empfunden als von den Russen, da vielleicht durchschnittlich die deutsche Seele tiefer in ihrer religiösen Weltanschauung gewurzelt ist als die russische. Während man unter der russischen Bevölkerung oft Meinungen vernehmen konnte, daß sie von ihren "Pfaffen" betrogen worden seien, war in deutschen Kolonien die Religion im allgemeinen der Hauptinhalt des persönlichen, wie des gesellschaftlichen Lebens.

Bangen Herzens sah man daher der Verwirklichung all der atheistisch-bolschewistischen Pläne entgegen, und krampfhaft suchten namentlich die deutschen Kolonisten nach einem Ausweg aus diesem kommunistischen Chaos. Vielfach waren die Blicke nach Kanada gerichtet, und hin und wieder gelang es einer oder etlichen Familien, mit Erlaubnis der entsprechenden Behörden, das "Sowjetparadies" zu verlassen und sich in Amerika, beziehungsweise in Kanada, eine neue Heimat aufzubauen, Eine größere Auswanderung dorthin kam im Jahre 1923 zustande. Nachher vergrößerten sich die Schwierigkeiten der Ausreise mehr und mehr. Es war fast nicht mehr möglich, die Ausreisegenehmigung zu erlangen, umsomehr, da auch Kanada Schwierigkeiten machte und seine Tore den Einwanderern nachgerade sperrte.

Wo gab es noch einen Ausweg? - Diese Frage bewegte allerorten die Herzen der deutschen Siedler. Nun fügte es sich so, daß gerade zu der Zeit, 1927, die Nachricht sich verbreitete, daß im Amurgebiet, im fernen Osten des riesigen sowjetrussischen Reiches, neue Siedlungen im Entstehen seien. Die Regierung der Fernöstlichen Republik, so lautete die Nachricht, werbe um Siedler zur Erschließung des fruchtbaren Amurgebietes, wozu sie gewisse Privilegien gewähre. Jede Familie solle beispielsweise 400 Rubel Mithilfe erhalten; dazu würde der billige Tarif für den Transport von Pferden und Rindvieh sowie landwirtschaftlichem Inventar zugebilligt; das Land gewähre die Regierung unentgeltlich; u.s.w.

Man fing an aufzuhorchen. Sollte das etwa der sehnlichst gewünschte Ausweg sein? - Es wurde für sehr wahrscheinlich angenommen, daß die Fangarme der Sowjetregierung noch nicht bis zum fernen Osten hindurchgedrungen seien, daß die Fernöstliche Republik von dem Treiben der Moskauer Machthaber noch nicht angefochten werde, und daß man zum mindesten die neuen Siedlungen in Ruhe und Frieden lassen werde, um sie an ihrem Erstehen und Emporblühen nicht zu behindern. So konnte man dort vielleicht ein stilles

stehen und Emporblühen nicht zu behindern. So konnte man dort vielleicht ein stilles Plätzchen für sich zum Leben finden, zum Leben nach alter Gewohnheit.

Es entstand ein Fragen und Überlegen; Gruppen bildeten sich, die unter gewissen Bedingungen gewillt waren, das Wagestück zu unternehmen und eventuell die Übersiedlung nach Fernost zu riskieren. Um aber nicht ins Ungewisse zu fahren, um näher mit den Umständen und Verhältnissen dort bekannt zu werden und die Verhandlungen mit den dortigen Behörden einzuleiten, wurden Delegationen nach dem Amurgebiet entsandt. Diese fanden denn auch die Bedingungen zur Ansiedlung dortselbst außerordentlich günstig.

Nun wurde nicht mehr lange gezögert. Man veräußerte, was man hatte und was man nicht mitnehmen wollte; und so begann die große Übersiedlung deutscher Kolonisten - vornehmlich deutscher Mennoniten - in das große und fruchtbare Amurgebiet jenseits der Stadt Blagoweschtschensk.

Es war das in den Jahren 1927 und 1928. Aus den verschiedensten Teilen der Sowjetunion ließen sich deutsche Siedler in jenem Gebiet nieder, in der Hoffnung, mit diesem Schritt einer besseren Zukunft entgegenzugehen.

Auch meine Eltern, die in Westsibirien, im Bezirk Slawgorod, wohnten, entschlossen sich, wenn auch schweren Herzens, die Übersiedlung zu wagen. Sämtliches Vermögen, mit Ausnahme von 2 Pferden, 2 Kühen, dem zur Ansiedlung notwendigsten landwirtschaftlichen Gerät, sowie etlichen Möbelstücken und etwas Kücheninventar, wurde durch öffentlichen Ausruf veräußert, und bald waren wir reisefertig. Wir schlossen uns einer Gruppe deutsch-mennonitischer Übersiedler an, und so ging die lange, beschwerliche Reise denn los; auf Pferdefuhrwerken bis Slawgorod, von da im Eisenbahnzug zunächst bis zum Knotenpunkt Tatarskaja und dann auf der großen Transsibirischen Bahnstrecke bis zur Stadt Blagoweschtschensk.

Wenn auch die Reise lang und der vielen Umstände wegen beschwerlich war, so war sie doch für das Auge überaus interessant. Unbeschreiblich schöne und erhabene Landschaftsbilder, hohe und felsige Gebirgsmassen sowie tiefe Täler und Schluchten zogen majestätisch an dem Auge des staunenden Beobachters vorüber. Von besonderer Schönheit war die Gegend in der Nähe des Bajkal-Sees, dessen südlichen Teil die Bahn mit einem großen Bogen umspannt, der von besonders hohen, zerklüfteten Felsmassen des "Chamar-Daban" Gebirges umsäumt ist. Zur Linken breiten sich die unüberschaubaren Wassermassen des Sees vor den Blicken aus, während zur Rechten Berg an Berg und Fels an Fels sich reiht. Keuchend windet die Lokomotive sich mit ihrer schweren Last, den vielen Waggons, die sie nach sich schleppt, durch all die Windungen hindurch. Nicht selten verdunkelt sich die Aussicht wo ein Tunnel den Eisenbahnzug aufnimmt, bis er ihn am anderen Ende wieder freigibt. Solcher Tunnels gibt es in jenem ostsibirischen Gebirgslande nicht wenige. Diese Fülle von Sehenswürdigkeiten machte auf mich einen einmaligen, unauslöschlichen Eindruck, der heute noch, nach etwa 15 Jahren, gar lebhaft in meiner Erinnerung fortbesteht.

In Blagoweschtschensk angekommen, wurden wir zunächst in einem riesigen Einwandererheim untergebracht. Von hier aus konnten die Vorbereitungen zur Ansiedlung getroffen werden. Das Landstück, das uns von der Regierung zur Besiedlung zugewiesen wur-

de, war etwa 75 Werst (80 Kilometer) von Blagoweschtschensk entfernt. Nachdem alles vorbereitet war, fuhren wir auf unseren eigenen Fuhrwerken, die wir mitgebracht hatten, der neuen Heimat entgegen, wo wir denn auch nach mühevoller Fahrt wohlbehalten ankamen. Nun wuchsen wie die Pilze deutsche Dörfer aus der Erde hervor, mit geraden Straßen und sorgsam angelegten und abgemessenen Wirtschaften. Zur Unterkunft wurden vorläufig einfache Erdhütten errichtet, in denen wir uns, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, wohler und heimischer fühlten, als vordem in unseren großen Häusern, die wir in Westsibirien verlassen hatten.

Nach einem Jahre konnte man bereits allerorten schöne, stattliche Häuser, aus Holz erbaut, sehen, die zum Teil schon fertig waren, zum Teil der Vollendung entgegengingen. Die Siedler waren frohgemut, und es hatte wirklich den Anschein, daß die ersehnte Ruhe gefunden sei und die neue Siedlung einer glücklichen, gedeihlichen Zukunft entgegengehe.

2. Enttäuschungen aller Art

Wie ganz anders kam es jedoch, als wir es uns gedacht hatten! Nicht lange blieb es uns vergönnt, uns der ersehnten und, wie wir meinten, der endlich gefundenen Ruhe in Verbindung mit emsiger Arbeit im Aufbau unserer Wirtschaften nach echt deutscher Art, zu freuen. Auch hierher in den fernen Osten drang die wahnsinnige Wirtschaftspolitik der Zentralregierung, und wie es schien, sollten hier die Methoden dieser Politik noch brutaler und rücksichtsloser angewandt werden als in unserer früheren Heimat. Auch hier suchte die grausame GPU, die an die Fehmgerichte des Mittelalters erinnert, für sich ein Tätigkeitsfeld, um auch hier die Bauern und namentlich die deutschen Siedler mürbe, und ihren Absichten gefügig zu machen. Das Emporblühen der deutschen Siedlung konnte dem Scharfblick der Behörden nicht entgehen, und was lag näher, als dass der Neid und die Habsucht in den finsteren Herzen der Sowjetbeamten sich zu regen begann! - Trotz der in dem obenerwähnten Privilegium uns zugesicherten drei steuerfreien Jahre wurden bald hohe Steuern den deutschen Siedlern auferlegt. Das Wort „Getreidesteuer“ (Prodnalog) kam zu seiner vollen Geltung. Und auch die Politik der Entkulakisierung wurde nun mit erschreckender Härte begonnen. Es dauerte nicht lange, so hatten wir in unseren Dörfern eine ganze Reihe stimmentrechtigter „Kulaken“. Zu diesen gehörten unsere besten Bauern.

Weiter begann nun die Werbearbeit der Instrukteure für das Kollektiv. Diese Werbearbeit darf man nicht im allgemeingültigen Sinne verstehen, wo dem Umworbenen immer noch das Recht zur freien Entscheidung zusteht. Die Werbearbeit der Sowjets ist anderer Art; sie kommt einem „freiwilligen“ Muß gleich. Wer sich widersetzt, der gilt als Konterrevolutionär und wird der GPU ausgeliefert. So blieb denn auch unseren Dörfern keine andere Wahl, als sich zu Kollektiven zusammenzuschließen. Damit galt es, unsere deutsche Art und den für uns so wertvollen Grundsatz der freien Bodenbearbeitung auf eigener Scholle preiszugeben und den geistigen wie physischen Wert des Individuums dem Bolschewismus auf Gnade und Ungnade auszuliefern.

So entstehen denn die ersten Kollektive in den deutschen Siedlungen des Amurgebietes. Unser Dorf Schumanowka schließt sich mit den Dörfern Kleefeld, Friedensfeld und New-York zu einem Kollektiv zusammen. Es ist das zu Anfang des Jahres 1929. Zum Leiter des Kolchos wird Bürger Jakob Siemens, Schumanowka, ernannt. Im Frühling dieses Jahres macht das Kolchos seine gemeinsame Aussaat. Dank des energischen Einsatzes der Leitung und der Siedler wird unser Kollektiv von den Behörden bald als Musterkollektiv anerkannt, womit zugleich größere Aufgaben und höhere Verantwortung in Verbindung gebracht werden.

Wenn aber die Siedler wie die Leitung auch energisch zupacken, so ist das doch nur ein Täuschungsmanöver. Innerlich widerspricht dieses System bis auf den tiefsten Grund der Seele unserem deutschen Empfinden. Beharrlich wird von den meisten Kolonisten auf einen Ausweg gesonnen. Kaum dass man sich in der neuen Heimat eingerichtet hat, schaut man nun wieder sehnsüchtig nach Amerika aus als nach dem Land der Freiheit.

Immer toller wird das Treiben der Sowjets und immer akuter wird das Bemühen der Siedler, einen Weg ins Ausland zu finden. Einige Wagemutige fahren nach Moskau, um sich die Ausreisegenehmigung zu erwirken.

Die Zeit der Ernte naht, und das Kollektiv bringt den Ernteertrag ein. Jedermann arbeitet mit intensiver Verbissenheit. Es scheint nach außen hin, als sei man nur darauf bedacht, das Kollektiv auf die Höhe zu bringen, während im geheimen der Gedanke der Auswanderung nicht aus dem Auge gelassen wird.

Bald dringt die Kunde zu uns, dass um Moskau herum sich deutsche Menschen aus allen Teilen der Sowjetunion sammeln, welche bei der Regierung vorstellig werden und dringend um die Ausreisebewilligung bitten. Es ist das im Herbst des Jahres 1929. Diese Deutschen quartieren sich mit ihren Familien in den Vororten der sowjetischen Hauptstadt ein und wollen Moskau nicht eher verlassen, als bis man ihnen die Ausfahrt aus Sowjetrussland zugestanden hat. Es ist das die nachher in der Welt so berühmt gewordene Massenflucht deutscher Kolonisten aus der Sowjetunion.

Wir waren nicht wenig erstaunt über diese Nachricht, der wir mit einiger Skepsis gegenüberstanden. Jedoch drangen immer zuverlässigere Berichte herüber, und bald hörten wir gar, dass diese Deutschen scharenweise über die Grenze gingen. Das bewirkte naturgemäß eine nicht zu beschreibende Unruhe in unsren Reihen. Jedermann sah sich innerlich zu einer Entscheidung gedrängt. Man fühlte, dass es gelte zu handeln, ehe es zu spät sei, doch wußte man nicht, wie man die Sache anzugreifen habe. Wieder entschlossen sich mehrere Familien, dem scheinbaren Ruf der Stunde zu folgen und gleich denen, die vor den Toren der Hauptstadt warteten, nach Moskau zu fahren, um auch im gegebenen Moment über die Grenze zu gehen. Da drang jedoch als grauenerregender Rückschlag die Kunde herüber von der schrecklichen, folgenschweren Deportierung der Deutschen aus Moskau zurück in die Wohnorte, die sie verlassen hatten, welche für die Schwergeprüften nun nicht mehr Heimat, sondern grausame Fremde werden sollten. Auch die Familien aus unseren Siedlungen wurden, nachdem sie in Moskau fast alle Habe aufgebraucht hatten, mit leeren Händen zurückgeschickt.

Was sollte nun werden? - Sollte man auch die letzte Hoffnung, dieses Schreckensland jemals verlassen zu können, zu Grabe tragen? Noch ein letzter Versuch wurde gemacht:

Es fuhren etliche Männer nach Wladiwostok, um beim deutschen Konsulat daselbst wegen Verwendung für unsere Sache bei der deutschen, wie bei der Sowjetregierung vorstellig zu werden. Aber auch diese Männer kehrten unverrichteter Sache zurück. So mußte man denn alle Hoffnung, auf legalem Wege Rußland verlassen zu können, ein für allemal aufgeben. Welche Niedergeschlagenheit und Nervosität all diese gescheiterten Hoffnungen und Enttäuschungen unter den deutschen Siedlern auslösten das lässt sich mit Worten nicht ausdrücken.

Gab es denn keinen Ausweg, kein Entrinnen?!

3. Blicke nach China

Der breite Amurfluß bildet, beginnend mit seinem Oberlauf, durch den Zusammenfluß der Flüsse Schilka und Argun, und dann in östlicher und südöstlicher Richtung bis zur Mündung des Ussuri Nebenflusses sich dahinziehend, die natürliche Grenze zwischen Sowjetrussland und der Mandschurei. Das große Chingangebirge, das sich in südwestlicher Richtung irgendwo in der Wüste Gobi verliert, durchzieht nach Nordosten hin die westliche Mandschurei bis zum Oberlauf des Amurflusses. Unweit des Amurs zweigt sich vom großen Chingan ein kleineres Gebirge ab, welches sich in der nordöstlichen Mandschurei ungefähr parallel zum genannten Fluß bis zur weiten Ebene des Sungari Nebenflusses dahinzieht, dann jenseits des Amurflusses seinen Lauf fortsetzt und sich bis zur Küste des Ochotskischen Meeres erstreckt. Der russische Teil dieser verhältnismäßig niedrigen Gebirgsmassen wird das „Burejagebirge“, der mandschurische Teil dagegen der „Kleine Chingan“ oder das „Komni Gebirge“ genannt.

Dieser mandschurische Teil der Gebirge war von unsren Siedlungen aus sichtbar und begrenzte unseren südwestlichen Horizont in wunderbarer Schönheit. Es wurde in unseren Dörfern von den „blauen Bergen Chinas“ gesprochen, und hinter diesen blauen Bergen dachte unsere Phantasie sich ein großes und weites Land von märchenhafter orientalischer Pracht.

Kein Wunder, dass sich unsere Sehnsucht allmählich auf jene blauen Berge zu richten begann; zumal in dieser so unruhigen Zeit, wo alles drunter und drüber zu gehen drohte, und wir ohnehin nur das eine Ziel im Auge hatten, Rußland so bald wie möglich zu verlassen. Da die Hoffnungen, auf legalem Wege auswandern zu können, sämtlich gescheitert waren, so wurde in unseren Reihen der Gedanke der Flucht rege. Und da man im allgemeinen zum Nächstliegenden zu greifen pflegt, so war auch für uns das Nächstliegende, nämlich die chinesische Grenze, das Begehrenswerteste.

Könnte man sich nicht durch die Flucht über den Amur aus der Sowjethölle retten, um in China bis nach Harbin vorzudringen und von dort etwa durch Vermittlung eines nordamerikanischen Konsulats früher oder später nach Nordamerika, dem ersehnten Endziel, weiterzugelangen? - Das war die große Frage, die in unseren Reihen immer weiter um sich zu greifen begann und nach und nach die Gedanken fast aller Siedler unserer Dörfer beschäftigte.

Schon im Jahre 1927 waren einige junge Männer über die Grenze gegangen, von denen dann später etliche zurückkehrten, um, ebenfalls durch Flucht bei Nacht und Nebel, ihre Angehörigen nach China abzuholen. Damals war aber die Flucht noch kein so großes Wagnis gewesen, da die Grenze nur lässig und weitläufig von den Grenzsoldaten bewacht wurde. Nachher wurde die Wache bedeutend verstärkt, und die Regierung stellte schärfere Forderungen an sie, so dass die Flucht allmählich mit großen Gefahren und Schwierigkeiten verbunden war. Doch stahlen sich trotzdem immer mehr Siedler, zum Teil in größeren Gruppen, so im Winter 1928/29, über die harte Eisdecke des Amur hinüber, von denen es später gar einer beträchtlichen Anzahl gelang, in die Vereinigten Staaten von Nordamerika weiterzuwandern.

So richtete sich unsere Sehnsucht mehr und mehr nach dem Land der Freiheit, das uns hinter den blauen Bergen entgegenzuwinken schien. Welche Anziehungskraft hatten daher die dem Auge sichtbaren chinesischen Höhen auf unsere verstörten Gemüter! - Wenn es mitunter vorkam, dass in ein und der anderen Familie zur Morgen- oder Abendandacht das Auge des Familienvaters zufällig (oder absichtlich?) auf den 121. Psalm fiel: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt," dann richteten sich wohl die Augen der Familienglieder fast mechanisch in südwestliche Richtung, wo sie die vielversprechenden blauen Berge Chinas wußten, und nur noch mehr wurde durch solche Betrachtungen die Sehnsucht nach der gepriesenen Ferne hinter den Bergen entfacht. Inbrünstig flehten wir zu Gott, dass er uns doch bald erretten und aus dem Land des Bolschewismus und Atheismus hinausführen möchte.

Was auch in dem heidnischen und unbekannten China unser warten möchte, so waren wir doch gerne bereit, ein solches Schicksal und dazu die großen Gefahren der Flucht auf uns zu nehmen, um nur noch einmal aus dem kommunistischen Rußland herauszukommen. Das einzige Bedenken war nur, ob die Flucht auch gelingen würde.

Immer schwieriger wurden die Fluchtversuche und immer härter wurden sie geahndet, wenn ein oder der andere Flüchtling von der Grenzwache gefaßt und der GPU ausgeliefert wurde. Auch kam es nicht selten vor, dass in finsterer Nacht die Wache zu den Gewehren griff und auf die Flüchtenden schoß, wobei mitunter Personen getötet oder schwerverletzt wurden. Die Flucht wurde daher immer mehr ein Wagestück auf Tod und Leben.

Chinesische Konterbandisten kamen über die Grenze in unsere Dörfer und boten für billige Preise ihre Schmugglerwaren feil. Bei solchen Gelegenheiten boten sie sich uns als Führer über die Grenze an und versprachen, natürlich für gute Belohnung, uns von der Grenzwache unbehelligt über den Amur und auf chinesischen Boden zu bringen. Leider war diesen Chinesen nicht zu trauen, denn oft erwiesen sie sich als Betrüger und als Spitzel der GPU, die für Bestechungsgelder bereit waren, die schwergeprüften Kolonisten, welche sich ihnen anvertrauen, der Grenzwache und somit der GPU auszuliefern.

So hatte sich beispielsweise ein deutsches Ehepaar einem solchen Betrüger anvertraut. Bei finsterer Nacht wurde aufgebrochen in Richtung zum Amurfluß. In scheinbar ehrlicher Absicht schritt der Chinese voran, und schweigend folgte ihm in gedrückter Stimmung das Ehepaar. Nach langer Wanderung ist endlich der Amurfluß erreicht, und zur Furcht gesellt sich die Hoffnung, dass nun bald das Wagestück überstanden und die Rettung nahe sei.

Wird es Gelingen? - Da, o Schrecken! - der Chinesische Verräter ist spurlos verschwunden und schon sprengt die Grenzwache heran. Schüsse durchdröhnen die nächtliche Stille und haben das unglückliche Ehepaar zum Ziel. Blitzschnell springt der Mann zur Seite und es gelingt ihm, sich im dichten Rohr und Gestrüpp zu verbergen. Er wollte sein teures Weib mit sich fortreißen, aber schon fühlte er, dass sie ihm unter der Hand von einer tödlichen Kugel getroffen, zusammenbricht. Er hört in seinem Versteck ihr ergreifendes Stöhnen und Röcheln. Bald darauf ist sie eine Leiche. Der Mann konnte sich retten, aber nie im Leben wird er wohl über diesen so schweren Verlust seiner geliebten Ehehälfte hinwegkönnen, die ihm auf so grauenhafte Weise von seiner Seite gerissen wurde.

Eine weitere erschütternde Szene sei hier wiedergegeben, die sich im Gebiet einer östlicher gelegenen deutschen Siedlung zu jener Zeit ereignete. Ein deutscher Siedler, der als Reiseprediger weit herum bekannt und von den Behörden stimmentrechtig worden war, und der bei der GPU besonders schwer in Ungnade stand und von ihr verfolgt wurde, hatte mit einem alten langbärtigen Russen aus dem Nachbardorfe verabredet, gemeinsam über die Grenze zu fliehen. Es war das im Sommer, und zur Flucht mußte ein Boot angeschafft werden, das sie über den Fluß hinüberbringen sollte. Das Boot war gefunden, und in tiefem Versteck zwischen dichtem Strauchwerk harrte es der Flüchtenden. Die Ruder waren noch besonders versteckt worden. In der verabredeten Nacht machte sich der Prediger auf den Weg. Die neun Kilometer bis zum Fluß mußten bei stockfinsterer nächtlicher Stunde zurückgelegt werden. Fast wirkte die Stille der Nacht beklemmend auf den vielverfolgten und schwergeprüften Mann; doch wagemutig schreitet er vorwärts auf seinem einsamen Gange. Schon lange mußte er sich vor Nachstellungen der schrecklichen GPU verborgen halten. Nun kam als letzter Ausweg dieser verzweifelte Fluchtversuch über die Grenze, scheiterte der, so wäre nach menschlichem Ermessen alles verloren. Dann könne es nicht ausbleiben, das früher oder später die GPU ihn fangen und nach ihrer teuflischen Art „liquidieren“ werde.

So schreitet er, in tiefes Nachsinnen verloren, in der nächtlichen Dunkelheit vorwärts. Nur mit großer Mühe gelingt es ihm, sich im Dunkel ohne Weg durchzufinden und die Richtung nicht zu verlieren. Auf dem eigentlichen Wege zu gehen, wäre zu gewagt. Er kommt ganz erschöpft auf der verabredeten Stelle an. Hier tritt ihm sein russischer Freund und Leidensgefährte, der auch soeben angekommen ist, entgegen und begrüßt ihn herzlich. Doch muß das größte Schweigen beobachtet werden, und mäuschenstill schreiten sie dem Flusse zu. Vorsichtig ziehen sie das Boot aus seinem Versteck und holen die Ruder hervor. Vor innerer Aufregung und größter Spannung zittern sie am ganzen Körper. Unheimlich still liegt der breite Fluß zu ihren Füßen. Wenn auch von einer Grenzwache keine Spur zu sein scheint, so fühlen sie sich doch in größte Lebensgefahr, und jedes kleinste Geräusch erschrickt sie Mit schlotternden Knien steigen sie in das Boot, stoßen vom Ufer ab und greifen zu den Rudern.

Da hören sie in weiter Entfernung ein eigentümliches Geräusch. Der Russe zuckt zusammen: „Es ist ein Motorboot!“ - „Wie, was?“ - erschrickt der Deutsche und horcht mit verhaltenem Atem. „Nein, es ist der nächtliche Ruf einer Wachtel“, fährt er beruhigt fort.

Sie rudern emsig und spannen ihr Gehör auf das äußerste an. Das Geräusch wird lauter und scheint näher zu kommen; doch vermögen sie noch nicht zu unterscheiden, welcher Art es ist.

Da taucht plötzlich aus der nahen Biegung des Flusses der helle Lichtkegel des Scheinwerfers von einem Motorboot auf und richtet sich gerade auf das schwankende Boot mit seinen vor Schreck erstarrten Insassen. Sie sind in grelles Licht getaucht und werden offenbar scharf von der Grenzwache in jenem Boote beobachtet. Den Flüchtenden bleibt keine Zeit zum Überlegen. Blitzschnell springen sie ins Wasser, durchwaten es in fieberhafter Aufregung und erreichen glücklich das noch nicht ferne russische Ufer, wo sie eiligst die Uferböschung emporklettern und sich im Gebüsch und Rohrdickicht verlieren. Sie sind, wie durch eine höhere Hand, für dieses Mal gerettet. Kein Schuß ist gefallen. Noch in derselben Nacht erreicht der Prediger seinen Wohnort, und des Morgens, als die GPU Haussuchung nach dem Flüchtling macht, ist jede Spur der Flucht verwischt. Unverrichteter Sache müssen die Späher wieder heimkehren.

Auch in unseren Dörfern wurde das Suchen und Spähen der GPU Agenten nach solchen, die an eine Flucht dachten, immer intensiver. Überall hatte die GPU ihre Beobachter und Spitzel, und man fühlte sich auch seinem Nachbar gegenüber bald nicht mehr recht sicher. Die innere Unruhe und Spannung wurde bei den deutschen Kolonisten daher immer größer, und mit wachsender Sorge schauten wir in die dunkel vor uns liegende Zukunft.

Oft war es gar der GPU Vorsitzende selbst, der durch unsere Dörfer ritt und scharf unser Tun und Treiben beobachtete. Immer riskanter wurde daher der Gedanke an eine Flucht, und immer vorsichtiger mußte man dem Nächsten gegenüber seine Absichten verbergen.

So kam es, das erst nach vollbrachter Tat die Bürger von Schumanowka es gewahr wurden, dass am 25. März des Jahres 1930 zwölf Familien ihres Dorfes sich im Dunkel der Nacht auf und davon gemacht hatten. Leider war aber auch dieser Fluchtversuch mißlungen, und schon am Morgen, der jener abenteuerlichen Nacht folgte, war jede Spur der Flucht derart verwischt, als sei sie nie versucht worden. Die Flüchtenden hatten sich nämlich mit einem chinesischen Führer verabredet, dass sie sich mit ihm etwa 7 Werst vom Dorfe entfernt in einer Niederung treffen und er sie über den Amur führen werde. In aller Stille brechen sie mit Anbruch der Naht einzeln auf und sammeln sich an der verabredeten Stelle. Hier warten sie auf ihren chinesischen Führer, der sich aber leider nicht blicken läßt. Sie warten und warten, und ihre Unruhe und Verstimmung nimmt mit jeder Minute zu. Die Minuten werden zu langen, langen Stunden, und der Chinese kommt nicht. Ihr Warten ist vergebens. - Sie fürchten, dass er sie an die GPU verraten habe und kehren endlich, um nicht in die Hände der Wache zu fallen, still doch in tiefer Enttäuschung, wieder nach Schumanowka zurück. Des Morgens, als der GPU Vorsitzende ins Dorf kommt, um eine Dorfversammlung zwecks Behandlung „wichtiger Fragen“ anzuberaumen, zeigt nichts auf einen nächtlichen Fluchtversuch hin. Für diesmal sind die betreffenden Familien mit heiler Haut einem Verhängnis entgangen. - Jeder weitere Gedanke an eine Flucht schien völlig zwecklos zu sein.

4. Vorbereitungen zur Flucht

Die Bürger von Schumanowka und seinen Nachbardörfern sind vortreffliche Kollektivbauern. Das Kolchos, mit seinem umsichtigen und weitblickenden Leiter Jakob Siemens an der Spitze, befriedigt die Behörden in jeder Hinsicht. Ja, die Siedler tun mehr noch als ihnen die Sowjets vorschreiben. Sie arbeiten unermüdlich und machen großartige Pläne auf weite Sicht um ja zu zeigen, dass deutsche Bauern auch mit der wahnsinnigen Wirtschaftspolitik der bolschewistischen Machthaber fertig zu werden und darüber hinaus ihr Kollektiv, das notwendige Übel, auf die Höhe zu bringen verstehen.

So bringen sie dank der guten Bodenbearbeitung einen nicht geringen Ernteertrag ein. Die geforderte Getreidesteuer wird schnellstens und restlos abgeliefert. Sie haben auch bald nach der Errichtung des Kollektivs eine Mühle gebaut, wo ihr Getreide, sowie dasjenige der Nachbarkollektive, zu Mehl vermahlen wird. Nicht umsonst wurde daher das Kollektiv von den Behörden als Musterkollektiv anerkannt und den umliegenden Kolchosen als Beispiel zur Nachahmung anempfohlen.

So kommt der November des Jahres 1930 heran. Die Leitung sinnt auf Arbeit für den Winter. Die Mitglieder des Kolchos sollen ja nicht die langen Wintermonate hindurch auf der Bärenhaut liegen und sich wie im Schlaraffenlande pflegen. Nein, es soll gearbeitet werden. Sie wollen als treue Bürger des Staates ihrer Pflicht diesem gegenüber voll gerecht werden. In solcher Absicht holt die Leitung des Kollektivs von den Behörden die Erlaubnis ein, Pferde und Schlitten kaufen zu dürfen, um als ganzes Kollektiv bei der Stadt Chabarowsk, 800 km von der Ansiedlung, Waldarbeiten für den Staat zu verrichten. Die Behörden, nicht wenig erstaunt über diesen Arbeitswillen der tapferen deutschen Bauern, geben gerne die Erlaubnis; und so werden Pferde und Schlitten gekauft, die Pferde beschlagen, die Schlitten gerichtet und alle sonstigen Vorbereitungen für die Reise getroffen.

Welch ein großes Glück ist es für die Leitung des Kollektivs, dass die Sowjetbehörden die wahren Hintergründe dieses ihres emsigen Treibens nicht erraten. - Es soll nämlich eine Massenflucht über den Amur vorbereitet werden, wozu die Leitung es für notwendig erachtet, die Behörden durch solche groß angelegten Pläne einzuschläfern und irrezuführen. Leitung und Mitglieder des Kollektivs, zum mindesten die Bürger von Schumanowka und dem Nachbardorf N., wollen gemeinsam über die Grenze fliehen. Bei den allzugroßen Gefahren, die auch nur der Gedanke an eine Flucht nach sich ziehen kann, ist das Vorgehen der Kollektivleitung ein fast an Wahnsinn grenzendes Wagestück. Das erkennt die Leitung sehr wohl, doch will sie es trotzdem wagen.

Bei der äußerst raffinierten List, mit der sie das Täuschungsmanöver vom Stapel lässt, beobachtet sie die allergrößte Vorsicht. Nur ganz nebelhaft werden die treusten und zuverlässigsten Siedler über die Pläne der Leitung unterrichtet. Viele Nachbarn wissen nur, dass ein Fluchtgedanke bei der Leitung gehegt wird, wissen aber nicht von deren Plänen und Vorsätzen.

Der Lehrer und ein Nachbar des Dorfes Schumanowka sind unzuverlässig, man hält sie für Spitzel der GPU, weshalb man diesen beiden überhaupt nichts von der Absicht der Leitung und der Siedlung merken lässt.

Indessen ist die Leitung eifrig am Werk. In aller Stille beauftragt sie zwei Bürger von Schumanowka, Isaak Wiens und Wilh. Fedrau, die als besonders verschwiegen und wa-

gemutig gelten, einen Fluchtversuch über den Amur zu unternehmen. Wenn die Flucht gelingt, dann sollen sie die Verhältnisse jenseits des Flusses kennenlernen und möglichenfalls die Chinesen dortselbst für die Aufnahme der Gruppe gewinnen.

Am 2. November brechen die Kundschafter unter der Führung eines als zuverlässig geltenden Chinesen, Namens Alexander, auf, und es gelingt ihnen, bei tiefer nächtlicher Dunkelheit den Amur zu passieren und chinesischen Boden zu betreten. Sie erreichen das chinesische Grenzdorf Kani-Fu, wo ihnen von zufällig dort weilenden Pferdehändlern wichtige Aufschlüsse über den geheimen Grenzverkehr gegeben werden. Auch verhandeln sie mit den chinesischen Bewohnern des Dorfes und treffen eine Einigung, wonach die Chinesen sich verpflichten, die Gruppe aufzunehmen.

Nun gilt es, über den Amur zurückzukehren. Da das Unternehmen mit so manchen Gefahren verbunden ist, kaufen sie in China verschiedene Waren ein, um, falls sie von der Grenzwache oder der GPU gefaßt werden sollten, wenigstens die Ausrede zu haben und den Beweis liefern zu können, dass sie lediglich auf Handel ausgegangen seien.

In Schumanowka wissen von dem Unternehmen der beiden Nachbarn ihres Dorfes nur wenige. Sie sind eben nicht da, sind, was ja nicht selten vorkommt, irgendwohin verreist; man spricht im Dorfe, dass sie nach Blagoweschtschensk gefahren seien, um dort womöglich für sich oder auch im Interesse des Kollektivs etwas Handel zu treiben.

Bei Nacht und Nebel überschreiten die zwei Kundschafter, nachdem sie eine Woche auf chinesischer Seite zugebracht haben, wiederum den eisbedeckten Amurfluß, und wohlbehalten gelingt es ihnen nach Schumanowka zurückzukehren. In einer sehr geheimen Zusammenkunft mit der Leitung des Kolchos, erstatten sie Bericht und geben ihrer Hoffnung Ausdruck, dass bei Beobachtung der nötigen Vorsicht, die Massenflucht eventuell gelingen könnte.

Nun will man nicht mehr lange zögern. Wenn auch Furcht und Aufregung sich immer mehr steigern und die Aussichten auf das Gelingen nur sehr bescheiden sind, so muß die Sache doch, da sie nun schon so weit eingeleitet ist, gewagt werden, koste es auch was es wolle. Es sollen die letzten Vorbereitungen getroffen werden, und etwa Mitte Dezember will man zur Flucht aufbrechen.

Bei Verpflichtung zur tiefsten Verschwiegenheit wird nun jeder Siedler der zwei Dörfer (Schumanowka und N.), mit Ausnahme der zwei unzuverlässigen Bürger von Schumanowka, über den Plan der Flucht in Kenntnis gesetzt, und die Leitung empfiehlt, die notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

Nun beginnt im geheimen ein fieberhaftes Arbeiten. Die Frachtschlitten müssen zu Passagierschlitten umgebaut werden; es sind hohe Rück- und Seitenlehnen anzubringen, damit Frauen und Kinder recht warm eingepackt werden können, worauf man bei der großen Kälte des fernöstlichen Winters besonders zu achten hat. Diese Arbeit mit den Schlitten verrichtet man meistens hinter den hohen Strohhaufen, um ja kein Aufsehen zu erregen.

Die Kollektivleitung verteilt Mehl und Sonnenblumenöl an die Mitglieder, damit jedem Flüchtenden die Möglichkeit gegeben werde, diese wichtigen Nahrungsmittel mit sich zu nehmen. Auch werden Schinken, Fleisch und recht viel Gebäck für die Flucht zubereitet.

Wie gut ist es, dass die Leitung es so geschickt verstanden hat, den Behörden die Zubereitung für die große Reise nach Chabarowsk vorzutäuschen, denn sonst wäre wohl bei noch so großer Vorsicht die wahre Absicht nicht unentdeckt geblieben. Doch jetzt scheint es selbstverständlich, dass für eine so lange Reise die Zubereitungen getroffen werden müssen, und in aller Ruhe, wenn auch bei Wahrung der äußersten Vorsicht, kann man die Vorbereitungen zu Ende führen.

Trotzdem leben die Siedler in nicht zu unterdrückender innerer Unruhe und in ständiger Angst vor Verrat. Man fleht Gott an um Errettung aus dieser so großen Gefahr und aus dem Land des Schreckens. Auch solche, die sonst das Beten ganz verlernt hatten, werden in dieser schweren Schicksalsstunde auf die Knie gezwängt und beten recht inbrünstig um göttlichen Beistand und Hilfe.

Besonders schwer aber lastet der Druck der Verantwortung auf der Kollektivleitung. Diese sieht sich in ständiger Lebensgefahr, denn sie weiß wohl, was ein solches Unternehmen für sie als dem von den Behörden autorisierten Vorstand einer Sowjetwirtschaft bei der tyrannischen Grausamkeit der GPU bedeutet. Allerorten hat diese ihre Spione. Ein einziger kleiner Blick irgend eines Spitzels in das geheime Treiben würde den unausbleiblichen Tod der Leitung zur Folge haben.

Wie nervenaufreibend ist daher diese Vorbereitungszeit und wie sehnlichst wünscht jedermann einen recht baldigen und glücklichen Ausgang! - Wenn aber der Versuch mißlingen, wenn die GPU sie ertappen sollte; was dann? - Wären sie dann nicht alle rettungslos verloren?

5. Die Flucht

Die Kollektivleitung legt für den Aufbruch zur Flucht den 15. Dezember fest. Man hat die Bürger von Schumanowka darüber in Kenntnis gesetzt. Auch nach N. wurde entsprechende Benachrichtigung abgegeben. Wer außerdem nahe Verwandte in den Nachbardörfern hatte, durfte auch sie zur Beteiligung an der Flucht einladen. Diese treffen denn auch rechtzeitig in Schumanowka ein und wollen sich der flüchtenden Gruppe anschließen.

Alles ist zur Reise vorbereitet. Die Schlitten sind bepackt; außer Lebensmitteln hat ein und der andere Siedler auch Gegenstände eingepackt, von denen er sich nicht trennen zu können glaubt, wie Nähmaschine, Milchseparator, ein unentbehrlich scheinendes Musikinstrument und anderes mehr.

Zum Führer hat sich die Leitung wieder jenen bekannten und bewährten Chinesen Alexander ausersehen, der schon früher die beiden Kundschafter so glücklich über die Grenze geführt hatte. Er ist den meisten Siedlern gut bekannt und man hat Vertrauen zu ihm. Freilich will er nicht umsonst sein Leben für die Deutschen aufs Spiel setzten, denn auch ein Chinese liebt sein Leben und vielleicht mehr noch das klingende Geld. So war er auch diesmal in seiner Forderung nicht gerade sehr bescheiden gewesen. Und da die Flüchtlinge gewillt sind, im Notfalle alles dranzusetzen, was sie besitzen, um nur ja ihr Leben aus

dem Land der Tyrannei zu retten, so wurde nicht lange verhandelt. Man einigte sich mit dem Chinesen dahin, dass er nach dem Überschreiten des Flusses, das heißt, auf chinesischer Seite, von jeder Familie das beste Pferd erhalten solle. Das ergibt für ihn im Falle, dass die Flucht gelingen sollte, ein glänzendes Geschäft in einer einzigen Nacht, weshalb er auch sehr bereitwillig darauf einging.

Nun ist der 15. Dezember da. In fieberhafter Aufregung sieht jeder Siedler nach, ob auch in seinem Hause alles fertig und zur Flucht genügend vorbereitet ist. Vor Erregung und Ungeduld kann man fast nicht den Abend abwarten.

Gegen Abend gehen beherzte Männer zum Lehrer des Dorfes, sowie zu jenem Bauer, der gleich dem Lehrer unzuverlässig ist und in schwerem Verdacht steht, ein Spitzel der GPU zu sein. Man unterbreitet ihnen zu ihrem maßlosen Erstaunen das ganze Unternehmen und fordert sie auf, mit über die Grenze zu gehen. Falls sie sich weigern sollten, wollen die Männer sie gewaltsam fesseln und knebeln und so liegen lassen, oder sie sollen eventuell gewaltsam mitgeführt werden. Diese Maßnahmen erscheinen notwendig, damit die ganze Gruppe nicht etwa durch die beiden an die GPU verraten werde.

Aber es hat keine Not. Bereitwillig kommen Lehrer und Bauer der Aufforderung nach und machen sich, nachdem man ihnen etliche Kleidungstücke geschenkt hat, in aller Eile fertig, um sich der Gruppe zur Flucht über die Grenze anzuschließen.

Nun senkt sich langsam die kalte Winternacht hernieder. Etwa um 9 Uhr abends will man aufbrechen; wenn die Durchsage kommt „Fertigmachen“, dann soll eingespannt und gefahren werden. So sitzt man denn mit klopfendem Herzen und wartet. Das noch schnell zugerichtete Abendbrot will nicht mehr schmecken, da die Gemüter zu sehr erregt sind.

Da wird plötzlich die Nachricht durchgegeben, dass es für heute nicht geht. Welche Enttäuschung! - Was ist los? - Ach, es ist eine Abordnung aus dem Dorfe N. bei dem Kollektivleiter, Herrn Jakob Siemens, eingetroffen, welche verlangt, dass man den Aufbruch noch hinausschieben solle, etwa für acht Tage, da N. noch nicht fertig sei. Es wolle unter anderem erst sein Mehl verkaufen. Siemens macht ihnen Vorstellungen, dass Schumanowka eben habe einspannen wollen, und dass ein so langer Aufschub zu sehr die Gemüter erregen würde; dass es aber vor allem zu sehr gewagt sei, da innerhalb von acht Tagen der ganze Plan verraten werden könne und sie dann allesamt verloren seien. Die Männer bleiben aber dabei, dass man warten müsse, und ob Siemens gleich sie beschwört und fast kniefällig bittet, so lassen sie sich doch nicht überreden.

„Wenn ihr nicht warten wollt, dann melden wir euch bei den Behörden an,“ ist ihre Drohung, welche groß genug ist, den Kollektivleiter einzuschüchtern und ihn zu bewegen, ihrem Willen nachzugeben. So muß denn wohl oder übel die Flucht hinausgeschoben werden. Und da die Bürger von N. mißtrauisch sind, so beobachten sie durch ausgestellte Wachen ständig das Treiben der Siedler in Schumanowka.

Am nächsten Tage, das heißt den 16. Dezember, beraten die Siedler von Schumanowka in einer geheimen Zusammenkunft mit der Kollektivleitung darüber, wie man in dieser kritischen Lage zu handeln habe. Da der Aufschub der Flucht auf so viele Tage ein zu großes Risiko wäre und fast einem Verbrechen gegen das eigene Leben, sowie gegen das Leben der Familienangehörigen gleichkommt, einigt man sich, trotz der Zusage an die Bürger von N. doch aufzubrechen, und zwar ohne N. und noch in heutiger Nacht.

So wird wieder von Haus zu Haus durchgesagt, dass man sich für den Abend bereithalten solle. Der Abend kommt heran, und wieder warten wir sehnlichst auf die Durchsage „Fertigmachen“, die heute um etwa 10 Uhr erfolgen soll. Wieder will uns vor Erregung das Abendbrot nicht schmecken, und bange sehen wir dem Ausgang des Wagestücks entgegen.

Die Wache aus N. ist da und beobachtet, auf der Straße hin und her gehend, scharf das Treiben auf den einzelnen Höfen. Man will aber sich nicht behindern lassen und trotz der Wache einspannen; man wird mit ihr schon irgendwie fertig werden.

Wir sitzen und warten. Da klopft es an die Tür. Wird schon die Durchsage gebracht? Nein, es ist Bürger Isaak Wiens, der hereintritt. Er ist von der Leitung beauftragt worden, für den Schutz der Gruppe Sorge zu tragen. „Könnte man nicht zum Dorfende hinausgehen und horchen, ob auf dem Hauptwege, der nach Konstantinowka, dem Sitz der GPU, führt, sich nichts hören läßt?“ fragt er; und bereitwillig gehen mein Bruder und ich zum Dorf hinaus, wo wir uns etwa 50 m außerhalb des Dorfes aufpflanzen und aufmerksam in Richtung nach Konstantinowka spähen und horchen. Es ist heute ganz besonders kalt. Unbarmherzig hat der Frost das Quecksilber im Thermometer bis auf 40 Grad nach Reaumur und darüber hinaus herabgedrückt. Jedoch regt sich kein Lüftchen, so dass vom Dorfe jedes Geräusch zu uns herüberdringt. Auf der entgegengesetzten Seite ist es jedoch still wie auf dem Friedhofe.

Eben wollen wir uns ins Dorf zurückbegeben, als wir plötzlich aus weiter Entfernung her das Knirschen des Schnees vernehmen. Ein nicht geringer Schreck fährt uns durch die Glieder, und wir bleiben wie angewurzelt stehen. Das Knirschen wir lauter und verrät uns, dass ein Schlittenfuhrwerk sich nähert. Wer mag wohl zu so später Abendstunde noch unterwegs sein? Ist etwa die GPU aus Konstantinowka im Anzuge und will unser Vorhaben vereiteln? - Sind wir verraten? - Doch nein, das Fuhrwerk kommt, wie wir nun feststellen können, nicht aus Konstantinowka, sondern aus unserem Nachbardorf Friedensfeld. Die Umrisse werden in der Dunkelheit sichtbar. Ein Pferd zieht den Schlitten; im Schlitten kauern, in Pelze ganz eingehüllt, drei Personen. So fährt in scharfem Trab das Fuhrwerk an uns vorbei und ins Dorf hinein. Was wird wohl dieser Besuch für uns bedeuten, und wie wird er sich auf unser Unternehmen auswirken? Wir gehen nach Hause, und wieder werden zwischen Furcht und Hoffnung lange, bange Minuten durchlebt.

Nachher erfahren wir, was es mit dem Fuhrwerk für eine Bewandtnis hat. Die Insassen desselben sind ein Herr Friesen mit seiner Frau und einem Freunde, welche aus Friedensfeld gekommen sind, um, ganz reisefertig, sich unserer Gruppe zur Flucht anzuschließen. Sein Freund, ebenfalls ein Herr Friesen, hatte am Tage auf dem Hofe und hinter den Strohhaufen bei Herrn Jakob Siemens sich in tiefem Versteck aufgehalten und aufmerksam den Verlauf der Ereignisse beobachtet. So war es ihm gelungen, genau zu ermitteln, wann die Flucht stattfinden solle. Sie bitten nun, dass man sie in die Gruppe aufnehmen möchte, und die Bitte wird ihnen gewährt.

Über den Schreck, den dieser späte Besuch mit sich gebracht hatte, ist es 12 Uhr, also Mitternacht geworden. Da es so grimmig kalt ist, hat nun auch die Wache aus N. sich entfernt und ist nach Hause marschiert. Nun, da der Schreck überstanden und alles wieder ruhig ist, kann die Durchsage erfolgen. Sie kommt, und nun beginnt auf allen Höfen des

Dorfes ein geheimnisvolles hin- und her rennen. Allerorten werden Kühe aus den Ställen getrieben und ihnen wird die goldene Freiheit geschenkt. Auf allen Höfen werden die Frauen und Kinder in die Schlitten verpackt und die Pferde werden vor die Schlitten gespannt. Jedem Fliehenden klopft vor Aufregung das Herz bis zum Zerspringen.

Auch in unserem Hause ist alles auf den Beinen und macht sich in fieberhafter Hast zu schaffen, um die innere Unruhe zu unterdrücken. Auf Befehl des Vaters haben auch unsere Rinder die Freiheit erhalten. Mutter zieht die Wanduhr auf, die fein an ihrem Platze hängen bleiben und ruhig weiterticken soll. Die Lampe soll nicht gelöscht werden, und das ungegessene Abendbrot bleibt auf dem Tische stehen. Alle Möbelstücke, alles was uns lieb und teuer war, bleibt zurück. Es soll, ein Symbol, davon sprechen, dass uns keine irdischen Güter zurückhalten können, wo es gilt, unsere Seelen aus dem bolschewistischen Babel zu retten und dem kommunistischen Atheismus zu entrinnen.

Nun ist alles fertig. Ein verabredetes Zeichen wird gegeben, und der Zug setzt sich in Bewegung. Von allen Höfen fahren die Fuhrwerke durch die Hoftore und begeben sich auf die Straße. In unendlich langer Reihe reiht sich nun Schlitten an Schlitten. Man zählt ungefähr 60 Fuhrwerke. Gravitätisch schreitet der chinesische Führer Alexander an die Spitze des Zuges. Hinter ihm fährt als vordersten Schlitten das Fuhrwerk des Bürgers Isaak Wiens. Dann folgen nacheinander all die anderen Fuhrwerke. Etliche Meldereiter begleiten, zum Teil bewaffnet, den Zug, sehen überall nach Ordnung und wollen den Troß vor etwaigen Gefahren schützen. Viele jungen Männer gehen zu Fuß neben den Schlitten her. Geheimnisvoll singt unter den dahingleitenden Kufen der Schnee seine eintönige Melodie. Es wird von Schlitten zu Schlitten durchgesagt, dass man die möglichste Ruhe bewahren solle, auch mit den Kindern, und dass die Stille nicht gestört werden dürfe, um nach außen hin kein Aufsehen zu erregen. So fährt oder schreitet man vorwärts, und jeder ist mit sich und seinen Gedanken beschäftigt.

„Nun Ade du mein lieb Heimatland!“ klingt es wohl in aller Herzen; und alle Gemüter empfinden es mehr oder weniger, was es auf sich hat, die liebe Heimat verlassen zu müssen, um einer dunklen und ungewissen Zukunft entgegenzueilen. Auch das Amurgebiet war uns bereits zur Heimat geworden; das wird uns in dieser Stunde besonders klar. Wie reich ist dieses große Gebiet; im Frühlinge reich an Graswuchs und Blütenpracht und im Sommer reich an großen und weiten Kornfeldern. Auch an markigem Bauholz sind die dunkeln Nadelwälder allerorten so überaus reich. Ein reiches fruchtbares Gebiet, wo wir in wenigen Jahren zu Wohlstand gelangt wären, wenn die Regierung uns in Ruhe gelassen hätte.

Auch die großen und wohlhabenden Russendörfer, die schon jahrzehntelang stehen, zeugen davon, dass im Amurgebiet zu leben geht. Große Bauernhäuser mit prächtigen Glasveranden umsäumen die Straßen dieser Dörfer. Zur Unterbringung des vielen Getreides haben die Russen kolossale Schuppen und Speicher gebaut, die fast ausnahmslos mit Wellblech gedeckt sind. Als Ackergerät werden nicht etwa Hackenpflug, Sichel und Dreschflegel gebraucht, sondern man arbeitet mit modernen nordamerikanischen landwirtschaftlichen Maschinen.

Wie schade, dass das reiche Rußland, die frühere Kornkammer der Welt, durch den Bolschewismus zugrunde gerichtet und der freiheitliebende Bauer so versklavt und unter-

jocht, ja zum großen Teil „liquidiert“ wird. Der deutsche Kolonist wird von Ort zu Ort gehetzt. Ach, es gehört mit zum großen Schicksalsweg des Rußlanddeutschen, dass er sich nirgends lange der Ruhe freuen kann. Die Vorväter zogen aus dem Weichselgebiet nach Südrußland. Von da ging es mehr und mehr ost- und nordostwärts; bis zum Kaukasus, bis Saratow, Samara, Orenburg und Ufa, und zuletzt bis nach Westsibirien und Turkestan. Und überall, wo die Deutschen hinkamen, entstanden unter ihren Händen blühende Kolonien, welche wie Meilensteine den deutschen Arbeitswillen und das deutsche Schicksal kennzeichnen. Und nun sind vor wenigen Jahren gar im fernen Osten des riesigen Reiches deutsche Siedlungen aus der Erde emporgewachsen, die sich dank der Fruchtbarkeit des Gebietes ganz besonders guten Erfolg versprachen, die aber durch den Druck einer unverständlichen Sowjetpolitik am Emporblühen behindert wurden, ja anscheinend im Keime erstickt werden sollten.

Und in gegenwärtiger Stunde ein ganzes Dorf auf dem Wege zum Amurfluß, um über die Grenze zu fliehen. - Und wenn man glücklich hinüberkommen, wenn man nicht etwa direkt in den Tod fahren sollte, was wird dann jenseits der blauen Berge unser Schicksal sein? - Werden wir jahrelang in dem unbekannten, heidnischen China umherirren müssen, von Ort zu Ort, und nirgends zur Ruhe kommen, bis wir vielleicht durch ein gütiges Geschick endlich weitergetrieben und von mitleidigen Wellen an die nordamerikanische Küste gespült werden? - O du schicksalsschwerer Leidensweg eines heimatlosen auslanddeutschen Volkssplitters!!!

Die Schlittenkaravane fährt im Schritt zum Dorf hinaus, still wie ein Leichenzug. Eine Strecke fahren wir auf geradem Wege, dann biegen wir aber vom Wege ab und es geht in knietiefem Schnee über die weite Steppe, um ja dem Vorposten der Grenzwache möglichst weit aus dem Wege zu fahren. Der Frost nimmt anscheinend immer noch zu und wird fast unerträglich. Der hartgefrorene Schnee knirscht unter den Schlitten so laut das uns bange wird, durch dieses Geräusch verraten zu werden. Die vorderen Pferde, die im tiefen Schnee Bahn brechen müssen, haben es besonders schwer und schleppen ihre Last mühsam vorwärts. Bis zum Fluß sind es etwa 18 bis 20 Kilometer zu fahren, also eine nicht geringe Anforderung an die Pferde auf wegloser schneeiger Steppe.

Als wir ungefähr 3 Kilometer gefahren sind, kommen wir an dem Russendorf Wojkowo, dem ersten Stützpunkt der Grenzwache, vorbei. In etwa einem halben Kilometer halten wir uns von dem Dorfe entfernt, doch ist man nicht ohne Furcht, das man uns gewahr werden und so uns von diesem Dorfe aus das Verhängnis ereilen könnte. Es bleibt jedoch alles ruhig, und bald liegt das Dorf weit hinter uns.

Je weiter wir nun fahren, um so schwerer wird die Fahrt. Es kommen tiefe Schluchten und steile Anhöhen, welch letztere vom Schnee fast entblößt sind, deshalb die Pferde alle Kraft dransetzen müssen, diese zu erklimmen. Allzuoft stoßen die Schlitten gegen Baumstümpfen und werden nicht selten umgekippt, was unangenehme Störungen verursacht. Es geschieht auch, dass Deichsel brechen und remontiert werden müssen. Unser Pferd wird plötzlich störrisch und will nicht weiter. Wir schlagen drein, doch es bäumt sich und zerbricht den Schlitten. Es ist das nahe der Stelle, wo die Grenzwache ihren täglichen Ritt macht.

Was soll nun werden? Wird nicht plötzlich die Wache auftauchen? - Vor Angst zittern wir am ganzen Körper. Doch es muß gehandelt werden. Schnell wird der Schlitten beiseite gezogen und, so gut es geht, instand gesetzt. Der Frost drückt unbarmherzig, und man muß fortwährend die Glieder des Körpers untersuchen, ob sie noch vom Blute durchpulst werden; denn allzuschnell werden Nase, Ohren, Fingerspitzen oder Zehen vom Frost erstarrt, die dann eifrig mit Schnee gerieben werden müssen, um wieder Leben hineinzubringen. Unter solchen Umständen geht die Arbeit nur sehr mühsam vonstatten; doch es gelingt den Schaden am Schlitten zu beseitigen, und die Reise kann wieder fortgesetzt werden.

Der Nachbar zerbricht sich ebenfalls seinen Schlitten. Er hatte ein ganzes Rind, das er vor kurzem geschlachtet hatte, hinaufgepackt. Und der zu schweren Last der Familie und des Rindes hält der Schlitten nicht stand. Er zerbricht und ist nicht mehr reparaturfähig. Schnell müssen die Familienglieder auf andere Schlitten verladen werden, was nicht so einfach ist, da sämtliche Schlitten ohnehin fast überfüllt sind. Der zerbrochene Schlitten wird zur Seite geschleppt und mit dem schönen, frischen Rindfleisch stehengelassen. Das Fleisch möge den Wölfen zum Fraß dienen oder mag die Grenzwache es sich schmecken lassen.

Nach langer, mühevoller Fahrt mit den vielen fast unerträglichen Aufenthalten, welche bei der großen Gefahr des Zusammenstoßens mit der Grenzwache die Nerven bis zum äußersten angespannt haben, kommen wir nahe an den Amur heran und müssen bei dem russischen Dorf Orlowka vorbei. Fast eine Ewigkeit lang dünkte uns diese schicksalhafte Fahrt. Und nun das gefährliche Orlowka, wo 20 Mann Grenzwache mit einem Maschinen Gewehr liegen. Schon beginnt es zu tagen, und man hört die Hähne im Dorfe krähen. Wird nicht urplötzlich das Maschinengewehr zu knattern beginnen und durch unsere Reihen mähen?

Immer schlechter wird der Weg und immer mehr Schlitten brechen unter der Last zusammen, die beiseitegeschoben und irgendwie zusammengeflickt werden müssen. Schon sind es sieben, an denen man unweit des gefährlichen Dorfes herumbastelt. Es ist ein Wunder, dass die Grenzwache anscheinend nichts sieht und nichts ahnt. Als ob ihnen die Augen zugehalten würden. Ob nicht unser chinesischer Führer Alexander sie bestochen hat? Diese Frage wird in unseren Reihen rege, doch ist sie uns auch später nicht beantwortet worden, und sie wird uns wohl nie beantwortet werden.

Endlich gelangen die vorderen Schlitten am Ufer des Flusses an. Dasselbe fällt hier steil ab und ist etwa drei Meter hoch. Es ist sehr gefahrvoll, diese drei Meter herunterzuschnellen, und die Pferde bäumen sich zurück. Doch es muß geschafft werden, denn einen Ausweg gibt es nicht. So werden alle Männer zusammengerufen, und, während ein Teil oben den Fuhrwerken nachhilft und sie förmlich in den Abhang stürzt, fängt der andre Teil sie unten auf. Das ist eine ungeheuer mühevolle Arbeit, und die Männer müssen ihre Pelze ausziehen. Sie schwitzen trotz der grimmigen Kälte.

Wenn auch unten das gemeinsame Zupacken der Männer den Sturz der Fuhrwerke mildert, so brechen doch mehrere Schlitten auf dem harten Eise entzwei, die Sachen kollern heraus und alles liegt wirr durcheinander. Frauen und Kinder mußten oben aussteigen und rutschen mühsam den Abhang herunter. Schnell schiebt man die zerbrochenen

Schlitten beiseite und bindet und bastelt sie, so gut es in der Eile geschehen kann, zusammen. Alles ist auf den Beinen und alles muß irgendwie mithelfen. Trotzdem ist es ein mühsames und langwieriges Geschäft.

Es wird immer heller und noch sind mehrere Schlitten oben auf dem Ufer. Orlowka ist nur einen Kilometer weit von uns entfernt. Wie ist es nur möglich, dass die Grenzwache heute so saumselig ist? Oder wird sie uns plötzlich aus dem Hinterhalt überfallen? - Doch es ist keine Zeit zum Nachsinnen. Jedermann muß zupacken und seinen Teil beitragen, damit wir schneller fertig werden und diese gefährliche Uferstelle verlassen können.

Endlich ist der letzte Schlitten unten auf dem Eise, und die vordersten Fuhrwerke sind schon weit vorne auf dem Amur. Die bewaffneten Reiter schließen nun die Reihe und schauen besorgt nach Orlowka zurück, ob nicht doch plötzlich die Grenzwache heranstürmt. Aber wie durch ein göttliches Wunder läßt sich nichts von einer Wache erspähen.

Es geht in vollem Trab auf dem festen Eise voran, welches von einer leichten Schneedekke überdeckt ist. So wird der Abstand zwischen uns und dem russischen Ufer immer größer. Nachdem wir etwa anderthalb Kilometer geradeaus auf dem Eise fahren konnten, müssen wir uns nun zwischen Inseln und offenen Stellen hindurchwinden. Doch die Pferde werden angespornt, und während sich die späte Wintersonne gelassen aus ihrem nächtlichen Versteck emporhebt, erreichen wir glücklich das chinesische Ufer. Indem wir bald von neugierigen Chinesen umringt werden, wagen wir es noch nicht so recht, erleichtert aufzuatmen, denn zu groß war die Furcht vor der grausamen GPU, und auch jetzt können wir den Gedanken noch nicht unterdrücken, das man uns auch von hier noch zurückschicken könnte.

Wir fahren in das Chinesische Dorf Kani-Fu ein, wo man uns gemäß der Verabredung mit unsren zwei Kundschaftern freundlich und entgegenkommend aufnimmt.

Jetzt erst schmilzt das harte Eis unserer Furcht und unserer Zweifel, und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung werden innige Dankgebete zum Himmel emporgeschickt.

217 Personen sind auf wunderbare Weise und wie unter göttlicher Führung dem Bolschewismus entronnen, davon 175 aus unserem Dorf Schumanowka. Zu unbegreiflich ist es uns, dass wir wirklich nun auf freiem Boden stehen und uns nicht mehr vor der GPU zu fürchten brauchen. Oder ist alles nur eine Halluzination? - War etwa all das, was wir in dieser Nacht durchlebten, ein grausig-schöner Traum? - Doch nein, es war und ist kein Traum; es ist nackte Wirklichkeit. Wir sind gerettet! - Gott sei Lob und Dank! - Man weint Freudentränen.

6. Auf Chinas Boden

Wenn wir nun auch der kommunistischen und atheistischen Barbarei entronnen waren, so sollten uns doch zunächst auch auf chinesischem Boden noch allerlei und recht schwere Unannehmlichkeiten in den Weg treten, welche zu überwinden unsere ganze Willenskraft erforderten. Heimatlos, in einem allzufremden, heidnischen Lande, dessen Sprache wir nicht kannten, mußten wir noch lange umherirren, lernten die Willkür und Habsucht der

chinesischen Beamten zur Genüge kennen und wurden von den verschiedensten Schicksalslagen heimgesucht, die uns zuweilen fast unerträglich zu werden drohten.

Als in Kani-Fu die Frauen und Kinder aus den Schlitten gehoben und in den chinesischen Hütten aus ihren dicken Pelzen und Decken herausgeschält werden, gewahrt das Ehepaar Aron Warkentin zu seinem maßlosen Entsetzten, dass auf der Fahrt ihr zweijähriges Töchterchen in seiner Umhüllung den Erstickungstod gestorben ist. Welch ein Schreck für die leidgeprüfte Mutter, so unerwartet ihr geliebtes Kind als Leiche vor sich sehen zu müssen! - Sie ist untröstlich und glaubt, diesen Schmerz nicht ertragen zu können. Mit den schwersten Selbstvorwürfen martert sich sie ab, dass sie unterwegs nicht besser nachgesehen habe. Doch der namenlose Schmerz kann der Mutter ihr Liebstes nicht zurückgeben. Es ist in die ewigen Hütten eingegangen, und seine sterblichen Reste müssen dem Schoß der Erde übergeben werden: das erste Begräbnis der Gruppe auf chinesischem Boden.

Etlichen Männern sind die Zehen an den Füßen erfroren, was nun beim Erwärmen der Füße furchtbare Schmerzen nach sich zieht. (Später in Harbin mußten diesen Männern die erfrorenen Glieder abgenommen werden).

Die Chinesen verteilen uns, so gut es geht, in ihre Häuser. Da jedoch nicht für alle Flüchtlinge Raum ist, müssen etliche ins Nachbardorf verbracht werden, das glücklicherweise nicht weit entfernt ist. Zunächst wärmt ein jeder sich an den warmgeheizten Öfen seine vor Kälte erstarrten Glieder. Bald ist ein warmes Frühstück zubereitet und wird mit sichtlichem Behagen verzehrt. Wie wohltuend wirkt nach so einer abenteuerlichen Nacht bei über 40 Grad Frost eine sichere und warmgeheizte Stube und dazu für den hungrigen Magen eine gut zugerichtete warme Mahlzeit!

Nun verhandeln unsere Vordermänner mit dem chinesischen Führer Alexander. Obzwar ihm ein Pferd, und zwar das beste, von jeder Familie zugesagt war, versucht man nun doch, ihn zu überreden, dass er mit weniger Pferden Vorlieb nehmen möchte, da die Pferde doch der einzige Reichtum seien, den wir besitzen und der uns für die Weiterreise so sehr vonnöten sein werde. Der Chinese läßt sich insoweit überreden, dass kleinere Familien sich zusammengruppieren dürfen, um so zusammen ein Pferd zu geben. Die Verhandlungen schließen mit dem Erfolg für unsere Gruppe ab, dass der Chinese sich mit 22 Pferden begnügt, welches aber so ziemlich die besten Pferde der Gruppe sind.

Bald wird es in den umliegenden Chinesendörfern bekannt, dass eine größere Flüchtlingsgruppe eingetroffen ist, und nun kommen die Chinesen fast scharenweise, um uns ihre Waren feilzubieten und, in der Hauptsache, um unsere Pferde zu kaufen. Auch Nähmaschinen wollen sie uns abkaufen und meinen, diese, wie auch die Pferde, von uns für billige Preise erstehen zu können.

Sie werden uns mit ihrer Aufdringlichkeit bald lästig, und wir müssen alle Kunst dransetzen, sie äußerst vorsichtig und mit geheuchelter Freundlichkeit abzuschieben. Auch erachten wir es für ratsam, bei unseren Pferden nächtliche Wachen auszustellen, da sonst uns die Pferde leicht von chinesischen Banditen gestohlen werden könnten.

Die Polizei aus dem benachbarten Städtchen Tschikode findet sich nun ebenfalls ein, beschlagnahmt unsere Gewehre, legt uns auf die Pferde Einfuhrzoll zu je 5 Rubel pro Pferd auf und fordert verschiedene Steuern von uns, die wir prompt bezahlen müssen. Zu unse-

rem Glück leistet Alexander wertvolle Vermittlerdienste, wodurch die Forderungen der Polizei etwas gemäßigt werden.

Unsere Vordermänner rufen alle Familienväter zu einer Beratung zusammen. Auf dieser Beratung wird Herr Jakob Siemens der frühere Kollektivleiter, nun offiziell als Gruppenführer bestätigt. Dann beschließt man, eine Abordnung, bestehend aus drei Männern, nach der Stadt Sacholjan zu schicken, etwa 80 Kilometer von Kani-Fu entfernt, um dort bei den chinesischen Behörden das Visum oder die Aufenthaltsgenehmigung für die Gruppe zu erwirken. Auch werden die Männer beauftragt, dort mit einer Autogesellschaft zu verhandeln, um uns möglichenfalls auf Kraftwagen bis zur 580 Kilometer entfernten Stadt Zizikar zu fahren, von wo man auf der Eisenbahn bis nach Harbin gelangen könnte.

Die Abordnung fährt abends in Begleitung des Chinesen Alexander von Kani-Fu ab. Sie reisen nur nachts, um nicht etwa der Polizei in die Hände zu fallen.

So kommen sie in der dritten Nacht glücklich nach Sacholjan. Sie verhandeln mit den Behörden und erfahren bald, was die Aufenthaltsgenehmigung kosten soll. Man verlangt für jede erwachsene Person 10 Rubel monatlich. Es muß eine Liste aufgestellt werden und das Geld muß die Gruppenführung nachschicken. Auch die Verhandlungen mit der Autogesellschaft gestalten sich schwierig. Diese ist endlich bereit, uns 8 Omnibusse zuzuschicken, verlangt aber 1000 chinesische Dollar für jeden Wagen bis Zizikar. Da viele Familien nicht genug Geld zur Verfügung haben, müssen die besser Bemittelten nachhelfen und mit Vorschüssen herausrücken, die später irgendwann zurückzuerstatten sind. So helfen wir uns gegenseitig aus, und es gelingt, das Geld für die Fahrt bis Zizikar und für das Visum aufzutreiben.

In Kani-Fu sieht eine unserer Frauen ihrer Niederkunft entgegen und wird von einem Kinde entbunden. Bei der Tatsache der überfüllten Räume in den elenden chinesischen Hütten ist das für die betreffende Frau keine Kleinigkeit, doch die Natur fordert ihr Recht, dem sich der Mensch beugen muß.

Wir sind unruhig und harren sehnsüchtig der Stunde, wo es weiter landeinwärts geht, da wir fürchten, was auch die Chinesen für durchaus möglich erachten, dass russische Grenztruppen uns des Nachts überfallen und nach Rußland zurückschleppen, oder auch, dass sich chinesische Verräter finden und uns an die Russen ausliefern könnten. Trotz der Gefahr müssen wir aber volle acht Tage hier liegen und warten, bis von Sacholjan die Aufenthaltsgenehmigung eintrifft.

Unterdessen ist das heilige Weihnachtsfest herangerückt. Da jedoch unsere Gemüter durch die ungewohnten Verhältnisse auf chinesischem Boden und durch die bange Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, so in Anspruch genommen werden, wird den Festtagen nur wenig Beachtung entgegengebracht. Wohl noch nie im Leben haben wir in solcher Passivität die Weihnachtstage verlebt, wie in diesem Jahre unter den gegebenen außergewöhnlichen Verhältnissen. So geht denn das Fest, still, wie es kam, vorüber, und unsere Blicke sind unentwegt auf die Geschehnisse der nächsten Tage gerichtet. Wie und wann werden wir endlich weiterfahren können, und wird es uns vergönnt sein, Harbin, unser vorläufiges Ziel, zu erreichen?

Endlich ist die Aufenthaltsgenehmigung da, sowie die Erlaubnis, ins Innere des Landes zu fahren, und nun machen wir uns schnell reisefertig. Am 27. Dezember verlassen wir Kani-

Fu und fahren auf Schlitten bis zum 8 Kilometer entfernten großen Dorf Kotschuricha. Hier sollen uns die Omnibusse aus Sacholjan abholen, um uns nach Zizikar zu fahren. Doch müssen wir drei Tage warten. Wir nehmen in einem großen Gasthause Quartier. Hier wimmelt es von Chinesen. Einige verzehren in aller Seelenruhe die Kuchen, welche von zwei Weibern in einem großen Kessel zubereitet werden, andere liegen phlegmatisch auf ihren einfachen Lagern und rauchen Opium. Noch andere liegen, sitzen oder stehen sich herum und begaffen unsere Frauen und Mädchen mit lüsternen Blicken. Auch täten sie allzugerne einen Blick in unsere Geldbeutel, die für sie einen ganz besonderen Reiz zu haben scheinen. Auf Anraten des Wirtes verschließen wir unsere Koffer und Kisten in einer geheimen Kammer, um die Sachen dem Begehr der Bande zu entziehen. Doch müssen wir nachher feststellen, dass dennoch die Kisten durchwühlt und etliche Sachen geraubt sind.

Da jede Stunde hier Geld kostet und dasselbe nur noch in beschränktem Maße bei uns vorhanden ist, so warten wir ungeduldig auf die Autos, die uns dem Bestimmungsorte näher bringen sollen. Endlich sind sie da, die acht großen Omnibusse, und nun heißt es, einsteigen. Es ist jedoch nicht so einfach, 217 Personen in acht Wagen unterzubringen. Die Wagen werden überfüllt, und es gibt ein Gedränge, das mit der Zeit fast unerträglich wird. Die Letzten, für die anscheinend kein Platz mehr ist, werden von den Wagenführern kurzerhand hineingeschoben und die Wagentür wird geschlossen.

Da sitzen wir denn in den Wagen, fast wie im Heringsfasse aufeinandergestapelt, und müssen uns gegenseitig zu wiederholten Malen bitten, doch ein wenig abzurücken, da die Körperschwere des anderen die Glieder zu erlahmen, ja zu ertöten droht.

Das Reisegepäck: Koffer, Betten, Kisten u. a. , wird auf die Kotflügel verpackt und fest hinaufgebunden. So bleibt beinahe kein Plätzchen am Auto unbesetzt, und die Wagen erinnern an die vollbeladenen Wüstenkamele, die schwerfällig den Wüstensand durchwaten und ihre schwere Last Tausende von Kilometern weit zu tragen haben.

Unsere Familie wird mit noch drei anderen Familien - im ganzen 32 Personen - in das größte Auto gesperrt. Obzwar es sehr ungemütlich ist, so dicht zusammengepfercht sitzen zu müssen, so tröstet uns doch das frohe Gefühl über alles Unangenehme hinweg, dass es nun wieder vorwärts, weiter ab von der gefürchteten sowjetrussischen Grenze gehen soll und wir uns dem Bestimmungsort nähern dürfen, wo endlich die Strapazen solcher beschwerlichen Reise ein Ende haben werden.

Die Maschinen der Autos werden angekurbelt, und mit furchtbarem Geheul und einem scharfen Ruck setzten sich die Ungetüme in Bewegung. Es geht in Richtung auf das 32 km. entfernt gelegene Städtchen Aigun. Hier angekommen wird Halt gemacht, und wir müssen hierselbst übernachten.

Unser Gruppenführer, Herr Jakob Siemens, wird nach Sacholjan gerufen, da mit der dortigen Autogesellschaft anscheinend noch eins und das andere zu ordnen ist. Er fährt hin. In Aigun stirbt eines unserer Kinder, welches in der Eile irgendwie beerdigt werden muß.

Wir treffen hier zu unserem Erstaunen eine Flüchtlingsgruppe von 87 Personen an, welche aus der deutschen Kolonie Pribreschnoje, Bezirk Sawitaja, ungefähr 100 Kilometer entfernt von unserer bisherigen Kolonie Schumanowka, einen Tag vor uns die Amurgren-

ze überschritten haben. Zu unserer Freude dürfen wir in lauter bekannte Gesichter schauen und uns sehr herzlich mit den Freunden begrüßen.

Über deren Flucht sei hier kurz folgendes mitgeteilt:

Die Kolonie Pribreshnoje liegt hart am Amurflusse und besteht aus deutschen Dörfern: Pribreshnoje I. und II. Sie wurde im Jahre 1926 von deutschen Siedlern aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion gegründet. Anfangs schien der Kolonie Erfolg und eine gedeihliche Zukunft beschieden zu sein. Jedoch zu dem tollen Wüten der Sowjetbehörden und deren Kollektivierungs und Entkulakisierungsbestrebungen kam noch das schwere Unglück hinzu, dass im Jahre 1929 die Siedlung von einer furchtbaren Überschwemmungskatastrophe heimgesucht wurde, so dass die Siedler sich auf die nahen Berge und Hügel retten mußten. Es dauerte sehr lange, bis der Fluß wieder in sein Bett zurückging, und in dieser Zeit waren die Dörfer fast ganz zerstört. Sie mußten wieder neu aufgebaut werden. Mehrere Siedler kehrten nicht wieder nach Pribreshnoje zurück, sondern siedelten in dem 15 km. entfernten Orechowo oder noch anderswo an.

Der Sowjetwahnsinn sowie die Naturkatastrophe hatten die Kolonisten derart eingeschüchtert, dass auch sie nur noch darauf bedacht waren, möglichst bald sich durch die Flucht über die Grenze zu retten.

Auch hier werden mit der äußersten Vorsicht und in aller Stille die Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Die Siedler von Pribreshnoje laden ihre Verwandten aus Orechowo ein, an der Flucht teilzunehmen, und diese begeben sich in finsterer Nacht auf den Weg. Kurz vor Pribreshnoje müssen sie den Postweg passieren, welcher die am Amurfluß gelegenen Russendörfer Tscheßnokowo westlich und Kiprijanowka östlich der deutschen Siedlung verbindet. Diese Russendörfer sind Stützpunkte der Grenzwache, weshalb der sie verbindende Postweg die gefährlichste Stelle für die Verwandten aus Orechowo ist. Doch stoßen sie glücklicherweise mit keiner Wache zusammen und gelangen wohlbehalten in Pribreshnoje an.

Den 16. Dezember 1930 bricht die Gruppe aus Pribreshnoje des Morgens auf, nachdem sie ausgekundschaftet hat, dass von einer Grenzwache keine Spur in der Nähe zu sein scheint. Auch ein Nachbar des Dorfes, ein Peter Hiebert, der ein Verräter und ein Spitzel der GPU ist, muß hintergangen werden. Man wartet den Augenblick ab, wann er sich anschickt, sein Frühstück einzunehmen, und nun setzt sich der Zug in Bewegung, bestehend aus 13 Schlitten. Der Amurfluß ist bald erreicht und die Fuhrwerke stürzen die Uferböschung hinunter. Es scheint alles drunter und drüber zu gehen und die aufgehende Wintersonne beleuchtet hell das Treiben der verzweifelt arbeitenden Menschen. Ängstlich späht man nach dem 8 km entfernten Tscheßnowkowo zur Rechten und dem 7 km entfernten Kiprijanowka zur Linken hin, ob nicht plötzlich von diesen Dörfern her die Grenzwache heranstürmen wird; doch nichts regt sich dort, und glücklich gelingt es, sämtliche Fuhrwerke auf das glatte unter einer Schneedecke liegende Eis des Amur zu bringen.

Und wie durch eine göttliche Fügung breitet sich nun ein dichter Nebel über den Fluß und legt sich schützend um die Fuhrwerke herum, so dass die Gruppe nach außen hin völlig unsichtbar wird. Unter diesem Schutz und mit tiefempfundenem Dank gegen Gott erreichen die Flüchtlinge das Chinesische Ufer des Flusses.

Doch auch diese Gruppe hat den Verlust eines jungen Menschenlebens zu beklagen, das sechsjährige Töchterchen der Familie Weiß hat auf der Schlittenfahrt über den Fluß durch Ersticken den Tod gefunden. Auch in dem chinesischen Dörfchen Semdomow („sieben Häuser“), wo die Gruppe nach der Flucht eintrifft, muß ein deutsches Kind dem Schoß der chinesischen Erde übergeben werden.

Da die Gruppe sich in Semdomow vor den Verfolgungen der Grenzwache nicht sicher fühlt, bricht sie alsbald auf und fährt bis Tschikade und von dort nach einigen Tagen bis Aigun, wo sie weilt, als die Gruppe aus Schumanowka auf den acht Omnibussen eintrifft.

Auch die Pribreshnoje Gruppe muß aus Sacholjan sich die Aufenthaltsgenehmigung einholen und wird ebenfalls auf Kraftwagen weiter nach Zizikar befördert.

Noch eine andere Flüchtlingsgruppe, bestehend aus vier deutschen Jünglingen, treffen wir unterwegs an, die ebenfalls in diesen Tagen den Amur überschritten hat. Die Jünglinge waren Dienende in dem Strojkontora (Forstamt), des Sowchos (Sowjetwirtschaft) im Bezirk Sawitaja, etwa 40 km von der deutschen Siedlung Orechowo entfernt.

Bei stockfinsterer Nacht brechen sie zu Fuß auf zum 8 km entfernten Amurfluß. Ohne Weg waten sie im tiefen Schnee bei der grimmigsten Kälte. Sie sind nur in leichte Überkleider gehüllt, was sich für den Fußmarsch recht gut eignet. Leider aber können sie in der tiefen Dunkelheit nicht die Richtung innehalten und verirren sich nach dem 3 km entfernten Nachbardorf, von wo sie zurück zu ihrem Ausgangspunkt gehen und dann von neuem den Marsch zum Fluß beginnen müssen. Ein zweites Mal gehen sie falsch und kommen nach stundenlanger, ungeheuer mühevoller Wanderung gegen Morgen am ganz abseits gelegenen russischen Grenzdorf, dem Hauptstützpunkt der Grenzwache, an. Sie haben, statt direkt zum Fluß zu gehen, in der Dunkelheit viele Kilometer weite Umwege gemacht. Immer wieder mußten sie ihre erfrorenen Glieder unterwegs mit Schnee reiben, und in völliger Erschöpfung schleppten sie sich zuletzt nur noch mit größter Anstrengung vorwärts. Einer ihrer Kameraden sank zusammen und wollte nur noch schlafen. In dem Bewußtsein, dass es aus diesem Schlaf kein Erwachen mehr geben würde, rissen die anderen ihn gewaltsam empor und schleppen ihn mit sich fort.

Sie treffen in der Nähe des Grenzdorfes einen Heuhaufen an. Flugs klettern sie mit Anspannung der letzten Kräfte hinauf, werfen Heu herunter, zünden es an und erwärmen am Feuer ihre erstarrten Glieder, wobei sie von den furchtbaren Strapazen ausruhen. Ganz gleich ist es ihnen in diesem Augenblick, ob sie der Grenzwache in die Hände fallen, oder was sonst mit ihnen geschieht. Nur noch einmal warm werden und ausruhen, dass ist ihr einziges Verlangen. Nachdem sie so eine Zeitlang geruht haben, werden sie sich wieder der fruchtbaren Gefahr bewußt, in der sie sich befinden. Sie raffen sich empor, und gestärkt gehen sie zum Fluß, überschreiten ihn und erreichen glücklich das chinesische Ufer und das unweit desselben liegende Chinesendörfchen.

In eine Hütte kehren sie ein und bestellen ein Frühstück. Nun werden sie zu ihrem Schreck gewahr, dass ihrem Kameraden, den sie gewaltsam mit sich schleppen mußten sämtliche Zehen an beiden Füßen erfroren sind. Beim mühsamen Ausziehen der Stiefel bricht zum Entsetzen der Gefährten ein Zeh kurz ab. Steinhart sind die übrigen Zehen. Als in der warmen Hütte die Glieder allmählich auftauen, empfindet der Unglückliche die qual-

vollsten Schmerzen. Er muß sich später in Harbin einer Operation unterziehen und wird für lebenslang ein Krüppel.

Nachdem wir am nächsten Tage ein einfaches Frühstück eingenommen haben, muß ein jeder wieder in sein Auto steigen. Unser Wagenführer teilt uns mit, dass wir nun bis zum nächsten Austeigeort einen weiten Weg zu fahren haben, was wir mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen.

Nun ist es 10 Uhr vormittags. Die Omnibusse setzen sich äußerst schwerfällig und mit vielem Geräusch in Bewegung. Nach unserem Dafürhalten sind sie zu schwer beladen, weshalb von ihnen Höchstleistung gefordert wird. Der Weg ist ziemlich glatt und die Wagenführer müssen sich viel Mühe geben, die ihnen anvertrauten Maschinen auf dem Geleise zu halten. Ab und zu geht es hart am Rande des Weges vorbei, die Wagen neigen sich scharf zur Seite und wir befürchten, dass es ein Unglück geben könnte. Doch geht es etliche Stunden leidlich gut, und wir freuen uns, dass wir vorwärts kommen.

Da gleitet plötzlich das größte Auto, eben das, worin unsere Familie mit den drei anderen Familien sich befindet, aus, und im nächsten Augenblick stürzt es in den Graben zur Linken des Weges, wo es auf der Seite liegen bleibt. Da wir so dicht zusammengepfercht sitzen mußten, ist glücklicherweise kein Unglück geschehen. Nur muß nun jeder seine Stellung ändern, da wir durch den Sturz des Wagens aufeinanderzuliegen kamen. Das erfordert nicht geringe Anstrengung.

Mit großer Mühe schaffen die Männer sich aus dem Auto heraus, um dem Wagen nachzuhelfen. Das Auto wird irgendwie aufgerichtet, und während der Wagenführer die Maschine ankurbelt, schieben wir mit allen Kräften nach. Es ist jedoch vergeblich; die Maschine rührt sich nicht vom Fleck. Wir ergreifen einen am Wege liegenden Telephonpfosten und heben und schieben mit demselben an dem Wagen herum, bis es uns gelingt, das Ungeheuer langsam auf das Geleise zu bringen. Nun kann die Maschine wieder in Bewegung gesetzt werden. Doch hören wir, dass der Motor nicht so ganz regelmäßig arbeitet; irgend etwas ist nicht in Ordnung.

So muß denn auch nach etlichen Minuten wieder halt gemacht werden. Wieder steigen wir aus und der Wagenführer untersucht den Wagen. Bald stellt er fest, das am rechten Hinterrad der Schlauch beschädigt ist und die Luft durchläßt. Der Schaden wird behoben und die Fahrt kann fortgesetzt werden. Wie froh sind wir alle, wenn der Wagen sich rührt, da das Stillstehen der grimmigen Kälte wegen fast unerträglich ist. Besonders sind in dieser Beziehung die kleinen Kinder zu bedauern. Wie wird sich auf ihre zarte Gesundheit diese Reise bei der außergewöhnlichen Kälte auswirken.

Der Motor klappert bedenklich und wir fühlen instinktiv, dass wir so nicht weit fahren werden. Und wirklich kommt nachdem wir etliche Kilometer weit kümmerlich zurückgelegt haben, die Maschine wieder zum Stehen. Der Wagenführer wird verdrießlich und gibt uns auf unsere dringenden Fragen, was wohl los sei, keine Antwort. Wohl versucht er, ausweichend uns einzureden, dass wir bald wieder fahren werden, doch ist es unschwer, aus seinen Mienen zu erkennen, daß er selbst nicht glaubt, was er sagt. Gereizt arbeitet und hämmert er am Motor herum schraubt auseinander. Untersucht, schraubt wieder zusam-

men und darüber vergeht die kostbare Zeit, die uns in der grausamen Kälte fast zur Ewigkeit wird.

Unbarmherzig neigt sich die Sonne zum Untergang, und es wird uns mehr und mehr zur Gewißheit, dass wir heute nicht mehr weiterfahren werden. Was aber in dieser öden Schneewüste anfangen, wo uns nur das Krachen des Frostes in den Ästen der weitläufig umherstehenden Birkenbäume an des Ohr dringt? Die anderen Omnibusse fuhren uns alle bereits vorbei, als wir vorhin in den Graben stürzten und sind nun schon wer weiß wo. Weit und breit kann das Auge nichts erspähen, wo wir zur Nacht unterschlüpfen und uns wärmen könnten; kein Dorf, keine Hütte ringsumher. Und hier können wir doch unmöglich übernachten, ohne allesamt dem grimmigen Frost zu erliegen. Was ist zu tun? - Wir warten und überlegen; wir fragen den Chinesen, ob nicht wo ein Dorf in der Nähe sei. Leider aber bleibt er wortkarg und in sich gekehrt; er tut so, als verstehe er kein Wort Russisch.

Die Nacht bricht herein, und mitleidig schaut vom hohen Himmel der Mond auf uns herab. Unablässig quält uns der Frost; die Sorge spannt unsere Nerven aufs äußerste an. Und während wir uns in größter Sorge befinden, müssen wir nun sehen, wie sich der Wagenführer und sein Gehilfe gelassen in ihre Pelze einhüllen und sich anschicken, vorne am Steuer sich zur Nachtruhe zu begeben. Da reißt uns die Geduld ab. Wir gehen hinzu und stellen ihm vor, dass wir unmöglich mit den Frauen und Kindern hier zur Nacht bleiben können. Wir dringen in ihn, dass er uns den Weg zum nächsten Dorf zeigen und uns angeben solle, wie weit es bis dahin ist. Nun gibt er unserm Drängen nach zeigt uns die Richtung an und sagt, dass es ungefähr drei bis vier Kilometer bis zum Dorfe sein müssen, was er aber nicht so ganz genau wisse. Unsere Männer beraten nun, was zu tun sei, und einigen sich, eine Abordnung dorthin zu entsenden, um auszukundschaften ob es dort wirklich ein Dorf gibt und ob wir daselbst eine Herberge für die Nacht finden könnten.

Wir, meine beiden Brüder und ich, erbieten uns, diese Mission zu übernehmen, und großmütig gibt uns der Wagenführer seinen Gehilfen als Begleiter zur Seite. So machen wir uns denn auf den Weg, die Umgegend auszukundschaften. Unbarmherzig dringt der Frost auf uns ein. Bald werde ich gewahr dass mir das Blut in den Wangen erstarrt. Emsig muß ich mit Schnee reiben und erreiche damit, dass Wangen und Hände allmählich warm werden.

Stundenlang wandern wir beim dürftigen Mondschein und meinen schon, da sich ringsum nichts sehen noch hören läßt, dass uns der Wagenführer betrogen hat. Womöglich waren wir ihm mit unserer Zudringlichkeit lästig und er suchte uns irgendwie abzufertigen. Sein Gehilfe, der unser Begleiter ist, kennt sich in dieser Gegend offenbar nicht aus und wird ebenfalls ratlos. Schon wollen wir umkehren und uns zu unseren Leidensgefährten zurückbegeben, um uns zusammen mit ihnen dem Schicksale zu übergeben.

Da dringt durch die umstehenden Birkengruppen plötzlich lautes Hundegebell an unser Ohr. Bald merken wir, dass wir nahe an einer Hütte sind, die von Schuppen und einem großen Hof umgeben ist. Wir erfahren, dass es eine Art Gasthaus ist. Auf das laute Rufen unseres Chinesen kommt der Wirt dienstfertig herbeigeeilt, öffnet das Tor und ladet uns ein, ins Haus zu kommen. Mit chinesischer Höflichkeit deckt er uns den Tisch und nötigt uns, zu essen und zu trinken. Zwar besteht das Essen nur aus Hirsebrei und der Trank nur aus aufgekochtem Wasser, doch greifen wir tapfer zu und stärken und erwärmen uns.

Während des Essens verhandeln wir mit dem Wirt und er erklärt sich gerne bereit, unsere Gruppe aufzunehmen und ihr im Hause Unterkunft zu gewähren. Wir merken sehr wohl, dass ihm diese Aussicht recht willkommen ist und er im Geiste schon die Dollars aus unserer Hand in seine Tasche fließen sieht.

Nach dem Essen überfällt uns eine große Müdigkeit und wir können dem Schlaf nicht widerstehen. Willenlos sinken wir auf die uns vom Wirt angebotenen Lager und vergessen auf ein Viertelstündchen der Unsrigen. Fest sind wir eingeschlafen. - Jedoch lässt uns glücklicherweise die innere Unruhe und das Verantwortungsgefühl nicht lange träumen. Wir erwachen, und nun geht es mit starken Schritten der Haltestelle des Autos zu, wo die Unsrigen frierend und ungeduldig unser harren. Wir geben Bericht von unseren Erlebnissen; und schnell steigen nun alle aus, man rafft Lebensmittel und Betten zusammen, die Männer nehmen die Kinder auf den Arm, und los geht es, dem freundlichen Gasthause zu, wo wir in warmen Räumen einer behaglichen Nachtruhe entgegensehen.

Das ist ein mühevolles Wandern bei der unbarmherzigen Kälte und in der tiefen Nacht, wo der Körper nach Ruhe und Schlaf verlangt. Zudem hat jeder Erwachsene an einer Last zu tragen, sei es ein Kind, das er auf dem Arme hält, oder seien es Bettrollen oder Lebensmittelpakete. Besonders schwer fällt das Wandern den Müttern, wie auch unserem alten und kränklichen Vater. Wiederholt muß ausgeruht werden.

Endlich sind wir da, legen im warmen Zimmer unsere Lasten ab und versuchen mit Hilfe der mitgebrachten Betten uns auf dem harten Fußboden Nachtlager herzurichten. Doch beginnt bald statt der ersehnten Nachtruhe ein umherrennen und ein Heulen, dass einem durch die Seele schneidet. Den Kindern waren nämlich auf der nächtlichen Wanderung die Zehen an den Füßen mehr oder weniger erfroren. Da nun die Glieder auftauen und warm werden, empfinden die Kinder unerträgliche Schmerzen, wodurch uns die wohlverdiente Nachtruhe verleidet wird.

Das ist sehr entmutigend doch tröstet uns über alle Unannehmlichkeiten die Tatsache hinweg, dass wir wenigstens in warmer Hütte weilen dürfen und nicht mehr dort in der öden Steppe dem grimmigen Frost preisgegeben sind.

Wer von uns hätte wohl geahnt, dass wir in dieser elenden Hütte, wo Schmutz und Unordnung an der Tagesordnung war und das Ungeziefer überhand nahm, volle dreizehn Tage würden verweilen müssen? Hatten wir doch gedacht, dass es dem Wagenführer am nächsten Morgen bald gelingen würde sein Auto instand zu setzen, und dass wir dann wieder weiterfahren und dem ersehnten Ziel näherkommen würden.

Wir konnten es uns doch einfach nicht leisten, hier zu liegen, zu essen und Quartiergelder zu zahlen, da unsere Nahrungsmittel bereits fast bis auf den letzten Heller verausgabt waren. Dass der chinesische Wirt uns keinen Tag und keine Nacht unentgeltlich unter seinem Dache würde verweilen lassen, das hatte er uns schon genügend zu verstehen gegeben.

Wie erstaunt und enttäuscht waren wir daher, als am nächsten Tage in aller Ruhe und Gelassenheit ein Ochsengespann in den Hof fuhr, das von unserem Wagenführer angetrieben wurde und - o Schreck! - unser Auto nach sich schleppte. So sollte unsere Geduld also auf eine harte Probe gestellt werden!

Der Wagenführer untersuchte nun nochmals gründlich den Motor und fand endlich, dass ein Zylinder an demselben geplatzt sei. Der war nicht zu reparieren und mußte durch einen neuen ersetzt werden. Wo ihn aber hernehmen? - Kein anderer Rat war, als dass der Gehilfe des Wagenführers mit der nächsten besten Gelegenheit nach der Stadt Naun vorauseilen mußte, um einen neuen Zylinder zu erstehen.

Während nun der Gehilfe die Reise dorthin unternahm, richteten wir uns ein, so gut es bei der großen Knappheit möglich war. Unser Brot war bald verzehrt, und so mußten wir für Kleidungsstücke Nahrungsmittel eintauschen. Zunächst erhielten wir gegen Kleider von unserem Wirt die kleinkörnige chinesische Hirsegrütze, Tschumisa genannt. Da diese einen überaus widrigen Geschmack hat, mußten wir reichlich Wasser zutrinken, um die Grütze hinunterzuspülen, da sie sonst im Halse stecken bleiben wollte. Kein Salz war weit und breit zu erlangen, welches den Geschmack der Grütze etwas erträglicher gemacht haben würde. Das mußte aber aufgetrieben werden, koste es, was es wolle. So bewaffneten sich denn etliche unserer Kerle mit Kopfkissen, die sie unter den Arm nahmen, und begaben sich zum nächsten etwa 5 bis 6 Kilometer entfernten Dorf, um gegen die Kissen Salz einzutauschen. So gewöhnten wir uns denn an die einfache Tschumisa.

Die Läuse nahmen überhand und ließen uns Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Am Tage kämpften wir gegen sie, indem fast vom Morgen bis zum Abend Läuse totgeknipst werden mußten. Und wenn wir uns zur Nachtruhe begaben, dann schien es so, als wenn das überlebende Ungeziefer für ihre getöteten Kameraden an uns Rache nehmen wolle, indem sie an uns herumnagten und uns die Nacht hindurch nicht in Ruhe ließen.

Unserem Wirt schien diese Ungezieferplage eine Selbstverständlichkeit zu sein, die ihn nicht sonderlich beunruhigte. Das mußte für ihn so sein und war so ganz in Ordnung. Höchstens nahm er, wenn die Plage zu groß wurde, den Kampf mit den Läusen auf, indem er das Hemd auszog, es mit beiden Händen an den Ärmeln straff zog und mit den Zähnen darüber herfuhr, so dass es knisterte, wie wenn ein Feuerlein im Ofen brennt. Damit war er dann für längere Zeit mit den Plagegeistern ausgesöhnt und ließ ihnen Zeit genug, sich in aller Ruhe wieder zu vermehren und ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten. Die Läuseplage sowie die Unterernährung brachten es mit sich, dass unser Vater todkrank wurde, so dass wir an sein Sterben dachten. Auch eine Jungfrau wurde ernstlich krank. Es war für uns eine verzweifelte Situation.

Endlich kam nach etlichen Tagen der Gehilfe des Wagenführers aus der Stadt zurück und brachte einen neuen Zylinder für unseren Automotor. Nun sahen wir frohen Herzens unserer baldigen Weiterfahrt entgegen. Doch ach, der Zylinder paßte nicht; er war zu klein. Ganz vergeblich war die Reise des Gehilfen gewesen; umsonst hatten wir gewartet und gehofft. Nun wollte der Wagenführer selbst zur Stadt fahren, um das Richtige herbeizuschaffen, doch mußte er eine Fahrgelegenheit abwarten. Darüber verstrichen wieder etliche Tage. Endlich fand sich diese, und der Wagenführer reiste ab. Wieder nach etlichen Tagen kehrte er zurück und brachte das Notwendige. Wie er sich nun aber auch bemühte und an dem Motor seine ganze Kunst dranwandte, er bekam die Maschine nicht in Bewegung. Trotzig blieb der Wagen auf seinem Platze stehen und rührte sich nicht.

Wir drangen in den Wagenführer, dass er doch schnellstens ein anders Auto aus Naun oder aus Zizikar möchte kommen lassen, doch er nahm anscheinend keine Notiz von un-

seren Vorschlägen; er tat, als verstehe er nichts von dem, was wir sprachen. So mußten wir uns denn in unser Schicksal ergeben, da für uns anscheinend nicht die geringste Möglichkeit bestand, irgend etwas zu unserer Weiterreise selbst zu unternehmen. Notgedrungen mußten wir warten, mußten uns mit der Tschumisa begnügen und mußten täglich mit dem Ungeziefer kämpfen. Worauf hatten wir aber zu warten, etwa auf einen gnädigen Zufall? - Wir wußten es nicht.

Unsere Kranken erholten sich nun glücklicherweise langsam wieder und gingen der Genesung entgegen.

Endlich, am vierzehnten Tage um neun Uhr morgens als wir beim Hirsebrei saßen, fuhren zwei Omnibusse heran und machten vor unserer Hütte halt. Was gibt es nun? - Unser Wagenführer tritt herein und bedeutet uns, dass wir uns für die Weiterreise fertigmachen sollen.

In der unendlichen Freude über diese Wendung lassen wir die Tschumisa auf dem Tische stehen und machen uns reisefertig. Da kommt aber der Wirt sichtlich erregt hereingestürzt und verlangt von uns stürmisch das ihm treffende Quartiergeld. Da wir jedoch nichts mehr bei uns haben, auch nicht einen Cent, so bieten wir dem Chinesen einen Pelz als Entschädigung an, indem wir ihm klarzumachen suchen, dass all unsere Geldbestände aufgebraucht sind. Der Pelz gefällt dem Wirt zwar nicht übel, doch hatte er sich auf Bargeld eingestellt und verlangt Geld von uns. Endlich muß er einsehen, dass bei uns keine Barmünzen zu holen sind, und so gibt er sich denn mit dem Pelz zufrieden.

Bald sind wir fertig und steigen ein. Das eine Auto hat nur drei freie Plätze sonst ist es mit Chinesen angefüllt. In diesen Wagen muß mein Bruder David mit seiner Frau und seinem sechsjährigen Sohn einsteigen. Auch unser noch kränkelnder Vater muß hinein. Und als letzter werde ich vom Wagenführer hineingezwängt und die Wagentür wird hinter mir geschlossen.

Nun setzen die Omnibusse sich in Bewegung. Endlich wieder weiter! -- In ganz gebückter Stellung muß ich an der Tür des Wagens stehen und fühle, wie mir der Rücken erlahmt. Wie froh bin ich, als mein chinesischer Nachbar mir mitleidig seine Knie zum Sitzen anbietet, was ich mir nicht zweimal sagen lassen.

Den kleinen Chingan oder das Manigebirge, die im Amurgebiet bei den deutschen Siedlern so berühmt gewordenen „blauen Berge Chinas“, nach denen sich damals so sehr unser Sehnen gerichtet hatte, überquerten wir nun in unseren Omnibussen. Doch waren diese Berge nicht so hoch und erhaben, wie es aus der Ferne den Anschein gehabt hatte; wenigstens an dieser Stelle nicht, wo der Autoweg sich hindurchwand. Zudem waren die Hügel- und Gebirgsmassen mit tiefem Schnee bedeckt, wodurch der großartige Eindruck einer Berglandschaft um ein bedeutendes herabgemindert wird.

Was aber unser Interesse für die einst so begehrten blauen Berge Chinas wesentlich geschmälert hatte, das waren die schweren Verhältnisse, in denen wir uns gegenwärtig befanden, und die große Müdigkeit von den hinter uns liegenden Strapazen der Reise. Auch von dem orientalischen Wunderland hinter den blauen Bergen versprachen wir uns nicht mehr allzuviel, da wir den chinesischen Schmutz und die Ungezieferplage schon zum Übermaß kennengelernt hatten. Nur das eine frohe Gefühl hielt uns noch aufrecht, dass wir wenigstens der kommunistischen Tyrannei entronnen waren. Und hoffentlich würde sich auch noch einmal eine Zeit finden, wo wir auch dem großen und „herrlichen“

sich auch noch einmal eine Zeit finden, wo wir auch dem großen und „herrlichen“ Reich der Mitte würden Lebewohl sagen können.

Zu Mittag wurde vor einem kleinen Gasthause halt gemacht. Während dieser Pause suche ich mir aus dem Brennholzhaufen des Gasthofes einen Holzklotz heraus, der mir für die Weiterreise im Wagen als Sitzgelegenheit dienen soll. Leider ist er etwas zu lang und ich stoße beim Fahren auf dem unebenen Wege des öfteren mit meinem Kopf gegen die Decke des Wagens. Doch ertrage ich diese Unbequemlichkeiten willig in dem frohen Empfinden, dass es wenigstens vorwärts geht.

In einem Dorfe wird zur Nachtruhe angehalten. Hier kauft mein Bruder David für etwas Geld, das er unterwegs erhandelt hat, eine kräftige Mahlzeit, bestehend aus Reis und Fleischsuppe. Wie das schmeckt, nachdem wir nun schon so lange nur Hirsebrei gegessen hatten.

Nach dem Essen begeben wir uns zur Ruhe, doch können wir trotz unserer Müdigkeit noch lange nicht einschlafen, da die Chinesen immer noch mit ihrem Kochen und Backen nicht fertig sind. Auch das Ungeziefer läßt uns nicht zur Ruhe kommen.

Und am nächsten Morgen sind die Chinesen schon wieder sehr früh, bei Lampenschein, auf den Beinen und geistern in dem engen Raum herum. Was sie wohl so zur Eile antrieb?! - Nach einem kleinen Frühstück, das wir zu uns nehmen, geht es dann wieder weiter, der etwa 60 km entfernten Stadt und Festung Naun zu. Hier kommen wir um 3 Uhr nachmittags an. Es geht hier kreuz und quer durch schmale Straßen und an bunten Häusern vorbei. Allerorten wimmelt es von Chinesen, die ein mannigfaltiges Treiben entfalten.

Plötzlich wird unser Auto von der Polizei aufgehalten, die uns alle nötigt, auszusteigen und unsere Sachen und Papiere zu zeigen. Die Polizei sucht hauptsächlich nach Wertsachen und Opium, weshalb die chinesischen Passagiere strenger untersucht werden als wir. Nun dürfen wir wieder einsteigen und es geht dem Gasthause zu. Hier ist ebenfalls gleich die Polizei zur Stelle und verlangt, unsere „Piesaka“ (Papiere) zu sehen. Auch das Nachts werden wir etlichemale geweckt, um die Papiere vorzuzeigen.

Für das bißchen Geld, das dem Bruder noch geblieben ist, kauft er zum Frühstück etwas Brot, das wir mit Heißhunger verschlingen. Besonders quält der Hunger den armen Vater, der nach seiner Krankheit jetzt einen gewaltigen Appetit hat. Leider können wir seinen Hunger nicht zur Genüge befriedigen, da es an Geld mangelt.

Wieder müssen wir auf ein anderes Auto warten, das uns die noch fehlenden 30 Kilometer bis Zizikar fahren soll. Und wieder zieht sich die Wartezeit in die Länge, und es verstreichen etliche Tage, bis es weiter geht.

Der chinesische Wirt des Gasthauses will das ihm treffende Geld für Quartier von uns haben. Da wir ihm keines geben können, bieten wir ihm Kleidungsstücke an, die er aber nicht gewillt ist zu nehmen. Er gerät außer sich vor Wut und beginnt zu fluchen und zu schimpfen. Auf sein Toben aufmerksam geworden versammeln sich neugierige Chinesen um uns herum, und so entsteht bald ein Geschrei und ein Tumult, dass uns angst und bange wird. Keiner der Chinesen versteht ein Wort russisch, und so können wir ihnen nicht unsere Lage schildern, die sie unbedingt beruhigt haben würde.

In diesem Wirrwarr stößt zu unserem namenlosen Glück unser Schwager Johann Epp mit einem jungen Russen zu uns. Der Russe spricht gut chinesisch und vertritt uns nun bei

den aufgeregten Chinesen, indem er ihnen schildert, wo wir her sind und in welchen Verhältnissen wir uns befinden. Darauf legt sich der Sturm, und der Wirt gibt sich mit dem zufrieden, was wir ihm an Kleidungsstücken geben können.

Schwager Epp hatte in Zizikar, beunruhigt durch unser allzulanges Ausbleiben, die Rückreise angetreten, um uns zu suchen und zu erfahren, wodurch wir so lange aufgehalten wurden. Er kam nun mit dem Russen und fand uns in dem so kritischen Augenblick, wo die chinesische Willkür sich an uns auszulassen drohte.

Wir gehen nun gemeinsam mit den zwei Ankömmlingen zur Autostation und finden dort ein altes, klappriges Auto, das außer etlichen freien Plätzen mit Chinesen besetzt ist und eben im Begriff steht, nach Zizikar abzufahren. Wir dürfen mit den Unsrigen und den Sachen einsteigen und die Reise kann fortgesetzt werden.

Der Weg ist sehr schlecht und sehr holprig, so dass die Fahrt kein Vergnügen bietet; doch bald sind die 30 km zurückgelegt und endlich taucht vor unseren Blicken die große und langersehnte Stadt Zizikar auf. Wir fahren in die Stadt, und auch hier geht es durch lange, schmale Straßen kreuz und quer, bis wir endlich vor einem langen Gebäude ankommen, wo halt gemacht wird, und wo all die Unsrigen, die anscheinend schon lange hier weilen, uns ein lautes Willkommen entgegenrufen.

Endlich sind wir wieder mit den anderen Flüchtlingen vereinigt, die ihr Wundern nicht verbergen können, wie heruntergekommen und abgemagert wir aussehen. Man stellt uns denn auch sogleich ein kräftiges warmes Essen vor, bestehend aus Fischbraten, Kartoffeln und Reis, und wir greifen tapfer mit Heißhunger zu. Und nun geht es an ein Fragen und Erzählen, das anscheinend kein Ende nehmen will. Wir baden nun, ziehen uns um, lassen uns die Haare schneiden und fühlen uns bald wie neugeboren. Endlich ist die lange und überaus mühevolle Autofahrt überstanden, und Harbin, das Endziel unserer Reise, scheint merklich nähergerückt zu sein.

Die anderen „Schiffbrüchigen“ des von Aigun gestarteten und in öder Schneewüste infolge des Platzens eines Zylinders steckengebliebenen größten Autos jener acht Omnibuskarawane fuhren von dem Dorfe aus, wo wir gemeinsam mit ihnen 13 Tage warten mußten, zu gleicher Zeit mit uns los. Sie bestiegen das leere der zwei vorgefahrenen Autos.

Den Tag über hielten die Autos zusammen, und so übernachteten wir auch zusammen mit ihnen in einem Dorfe, nur in verschiedenen Häusern. Auch am anderen Morgen fuhren wir fast gleichzeitig wieder los. Unser Auto fuhr voraus und das andere folgte in einem nicht sehr großen Abstande. So setzte sich die gemeinsame Fahrt noch etliche Stunden lang ungestört fort.

Da kam jedoch für jenes Auto das Verhängnis, wodurch die Unsrigen von uns getrennt wurden und zurückbleiben mußten. Das Auto verunglückte derart, dass an ein Weiterfahren gar nicht mehr gedacht werden konnte.

Wieder einmal eine Autopanne auf offener Steppe bei der grimmigsten Kälte, wo die Insassen des Wagens nicht aus noch ein wissen. Nur Schnee und Eis ringsumher, und bis zum nächsten Dorf ein gar weiter Weg! - Was sollte man anfangen?

Ratlos gehen die Männer hin und her, ratschlagen miteinander, zerbrechen sich die Köpfe und können doch keinen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage finden. Und im Auto sitzen die Frauen und Kinder, trostlos und am ganzen Körper frierend.

Da, welch eine gütige Fügung des Schicksals! - Von weitem sieht man eine chinesische Schlitten- und Zweiräderkarawane näherkommen. Sie fahren desselbigen Weges und haben das verunglückte Auto bald eingeholt. Man hält die Karawane auf, und nach längerem Verhandeln mit dem Wagenführer und den Flüchtlingen sind die Fuhrleute bereit, die „Schiffbrüchigen“ auf ihre Schlitten und Zweiräder zu verladen.

Auf den Schlitten ist sehr wenig Raum, da sie keine Seitenflügel haben, und auf den hohen Zweirädern wird man bei dem holprigen Wege hin und her geworfen. So haben diese Unglücklichen auf den seltsamen Fuhrwerken denn eine überaus beschwerliche und ungemütliche Fahrt. Dazu kommt der eisige Frost, der in den offenen Schlitten und Zweirädern die Fahrenden unablässig quält.

Endlich ist das nächste Dorf erreicht. Die Flüchtlinge meinen, dass sie der Kälte wegen nicht weiter fahren können. Sie müssen sich erst einmal erwärmen und warme Speise zu sich nehmen. Jedoch wollen die Fuhrleute nicht anhalten. Sie haben es anscheinend sehr eilig und möchten zudem ihre Passagiere gerne noch weiter fahren, um dadurch mehr Geld zu verdienen. In der Verzweiflung werfen sich etliche der Unsrigen von den Fuhrwerken herunter, wodurch die Fuhrleute denn doch zum Anhalten gezwungen werden. Man bezahlt den Karawanenführern, was man ihnen schuldet, und entläßt sie. Darauf sucht die Gruppe eine warme Unterkunft, wo man die erstarrten Glieder erwärmt. Die Frauen kochen aus etwas Grütze und Klößen eine warme Suppe, und jedermann greift nun tapfer zu und stärkt sich für die Weiterreise.

Wie aber weiterkommen? Diese bange Frage entsteht nun, nachdem man satt und warm geworden ist.

Man sucht im Dorfe nach einem Chinesen, der russisch sprechen und den man um Rat fragen könnte. Endlich ist ein alter Chinese gefunden, der etliche Brocken Russisch spricht. Der sagt den Flüchtlingen, dass im großen Nachbardorfe die Filiale einer Autogesellschaft sich befindet, wo sie für die Weiterfahrt ein Auto erstehen könnten. Einer der Männer begibt sich nun dorthin und kommt tatsächlich nach etlichen Stunden auf dem von ihm gefundenen Auto angefahren. Nun kann die Reise wieder fortgesetzt werden. Es ist eine verhältnismäßig gute und bequeme Fahrt, die ohne Störungen vor sich geht. Zur Nacht wird in einem kleinen Dorfe halt gemacht. Die Flüchtlinge bringen zusammen, was sie noch an Lebensmitteln, wie Grütze, Mehl und Kartoffeln besitzen, um eine kräftige Suppe zu kochen. Das Kochen wird ihnen aber nicht gestattet, und so müssen sie einen Chinesen bitten, für sie die Suppe zuzubereiten. Der ist denn auch bald damit fertig, und bringt die Suppe in einer großen Tonschüssel herbei. Die Reisenden lassen es sich herrlich schmecken.

Früh am nächsten Tage fahren sie weiter und erreichen an demselben wohlbehalten die Stadt Zizikar, wo sie, gleich wie wir, abgemagert, schmutzig und voller Ungeziefer ankommen.

Da diese Gruppe in der Stadt Naun keinen Aufenthalt hatte, so waren sie uns irgendwo, vielleicht gerade in Naun, vorbeigefahren und waren früher in Zizikar, als wir, die wir in

Naun etliche Tage warten mußten. So waren sie denn auch mit unter denen, die uns bei der Ankunft herzlich begrüßten.

Die Insassen der anderen sieben Omnibusse von Aigun aus waren bedeutend glücklicher gefahren und hatten nun schon etwa zwei Wochen lang in Zizikar auf unsere Ankunft gewartet. Doch waren auch sie von Abenteuern nicht ganz verschont geblieben. Mitten auf offenem Felde mußte beispielsweise ein Auto halten. Alle Männer sowie die jugendlichen Personen wurden aufgefordert, sich in etliche Entfernung vom Wagen zu begeben und dort zu verweilen, bis man sie zurückrufen werde.

Ja, was war denn los? - Ach ein ganz außergewöhnliches Ereignis fand statt. Mitten in der mandschurischen Schneesteppe wurde bei ungewöhnlich niedriger Temperatur im tiefsten Winter ein deutsches Kind im Autowagen geboren. Und nachdem alles glücklich überstanden war, konnten die Ausgewiesenen zurückgerufen werden und die Fahrt wurde fortgesetzt.

Ein anderes Auto mußte unweit Zizikar halt machen. In tiefer Trauer schaffte unser Freund Wilhelm Fedrau mit Hilfe etlicher junger Männer die Leiche seines alten Vaters, der nach schwerem Leiden im Kraftwagen sein Leben ausgehaucht hatte, aus dem Wagen heraus, um sie hier in der weiten chinesischen Steppe irgendwie zu verscharren.

Deutsches Schicksal auf ferner, fremder Erde, deutsches Sterben und Geborenwerden inmitten eines mongolischen Völkermeeres. Doch nun sind wir alle in Zizikar wieder vereinigt und sind von Herzen dankbar, dass uns der Lenker der Geschicke bis hierher geleitet hat. Wenn wir auch Schweres ertragen mußten, so sind wir doch vor dem Schwersten, nämlich vor einem Zusammenbruch der Flucht und vor der Rache der sowjetrussischen GPU bewahrt geblieben.

Zizikar ist die Hauptstadt des chinesisch-mandschurischen Amurdistrikts, sowie der Sitz des Obergenerals der nordmandschurischen Truppen. Die Stadt wurde im Jahre 1681 erbaut und trägt heute den Charakter einer Großstadt. Sie liegt am Flusse Nonni, einem Nebenfluß des Sungari, unweit der russisch-mandschurischen Eisenbahn, mit welcher die Stadt durch eine Zweigbahn verbunden ist.

Mitten in dem bunten Häusermeer dieser echt chinesischen Stadt mußten wir nun, nachdem die Unsrigen schon zwei Wochen vor uns hier gewartet hatten, noch weitere zwei Wochen verweilen, da wir keine Mittel für die Weiterreise besaßen. Unsere Schumanowka Gruppe, sowie die Gruppe aus Pribreshnoje, die ebenfalls hier wartete, hatten je einen Vertreter nach Harbin entsandt, um die Einreiseerlaubnis dorthin zu erwirken, wie auch, um mit dem „Komitee der deutschen Flüchtlinge“ in Verbindung zu treten. Es sollte das Komitee wie auch andere Organisationen um Hilfe angerufen werden, damit wir nach Harbin weitergelangen könnten.

In Zizikar, der fremden Großstadt, finden wir keine Verdienstmöglichkeiten und müssen uns daher auf das äußerste einschränken, da uns so gut wie keine Geldmittel zur Verfügung stehen. Mit einem Pfund Brot täglich pro Person, mit entrahmter Milch, Bruchreis und der chinesischen Tschumisa, müssen wir uns begnügen. Nur hin und wieder gibt es zur Abwechslung Fischbraten.

Das Ungeziefer findet uns auch hier und wird für uns bald zur wahren Plage, mit der wir wieder eifrig kämpfen müssen. Besonders sind es die Jünglinge und die jungen Männer, die unruhig werden, da wir nicht wissen, ob und wann es nach Harbin weitergehen wird. In Harbin, der Stadt mit europäischem Gepräge, wo viele russische, englische und deutsche Emigranten leben, wären leichter Verdienstmöglichkeiten zu finden, weshalb es die jungen Menschen besonders stark dorthin zieht. Etliche versuchen, sich ohne Fahrkarten irgendwie in die Eisenbahnwagen einzuschleichen und ohne Geld nach Harbin zu gelangen. Das gelingt denn auch einem Teil der Wagemutigen.

Eine andere kleine Gruppe kommt aber nur bis zur nächsten Bahnstation, wo sie von den Bahnbeamten entdeckt und hinausgeworfen werden. Glücklicherweise haben sie etwas Geld bei sich, für das sie sich billige Plätze in einem gelegentlich nach Harbin fahrenden Auto zu verschaffen wissen.

So fahren sie denn in Richtung Harbin und freuen sich, dass sie trotz des Rückschlages auf der Bahnstation nun hoffentlich doch bald in Harbin sein werden, wo es ihnen gelingen wird, Dienststellen zu finden und Geld zu verdienen. In diesem hoffnungsfrohen Gefühl sitzen sie zurückgelehnt im Auto und lauschen zufrieden und träumend dem eintönigen Geräusch der fahrenden Maschine.

Da kommt dem Auto von vorne ein Schlittenfuhrwerk entgegengefahren. Die Insassen desselben sind bewaffnete Banditen, Chunchusen. Mit erhobenen Gewehren gebieten sie dem Wagenführer des Autos, halt zu machen. Der gehorcht aber nicht, sondern gibt seiner Maschine Vollgas und fährt im Sturmtempo an dem Fuhrwerk vorbei. Die Chunchusen eröffnen Feuer und beschießen seitlings das Auto. Ein Schrei, und einer der deutschen jungen Männer, Heinrich Neufeld, sinkt im Auto zusammen. Eine Kugel ist ihm durch den Kopf gegangen. In wenigen Sekunden ist er eine Leiche.

Das Auto kommt nun doch zum Stehen, und die Banditen berauben es, sowie seine sämtlichen deutschen und chinesischen Fahrgäste. Darauf verschwinden sie. Die Leiche des Heinrich Neufeld muß von seinen Kameraden im Schnee verscharrt werden. Sie können nun zwar weiterfahren und kommen glücklich in Harbin an, doch hat der grausige Vorfall einen starken Eindruck auf sie hinterlassen, und lange noch können sie ihn nicht vergessen. Sie trauern um ihren toten Kameraden.

In Harbin erläßt das deutsche Komitee Aufrufe zur Hilfe für die Flüchtlinge in Zizikar. Darauf entsteht durch Vermittlung verschiedener Organisationen ein Werben und ein Sammeln für die Notleidenden. An dieser Arbeit beteiligt sich beispielsweise die russische Emigrantenzeitung „Rupor“ - sie sammelt mehrere hundert Dollar sowie auch Kleidungsstücke; dann die deutsche Missionsstation, das russische Flüchtlingskomitee und der russische Ortsgeistliche in Harbin. Auch das Komitee der deutschen Flüchtlinge selbst kann etliche hundert Dollar zur Verfügung stellen. So gelingt es denn, das nötige Geld für die Fahrt der Flüchtlinge von Zizikar bis Harbin sowie deren Verpflegung in der ersten Zeit in Harbin zu verschaffen. Auch die Einreiseerlaubnis wird von den Behörden erteilt.

Das Komitee entsendet nun sein Mitglied, Herrn Peter Penner, nach Zizikar, um die Flüchtlinge im Namen des Komitees zu begrüßen und ihnen das Geleit bis Harbin zu geben.

So kommen wir denn am 12. Februar des Jahres 1931 glücklich und wohlbehalten in Harbin, dem Ziel unserer Reise, an und sind von Herzen dankbar dem himmlischen Vater für seine gnädigen Führungen sowohl wie dem deutschen Komitee und den anderen Organisationen für ihre großmütige Unterstützungsarbeit. Von verschiedener Seite wird uns herzliche Begrüßung zuteil.

7. In Harbin

Das Komitee der deutschen Flüchtlinge hatte bereits alle Vorbereitungen zu unsere Aufnahme und Unterbringung in Harbin getroffen. Von einem Japaner hatte es in der Vorstadt „Nowy Gorod“, Straße Kirinskaja, Hausnummer 53, ein großes dreistöckiges Gebäude gemietet und dasselbe als Flüchtlingsheim eingerichtet. In diesem Heim fanden wir denn auch allesamt Unterkunft, d. h. unsere, wie auch die Pribreshnoje-Gruppe.

Wir trafen in Harbin mit vielen Bekannten und Unbekannten aus den verschiedenen deutschen Kolonien des Amurgebietes zusammen: Mennoniten (in der Mehrzahl), Lutheraner und Katholiken. Die meisten von ihnen hatten viele Monate, etliche sogar ein bis zwei Jahre, vor uns den Amur überschritten, und sie kannten sich daher in der Großstadt Harbin bereits sehr gut aus.

Bevor wir auf das Leben in Harbin näher eingehen, sei es gestattet, aus den vielen erschütternden Erlebnissen und Fluchtabenteuern dieser Flüchtlinge, soweit sie uns von Bekannten in Harbin mitgeteilt wurden, in aller Kürze nur zwei herauszugreifen, um auch an ihnen noch einmal zu zeigen, mit wieviel Gefahren die Flucht verbunden war, und wie die GPU wütete; aber auch, wie Gott der Herr die Seinen zu bewahren weiß, die ihn ernstlich darum anrufen.

In der Kolonie Usman hatten sich im März des Jahres 1930 etliche Familien geeinigt, über die Grenze zu gehen. Sie fanden einen Chinesen, der für gute Bezahlung sich verpflichtete, sie über den Amur zu geleiten. Im tiefsten Dunkel der Nacht machen sie sich, im ganzen 19 Personen, auf den Weg.

Sie fahren auf Schlittenfuhrwerken. Jedoch hat der Chinesenführer aus Vorsicht folgende Ordnung getroffen: Er als Führer geht den Fuhrwerken weit voraus. In Abständen von etwa je 50 Meter folgen ihm vier junge Männer aus der Gruppe. Der letzte ist immer noch den Fuhrwerken weit voraus, so dass sie ihn in der Dunkelheit nicht sehen. Er trägt aber eine Blitzlampe bei sich und läßt in kurzen Zeitabständen nach hinten hin das Licht aufleuchten, das so für die Fahrenden als Wegweiser dient. Im Falle, dass sich eine Gefahr nahen sollte, haben die Fußgänger sich auf die Erde zu werfen, um nicht gesehen zu werden. So bewegt sich die Gruppe dem Amurflusse zu. Es sind etwa 15 km zu wandern. Vor dem Aufbruch gab es zu Hause verschiedene unvorhergesehene Störungen, so dass nur spät in der Nacht der Aufbruch erfolgen konnte. Es geht ohne Weg, durch tiefen Schnee und über offene Felder.

Die Grenzwache wurde vor kurzem auf das Doppelte verstärkt und zu größerer Wachsamkeit angetrieben. Das weiß der Chinese. Und da es nun stark zu tagen beginnt, bevor sie den Amur erreicht haben, überfällt ihn plötzlich eine ungeheure Angst vor der Grenzwache. In seiner Verzweiflung beginnt er zu laufen und läßt seine Schutzbefohlenen im

Stich. Die jungen Männer hinter ihm wissen nicht, was los ist, und fangen ebenfalls zu laufen an. So beginnt denn ein Wettrennen dem Amur zu zwischen dem Chinesen und den deutschen Jünglingen. Einer läuft hinter dem andern her und sucht ihn einzuholen.

Die Gruppe auf den Fuhrwerken kann sich dieses plötzliche Verschwinden ihrer Vorposten nicht erklären. Ob die Jünglinge von der Grenzwache verfolgt werden? - es wird angehalten. Ängstlich und aufgeregt späht man nach vorne. Etwa eine Stunde warten sie; doch da sich weiter nichts zeigt und nichts sich hören läßt, beschließt man, die Reise fortzusetzen. Mit Sonnenaufgang erreichen die Fuhrwerke den Fluß ohne Führung, da der Chinese, wie auch die vier Jünglinge spurlos verschwunden sind, fahren sie auf das trotz der vorgerückten Jahreszeit noch feste Eis des Flusses.

Es wurde in den Schlitten viel gebetet, und im festen Gottvertrauen setzt man die Fahrt auf dem Eise fort.

Da, o Schreck! - als sie etwa mitten auf dem Flusse sind, sehen sie mehrere der Grenzwache am Ufer entlang reiten. Nun werden diese das Feuer eröffnen und die Flüchtlinge sind verloren! - Doch nein; werden ihnen die Augen zugehalten? - Sie reiten vorbei und, obwohl die Sonne grell die Flüchtenden auf dem Flusse beleuchtet, werden sie anscheinend von den Reitern nicht gesehen. Es fällt kein Schuß. Die Flüchtlinge gelangen an das andere Ufer des Flusses und finden Unterkunft im naheliegenden Chinesendörfchen. Und zu ihrer Freude finden sie hier auch die verschwundenen jungen Männer, die mit dem Chinesen um die Wette den Fluß im Eiltempo überschritten hatten.

Im Gebiet Sawitaja will eine Gruppe von 7 Familien den Fluß überschreiten. Es ist das am 7. April 1929. Fünf Familien können die verabredete Zeit nicht abwarten und gehen dem Flusse zu. Als sie nahe am Ufer sind, krachen plötzlich aus dem Versteck mehrere Schüsse. Sie sind verloren! - Glücklicherweise trägt einer der Flüchtlinge eine Schrotflinte bei sich. Er eröffnet in der Verzweiflung das Gegenfeuer. Das hält anscheinend die Grenzwache ab, sich zu nähern, denn sie schießt nur aus Revolvern. Der schießende Flüchtling erhält einen Streifschuß an der Hand, doch tapfer schießt er zurück. Und wunderbarerweise gelingt es den Flüchtenden, unter dem Schutz dieser einen Flinte zu entkommen und das chinesische Ufer zu erreichen.

Die anderen zwei Familien nahen sich zur verabredeten Zeit dem Flusse. Plötzlich sehen sie sich von Grenzsoldaten umzingelt und müssen sich ergeben. Die Frauen und Kinder werden entlassen, wogegen die Männer der GPU ausgeliefert werden. Diese erhalten nun Gelegenheit, die Schrecken der verschiedenen GPU Verhöre sowie die Marter in den sowjetrussischen Staatsgefängnissen zum Übermaß kennen zu lernen. Nach einer ganzen Reihe von nervenzerrüttenden Verhören in verschiedenen Ortschaften werden sie zu Fuß nach Blagoweschtschensk getrieben und vernehmen dort ihr Urteil das auf viele Jahre Gefängnis lautet.

Im Staatsgefängnis, unten im Kellergeschoß, werden sie eingesperrt. Dasselbe ist zunächst überfüllt und man kann weder sitzen noch liegen, sondern muß stehen, einer am andern sich drängend. Das ist unbeschreiblich ermüdend, und die Füße schwellen dick an. Schlaf- und Eßraum sowie Abort sind in einem Zimmer. Ekelhaft stinkende Luft, Ungeziefer und Unterernährung, alles das frißt an ihrer Gesundheit. Später werden sie in die Taiga auf Waldarbeit verschickt, wo sie oft auch das Nachts arbeiten müssen, nachdem

sie schon am Tage sich bis zum Sterben müdegearbeitet haben. Ungefähr ein Jahr lang werden diese zwei deutschen Männer in der Verbannung fast unerträglichen Qualen ausgesetzt. Dann läßt man sie für einen Monat nach Hause auf Urlaub. Die Heimreise müssen sie selbst bezahlen. Sie erfahren vorher, dass sie noch weitere fünf Jahre Zwangsarbeit verrichten sollen. Selbstverständlich müssen sie sich verpflichten, sich nach Verlauf des Urlaubs bei der GPU zu melden.

Sie entschließen sich jedoch, das nicht zu tun, sondern, nachdem die Monatsfrist verstrichen ist, verschwinden sie spurlos und halten sich irgendwo, getrennt voneinander, in tiefem Versteck auf. Zwei Monate lang leben sie im Versteck und sinnen auf einen Ausweg. Hin und wieder kommen sie heimlich zusammen und verständigen sich über einen neuen Fluchtversuch nach China.

Endlich findet sich eine Gelegenheit, die Flucht auszuführen. Es werden zwei Chinesen als Führer gedingt. Zwei Jünglinge und zwei Jungfrauen schließen sich ihnen zur Flucht an. Am 7. Juli 1930 erreichen sie beim Morgendämmern den Fluß. Etwa 50 bis 60 Meter entfernt liegt im Flusse eine große, etwa 500 m breite Insel. Diese Insel müssen sie durch Schwimmen zu erreichen suchen, von wo sie dann ein Chinese von China aus auf einem Boote abholen will.

Sie finden eine zusammengenagelte Brettertafel, auf die sie ihre Sachen legen und die sie sodann schwimmend vorwärtsschieben. Die eine der Jungfrauen, sowie ein Chinese, die beide nicht schwimmen können, halten sich am Brett und werden so von den Schwimmenden mitgeschleppt. So bewegt sich auf dem Wasser des Amurflusses der seltsame Zug äußerst langsam vorwärts.

Plötzlich überfällt den Chinesen, der sich am Brett festhält, eine namenlose Angst vor dem Ertrinken. Er versucht, auf das Brett zu gelangen, wobei dieses durch die Schwere seines Körpers unter Wasser getaucht wird. Die Sachen gleiten vom Brett und versinken in die Tiefe. Um größeres Unheil vorzubeugen, müssen die Flüchtlinge ihn vom Brett herunterstoßen. Der Chinese sinkt und kommt nicht wieder hervor. Auch die Jungfrau verliert den Halt und taucht unter Wasser. Nur mit Anspannung aller Kräfte gelingt es den Schwimmenden, sie emporzuziehen und zusammen mit ihr die Insel zu erreichen. Und zuletzt muß auch der ältere der zwei Männer noch dem Untergehen entrissen werden, da ihm auf halbem Wege die Kräfte schwinden und er zu sinken beginnt. Ganz erschöpft sind sie alle, als sie endlich festen Boden unter den Füßen haben.

Auf der Insel müssen sie zunächst ihre Kleider trocknen und von der übergroßen Anstrengung tüchtig ausruhen. Glücklicherweise sind außer dem einen Chinesen alle am Leben. Nachdem sie ausgeruht haben, gibt der andere Chinese ein verabredetes Zeichen nach dem chinesischen Ufer hin, worauf nach etlichem Warten ein Boot erscheint, die Flüchtlinge aufnimmt und sie wohlbehalten an das jenseitige Ufer bringt.

Sie sind auf Chinas Boden; sie sind gerettet. - Gott sei Lob und Dank!!! - Die Familienangehörigen der zwei der Verbannung entronnenen Männer gelangen später auch über die Grenze und finden sich mit diesen in Harbin.

In Harbin, der Großstadt, die ausgesprochen europäisches Gepräge trägt, die an jener Stelle liegt, wo die russisch-mandschurische Eisenbahn den Sungarifluß kreuzt und wo

eine Bahn nach Mukden und von da weiter nach Peking abzweigt, mußten wir etwas über ein Jahr leben.

Zunächst wurden wir vom Komitee mit Lebensmitteln versorgt. Doch entstand sehr bald gleichsam ein Wettrennen, besonders unter den Jünglingen und jungen Männern, bei der Suche nach Dienststellen. Diese waren für uns anfänglich sehr schwer zu finden, und man mußte gar oft mit der niedrigsten Arbeit vorlieb nehmen, wofür es denn auch entsprechend niedrigen Hungerlohn gab.

Weit besser hatten es in dieser Beziehung die jungen Frauen und Mädchen. Diese wurden von hohen Kreisen der Stadt bald gesucht und begehrt, wodurch sie denn auch bessere Löhne erhielten. So kam es auch, dass, nachdem vom Komitee die Unterstützung entzogen wurde, in vielen Familien die weiblichen Personen die Ernährer ihrer Angehörigen waren, indem sie das Geld zum Unterhalt derselben verdienten.

Nachdem wir jedoch die Stadt besser kennengelernt hatten und mit den Dienstverhältnissen näher vertraut waren, gelang es auch den Männern, bessere Stellungen zu finden und mehr Geld zu verdienen. Man mußte freilich vor keiner Arbeit zurückschrecken und keinen Dienst für zu niedrig erachten. Es mußte zugegriffen werden, wo und welche Arbeit sich eben bot.

So lernten unsere jungen Menschen denn auch die allerverschiedenste Arbeit kennen. Sie dienten beispielsweise als Nachtwächter, als Bäcker, Gärtner, als Lakaien und Bediente in den großen Hotels und Restaurants, als Schwarzarbeiter und Angestellte in den verschiedenen Fabriken, und was es sonst für Arbeit und Dienst gab. In den meisten Fällen erwarben wir durch Tüchtigkeit und Fleiß das Vertrauen der Arbeitgeber, welche unsere Verdienste zu schätzen wußten und uns Achtung entgegenbrachten. Doch gab es auch genug solcher Herrschaften, die ihre Arbeitnehmer auszunutzen suchten, ihnen unter allerlei Vorwand den Lohn nicht auszahlten und sie mitunter wie das liebe Vieh behandelten.

Das Flüchtlingskomitee, mit seinem tüchtigen Vorsitzenden, Herrn Peter Wiebe, an der Spitze, in das auch unser Gruppenführer, Herr Jakob Siemens, gewählt wurde, versuchte in enger Zusammenarbeit mit einem deutschen Arzt, Herrn Dr. Johann Isaak, uns Flüchtlinge nach außen hin auf das beste zu vertreten. Es gelang ihm, bei den Regierungsstellen der Willkür der geldgierigen Polizei wirksam entgegenzutreten, unsere Steuer und Strafgelder für unerlaubtes Betreten chinesischen Bodens auf ein Minimum herabzudrükken, uns regelrechte Papiere und Ausweise zu verschaffen und anders mehr.

Ferner erließ das Komitee Aufrufe zu unserer materiellen Unterstützung an verschiedene ausländische Organisationen in chinesischen Großstädten, wie Schanghai, Hong Kong, Peking u. a. Auch an das Deutsche Reich durch Vermittlung des deutschen Konsuls in Harbin, sowie an das Mennonitische Zentralkomitee in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wandte das Komitee sich um Hilfe. So flossen denn auch verschiedene Spenden beim deutschen Konsulat zu unserer Unterstützung zusammen, bestehend aus Kleidersendungen, Lesematerial und Bargeldern. Das bedeutete für uns eine große Hilfe, besonders für unsere Kranken und deren Betreuung, wie auch zum Unterhalt der eröffneten Schule für unsere Kinder.

Ärztlich wurden wir in der Hauptsache betreut von Herrn Dr. Isaak und seiner tüchtigen Schwester, Fräulein Isaak, die ebenfalls Doktor der Medizin war.

Vor allem richtete sich das Bestreben des Komitees dahin, die Flüchtlinge möglichst bald nach Übersee, sei es nach Nordamerika oder nach Deutschland oder noch anderswohin zu verbringen, um für uns wieder geordnete Lebensverhältnisse, womöglich durch Bodenbearbeitung auf eigener Scholle, zu schaffen. Deutschland kam für uns jedoch nicht in Frage, da es übervölkert war und damals politisch am Boden lag. Unser Sehnen richtete sich daher zum meisten nach Kanada, weil dort schon so viele Rußlanddeutsche lebten. Auch wären viele unserer Flüchtlinge gerne in die Vereinigten Staaten gegangen. Und wirklich gelang es einzelnen Familien durch Vermittlung ihrer nordamerikanischen Verwandten dorthin abzuwandern. Für eine größere Gruppe blieben die USA jedoch verschlossen. Auch Kanada öffnete uns nicht seine Tore. - So war denn das Komitee in Zusammenarbeit mit dem Mennonitischen Zentralkomitee in den USA und dessen europäischem Vertreter in Deutschland, Herrn Professor B. H. Unruh, bemüht, für die deutschen Flüchtlinge in Harbin anderswo auf dem weiten Erdenrund eine Heimat zu finden.

Das war nun allerdings ein sehr mühevolles Unternehmen, denn es hatte den Anschein, als sei die Erde zu klein, und als wolle sich nirgends in der Welt eine Tür den heimatlosen, dem atheistischen Bolschewismus entronnenen Rußlanddeutschen öffnen, die um ihres Glaubens willen ihr Leben und alles, was sie besaßen, aufs Spiel gesetzt hatten. Das Leben war uns geblieben, doch das zum Leben Notwendige hatten wir verloren.

Heimat- und rechtlos mußten wir in der Fremde uns kümmerlich durchschlagen, und niemand wußte, wie und wann diese ungeregelten Lebensverhältnisse für uns ihr Ende finden würden.

8. Schluß

Das Mennonitische Zentralkomitee in den USA erwog zusammen mit Herrn Prof. Unruh und dem Holländischen Mennonitenkomitee die Überbringung der Harbiner Flüchtlinge in verschiedene Staaten und Erdteile. Besonders stark wurde Mexiko in Betracht gezogen, und es wurden entsprechende Verhandlungen und Reisen unternommen. Auch führte Prof. Unruh Verhandlungen mit der französischen Regierung. Ferner an Parana in Brasilien wurde gedacht und entsprechend verhandelt; und vom Holländischen Komitee wurde gar Holländisch Neu Guinea in Vorschlag gebracht.

Jedoch zerschlugen sich alle diese Pläne und Verhandlungen. Als einzige und letzte Möglichkeit blieb die Unterbringung der Flüchtlinge, wenigstens der ersten Gruppe, bestehend voraussichtlich aus etwa 300 Personen, in den paraguayischen Chaco von Südamerika, wo vor etlichen Jahren von aus Kanada eingewanderten Mennoniten die Ansiedlung „Menno“ gegründet worden war, und wo später Flüchtlinge aus Sowjetrußland, die über Moskau und Deutschland zugewandert waren (ebenfalls Mennoniten), die Ansiedlung „Fernheim“ gegründet hatten.

Das Mennonitische Zentralkomitee beschloß denn auch, den ersten Harbin Transport nach Paraguay zu verbringen, dessen Regierung den Flüchtlingen die gewünschten Privilegien zugesichert hatte. Dieser erste Transport, bestehend aus Mennoniten, sollte der rußlanddeutschen Siedlung Fernheim angegliedert werden. Die Kosten der Reise bezahlte zum weitaus größten Teil das Menn. Zentralkomitee und zwar vorschußweise. Das Geld sollte in späteren Jahren von den Siedlern zurückerstattet werden.

Nun waren die notwendigen Verhandlungen und Vorbereitungen zu Ende geführt, und der erste Transport konnte zusammengesetzt werden. Für diesen ersten Transport kamen als Mennoniten die Schumanowka- und die Pribreshnoje Gruppen, fast in ihrer Gesamtheit in Betracht. Dazu wurden dann noch etliche Familien anderer Gruppen hinzugezogen. So kam im ganzen eine Gruppe von 373 Personen für den ersten Transport zustande.

Endlich waren wir reisefertig, und am 22. Februar 1932 konnte aufgebrochen werden. Mit den seltsamsten Gefühlen nahmen wir Abschied von Harbin, von China und traten die unendlich weite Reise an, die uns um den halben Erdball führen sollte. Nach so langem Warten ging es endlich einer neuen Heimat entgegen, wenn auch in ein für uns völlig fremdes und dazu sehr verrufenes Land, in den unerforschten Chaco von Paraguay. Was wird dieser Chaco uns für eine Heimat werden? Wird er auch unser Heimatempfinden, unsere Heimatsehnsucht befriedigen können?

Doch mit Gottes Hilfe wird fester Wille hoffentlich auch die ödeste Wildnis zu einer blühenden Heimat umgestalten. Dafür sind wir ja deutsche Menschen, um auch vor der schwersten Pionierarbeit zur Erschließung des Chaco nicht zurückzuschrecken, nur bleibe man uns mit bolschewistischen Kollektivierungsideen fern und lasse uns in Ruhe arbeiten.

Wir reisen mit der Eisenbahn nach Dairen und von da auf einem japanischen Dampfer durch das Gelbe Meer bis Schanghai. Hier stiegen wir in den französischen Ozeandampfer „Dartagnan“. Es geht nun auf dem Ost- und dem Südchinesischen Meer über Hongkong und Saigon bis Singapur; dann durch den Indischen Ozean über Ceylon bis Aden.

Ferner durch das Rote Meer und den Suez-Kanal über Port Said in das Mittelländische Meer und bis Marseille. Hier steigen wir aus und fahren mit der Eisenbahn durch Frankreich und zwar über Paris nach Le Havre.

In dieser nordfranzösischen Hafenstadt begrüßen uns hohe Vertreter aus Deutschland, Holland und Frankreich, unter anderen der verehrteste Herr Oberregierungsrat Dr. Kundt aus dem Auswärtigen Amt, Berlin, der liebe Herr Professor B. H. Unruh, Karlsruhe, und Herr Pastor Gorter, Rotterdam.

Nun steigen wir in den Dampfer „Croix“ und es geht nach Südamerika, über Vigo durch den Atlantik bis Rio de Janeiro und Montevideo und zuletzt bis Buenos Aires.

Von da fahren wir auf dem Flußdampfer den Parana und Paraguay flußaufwärts nach Asunción; und endlich kommen wir am 12. Mai 1932 nach fast drei Monate langer Reise glücklich und gesund in Fernheim an.

Später fährt eine zweite Gruppe von Harbin ab, bestehend aus 393 Flüchtlingen. Diese können nach Brasilien verbracht werden. Und die nun noch in Harbin verbliebenen Flüchtlinge konnten erst im Jahre 1934 abwandern und wurden ebenfalls nach Brasilien befördert, von denen jedoch ein Splitter von etwa 30 Personen auf der brasilianischen sogenannten „Blumeninsel“ zurückbleiben mußte, da die Regierung in Rio de Janeiro diesen Flüchtlingen der kranken Augen wegen (Trachom) die Einreise in das Innere des Landes nicht gestattete. Später wurden daher diese Augenkranke zu uns nach Fernheim in den Chaco von Paraguay verbracht.

Mehr als zehn Jahre sind nun schon ins Land gegangen, seit wir den Boden Paraguays betraten; und bald zwölf Jahre sind es seit jener denkwürdigen und schicksalhaften Nacht, wo wir auf der Flucht vor dem Kommunismus bei über 40 Grad Frost den Amurfluß überschritten.

Es waren zehn schwere Jahre, die wir in Fernheim durchlebten, wo wir der Chacowildnis unsere Existenz abringen und um das Dasein kämpfen mußten. Doch hat uns Gott der Herr nicht verlassen, noch versäumt; und unsere Brüder in Nordamerika und Deutschland haben helfend und unterstützend unser gedacht.

So durften wir uns in der Buschwüste des Chaco bisher behaupten, die uns gegenwärtig, in einer Zeit, wo in Europa, Asien und in anderen Erdteilen ein niegekannter Krieg (2. Weltkrieg) wütet, zum Asyl geworden ist, wo wir ungestört und in Ruhe unserer Arbeit nachgehen und unseres Glaubens leben dürfen.

IV. Zeit des ideologischen Ringens 1940 - 45

Das Blümlein "Einigkeit"

(Abr. J. Löwen, Mennoblatt Aug. 1936, S. 1
In 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade')

Im wilden rauhen Chaco,
abseits von aller Welt,
hier hat nach weisem Ratschluß
der Herr uns hingestellt.

Hier prüft Er unsern Glauben
und schickt uns manche Not,
führt uns auf dunklen Pfaden,
nimmt oft uns gar das Brot.

Sechs Jahre schon gekämpfet
in harter Probezeit
hat tapfer unser Häuflein
mit mancher Schwierigkeit.

Man hat mit großem Fleiße
sich abgemüht, geplagt,
tagaus, tagein geschuftet
von früh bis in die Nacht.

Ja, immer war man tätig
trotz heißer Sonnenglut;
doch ward die Not nicht minder
und manchem sank der Mut.

Wie seufzten wir um Regen!
doch blieb der Himmel klar;
die Hitze unerträglich,
die Dürre furchtbar war.

Und was trotzdem im Garten
noch grün und blühend stand,
das nahm das Ungeziefer.
Und jede Hoffnung schwand.

Und mancher fragt sich ernstlich:
Ist denn nun alles aus?

Man seufzt und ringt die Hände:
Herr, führe uns hinaus!

Doch blüht uns hier ein Blümlein,
das heißet Einigkeit;
es hilft uns überwinden
die größte Schwierigkeit.

Wie oft schon hat geholfen
es uns in großer Not!
Wir kämpften Seit an Seite
und teilten uns das Brot.

Dass wir nicht unterlagen
in dieser schweren Zeit,
das haben wir zu danken
nächst Gott der Einigkeit.

Ja, staunend sieht der Fremdling
auf alles, was gemacht,
was in so schweren Jahren
die Einigkeit vollbracht.

O laßt mit Ernst uns pflegen
dies Blümlein wunderhold,
das köstlicher als Perlen,
als Edelstein und Gold!

Dann wird uns endlich geben
der Herr, was uns gebricht;
Er hält was Er verheißen.
Es geht durch Nacht zum Licht.

Sonntagsstille.

*(In 'Leidvolles Leben', in 'Wechselvolle Pfade'
und im 'Mennoblatt', Okt. 1940)*

Sonntagmorgen auf der weiten, weiten Chaco-Flur.
Mich erquickt das herrlich schöne Grünen.
Prachtvoll strahlt der Morgensonne Glanz durch die Natur
ja, der Lenz, der Lenz ist wiederum erschienen!

Flüstert's allerorten nicht und säuselts nicht umher?
Ist's nicht tiefer Friede, feierliches Schweigen?

O, dass doch im Herzen auch so still, so still es wär!
Wäre so ein holder Friede doch mir eigen!

Und ich streife weit umher, durch Busch und Kamp entlang
voll genieße ich die Weihe dieser Stunde.
Labe mich in stiller Andacht wohl am Vogelsang
und am Grasen all des Viehes in der Runde.

Und indem mich göttlich tiefe Stille nun umgibt,
zieht durch mein Gemüt ein wonnevolles Beben:
Könnten wir doch lieben, wie der Schöpfer uns geliebt;
Ach, wie wäre das ein seliges Bestreben!

Sind in Fernheim wir zu lieben allezeit bereit?
Ist's das Band der Eintracht, das uns hier verbindet?
Ist es still in unsern Reih'n, sind unsre Herzen weit,
dass der Friede stets den weit'sten Eingang findet?

Könnten wir als deutsche Männer, deutsche Frauen stets
doch vor allem stets als ernste Christen uns bewähren!
Uns einander tragen allezeit auf Händen des Gebets!
Ach, wohl hundertfältig dann die Früchte wären.

Ernste Mahnung

(Die folgenden drei Dokumente kommen aus dem Nachlaß von Fritz Kliewer, im Archiv der Kolonie Fernheim. Unten auf dem Blatt steht in Handschrift: „Bitte, lesen und weitergeben!“ Offensichtlich ist A. J. Löwen durch die sog. Denkschrift, am 7. Juli -43 erstmals in Waldesruh von den „Wehrlosen“ vorgelesen und propagiert, nicht sehr angetan gewesen. Dies Gedicht ist seine Antwort darauf. Im August folgte der Aufsatz: „Das Denkmal“ und im September die „Gedankenspänne“.)

Wie hat’s mich erfüllet mit Wehmut und Schmerzen;
ich musste es sehen mit blutendem Herzen,
wie man so gar leicht und so unbedacht
einen Strich zwischen sich und dem Volkstum gemacht.

Man meinet, so müsse des Heilandes Willen
ein Nachfolger Mennos sich müh’n zu erfüllen,
und reißt in asketischer Frömmelei
so töricht die Bande des Blutes entzwei.

Ein Deutscher zu sein darf man nimmermehr wagen
weil Deutschtum und Christ sein sich nicht mehr vertragen.
Sein Deutschtum noch pflegen als Mennonit

darinnen man größte Verweltlichung sieht.

So ist es allmählich so weit nun gekommen,
dass nur meine Unterschrift mir noch kann frommen.
Wenn ich diese gebe, dann bin ich gerecht,
und geb' ich sie nicht, steht es um mich gar schlecht.

Nur wenig scheinen für himmlische Welten
noch Glaube und Taufe und Busse zu gelten.
Sie sind ja notwendig, sind gut und sind fein;
doch scheint meine Unterschrift wicht'ger zu sein.

Zwar soll ich mich dafür mit Ernst unterschreiben,
dass ich mich verpflichte zu sein und zu bleiben
so wehrlos, wie Menno Simonis war,
so wehrlos in Krieg, wie in Lebensgefahr.

Doch darf ich nur dann meine Unterschrift geben,
wenn ich mich gelöset vom völkischen Streben.
Mein Deutschtum verneinen ist oberste Pflicht,
sonst leider, ach, gilt meine Unterschrift nicht.

O Fernheimer Brüder, lasst euch doch beraten!
Lasst ab von solch' widersinnigen Taten!
Statt Bruderliebe und Duldsamkeit
war stets der Erfolg nur Zwietracht und Streit.

Abr. Jac. Löwen

Philadelphia
den 25. Juli 1943

D a s D e n k m a l

So soll es denn wirklich wahr werden? Soll in Fernheim die zweite Fortbildungsschule gegründet werden? -

Als ich im Februar des Jahres 1940 nach Neuhoffnung bei Horqueta kam, sah ich ein Bild, das mir eine stumme, aber sehr ernste Predigt hielt, die ich nie vergessen werde. An der einen Seite der Straße reihen sich die bebauten und bewohnten Wirtschaften der wenigen seiner Zeit aus Fernheim ausgewanderten mennonitischen Siedler aneinander und zeugen von Armut und schweren Verhältnissen. Längs der anderen Straßenseite sieht man Äcker sich dahinziehen, die als Ersatzland von den gegenüberwohnenden Wirtschaftlern genutzt werden. Zwischen diesen Äckern stehen auf einsamem Posten in etlichen hundert

Metern Entfernung voneinander zwei armselige Häuslein. Es sind das die zwei Elementarschulen, die aus Zank und Zwietracht herausgeboren wurden und nun als klagende Denkmäler einer nie endenwollenden Bruderfehde dastehen und wehmutsvoll von mennonitischer Starrköpfigkeit und Unduldsamkeit zeugen. Ist das nicht sehr traurig? - Und soll so ein Denkmal nun auch in Fernheim errichtet werden? -

Ja, Fernheim hat recht viele Kampfesjahre hinter sich, die sehr schwer waren und tiefe Spuren hinterlassen haben. Auf wirtschaftlichem Gebiet entstand als Frucht des gehässigsten Kampfes im Jahre 1937 die Kolonie Friesland. Und der geistliche Kampf, der weit tiefer und folgenschwerer ist, als der wirtschaftliche Kampf, der im Höchstmaß intollerant und lieblos geführt wird, hat sich nun, nachdem er jahrelang getobt hat, dahin ausgewirkt, dass zuerst in Waldesruh jene berüchtigte antivölkische Denkschrift entstand, deren Folgen noch nicht zu übersehen sind, und dass nun die zweite Fortbildungsschule gebaut werden soll: ein Denkmal sogenannter mennonitischer Wehrlosigkeit, die auf nie endendem moralischem Kampf, auf Bruderhaß und Unduldsamkeit fußt.

Ist so ein Denkmal, ist so eine Fortbildungsschule gottgewollt? Ich glaube nie und nimmer. -

Auf meine Frage, die ich an eine führende Persönlichkeit der Gründer dieser Schule richtete, ob es nicht besser wäre, wie auch Herr A. E. Janzen von Nordamerika sich ausgesprochen hatte, dass wir uns über die Meinungsverschiedenheiten und Erkenntnisunterschiede hinweg die Bruderhand reichen und friedlich beieinander leben könnten, gab diese Person mir zur Antwort, dass so ein Friede ein „Kirchhofsfriede“ sein würde. Ja, müssen wir als Brüder und Gotteskinder uns denn bekämpfen, um dadurch zum Frieden zu gelangen? Wo bleibt da die vielgepriesene Wehrlosigkeit? - Durch Kampf zum Frieden, ist also die Losung, um einem „Kirchhofsfrieden“ zu entgehen. Das erinnert ja an jenen Raucher, der sich Zigaretten kaufte, um sich das Rauchen abzugewöhnen.

Man sagt die zweite Fortbildungsschule sei unbedingt notwendig, da in der bestehenden Zentralschule eine wehrhafte und nichtmennonitsche Erziehung gegeben werde. Ja, wie ist es denn möglich, dass die Absolventen dieser Lehranstalt trotzdem an ihrem mennonitischen Bekenntnis festhalten und gar, wie es die Erfahrungen der letzten Zeit lehrten, sich mennonitisch taufen lassen und so der Welt bezeugen, dass sie ernste und wahrhafte Gottesstreiter sein wollen?

Und hat man doch auch in der Vergangenheit in unsern Kreisen nicht die Gefahren der Verweltlichung und der Verluste des mennonitischen Christentums gescheut wenn Väter ihre Söhne in russische griechisch-katholisch beeinflußte Lehranstalten unterbrachten.

Ist es nicht sehr merkwürdig, dass Gott selbst im alten Bunde vielfach sich heidnischer Kulturträger bediente, um große Führer und Propheten des Volkes Israel für ihre schwere Lebensaufgabe vorzubereiten? Wir denken da an Moses, den großen Führer Israels aus Ägypten in das gelobte Land. Zu seiner Zeit, als die ägyptische Kultur ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde Moses im Hause Pharaos erzogen. Die ägyptische Kultur und Baukunst der damaligen Zeit wird noch heute von den Wissenschaftlern bestaunt und bewundert. Große Göttertempel wurden gebaut, im Vergleich zu denen der salomonische Tempel, wie die Weltgeschichte lehrt, ein verschwindend kleines Bauwerk war. Und den großen Einfluß der glorreichen ägyptischen Religion des Sonnengottes und seines heiligen

Apis-Stieres finden wir bei den Kindern Israel, als diese sich von Aron in der Wüste nach der Ägypter Weise ein goldenes Kalb machen ließen und es anbeteten.

Wahrlich große Gefahren barg die ägyptische Kultur und dieser Götterkultus in sich, und trotzdem fand Gott es ratsam, den Mann Moses in solchem „Hexenkessel“, wie wir es nennen würden, 40 Jahre lang „in aller Weisheit der Ägypter“ erziehen zu lassen.

Auch ein Joseph musste im Lande der Pharaonen ausgebildet werden, um bis zu einer führenden Stellung, ja bis zu seiner Stellung als „Ernährungsminister“ emporzugelangen und so dem Lande Ägypten und auch seinem Vater und seinen Brüdern ein Retter vor dem Hungertode zu werden. Welch ein unendlicher Segen ging von Joseph aus, der ebenso wie Moses den Gefahren der heidnischen Kulturen und Religionen ausgeliefert worden war und sich herrlich bewährt hatte.

Wie entzückend ist auch die Geschichte eines Daniel, der in einer hervorragenden chaldäischen Zivilisation mit all ihren weltlichen und sittenlosen Gebräuchen zu dem erzogen werden mußte, was er hernach wurde, nämlich ein Kämmerer am königlichen Hofe, ein Prophet Gottes und ein Seher zukünftiger und endgeschichtlicher Ereignisse des Weltgeschehens.

Ich glaube also, dass eine zweite Fortbildungsschule in Fernheim durchaus nicht notwendig wäre, dass sie vielmehr, aus Unduldsamkeit und Lieblosigkeit heraus geboren, für alle Zeiten als ein mahnendes Denkmal dastehen würde, das uns Fernheimer nie zur Ruhe kommen lassen und allezeit unsere verdorbene, streitsüchtige und liebeleere „Wehrlosigkeit“ uns vor Augen halten würde. Und darum, Hände ab davon, ehe es zu spät ist!!!

Philadelphia, im August 1943 Abr. Jak. Löwen

„Gedankenspäne“ über Fernheimer Mennonitentum und Wehrlosigkeit.

1. Ein hundertprozentiger Eifer für Wehrlosigkeit erfordert eine hundertprozentige moralische Wehrhaftigkeit.

2. Wenn Du intensiv um die Erhaltung des Mennonitentums und der Wehrlosigkeit kämpfst, dann siehe wohl zu, dass Dir diese Begriffe nicht etwa zum Götzen werden, den Du am Ende mehr liebst als Gott.

3. Im Kampf um die Wehrlosigkeit vergiß gar nicht, dass es auch noch ein göttlich - christliches Gebot der herzlichen Bruderliebe gibt, welches in der heiligen Schrift viel klarer und eindringlicher geboten ist, als das Gebot der Wehrlosigkeit.

4. Ein Kampf um die Wehrlosigkeit, dem nicht eine Rückkehr zur ersten Liebe vorangeht, ist ein Kampf mit eigener Kraft und fleischlichen Waffen.

5. Wenn Du wehrlos sein willst, so sei es ganz, auch in der Gemeinde, im Alltag und im bürgerlichen Leben.

6. Eine verdorbene, zänkische und lieblose Wehrlosigkeit ist schlechter als eine ehrenhafte, dem Staat gehorchende Wehrhaftigkeit.

7. Wie schön wäre unser Gemeinde- und Gemeinschaftsleben, wenn wir alle wirkliche Gotteskinder, reinen Herzens, mit göttlicher Kraft ausgerüstet und in der wahren Bruderliebe tätig wären. Und wenn wir dann in zweiter Linie wirklich wehrlose Mennoniten sein könnten.

8. Wenn bei Meinungsverschiedenheiten und Erkenntnisunterschieden wenigstens Pharisäertum und Ichsucht nicht Raum gewinnen dürften.

9. Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Und dann dürfte eventuell ein wehrloses Mennonitentum folgen.

10. In Deinem Kampf um die Erhaltung des Mennonitentums und der Wehrlosigkeit achte besonders auf Wahrhaftigkeit und sage beispielsweise nicht „Bibelschule“, wenn Du Zentralschule oder Fortbildungsschule denkst.

Philadelphia, September 1943. Abr. Jak. Löwen.

An die geschätzte Revisionskommission,

sowie an alle Bürger Fernheims: Philadelphia, den 6-ten März 1944.

(Ein weiteres Dokument aus dem Nachlaß von Fritz Kliewer, im Archiv Fernheims)

Mit großem Interesse nahm ich zur Kenntnis, dass die von der letzten Kolonieversammlung gewählte Revisionskommission die Erledigung ihres Extraauftrages, der darin besteht, auf verschiedene Gerüchte hin die Arbeit des Herrn Oberschulzen einer genauen Kontrolle zu unterziehen, heute mit einem Appell an alle Siedler Fernheims einleitete, doch etwaige Wünsche oder Beschwerden über das Amt, bezw. den Oberschulzen, bis Freitag der Kommission schriftlich zuzuleiten.

Da ich nun auch Fernheimer Bürger bin und ebenfalls, wie wohl viele Mitbürger eine Beschwerde habe, so steht hoffentlich auch mir das Recht zu, diese meine Beschwerde der Kommission zuzuleiten und, da sie meines Erachtens nicht so ganz unwichtig sein dürfte, sie außerdem möglichst vielen Fernheimer Bürgern zugänglich zu machen.

Diese meine bescheidene Beschwerde, oder sollte man sagen, meine innerliche Unzufriedenheit, richtet sich gegen die Ordnung und die Disziplin innerhalb unserer Kolonie, die anscheinend aus Rand und Band zu gehen droht. Könnte hier nicht das Amt beziehungsweise der Herr Oberschulze, eingreifen und der Disziplinlosigkeit, wie dem Parteiwesen, um nicht zu sagen den Revolutionsbestrebungen, ein energisches Halt gebieten? -

Sieht man sich jedoch die Sache einmal näher an, so merkt man gar bald, dass der Herr Oberschulze diesem Unwesen machtlos gegenübersteht, da er theoretisch wohl fast unbeschränkte, praktisch aber überhaupt keine Vollmachten besitzt und fast auf jeder Bezirksversammlung bekrittelt und bemisstraut wird für sozusagen jeden Schritt, den er tut. Man hat eben ein gut Stücklein von dem russischen Geist der Zügellosigkeit und des Auflehnens gegen alle menschliche Ordnung aus der Zeit der Revolutionsjahre und des bolschewistischen Chaos nach Südamerika mitgebracht. Das muß halt zugegeben werden.

Wie kann da von Aufrechterhaltung der Ordnung die Rede sein, wo es jedem Bürger und jeder Gruppe gestattet ist, zu tun und zu schreien, wie es Ehrwürdigem beliebt, wo es gilt, die Achtung vor der bestehenden Ordnung in den Kot zu treten und die Verdienste des Oberschulzen herabzuwürdigen. Und wie niederschmetternd, wenn ganze Gruppen sich bei derartig revolutionären Bestrebungen noch eine ungemein würdige Miene aufsetzen, sich mit einem Heiligenschein umgeben und sich als Träger und Beschützer des reinsten gottgewollten wehrlosen Mennonitentums repräsentieren. Sie sind „diejenigen, die in dieser verderbten Zeit berufen sind, die Fahne des Mennonitentums hochzuhalten“, und unter dieser Fahne, umgeben mit dem Heiligenschein eines im Tempel betenden Pharisäers, treiben sie die ärgste Wühlarbeit gegen das von der Kolonie gewählte Amt und gegen den Oberschulzen. Nicht genug, dass sie diejenigen niederrennen, begünstigt durch die Verhältnisse in Europa, die sich zu ihrem Blut und zum angestammten Volkstum bekennen. Nein, ihre Ziele gehen weiter; sie wollen anscheinend auch das Amt und alle höheren Stellen Fernheims aus den Fugen heben, um womöglich, wie es scheint, für sich warme Plätze zu verschaffen, die ihnen trotz ihren Bemühungen bis dahin versagt geblieben sind.

Wie geht man planmäßig vor! - Keine Gelegenheit wird außer Acht gelassen. Zur Abendversammlung in Waldesruh wird sehr freundlich eingeladen. Jedermann ist herzlich willkommen. Auch Professor A. E. Janzen von Nordamerika soll sprechen. Das zündet. Der große Andachtslokal ist überfüllt. Vom ersten Redner wird ein ausführlicher Bericht über die Weltlage gegeben. Auch die politische Lage Fernheims wird sehr umständlich bis ins Kleinste hinein beleuchtet. Wieviel Rühmens gilt denen, die sich zum „wehrlosen Mennonitentum“ bekennen und mit dem nichtswürdigen Dritten Reich Adolf Hitlers nichts zu tun haben wollen. Wie niederschmetternd ist dagegen das Urteil über die, die sich zum Deutschtum bekennen und in dem Reich Adolf Hitlers ein gottgewolltes Bollwerk für Europa gegen den zersetzenden atheistischen Bolschewismus erblicken. Mit pharisäischer Wichtigkeit führt der Referent unter anderem etwa folgendes aus: „Was ist eigentlich das Ziel dieser Fernheimer Bürger und was macht sie so unruhig? Sie suchen etwas, was sie nicht finden; sie fliehen, wo keine Ursache zum fliehen ist. Der Gottlose fliehet und niemand jaget ihn.“--

Ach so, Herr Redner, so war es gemeint! - Der Gottlose, also alle Fernheimer Bürger, die sich mit dem Verrat an der Deutschen Heimat, die für unser ganzes christliches und mennonitisches Kulturleben von so ausschlaggebender Bedeutung ist, nicht besudeln wollen; also, dieser „Gottlose fliehet und niemand jaget ihn.“ - Das ist doch etwas sehr viel gesagt, nicht wahr? -

Leider sagte dann Herr Prof. A. E. Janzen etwas, was garnicht in diese Situation hineinpaßte und den verehrten Herren wohl auch ganz und gar nicht gefiel. Er sagte nämlich, dass wir doch über all die Meinungsverschiedenheiten hinweg uns die Bruderhand reichen und mit vereinten Kräften versuchen sollten, die Probleme zu lösen. --

Dann kam das eigentlich Wichtigste. Mit rührender Sorgfalt wurde zum Unterschreiben der vorher ausgearbeiteten Denkschrift aufgefordert, in der der Unterschriebene sich verpflichtete, das reine wehrlose Mennonitentum der Väter hochzuhalten, und auszuleben. Die Bedingung wurde freilich angeknüpft, dass man sich zuvor vom Volksbund und von

völkischer Gesinnung lösen sollte. So gab es denn auch eine Reihe Unterschriften, da man doch das geistliche Erbe der Väter nicht so ohne weiters aufgeben möchte.

Was aber der Zweck dieser ganzen Angelegenheit war, das stellte sich gar bald heraus. Man wollte eben Herrn Prof. Janzen warm machen für die Bewilligung des Baues einer zweiten Zentralschule in Fernheim auf MCC Rechnung. Und mit ausgeklügelter Schlauheit sagte man „Bibelschule“ wo man „Zentralschule“ meinte. Es war nicht so ganz leicht, Herrn Janzen zu gewinnen, da er große Bedenken in bezug auf brüderliche Eintracht hegte. Doch gelang es endlich, ihn mürbe zu machen, und schon wurden großzügige Vorbereitungen für den Bau getroffen. Das Kolonieamt und die allgemeine Meinung der Fernheimer Siedler wurden hierbei völlig außer Acht gelassen.

Nun, es ist fehlgeschlagen. Das MCC. fällt nicht so leicht auf derartige unbrüderliche Machenschaften herein. Die Mittel wurden nicht bewilligt und so verlief das ganze Unternehmen im Sande.

Auch auf verschiedenen Kolonieversammlungen, besonders auf den Jahressitzungen, wo es sich um die Wiederwahl des Amtes und des Oberschulzen handelte, zeigten sich schon seit Jahren revolutionäre Umtriebe, welche immer intensiver und eindringlicher zutage treten. Gegenwärtig versucht man, diese Bestrebungen zu tarnen mit dem schönen Ausdruck des Mißtrauens. Man hat eben nicht mehr Vertrauen zum Oberschulzen. Und wenn jemand nach den Gründen dieses Mißtrauens fragt, dann weiß niemand einen Grund vorzubringen.

Was haben sich für äußerst interessante Dinge in den jüngsten Tagen abgespielt! - Da wird plötzlich die Öffentlichkeit von einem Aufruf überrascht, der in schärfster und abfälligster Weise gegen den Oberschulzen gerichtet ist. Das ist zu arg! Da kann man doch nicht mit! Der Täter müßte schwer bestraft werden! -- Und schon werden allerorten von allen drei Gemeinderichtungen Bruderschaften abgehalten und der Aufruf wird geprüft und als etwas sehr Schlechtes abgelehnt. Der Wunsch wird protokollisch festgelegt, dass niemand dem Aufruf Gehör schenken möchte. Eine Hintertür wird aber offen gelassen. Auf der für die nächsten Tage geplanten Bezirksversammlung darf jeder sagen was er will und wie es ihm gefällt. Und so ergibt es sich, dass man dem Aufruf doch etwas zu sehr das Ohr geliehen hat, denn auf der Kolonieversammlung wird dem Oberschulzen ein sehr eindeutiges Misstrauensvotum entgegengeschleudert. Freilich kann man keine trifftigen Gründe dafür angeben, aber man muß halt sein Mißtrauen äußern, ob mit oder ohne Grund, das spielt gar keine Rolle mehr. Da wird einer doch stark daran erinnert, wie die Juden vor Pilatus die Kreuzigung des Herrn Jesu forderten. Auf die wiederholten Fragen des Pilatus, was er denn übles getan habe, das des Todes wert sei, weiß niemand etwas zu antworten, aber trotzdem verlangen die Juden hartnäckig die Kreuzigung. So ähnlich war es auf unserer Kolonieversammlung am 3. März 1944, welche wohl für alle Zeiten ein Schandfleck in unsrer Fernheimer Geschichte bleiben wird. Der Oberschulze berichtet über die Argentinienreise und hebt die weitgehenden Perspektiven hervor, die sich eventuell für einen gesunden Außenhandel Fernheims bieten; und die Sitzung wirft ihm ihr Mißtrauen entgegen. Ist das nicht etwas zu toll?!

Dann wird auf Wunsch des Oberschulzen, der sich seiner Unschuld voll bewußt ist, eine Kommission gewählt und ihm auf den Hals geschickt. Der Schwindel soll doch aufgedeckt

werden! -- Und die Kommission tritt würdevoll zusammen, um mit der ihr aufgetragenen Arbeit zu beginnen. Wenn es nur da innerlich nicht so unruhig wäre! - Trotzdem ein freundlicher Tag ist und die Sonne nicht sehr heiße Strahlen sendet, ist es den Würdenträgern doch etwas beklommen zu Mute. Was ist das nur? - Ach so, es ist das im innersten Herzen ruhende Bewußtsein, dass der Oberschulze doch unschuldig ist. Wie aber aus der Patsche herauskommen? Nun, das wird sich machen lassen. Man findet einen Ausweg. Es wird eben beschlossen und mit dem Kolonieamt vereinbart, dass eine Rundschrift auf die Dörfer gebracht wird, in der alle Siedler aufgefordert werden, ihre Beschwerden gegen den Oberschulzen schriftlich einzubringen, um so einen Anhaltspunkt für die Arbeit der verehrten Kommission zu schaffen.

So, jetzt darf jeder Bürger schreiben was er will und schimpfen wie er will; je mehr, um so lieber. -

Wie ist es dann aber mit den Bruderschaften? - Werden die wohl eine vor der anderen Raum haben? - Oder hat man sich in so kurzer Zeit so radikal umstellen können? - Die Frage ist doch nicht so ganz einfach beiseitezuschieben. -

.....

Was wurde seinerzeit gegen den verstorbenen Oberschulzen Jakob Siemens gewütet! - Man ruhte nicht eher, als bis man ihn von seinem Posten herunter hatte. Und in seelischer Zerrissenheit war fortan sein Körper gegen Krankheiten nicht mehr widerstandfähig und so mußte Herr Siemens bald darauf zu Grabe getragen werden. Auch Frau Kliewer, die sich für Fernheim aufopferte, wurde mit Undank gelohnt und mußte eines Tages unter der Wucht einer nie endenwollenden Zwietracht und Bruderfehde zusammenbrechen.

Soll das alles so weitergehen? - Sieht wirklich so das vielgepriesene reine unbefleckte wehrlose Mennonitentum aus?!! - Wenn das wirklich der Fall sein sollte, dann Mennonitentum: Valet will ich dir geben! -

.....

Ich allein wagte damals, für Oberschulzen Jakob Siemens ein Wort zu sprechen, und zwar sagte ich auf der Sitzung, die ihn seines Postens enthob, in sehr vorsichtiger Weise nur das eine: „Herr Oberschulze Siemens hat anfänglich sehr gearbeitet und Großes geleistet, aber man hat ihm gleichsam den Boden unter den Füßen weggezogen, so dass er heute nicht mehr arbeiten kann“. - Und diese wenigen Worte wurden mir zum Verhängnis, indem ich nicht lange darnach mit meiner Familie brotlos gemacht wurde. Heute erwarte ich für diese Niederschrift ein ähnliches Schicksal, da man ja gegen den Oberschulzen alles, für den Oberschulzen aber nicht ein Wörtlein sagen darf.

Nichtsdestoweniger kann ich nicht umhin, dieses Schreiben zu veröffentlichen und die Siedler Fernheims aufzurufen: „Fernheimer Bürger, erwachet! - Schafft hinaus, was unrein ist und gebt dem Oberschulzen genügend Vollmacht, die es ihm ermöglicht, all dem Unfug ein für allemal ein Ende zu bereiten, im Interesse und zum Wohl der ganzen Kolonie Fernheim.

Ordnung und Disziplin, das sollte allezeit unsere aufrichtigste Losung sein und bleiben.

Abram Jak. Löwen.

(Bem.: Die politischen und psychologischen Zustände kurz vor dem 11. März, haben in diesem Flugblatt in anschaulicher Weise ihren Niederschlag gefunden. Die Zuspitzung der Lage, hat den sonst recht besonnenen A. J. Löwen, auch ein Stückweit entfernt von seiner üblichen nüchternen Auseinandersetzung mit der Lage, und ihn zu heftiger Sprache verleitet, die den Tiefgang des Zerwürfnisses in Fernheim damals, ahnen lässt.)

Ein Nachruf

an Frau Margarete Kliewer, geborene Dück, aus Berlin,

Lehrerin an der Fernheimer Zentralschule etwa von 1939 bis 1942

(In 'Leidvolles Leben' und 'Menn. Rundschau', Okt. 1969)

Was ist es, dass am ersten Weihnachtstage
sich eine große Schar zum Friedhof drängt?
Wer ist es, den man dort mit stiller Klage,
mit tränenfeuchtem Blick ins Grab versenkt?

Ach, tiefe Trauer, statt der Weihnachtsfreude
erfüllet heut die Herzen allgemach.
Frau Kliewer gaben wir das letzt' Geleite
und weinen ihr nun stille Tränen nach.

Die edle Frau, die sich im Dienst verzehrte,
der „Dienst am Volk" die höchste Losung war;
Sie ruhet nun in weicher Chaco-Erde,
beweint von einer großen Trauerschar.

Sie kam zu uns aus deutschem Mutterlande,
an dem sie stets mit ganzer Seele hing.
Dem Ruf des Herzens folgend löste sie die Bande,
indem sie aus der Heimat in die Fremde ging.

Gar kühn war der Entschluß, auf unbekannten Wegen,
zu fliehn die traute Heimatluft, das Heimatglück;
doch wollte mutig an den Pflug sie legen
nach Jesu Wort die Hand, und seh'n nicht mehr zurück.

Wie schon im Heimatlande sie sich hingegeben
in stetem Liebesdienst, erfüllend jede Pflicht,
so wollte auch im Chaco sie ihr Leben
den Glaubensbrüdern weih'n; sie wankte nicht.

Dem Ruf des Herzens folgend hat als Heldin
Sie nun vier Jahre lang uns treu gedient.
Durch edlen Sinn, durch nimmermüdes Wirken

hat sie wohl unsern höchsten Dank verdient.

Doch sind den Dank wir leider schuldig blieben;
statt dessen Undank und Verkennung fand
in reichem Maß die Edle. - Doch ihr Lieben
blieb unerschütterlich uns zugewandt.

Sie ließ nicht ab, in Schul und Haus zu dienen.
In treuer Pflichterfüllung stand sie allezeit
an ihres Gatten Seite; ach, wie Vielen
ward sie zum Segen wohl für Zeit und Ewigkeit.

Bis ihr zuletzt die Kraft entschwand, bis müde
Sie unter all der Last zusammenbrach.
Wie eine kleine Kerze sie sich fühlte
an beiden Enden brennend, welk und schwach.

Nun ruhet sie, nun hat den Lauf vollendet
die stille Dulderin, ihr Geist schwang sich empor.
Ihr tatenreiches Leben ist beendet,
und ew'ge Weihnachtsklänge dringen an ihr Ohr.

Jetzt, da der Tod sie uns mit rauher Hand entrissen,
jetzt fühlen wir den tiefen Trennungsschmerz;
jetzt wird uns klar, was wir in ihr vermissen.
Die Reu, ob unserm Undank trifft das Herz.

Du edle Frau, wenn auch zu spät, so wollen
wir doch Dir danken, dass Du zu uns kamst,
dass Du um uns die heimatlichen Schollen
verließest, und so Schweres auf Dich nahmst.

Du streutest edlen Samen aus, und nimmer
wird es vergeblich sein, was Du getan.
Die Frucht der edlen Saat wird einst der Schimmer
der sel'gen Ewigkeit uns deutlich künden an.

O dass doch Fernheim stille stehen möchte
an Deinem Grab in tiefster Dankbarkeit,
dass man versöhnend sich die Bruderrechte
möcht reichen dar, vergessend Zank und Streit!

Das wäre Lohn genug schon hier auf Erden
für Deine edle Saat, die Du gestreut.
So könnt in unsern Herzen Dir errichtet werden
ein würdiges Gedenken heut' und allezeit.

An das Mennoniten Zentral Komitee

in den U.S.A.

Philadelphia, Kolonie Fernheim,
den 21 - ten April 1944

(Eine Kopie aus dem Archiv des Goshen College. Aus dem Nachlaß von F. Kliewer)

Werte Brüder:

Wir erhielten soeben telefonische Nachricht, dass der bisherige Leiter unserer Zentralschule sich unverzüglich nach San Pedro ins östliche Paraguay begeben solle, woselbst man ihm Anweisung erteilen werde, wo er zu verbleiben habe. Also ein Verfahren, das mit den an unseren Brüdern in weiter Ferne verübten Maßnahmen die allergrößte Ähnlichkeit hat.

So ist es uns allmählich klar geworden, wie weit unsere mennonitischen Grundsätze von den Lehren der Heiligen Schrift abweichen können, wenn man, angeblich gerade, um diese Grundsätze zu retten, statt Feindesliebe - Bruderhaß walten lässt und sich solcher Mittel bedient, die gerade den von uns bisher hochgehaltenen Grundsätzen unserer Väter, sowie den Lehren der Heil. Schrift, Hohn sprechen und sie direkt ins Angesicht schlagen.

Sollte es wirklich wahr sein, dass Herr Dr. Klassen im Namen des MCC gehandelt hat, was er auf unserer Kolonieversammlung am 14-ten März 1944 so sehr unterstrich?

Brüder, wie sollen wir in diesem Jahre, wie auch in weiterer Zukunft, den 25-ten November feiern, wenn wir uns sagen müssen, dass wir in gewissem Sinne aus dem Regen unter die Traufe gekommen sind? --

Und wie sollen wir die Versicherungen der christlichen Bruderliebe und der herzlichsten Anteilnahme an unserem schweren Schicksal verstehen, die uns seinerzeit von Bruder P. C. Hiebert, von Br. O. O. Miller, von Br. H. S. Bender und von anderen Vertretern des MCC gemacht wurden?

Die Ordnung in unserer Kolonie, wie auch das gesamte bürgerliche und wirtschaftliche Zusammenleben ist so sehr gestört, dass wir nicht wissen, wie es noch werden soll. Und in den Gemeinden sieht es sehr, sehr traurig aus. --
Dunkel schauen wir in die Zukunft und bangen vor den Dingen, die bestimmt noch kommen werden.

Und immer mehr Männer werden uns zugeschickt und immer chaotischer werden die Zustände in unserer Kolonie! --

Brüder, ich möchte mich auf unsere mennonitischen Grundsätze berufen, die durch das Vorgehen in der jüngsten Zeit so sehr in den Kot getreten wurden.

Ich könnte ein ganzes Buch vollschreiben, doch ist leider nicht der passende Moment dazu.

Leben sie wohl und nehmen Sie, bitte, diesen Herzensschrei vieler unserer Siedler mir nicht übel! --

Mit brüderlichem Gruß zeichnet

IHR

Abram Jak. Loewen.

Dr. Fritz Kliewer.

Ein kurzer Rückblick auf sein Leben und Wirken

von Abram J. Löwen, Filadelfia, Paraguay.

(In 'Mennonitische Rundschau', Sept. - Okt. 1969. Einem Brief von A. J. Löwen zufolge, hat der damalige Schriftleiter der 'Rundschau', Erich Ratzlaff, ihn um diese Artikelserie gebeten, sehr wahrscheinlich anläßlich von Löwens Besuch in der Redaktion dieser Zeitschrift in Winnipeg, 1968).

Im fernen Brasilien, dem größten Land Südamerikas, befindet sich unweit Curitiba, der Hauptstadt des Staates Parana, ein einsamer Friedhof. Er gehört zu der mennonitischen Siedlung Neu-Witmarsum, welche vor einigen Jahrzehnten von Siedlern gegründet wurde, die damals anno 1929 mit dem großen Flüchtlingsstrom über Moskau und Deutschland aus Rußland kamen und in Südamerika sich aus Urwald und Bittergraskämpen eine neue Heimat schufen. Der Kampf mit den unbekannten Verhältnissen, der sengenden Sonnenglut und dem tropischen völlig unkultivierten Urwald war unendlich schwer und manch ein tapferer Siedler war diesem Kampf nicht gewachsen und sank frühzeitig ins Grab, wovon die vielen Gräber und Grabsteine mit ihren Inschriften auf diesem Friedhof ein beredtes Zeugnis ablegen.

An einem dieser Gräber wollen wir heute für einige Augenblicke stehenbleiben. Die Grabinschrift sagt uns, dass hier Lehrer Fritz Kliewer ruht, geboren am 29. Mai 1905 und gestorben am 7. Juni 1956. Sein Leben reichte also kaum über 51 Jahre hinaus.

Und wenn wir uns von diesem Friedhof in das Innere von Neu-Witmarsum begeben, dann sehen wir dort ein schönes, stattliches Gebäude. Es ist das die Fortbildungsschule der Siedlung, und sie trägt den Namen „Fritz Kliewer Schule".

Wer war dieser Fritz Kliewer und was war sein Wirken? - Sein Name ist seinerzeit in den mennonitischen Blättern Nord- und Südamerikas oft genannt worden, und recht viele Men-

Mennoniten leben heute noch in Brasilien und auch in Paraguay, die ihn einst gut gekannt haben. Und da sein Wirken und sein unermüdliches Schaffen einst das öffentliche Leben der mennonitischen Siedlungen in Brasilien und vielleicht mehr noch in Paraguay maßgebend beeinflußte und insonderheit und nachhaltig Erziehung und Heranbildung der Jugend in den schweren Anfangsjahren der Siedlungen befruchtete, so lohnt es sich wohl, einen kurzen Rückblick auf sein Leben und Wirken zu unternehmen. Dieses um so mehr, um ihn der heranwachsenden Generationen zu zeigen und die breite Öffentlichkeit unseres mennonitischen Völkleins in Nordamerika und sonstwo, die vielleicht gar keine oder aber eine nur verschwommene Vorstellung von ihm hat, mit ihm näher bekannt zu machen, insonderheit aber, um die Kunde von ihm auch der Nachwelt zu überbringen.

Ich möchte diesen kurzen Rückblick geben, soweit ich Lehrer Fritz Kliewer persönlich kannte und soweit das wenige Material, das ich über seine Tätigkeit und sein Leben zu sammeln vermochte, es mir gestattet. Es können diese Aufzeichnungen also bei weitem nicht den Anspruch erheben, eine erschöpfende Biographie seines Lebens und Wirkens zu sein. Nur Ausschnitte aus seinem Leben vermag ich zu bringen. Und auch diese entsprechen vielleicht nicht immer und überall ganz genau den wirklichen Tatsachen. Ich würde mich also sehr gerne von Personen, die die Gegebenheiten besser kennen als ich, korrigieren lassen und wäre für jede Korrektur dankbar.

Lehrer Fritz Kliewer wurde geboren, wie schon erwähnt, am 29-sten Mai 1905, und zwar in Deutsch-Wymischle in Polen. Sein Vater Friedrich Kliewer, geboren im Jahre 1873, war wohl Landwirt in Polen. Er hatte aber einen regen Geist und hat später in Paraguay recht viele Beiträge für das ‘Mennoblatt’ geschrieben, die auch heute noch im Archiv der Redaktion dieses kleinen Blattes in Filadelfia, Kolonie Fernheim, nachzulesen sind.

Fritzens Mutter, Minna, geborene Bartel, wurde geboren im Jahre 1884, war also 11 Jahre jünger als ihr Mann. Sie zeichnete sich aus durch ein heiteres Gemüt und durch die Gabe, sich lebhaft mit anderen Frauen unterhalten zu können.

Sowie Vater, als auch Mutter waren fromm und gottesfürchtig, und sie zogen ihre Kinder auf in strenger Zucht und Vermahnung zum Herrn. Das hatte denn auch zur Folge, dass der junge Fritz frühe das Heil in Christo für sich in Anspruch nahm und sich am 26. August 1922 auf das Bekenntnis seines Glaubens taufen ließ. Er wurde als Glied in die Mennoniten-Brüdergemeinde zu Deutsch-Wymischle aufgenommen, deren Glieder auch seine Eltern waren.

Auch ließen die Eltern dem jungen Fritz eine sehr gute Bildung angedeihen. Er studierte neben anderem Pädagogik und wurde ein tüchtiger Lehrer. Leider habe ich nicht Kenntnis darüber, in welcher Schule und wie lange er in Polen unterrichtet hat.

Da Polen zum Bereich des russischen atheistischen Kommunismus gehörte und die Brutalität der Sowjets immer fühlbarer wurde, so wurde das Verlangen der Eltern immer größer, Polen zu verlassen und sich in einem anderen Lande eine Heimat zu suchen. Sie schlossen sich einer Gruppe an, die bereits ihre Vertreter nach Südamerika zwecks Erforschung von Siedlungsmöglichkeiten entsandt hatte, und kamen mit dieser Gruppe Mitte Juli des Jahres 1930 in den wilden Chaco von Paraguay, wo sie ein Dorf, namens Rosenfeld, gründeten. Das Dorf war zwischen der Kolonie Menno und der damals entstehenden

Kolonie Fernheim gelegen. Da die Gruppe aus Polen sich mit den Einwanderern aus Rußland mehr verbunden fühlte, schloß das Dorf Rosenfeld sich der Kolonie Fernheim an.

Das nächste Dorf der Kolonie Fernheim war Lichtfelde. Dieses Dorf stieß sozusagen mit seinem östlichen Ende an das westliche Ende des Dorfes Rosenfeld. Da Lichtfelde mehr Einwohner hatte als Rosenfeld, so wurde die Schule in Lichtfelde gebaut, der sich dann Rosenfeld anschloß.

Es war selbstverständlich, dass Fritz Kliewer, da er ja von Beruf Lehrer war, an diese Schule in Lichtfelde berufen wurde. Er war jetzt 25 Jahre alt und noch ledig.

Zwei Jahre arbeitete Fritz an dieser Schule. Nebenbei betätigte er sich als Sonntagsschullehrer und wurde Anfangs 1931 zum Schriftführer im Verband der Sonntagsschullehrer Fernheims ernannt.

Um in den Schulen auch die spanische Sprache, weil diese die Landessprache war, als Lehrfach einführen zu können, fuhr eine Gruppe Lehrer, darunter auch Fritz Kliewer, Anfangs 1932 nach Asunción, der Hauptstadt des Landes, um an einem Sprachkursus zwecks Erlernung der Sprache teilzunehmen. Hier wurde den Lehrern die große Ehre zuteil, vom Landespräsidenten persönlich in Audienz empfangen zu werden.

Monatlich wurden in der Kolonie Fernheim Lehrerkonferenzen abwechselnd in den Dörfern abgehalten, die dem Zweck dienten, einheitliche Methoden für den Unterricht in den Schulen zu schaffen und alle Schulen auf eine einheitliche Lehrbasis zu stellen. An diesen Konferenzen nahmen sämtliche Lehrer der Kolonie teil, die sich zu einem Lehrerverband (oder Verein) zusammengeschlossen hatten.

Da die Fahrmöglichkeiten damals, zu Anfang der Ansiedlung, noch sehr gering waren, so zogen die Lehrer es vor, reitend auf hohem Roß zu den Konferenzen zu gelangen, wozu die betreffenden Dorfsgemeinden bereitwilligst Pferd und Sattel zur Verfügung stellten.

Manche dieser Pferde waren noch recht ungelenkig und im Tragen von Menschen auf ihrem Rücken noch äußerst unerfahren. Daher erforderte das Reiten solcher Pferde von dem betreffenden Reiter schon eine gewisse Kunst und Handfertigkeit. Da Fritz jedoch mehr in der Pädagogik als in der Reitkunst Zuhause war, so ereignete es sich auf einem dieser Ritte, dass er vom Pferd stürzte und das Schlüsselbein brach, wodurch er für einige Zeit an das Bett gebunden wurde.

Die drei eng aneinanderliegenden Dörfer der Kolonie Fernheim, Friedensruh, Schönwiese und Schönbrunn, gründeten zu Anfang der Ansiedlung eine gemeinsame Schule in Schönwiese, an die sie in der ersten Hälfte des Jahres 1931 eine höhere Klasse hängten für Kinder, die der Elementarschule entwachsen waren und sich weiter auszubilden wünschten. War doch das Verlangen bei den Siedlern fast allgemein, ihren Kindern eine gesunde Erziehung und Ausbildung zukommen zu lassen. Aus dieser höheren Klasse entwickelte sich sehr bald eine richtige Fortbildungsschule, die bei den Siedlern nach dem Vorbild aus Südrussland Zentralschule genannt wurde.

An diese Fortbildungsschule wurde Fritz Kliewer gerufen, und so gab er nach zweijährigem Dienst seine Lehrtätigkeit in Lichtfelde auf und zog über nach Dorf Schönwiese. Er

erwies sich sehr bald als ein tüchtiger Lehrer, wurde von seinen Schülern geliebt und geachtet und von der Öffentlichkeit verehrt.

Auch außerhalb der Schule betätigte er sich und wurde zum Bundesleiter des Fernheimer Jugendbundes gewählt.

Im 'Mennoblatt' finden wir in einer August-Nummer vom Jahre 1934 auf Seite 4 und 5 einen Bericht von Fritz Kliewer, in dem er über eine Pädagogische Woche zur weiteren Ausbildung der Fernheimer Lehrer (offensichtlich unter seiner Leitung) berichtet. Der Beitrag ist sehr interessant zu lesen und klingt aus in die ergreifenden Worte eines Menschen, der sich seiner hohen Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber voll bewußt ist:

„.... Die Sterne sind bereits westwärts vorgerückt, als der Letzte davon geht. Morgen ist Alltag und mit ihm die weichen Anwandlungen verweht. Dann gilt es in dem weltfernen einst gefürchteten Chaco an einer neuen Heimat weiterzubauen, einer Heimat, die das Alte vergessen macht durch seine Kämpfe und Erfolge auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete."

In der Juli-Nummer desselben Jahres überrascht uns plötzlich auf Seite 6 des Menno-Blattes" unter „Verschiedenes" folgende Notiz:

„Nach Deutschland gedenkt in künftiger Woche unser Lehrer der Schönwieser Zentralschule, Fritz Kliewer, zu reisen. Er erhält im Mutterlande ein Stipendium, um an einer Hochschule in etwa 3 Jahren seine Bildung zu vervollkommnen; nach Verlauf des Studiums kehrt er dann in den Chaco zurück, um hier für seine Glaubensgenossen zu arbeiten. Gott schütze ihn!"-

So fuhr Lehrer Fritz Kliewer denn, wohl in der ersten Hälfte des Augustmonats, noch unverheiratet und bereits 29 Jahre alt, zwecks Studium nach Deutschland. Wir werden weiter unten sehen, wie überaus folgenschwer dieser Schritt für ihn war und einen ganz neuen Abschnitt in sein Leben brachte.

Er berichtet zunächst in der Dezemberausgabe 1934 des 'Mennoblattes' auf Seite 4:

„Nun bin ich endlich nach zehnwöchentlicher Reise in dem lieben Deutschland angelangt. Am 17. Oktober landeten wir in Antwerpen, wurden dann gleich noch an demselben Abend nach der Bahn gebracht, und weiterbefördert. Über Aachen, Köln, gings dann mit der Bahn immer am Rheinufer entlang, nach Süddeutschland. Ich konnte meine Augen nicht genug an den herrlichen deutschen Landschaften weiden. Um meine ersten Eindrücke über Deutschland zu schildern, müsste ich Zeit und Ruhe haben und erst einmal ein bißchen verdauen...."

Kliewer berichtet weiter, dass er in Karlsruhe beim lieben „Ohm Benjamin" (gemeint ist Professor Benjamin Unruh) einige Tage weilte, wo im Beisein von Herrn Dr. Walter Quiring vieles über Fernheim und dessen Zukunft durchgesprochen wurde. Dann führte ihn die Reise nach Stuttgart zum Auslands-Institut. Und zum 1. November durfte er endlich in Marburg a. d. Lahn eintreffen, wo sein Studium beginnen sollte.

Wie sehr Lehrer Fritz Kliewer Mennonit war und wie überaus schwer ihm der Fortbestand des von den Vätern ererbten Mennonitentums am Herzen lag, davon zeugt der Ausklang seines umfangreichen Artikels in derselben Dezember Nummer des 'Mennoblattes' auf

Seite 3 unter der Überschrift: „Seit eurer Väter wert!“, welchen Artikel er in Deutschland verfaßte. Der Ausklang lautet wie folgt:

„.... Teile der russländischen Mennoniten hatten sich nach U.S.A., Kanada, Mexiko, Brasilien und Paraguay gerettet. Von all diesen Splittern hat scheint's in der Gegenwart wohl nur der nach dem Chaco verschlagene die Möglichkeit, die alte Entwickelungslinie unter neuen Verhältnissen fortzusetzen, da die Mennoniten heute wohl nirgends solche Freiheiten genießen wie in Paraguay. Daraus erwachsen für uns Mennoniten in Fernheim aber ungeheure Aufgaben unserer Gemeinschaft gegenüber. Wenn wir glauben, dass wir von höherer Hand in den Chaco geführt wurden, dann müssen wir auch glauben, dass von Gottes Seite damit gewisse Absichten uns gegenüber verbunden sind. Gott hat uns im Chaco Aufgaben gestellt, die wir erfüllen sollen. Zu diesen Aufgaben gehört meiner Überzeugung nach auch die Pflege und Weiterentwicklung des in Preußen und Rußland gewordenen Mennonitentums“. - Kliewer fährt dann fort: „Möge denn auch der 18. Januar 1935 (gemeint ist der 410 Gedenktag der Gründung unserer Gemeinschaft. Der Verf.) uns in besonderer Weise eine Mahnung sein zu unserer Pflicht, die uns im Rückblick auf den Leidensweg unsere Brüder als Parole diene. Seid eurer Väter wert!“-

Von Marburg a. d. Lahn ging Fritz Kliewer nach Berlin, um dort sein Studium fortzusetzen. Von dort aus schreibt er eine geschichtswissenschaftliche Abhandlung über „Deutsches Bauerntum in der heißen Zone Südamerikas“. Diese Abhandlung brachte das ‘Mennoblatt’ in seinen Ausgaben vom September und Oktober des Jahres 1936.

Nun aber gerät Lehrer Kliewer ganz in den Bann des hoch aufstrebenden „Dritten Reiches“. Er sieht einige Male den Führer und wird von dessen überwältigenden Reden ganz mitgerissen. Mit übersprudelnder Begeisterung schreibt er über diese Erlebnisse, und zwar in der Juni-Ausgabe 1936 des ‘Mennoblattes’ „Der 28. März“ und in der Juli-Nummer desselben Jahres: „Als ich Adolf Hitler zum ersten Mal sah.“

Und in Berlin findet unser Fritz dann auch seine Lebensgefährtin. Es ist diese eine Margarethe Dück, eine sehr kluge und gebildete Frau. Sie ist Lehrerin und Kindergärtnerin und ist ungefähr fünf Jahre älter als er. Doch was tut's, wenn sich ihre Herzen in Liebe entgegenschlagen? Am 21. März 1937 reichen sie sich in einem feierlichen Akt die Hände fürs Leben. Über die Hochzeit schreibt Horst Quiring, Prediger an der Mennoniten Gemeinde zu Berlin in der Mai - Juni Ausgabe 1937 des ‘Mennoblattes’ folgende Worte: „Ist es an und für sich schon ein denkwürdiges Ereignis, wenn ein Paar den Bund fürs Leben schließt, wieviel mehr, wenn durch eine Trauung Menschen aus verschiedenen Erdteilen zueinander finden. Es war für die Mennonitengemeinde zu Berlin ein wirklich historisches Ereignis, dass ein Glied aus ihrer Mitte, Jugendleiterin Grete Dück durch die Heirat mit Lehrer Fritz Kliewer, beide bei den Mennoniten Deutschlands bestens bekannt, gewillt ist, in den Chaco zu ziehen, um dort für Deutschtum und Mennonitentum zu wirken. Die Beteiligung der Gemeinde und des weiteren Freundeskreises zeugte denn auch von der regen Anteilnahme, die man dem Paar entgegenbrachte. Auffallend und einzigartig waren die Scharen der kleinen Kinder, die Grete Dück im Kindergarten betreute und die nun an Hand ihrer Eltern den allerlebhaftesten Anteil nahmen an dem Geschick ihrer Lehrerin. Es wisperte und raunte in dem schön geschmückten Kirchensaal von alle den Kinder-

stimmchen, die die Zeit gar nicht abwarten konnten, bis sie ihren gut einstudierten Glückwunsch anbringen und ihr Sträußchen überreichen konnten.

Die Trauung nahm Prof. Unruh vor. Man spürte aus seiner Predigt die innere Verbundenheit mit dem Paar, erwachsen aus der gemeinsamen Arbeit am Deutschen Mennonitentum aus aller Welt. Als Text lag Apgesch. 20, 35 zugrunde: „Geben ist seliger als Nehmen“. Dieses Wort ist kein bloßer moralischer Ratschlag, sondern eine Gabe, ein Geschenk. Es ist ja von Christus selbst vorgelebt worden, er, der selbst ein Geschenk des lebendigen Gottes ist.

Zu geben und zu schenken haben beide in ihrem Leben gelernt, Fritz Kliewer in seiner Arbeit für das Deutsche Mennonitentum in Fernheim, wobei wir immer den Eindruck hatten, dass er mehr an Fernheim als an sich selbst denkt, Grete Dück in ihrer selbstlosen Arbeit als Lehrerin und Kindergärtnerin.

Über aller kommenden Sorge steht das Wort vom Geben und Schenken. „Wenn Gott bereit ist zu geben, dann dürft ihr ganz getrost sein. Frau Sorge wird auch unter Eurem Dach Wohnung nehmen. Göthe lässt Faust sagen, die Sorge finde auch durch die verschlossene Tür, durch das Schlüsselloch ins Haus. Eines kann die Sorge verscheuchen, wenn wir Gott für unsere Sorge sorgen lassen.“

Prof. Unruh schloß die Predigt mit der Erinnerung daran, dass in der Ehe sich Himmel und Erde berühren. „Gott hat sie beide geschaffen und wenn wir hinauswandern und sehen die Horizontlinie, dann können wir daran erinnert werden, dass sie zusammengehören.“

Wir standen alle unter dem Eindruck, dass diese Trauung sich weit über die Alltäglichkeit erhob. Es war zugleich eine Segnung für den Dienst an unseren Brüdern da draußen. Ihnen in ihrem Kampf um ihr Eigenstes zu helfen, ist die größte Aufgabe, die sich Fritz Kliewer und seine Gattin gestellt haben. Unsere besten Wünsche geleiten sie auf ihrem schweren Wege. Sie sollen immer dessen eingedenk sein, dass die Stammesheimat in Gedanken und in der Fürbitte immer bei ihnen ist.

Horst Quiring“.

Aus den anfänglichen drei Jahren, die für das Studium vorgesehen worden waren, wurden es fünf lange Jahre, die dasselbe erforderte. Doch dann konnte es mit vollem Erfolg abgeschlossen werden und Fritz konnte für sich seinen Doktortitel (Doktor der Philosophie) erwerben. Seine Doktorarbeit war ein umfangreiches historisch-wissenschaftliches Werk, welches die Geschichte des Landes Paraguay im Herzen Südamerikas zum Gegenstand hatte.

Und dann kam endlich in der Juni-Ausgabe 1939 des ‘Mennoblattes’ eine Anzeige, welche die Ankunft der Familie Kliewer in Filadelfia, Fernheim, meldete. Kliewers waren nun nicht mehr allein, sondern sie brachten auch einen gesunden Buben von Berlin mit. Wie werden sie, besonders Frau Kliewer, die bisher nur Großstadtluft geatmet hat, sich hier im weltenfernen Chaco, in dieser Hitze und in dieser tropischen Wildnis einleben mit all ihren Widerwärtigkeiten und Entbehrungen?

Das war ja auch ihre große Sorge. Und siehe da, es war gar nicht so schwierig. Frau Kliewer fand ein großes Arbeitsfeld vor, welches sie derart in Anspruch nahm und ihren

Geist so ganz ausfüllte, dass sie darüber alles Schwere der ungewohnten Verhältnisse vergessen konnte und ganz in der Arbeit aufging.

Auch für Herrn Kliewer tat sich ein sehr breiter Wirkungskreis auf. Die Fortbildungsschule war nun nicht mehr in Schönwiese, sondern sie war inzwischen nach Filadelfia, dem Zentrum der Kolonie Fernheim, übergeführt und in einem sehr stattlichen Schulhause untergebracht worden, welches zusammen mit Internats für Knaben und Mädchen und mit Wohnungen für die Lehrer erbaut worden war. Vom Kolonieamt wurde Herrn Kliewer nun die Leitung der Schule übertragen. Auch wurde, da die entsprechenden Lehrkräfte nun da waren, bald ein pädagogischer Kursus eröffnet und an die Schule angeschlossen. Lange schon war dieser Plan gefaßt worden, da die Notwendigkeit, junge Lehrer heranzubilden, immer dringender wurde. Endlich konnte nun der Plan zur Wirklichkeit werden, da sowohl Herr Kliewer, als auch seine Frau die genügende Geistesausrüstung von Deutschland mitgebracht hatten.

Der Lehrplan in der Schule wurde um ein Erhebliches erweitert, und es wurde auch nach dem Muster des „Neuen Deutschland“ große Betonung auf Sport und Leibesübungen gelegt. Eiserne Disziplin wurde eingeführt und nach dem Beispiel des „Dritten Reiches“ wurden Geist und Körper der Schüler trainiert und gestählt. Dieses war für Fernheim etwas ganz Neues und mancher Siedler verfolgte mit Skepsis und innerer Unruhe den Gang dieser Entwicklung. Aber die Schüler, obzwar sie geistig und körperlich auf das Äußerste angespannt wurden, liebten und verehrten ihre Lehrer und wurden derart mitgerissen, dass sie wohl für diese durchs Feuer gegangen wären, wo solches sich als notwendig erwiesen hätte. Außer das Ehepaar Kliewer unterrichtete zu der Zeit an der Schule auch Lehrer Abram Harder, der mit Familie ebenfalls vor nicht langer Zeit aus Deutschland gekommen war.

Ein ganz neuer Geist kam in die Schule und durch diese in die Kolonie Fernheim. Es setzte bei vielen ein Umdenken ein, gleichsam ein neues Erwachen. Alte Vorstellungen und Vorurteile wurden fallen gelassen und neue Weltanschauungen und Gedankengänge traten an ihre Stelle. Dem Geist des „Neuen Deutschland“ wurden Tür und Tor geöffnet. Davon machte zu Anfang auch das ‘Mennoblatt’ keine Ausnahme. Auch dort verspürt man deutlich einen neuen Ton aus den Artikeln und Beiträgen herausklingen. Viele Beiträge lassen helle Begeisterung für das „Neue Deutschland“ und dessen „Neues Denken“ durchblicken. Nachher kam es dann freilich ganz anders und es setzte eine Rückschaltung ein.

Neben ihrem Beruf als Lehrerin und Erzieherin an der Zentralschule und am Pädagogischen Kursus, wo sie ihrem Mann nach Kräften bei der Heranbildung junger Lehrer behilflich war, eröffnete Frau Kliewer einen Kindergarten (für Fernheim wiederum etwas neues) und gab jungen Mädchen Unterricht im Haushalt. Und der eigene Haushalt mußte auch geführt und die Kinder (allmählich kamen außer dem aus Deutschland mitgebrachten noch zwei andere Buben dazu) mußten gepflegt und betreut werden. So war Frau Kliewer immer und allezeit beschäftigt. Das hinderte sie aber nicht daran, auch an der Gestaltung des ‘Mennoblattes’ noch aktiv mitzuarbeiten. Sie errichtete im ‘Mennoblatt’ eine Frauenekke und hat in den ersten Jahren sehr gediegene und zum Teil äußerst lehrreiche Beiträge

für dieselbe geschrieben wie beispielsweise folgende: „Muß schon der Säugling erzogen werden?“ Februar 1940, und „Die Körperpflege des Säuglings“. März 1940.

In ihrem ersten Beitrag im Juli 1939 „Meine ersten Eindrücke im Chaco“ drückt Frau Kliewer ihr Unbehagen, ja ihr Erschrecken über vieles aus, was ihr zu Anfang so völlig fremd war. Aber sie spricht auch ihren Dank aus für liebende Hände, die sich ihrer so hilfsbereit angenommen haben. Auch das Wetter hat sie so „herrlich zum Eingewöhnen“ gefunden.

Sehr aufmunternd und anerkennend spricht sich Frau Kliewer in ihrem Beitrag vom Oktober 1939 „Fernheimer Krankenhaus“ aus, in welchem sie unter anderem folgenderweise ihren Gefühlen Ausdruck gibt:“.....Und mir gerade muß es geschehen, dass ich nach Fernheim verschlagen werde, in den letzten Winkel der Welt, und das Krankenhaus aufsuchen muß. Glaubt Ihr mir wohl, dass ich etwas ängstlich und mißtrauisch war? Wie wird das hier sein? Was werde ich hier erleben? Zwar liegt das Krankenhaus mit seinem breiten Schattendach sehr stattlich und einladend da, aber wird dem Äußeren das Innere entsprechen, werden Fürsorge und Pflege so sein, dass man sich wohl fühlt und wirklich wieder gesund wird?

Ich will Euch nicht vorenthalten, was ich erlebt habe: Ihr habt ein Krankenhaus, Fernheimer, das sich mit jedem deutschen Krankenhaus messen kann. Nicht, was die Vollständigkeit der Ausstattung anbelangt, wohl aber, was die Art der Arbeit betrifft. Ich glaube Ihr wißt gar nicht dass Ihr in Eurer Kolonie einen Schatz habt, an dem jeder teilhaben kann: Euer Krankenhaus. So gut wie hier bin ich selbst in Deutschland nicht gepflegt worden.....“ Und weiter unten fährt sie fort: „Fernheimer, wißt Ihr wohl, wieviel Stunden hier täglich gearbeitet wird? Wißt Ihr, wie oft die Nachtruhe unterbrochen oder ganz geopfert wird?“.... Und der Beitrag schließt mit den ergreifenden Worten:“..... Ich jedenfalls bin unendlich dankbar gewesen, hier so ein gutes Krankenhaus vorzufinden, und deshalb wünsche ich, es möge noch vielen Fernheimern zum Segen werden.“

Inzwischen zog ein dunkles Wetterleuchten am politischen Himmel auf, und in den letzten Monaten des Jahres 1939 entbrannte der zweite Weltkrieg, der größte und grauenhafteste Krieg, den die Welt je gesehen hat, und dessen Auswirkungen auch heute, nach fast 30 Jahren, noch deutlich spürbar sind. Der Krieg setzte, wie allgemein bekannt, die ganze Welt in Bewegung, und es gibt wohl kaum ein Land auf dieser Erde, das ihn nicht zu spüren bekam und nicht irgendwie Stellung zu diesem Krieg genommen hätte, weil er nicht ein Eroberungskrieg war, wie wohl fast alle bisherigen Kriege es gewesen waren, sondern weil hier Ideen und Weltanschauungen aufeinander prallten und die Glut der Leidenschaften unter den Völkern entfachten. Dieser Krieg kennt, wie es wohl jeder weiß, seinesgleichen nicht in der Weltgeschichte.

Der Nationalismus, der in Deutschland durch den ungeheuren wirtschaftlichen Aufstieg gewaltsam entfacht und vielleicht bereits überbetont worden war, wurde nun politisch ausgewertet und von den führenden Männern des „Dritten Reiches“ durch kluge und geschickte Propaganda derart auf die Spitze getrieben, dass er, insbesondere an der anfänglichen blitzartigen und riesenhaften Erfolge der Deutschen Wehrmacht, förmlich zu einer gefährlichen Lawine heranwuchs.

Dieses stolze Nationalempfinden wurde bald Allgemeingut aller Deutschen, auch all derer, die ferne im Auslande lebten. Auch auf die deutschstämmigen Mennoniten im Chaco von Paraguay griff es über und fand insonderheit an der Fortbildungs- oder Zentralschule Fernheims seine Pflegestätte.

Die Siedler hatten sich schon früher zu einem Bund Deutscher Mennoniten in Paraguay zusammengeschlossen, suchten durch diesen Anschluß an den Deutschen Volksbund für Paraguay, den sie auch fanden, und pflegten Beziehungen mit dem Verein für das Deutschtum im Ausland, der seinen Sitz in Stuttgart hatte, wodurch viel Literatur aus dem „Neuen Deutschland“ in die Bibliothek der Zentralschule und in die Kolonie floß.

Der Hitlergruß wurde eingeführt und man hörte Parolen, wie: „Kraft durch Freude“, „Gemeinnutz vor Eigennutz“ und andere. Auch das Deutschlandslied wurde bei verschiedenen Anlässen laut und kräftig versungen, wobei feierlich die rechte Hand wie beim Hitlergruß erhoben wurde. Allabendlich versammelte man sich um das Radio und hörte gespannt die Nachrichten vom Deutschen Nachrichtendienst und von den Kriegs Schauplätzen. Das Hakenkreuz und die Schwarz-Weiß-Rote Fahne des „Dritten Reiches“ waren in Fernheim sehr gut bekannt.

Als dann aber die Verehrung des Führers in Deutschland fast bis zur Vergötterung anstieg und als hin und her Gerüchte von Konzentrationslagern und Judenverfolgungen im „Dritten Reich“ nach Fernheim herüberdrangen, da wurden viele Siedler nachdenklich.

Auch wurden nun die Erfolgsmeldungen der Deutschen Wehrmacht immer spärlicher. Auch schlossen sich immer mehr Staaten und Regierungen den Alliierten Mächten an zu gemeinsamem Kampf gegen das „Dritte Reich“, zuletzt auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und auch unser Gastland Paraguay.

Das alles bewirkte bei einem erheblichen Teil der Siedler Fernheims nach und nach einen Umbruch und ein Rückschwenken ihrer Gesinnungen, wodurch dieser Teil von der Gegenseite, die den Gerüchten und Meldungen nicht glaubten und sie für gehässige Propaganda der Alliierten Mächte ansahen, die „Antivölkische Gruppe“ genannt wurde im Gegensatz zu der „Völkischen Gruppe“.

Es entwickelte sich nun allmählich eine Feindschaft zwischen diesen zwei Gruppen, welche, durch Leidenschaften genährt, immer mehr anstieg und empfindlicher wurde. Diese Feindschaft griff auf alle Schichten der Bevölkerung der kleinen Kolonie Fernheim über und drang auch in die Gemeinden ein, so dass auch Gemeindeglieder und selbst Prediger sich gegenseitig nicht mehr verstehen konnten. Es entbrannte ein förmlicher Kampf.

Dieser Kampf wurde immer heftiger geführt, trotzdem, dass immer wieder Kolonieversammlungen, Gemeindeberatungen und sogenannte Bruderschaften abgehalten wurden, um ihn beizulegen oder doch wenigstens zu besänftigen.

Von den Informationsdienststellen des „Dritten Reiches“ wurden durch den Sender immer alarmierendere Nachrichten ausgestrahlt von brutalen nordamerikanischen und englischen Bombenangriffen auf deutsche Städte und damit auf die zivile Bevölkerung. Es hieß, dass ganze Städte förmlich ausgebombt worden seien und dass der Schrecken groß sei.

Verstört durch diese erschütternden Meldungen machte sich in der sogenannten „völkischen Gruppe“ eine ungeheure Nervosität und Erbitterung bemerkbar, und sie beschuldigten (ob zu Recht oder Unrecht, sei dahingestellt) die „Antivölkische Gruppe“, es mit Nordamerika zu halten und damit Verrat am Deutschen Volk zu begehen.

Am 11-ten März 1944, der berüchtigten „Märznacht“, wohl der schwärzesten Nacht in der Geschichte Fernheims, fand die Feindschaft zwischen den zwei Gruppen ihren Höhepunkt. In dieser Märznacht standen sich „Völkische“ und „Antivölkische“ haßerfüllt gegenüber. Es wäre sehr wahrscheinlich zum Äußersten gekommen, wenn nicht der Oberschulze der Kolonie, Herr Julius Legiehn, sich eingeschaltet und die Gruppe, zu der er sich zählte, inständig gebeten hätte, doch ja von Gewaltakten abzusehen und lieber nach Hause zu fahren, bezw. zu gehen.

Die dringenden Bitten und Vorstellungen des Oberhauptes der Kolonie vermochten im letzten Augenblick die erregten Gemüter in Schach zu halten, ohne die es vielleicht zu schweren Tätlichkeiten gekommen wäre, was eventuell gar Blutvergießen nicht ausgeschaltet hätte. Es kam dann doch noch zu einigen kleineren Prügeleien, jedoch das Schlimmste konnte durch die Bitten des Herrn Legiehn abgewendet werden.

Die Initiative zu diesem März Zusammenstoß kam von der „Völkischen Gruppe“.

Das geschilderte Einschreiten des Kolonievorstehers hatte die aufgepeitschten Gemüter zwar damals in Schach gehalten, aber nicht besänftigt. Die Feindschaft glomm und der Kampf ging weiter.

Nicht lange nach diesen Ereignissen entstand ein folgenschwerer Riß in der Fernheimer Mennoniten Brüdergemeinde. Die Gemeinde löst sich auf und es werden, den verschiedenen Anschauungen gemäß, zwei verschiedene Gemeinden gegründet, welche man die „Lichtfelder“ und die „Schönwieser“ Lokalen nennt. Jede Lokale wird als selbständig erklärt.

Über die Auflösung lesen wir im Protokoll einer Bruderberatung vom 21. Mai 1944 unter anderem folgendes:

„Es geht um das wehrhafte Moment. Man verhandelt über den Sinn der Wehrlosigkeit. Es wird festgestellt, dass ein Teil der Bruderschaft für Zusammenhalten der Gemeinde ist, mit Beibehaltung verschiedener Erkenntnisse. Der andere Teil glaubt, nicht weiter im Segen zusammenarbeiten zu können der verschiedenen Einstellung wegen.

Da beide Teile beharrlich auf ihren Ansichten bestehen, legt Br. Gerhard Balzer schweren Herzens sein Amt als Leiter der Gemeinde nieder, es damit begründend, dass er die Verantwortung nicht länger tragen könne. Bruder Balzer meldet seinen Rücktritt an....“ Und weiter unten: „Es wird der ganzen bisherigen Fernheimer Brüdergemeinde anempfohlen, in nächster Zukunft über die Teilung in zwei Lokalen zu verhandeln, eventuell, indem die früher bestehende Schönwieser Lokale wieder neu eröffnet wird.“ (Bemerkung hierzu: Die einstige Schönwieser Lokale war damals in Wirklichkeit nichts anderes gewesen als eine Filiale der Fernheimer Menn. Br. -Gemeinde. Der Verf.) Die Trennung der größten Gemeinde Fernheims war nun vollzogen. Die Glut der Feindschaft schwelte weiter.

Gar nicht lange nach diesem holte die „Antivölkische Gruppe“ als Antwort auf die Ereignisse des Märzmonats zu einem Gegenschlag aus, und zwar zu einem sehr empfindlichen Gegenschlag. Sie rief vermittels der zur Zeit in Fernheim weilenden Vertreter nordamerikanischer Mennonitischer Organisationen die Amerikanische Botschaft in Asunción um Hilfe an. Diese ihrerseits verständigte die entsprechenden Regierungsstellen des Landes, und bald darauf fuhr von der Chaco Hauptstadt Mariscal Estigarribia ein Militärkraftwagen in Filadelfia ein.

Lehrer Fritz Kliewer und der Oberschule der Kolonie, Julius Legiehn, wurden aufgefordert, eiligst ihre notwendigsten Sachen zu packen und sich mit ihren Familien zur Reise fertig zu machen. Es ging in die Verbannung. -- Eine ungeheure Lähmung bemächtigte sich der Siedler.

Kliewer und Legiehn wurden nach Asunción befördert, und von da ging es weiter bis Nueva Italia, einem kleinen Städtchen im paraguayischen Urwald, wo sie inhaftiert wurden. Es war das ein richtiger Verbannungsort.

Was Frau Kliewer betrifft, so durfte sie diese Schmach und diesen Leidensweg nicht mitmachen. Sie war bereits nicht mehr unter den Lebenden. Überforderung in ihrer vielseitigen Arbeit, sowie die Wirren in der Kolonie, die mancherlei Anschuldigungen und Anfeindungen, und nicht zuletzt der abgrundtiefe Leidensweg ihres geliebten Vaterlandes in dem mörderischen Völkerringen, alles das hatte ihre schwache Gesundheit unterwühlt. Sie brach förmlich unter der schweren Last zusammen. Eine tückische Thyphuskrankheit warf sie nieder und am 24. Dezember 1943, am Tag vor Weihnachten, starb sie. Sie sank in ein frühes Grab, aber nach einem reich ausgefüllten und der Gemeinschaft gewidmeten Leben.

Da in den Tropen der großen Hitze wegen die Leichen möglichst schnell bestattet werden müssen, so fand das Begräbnis am Morgen des Weihnachtsfestes statt. Eine große Menschenmenge geleitete den Sarg zum Friedhof und eine tiefe Trauer ging durch die ganze Kolonie.

Ich (Schreiber dieses) verfaßte in Gedichtsform einen Nachruf, welcher der damaligen großen Zerrissenheit Fernheims wegen nicht an die Öffentlichkeit gelangte.

(Siehe vorhergehendes Gedicht zum Tod von Frau Kliewer)

Von den Kriegsschauplätzen und den Deutschen Nachrichtenstellen drangen über das Radio immer bedrückendere Nachrichten zu uns herüber. Bis dann in der ersten Hälfte des Jahres 1945 im Rundfunk die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Volkes und damit die völlige Niederschlagung des „Dritten Reiches“ gemeldet wurde.

Ein Erschüttern ging durch aller Herzen. Und eine schmerzhafte Ernüchterung setzte ein. - Nun war der schöne Traum von einem großen Deutschland, das den Kommunismus bezwingen würde und das uns dann bald alle aus dieser graugrünen Hölle in das schöne Mutterland zurückrufen und mit offenen Armen empfangen würde, wo wir dann für uns eine neue Heimat aufbauen könnten, ausgeträumt, und zwar ein für alle mal. Nun sahen die

Bewohner Fernheims sich der rauhen Wirklichkeit gegenüber, und es gab anscheinend gar keinen Lichtblick mehr in die Zukunft. Was nun??

Ganz allmählich merkten wir jedoch, dass uns dieser göttliche Weg zum Heil gereichen sollte. Die Leidenschaften legten sich, weil sie gar keine Nahrung mehr fanden, und die Herzen konnten sich nach und nach wieder zusammenfinden. Die Menschen taten Buße über ihre Verirrungen und konnten sich nun gegenseitig wieder freier in die Augen schauen.

Auch in der Mennoniten Brüdergemeinde konnte in den letzten Monaten des Jahres 1947 unter der Vermittlung von Br. B.B. Janz aus Kanada, der die Gemeindeversammlung leitete, eine allgemeine Aussöhnung erzielt werden. Die Lichtfelder und Schönwieser Lokalen konnten sich vereinigen und sich wieder zusammenschließen, und zwar zu einer großen Filadelfia Mennoniten Brüdergemeinde. Nun war der Friede in Fernheim wieder hergestellt, was jedermann dankend begrüßte.

Über Dr. Fritz Kliewer und Herrn Julius Legiehn kann ich in ganz groben Zügen nur noch folgendes sagen, da mir über das Weitere nur mehr äußerst wenig Material zur Verfügung steht.

Ihr Exil, zu Anfang äußerst fest, wurde nach und nach gelockert und ihren wurde allmählich gestattet, dann und wann bis Asunción oder gar bis zur mennonitischen Kolonie Friesland zu fahren. Legiehns Tochter Elsi, die nachmalige Frau des neuen Schriftleiters des ‘Mennoblattes’, Lehrer Peter Klassen, durfte mit Erlaubnis der Militärstellen einen Posten als Lehrerin in Friesland antreten.

Und am 18. Februar 1945 durfte Dr. Kliewer sich mit Fräulein Melita Legiehn, der Tochter von Julius Legiehn, die Hand zum neuen Ehebund reichen. Sie durften in der Kolonie Friesland kirchlich getraut werden.

In diesem Ehebund fand Lehrer Kliewer Ersatz für das, was er an seiner ersten Frau durch deren Tod verloren hatte. Zwei Kinder wurden ihnen in dieser Ehe geboren: Horst-Günther, ein Sohn, und Gudrun, eine Tochter.

Und endlich wurde von den Regierungsstellen auch das Exil ganz aufgehoben, wohl in der zweiten Hälfte des Jahres 1947. Kliewer und Legiehn siedelten nun, nach einem Exil von fast drei und einhalb Jahren, nach Asunción über. Legiehn fuhr dann Ende 1947 unverzüglich nach Fernheim und söhnte sich aus mit Kolonie und Gemeinde.

Im Jahre 1952 gingen Dr. Kliewer und Julius Legiehn zusammen mit ihren Familien und in Begleitung von Dr. Postma, einem Mann, der durch seine Schriften heute in der mennonitischen Welt weit und breit bekannt ist, nach Neu-Witmarsum, Parana, Brasilien. Sie gründeten dort nach dem Muster Fernheims eine Fortbildungs- oder Zentralschule

Nun war es Dr. Fritz Kliewer vergönnt, noch einmal eine rege Tätigkeit zu entfalten, und er fand darin eine Entschädigung für viele Entbehrungen und Schicksalsschläge. Er wurde allgemein geliebt und geachtet, und man übertrug ihm auch bald die Schriftleitung an der brasilianisch-mennonitischen Zeitschrift „Bibel und Pflug“. Im Feuer geläutert konnte er nun im wahrsten Sinne des Wortes der Gemeinschaft und der heranwachsenden Genera-

tion ein Segen werden. Er war nun innerlich zur Ruhe gekommen nach der großen Unrast der verflossenen Jahre.

Doch nicht lange sollte dieses emsige Schaffen und dieses stille Glück währen. Zu sehr hatten sich seine Kräfte aufgerieben in den schweren Kampfesjahren der völkischen Bewegung. Zu sehr hatte er damals in Fernheim, Paraguay, und nachher in der mehr als dreijährigen Verbannung gelitten. Ganz unerwartet starb er am 7. Juni des Jahres 1956 und ganz plötzlich, wohl an Herzschlag.

Die Zentralschule, die er gegründet und in so kurzer Zeit hoch gebracht hatte, wurde nun von den dankbaren Siedlern Neu-Witmarsums zu seiner Ehre und zu seinem Gedenken nach seinem Namen „Fritz Kliewer-Schule“ genannt.

V. Familiäre und berufliche Reifezeit 1945 - 67

A. Mitarbeit am Aufbau Fernheims

Vor 25 Jahren

(Auszüge aus einem Revisionsbericht für die Fernheimer Jahressitzung am 3. Februar 1955 von Abram Löwen, erschienen im ‘Mennoblatt’ April 1955)

Die Kolonie Fernheim trifft gegenwärtig Vorbereitungen für die Jubiläumsfeier ihres 25 jährigen Bestehens, die in etlichen Monaten stattfinden soll. Das veranlaßt manchen von uns, einen Rückblick zu tun auf die Zeit unserer Ankunft hier im Chaco, auf die Gründung unserer Kolonie, auf die ersten Anfänge hier und zuletzt auf unsere kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung in den 25 Jahren unseres Hierseins.

Aber auch unseres kooperativen Zusammenschlusses gleich zu Anfang der Koloniegründung gedenken wir; und es sei mir gestattet, einleitend zur Verlesung der langweiligen Zahlen hier ganz kurz auf den Zusammenschluß und die Entwicklung unserer kooperativen und industriellen Koloniewirtschaft zu kommen. Diese Koloniewirtschaft ist fast so alt, wie die Kolonie selber, oder, ich möchte fast sagen, sie ist älter als dieselbe, denn schon in Deutschland wurde der Grund zu unserer Koloniewirtschaft, zu unserem kooperativen Zusammenschluß gelegt. Es ist uns noch allen gut in Erinnerung, dass in Deutschland die Maschinen für unser Industriewerk, der Dampfkessel, der Gatter, die Ölpresse u.a. gekauft wurden. Auch Blech brachten wir zur Deckung unserer Kolonie Häuser, Krankenhaus, Industriewerk und Kooperative. Die Bücher für die komplette Buchführung wurden ebenfalls in Hamburg gekauft und nach hier mitgebracht. Also, der Grund wurde in Deutschland gelegt. - Und im Chaco begann bald, nachdem jeder für sich u. seine Familie im Bittergras sein kleines Unterkommen geschaffen hatte, ein emsiges Arbeiten und Bau-

en an den Koloniehäusern. Es fand eine Koloniesitzung nach der anderen statt, auf denen die Richtlinien für unseren Zusammenschluß, für Kooperative, Krankenhaus und Zentralschule ausgearbeitet wurden. Und ganz merkwürdig: Wo doch in aller Welt die Genossenschaften, Aktien Gesellschaften und andere Vereinigungen am Anfang ihrer Tätigkeit ein Gründungskapital zusammenlegen, durch welches ihr Handel- und industrietechnischer Aufschwung ermöglicht wird, mußte Fernheim mit seiner Koloniewirtschaft ganz ohne Gründungskapital beginnen.

In Trebol, nahe bei Lichtfelde, des ersten Dorfes unserer Siedlung baute das Militär zu Anfang des Chacokrieges einen Stützpunkt, und hier fand unsere Kooperative in einer einfachen Erdhütte ihre erste Unterkunft. Von hier aus fand auch die Verpflegung der ersten Siedler und auch der nachfolgenden Gruppen durch die Corporación Paraguaya statt. Eine andere Hütte diente als Büro für die Kolonie- u. Kooperativ Verwaltung, u. auch die Buchführung des Ganzen hatte hier ihr Kontor. Es herrschte in Trebol ein reges Treiben, Militär und Offiziere stationierten in reicher Anzahl dortselbst, und täglich kam neues Militär an, um weiter dem fernen Kriegsschauplatz zuzustreben. Die Militär Camione waren immer überfüllt. Und auf hohen zweiräderigen Ochsenkarreten zog der Nachschub für die Verpflegung des Frontmilitärs vorbei. Daneben rasselten die mit Ochsen bespannten Bretterwagen der Siedler zur Corporación Paraguaya, um sich ihre Verpflegung zu holen und nebenbei kleine Einkäufe zu machen. Auch ein kleiner Markt wurde in Trebol eröffnet, wo einmal in der Woche Gebäck u. andere Kleinigkeiten an das Militär feilgeboten wurden. Dabei konnte es vorkommen, dass die Soldaten das Gebäck ohne Bezahlung von den Siedlern abholten, es einfach entwendeten.

Bald schritt die junge Kolonie an die Gründung der Stadt Philadelphia. Nun wuchsen bald für unsere damaligen Begriffe „gewaltige“ Häuser aus der Erde empor. Es entstand das Sägewerk und bald darauf die Kooperative, das heutige alte Warenlager. Da kein Gründungs Kapital vorhanden war, so wurde eine Arbeitspflicht eingeführt. Jeder Siedler mußte eine enorme Anzahl Tage an den Koloniehäusern an Buschschlagen, Zäune setzen und Anderes mehr, arbeiten, und so konnten, wie auch mit Hilfe der Indianer, die mit einigen Lebensmitteln entlöhnt wurden, fast ohne Geld die ersten Anfänge unserer Koloniewirtschaft geschaffen werden. Man trat dann auch an den Bau des Krankenhauses hinan, wozu es namhafte Dollar Zuschüsse von Nordamerika gab. Und auch der Bau des zweistöckigen Koloniehauses, sowie der Zentralschule in Schönwiese wurde bald begonnen.

Dies waren kurz gefaßt die ersten Anfänge unserer heutigen Koloniewirtschaft. Wir haben im Laufe der Jahre reiche Geld Unterstützungen vom Norden erhalten, wofür wir sehr dankbar sind. Doch in erster Linie dürfen wir es nächst Gott wohl unserem eisernen Willen, unserem Fleiß und unserer Einsatzbereitschaft für das gemeinsame Werk danken, welche in eigener Not und im Daseinskampf jedes Einzelnen uns so Großes ermöglichten und wodurch allein die schweren Anfänge unserer Siedlung und unsres kulturellen Aufbaus überwunden werden konnten. Und beim Rückblick auf die schweren Anfänge treten in unser Blickfeld Personen, die damals führend beim Aufbau waren und auf denen die ganze Verantwortung für das Gelingen und Gedeihen des Kolonieunternehmens lag. Manche dieser Personen leben noch unter uns, und wir wissen noch alle um ihre damaligen schweren Pflichten und um ihren selbstlosen Einsatz. Wir wollen ihnen innerlich

dankbar sein, doch sie hier nicht namentlich nennen. Andere sind inzwischen gestorben und ruhen nun gleichsam von ihren schweren und umfangreichen Werken. Noch andere sind weggezogen und wohnen gegenwärtig im östlichen Paraguay oder sonstwo.

Ich kann nicht umhin, hier einige Namen der verstorbenen oder auch weggezogenen führenden Männer der Anfangsjahre unseres kooperativen Zusammenschlusses zu nennen, denen wir ein würdiges Gedenken schuldig sind.

In erster Linie gedenken wir des lieben alten Herrn Professor Unruh, Deutschland, der sich verbissen für unseren Zusammenschluß einsetzte und eigenhändig den Einkauf der oben erwähnten Maschinen und des Blechs für Industriewerk, Kooperative und Krankenhaus bei einer großen Hamburger Firma leitete.

Dann denken wir an Herrn Franz Heinrichs, den ersten Leiter unserer Kooperative, sowie an Herrn Wilhelm Harms den Leiter des Industriewerkes. Ich höre im Geiste noch seine laute und befehlende Stimme das Summen und Klappern der damaligen Industrie Maschinen übertönen. Wir denken an den alten Onkel Gerhard Isaak, den ersten Krankenhaus Vater. Dann tritt vor unser Auge der alte Herr David Neufeld, der treu in der Kooperative seinen Dienst als Verkäufer verrichtete. Sein Sohn David, der Krüppel, war lange Jahre unser Kolonieschreiber. Nachher übernahm der liebe Lehrer Heinrich Pauls diesen Dienst. Wir denken an Herrn Johann Funk den ersten Buchhalter der Kooperative. In lebhafter Erinnerung steht auch noch der langjährige Oberschulze Herr Jakob W. Siemens.

Dieses kurze Namensverzeichnis mag hier genügen. Im Geiste kann jeder für sich das Verzeichnis verlängern, durch die Jahre hindurch bis zur Gegenwart. Wohl alle Männer ohne Ausnahme, die in den verflossenen 25 Jahren an leitender Stelle standen, u. heute noch stehen, haben jeder in seinem Teil dazu beigetragen, dass unser Kolonie Unternehmen, das in den ersten Jahren solche bescheidene und schwere Anfänge hatte, heute so vielgestaltig dasteht u. ein ganz großes Kapital aufweist, zu unser aller Wohl und zu vielseitiger sozialer Fürsorge. Wir sind diesen Männern ein dankerfülltes Gedenken schuldig.

Erntezeit in den Chacokolonien

(Mennoblatt Nr. 5, 1956, S. 5)

Wieder bietet der Chaco uns den Ertrag seiner Ernte dar. Die drei Chacokolonien stehen im Zeichen der Erntearbeit. Alles ist auf den Beinen; die Leute in den Dörfern schaffen von früh bis spät, um ja die kostbare Zeit genügend auszunutzen und ja rechtzeitig Alles ins Trockene zu bringen.

Die zwei großen Indianerdörfer bei Filadelfia wie auch alle sonstigen Indianerniederlassungen in und bei den Kolonien stehen fast alle leer und wie ausgestorben da. All die braunen Männer, Weiber und Kinder sind auf den Baumwollfeldern der Chacosiedler verteilt und pflücken fleißig die flaumige weiße Frucht. Es ist allerorten ein reges, emsiges Treiben.

Hochbeladene Baumwollfuhrwerke fahren nach Filadelfia und Sommerfeld, wo in den Entkernungsanlagen die Baumwolle entkernt wird. Die entkernte Faser wird auf großen Lastautos zur Bahn gefahren, von wo sie weiter nach Asunción und von da ins Ausland gebracht wird.

Die Erdnüsse sind bereits abgeerntet. Sie wurden zusammen mit dem Stroh zu großen Haufen aufgeschichtet und warten der Stunde, wo sie mit modernen Dreschmaschinen gedroschen und dann in Ölpressen der Kolonien zu Speiseöl verarbeitet werden, das zum großen Teil nach Außen exportiert wird.

Die Kafirernte fällt mehr mit der Baumwollernte zusammen. Auch dabei werden die Indianer eingesetzt, die mit scharfen Messern die Rispen schneiden, welche auf Bretterwagen in die Speicher gefahren werden. Es ist ein vorzügliches Futter für Pferde, Schweine, und Hühner, aber auch, zu Mehl verarbeitet, ein kräftiges Nahrungsmittel für die Menschen.

So werden in schwerer Arbeit hundertprozentig die Tage ausgefüllt. Mensch und Tier ruhen von ihrer Arbeit, wo nur die Nachtfrösche in den nahen Sümpfen und Lagunen ihr vielstimmiges Orchester zum besten geben und hin und her ein Nachtvogel seine melancholische Weise ertönen läßt. Diese bezaubernden Abende sind so recht zum Nachsinnen angetan. Da sitzt man gerne im Liegestuhl und überdenkt die getane Arbeit, das noch zu Vollbringende und überhaupt den ganzen Wert, den Sinn und den Zweck unserer Chacoexistenz.

Man versucht, auf verschiedene Fragen, die sich einem aufdrängen, die Antwort zu finden. Man läßt die ganze Entwicklung der Chacokolonien, den Werdegang durch die Jahre und die gegenwärtige Situation mit ihren vielen Licht- und Schattenseiten an seinem Geiste vorüberziehen.

Ich möchte versuchen, hier eine kurze Schilderung der gegenwärtigen Lage zu geben. Ich bin mir dabei bewußt, dass ich sachlich sein muß, um die Lichtseiten nicht zu hell und die Schattenseiten nicht zu dunkel zu zeichnen.

Ja, die Chacokolonien heimsen in diesem Jahre eine verhältnismäßig gute Ernte ein. Leider aber bleibt sie in den meisten Ortschaften hinter den zu Anfang gehegten Hoffnungen weit zurück. Wie standen die Felder so vielversprechend da! - Die Regenfälle kamen meistens sehr günstig, und die Aussaat konnte rechtzeitig gemacht werden. Fast kein Ungeziefer hat in diesem Jahre die Pflanzungen geschädigt. Es sah wirklich so aus, als ob eine niedagewesene Ernte den Chacosiedlern zugedacht sei. Doch da setzte mehrere Wochen vor Beginn der Ernte eine verheerende Dürre ein, die schwere Folgen hinterließ. Einige Dörfer waren wieder besonders hart getroffen, so die drei Dörfer der sogenannten Blumentaler Ecke. Diese hatten die ersten Regenfälle viel später erhalten als der Durchschnitt, und die Pflanzen waren daher noch recht jung, als die Dürre einsetzte, und ergaben einen besonders geringen Ertrag.

Ein nicht geringes Erntehindernis stellte sich mitten in der Erntezeit ein, indem nun die nasse Periode der Spätregen durchbrach und das Pflücken der reifen Baumwolle verzögerte. Durch die feuchte Witterung und die vielen Regen verringert sich die Qualität der Baumwolle, und es geht viel teure Faser verloren, indem sie auf die Erde fällt und verfault. Das sind Rückschläge, die sich wiederum nachteilig auswirken werden.

Auch halten die Preise der Erzeugnisse unserer Ernte mit dem rapiden Ansteigen der Preise der Bedarfsartikel lange nicht Schritt. Sehr sorgenvoll schaut besonders derjenige Siedler in die Zukunft, der infolge der sehr geringen Ernte des vorigen Jahres tief in Schulden gekommen ist, bei den vielleicht die diesjährige Ernte die Schuld kaum decken wird. Die Schuldkonten vieler Siedler in unserer Fernheimer Kooperative zeigen ein recht trübes Bild. -

Doch manche Not wird dennoch die diesjährige Ernte beheben und viele Lücken wird sie ausfüllen und zudecken.

Gott hat für uns gesorgt; und bei unserem kooperativen Zusammenschluß wird niemand Hunger leiden dürfen. Wir haben viel Ursache, dem Herrn dankbar zu sein! -

Abram J. Löwen.

Herr und Frau Unruh

(Mennoblatt Nr. 9, Sept. 1956, S. 5)

Sie sind nun von uns gegangen und haben eine Lücke hinterlassen. Sie kamen vor fünf Jahren im Auftrage des MCC aus den USA zu uns herüber und fuhren nun, nachdem sie ihren Auftrag erledigt hatten, zurück in ihre Heimat.

Die Lücke konnte wieder ausgefüllt werden, indem das MCC uns rechtzeitig Ersatz schickte, und zwar in der Person des jungen Herrn Heinrich Lämmlen und seiner Frau. Sie werden nun die Arbeit des Ehepaars Robert Unruh weiterführen.

Und doch ist gewissermaßen eine Lücke geblieben, denn wir hatten Herrn und Frau Unruh in unsere Herzen geschlossen und werden sie noch lange schmerzlich vermissen.

In dem weißgestrichenen Häuschen in Filadelfia, Ecke Bender und Zentraltraße wohnten sie all die Jahre in stiller Zurückgezogenheit. Niemanden taten sie etwas zuleide, und nichts war vorhanden von Groß - und Wichtigtuerei. Und doch strahlte von diesen lieben Menschen ein Segen auf die ganze Kolonie aus, von dem wohl kein Fernheimer unberührt geblieben ist. In nimmermüder Tätigkeit haben die Geschwister das Leben in Fernheim und darüber hinaus in verschiedener Hinsicht wohltuend befruchtet, vielleicht sogar zum Teil umgestaltet.

Herr Unruh war MCC - Vertreter für die Chacokolonien. Seine Hauptaufgabe war aber die Verwaltung unserer Fernheimer Versuchsstation, zumal er Agronom war und vom MCC für diesen Dienst speziell beauftragt wurde. Und unter der Leitung dieses umsichtigen und erfahrenden Mannes war die Versuchsstation anregend, führend und tonangebend für die gesamte Fernheimer Landwirtschaft.

Mit den nämlichen Schwierigkeiten mußte Herr Unruh kämpfen wie jeder Chacobauer. Ameisen, Blattlaus, Raupen, Hitze, Dürre, alles das waren genau die gleichen Probleme für die Station wie für jede Chacowirtschaft. Lange nicht immer gelang es, der vielen Plagen und Schwierigkeiten Herr zu werden. Aber gerade in diesem harten Kampf mit der tropischen Chaconatur bewährte sich die Geduld, die Unermüdlichkeit und Ausdauer des Herrn Unruh, und in immer neuen Versuchen wurde den Schwierigkeiten die Stirn geboten.

Und die nimmermüde Regsamkeit des Herrn Unruh wurde mit schönem Erfolg gekrönt. Davon zeugt neben der Versuchsstation auch fast jede Fernheimer Wirtschaft.

Im Interesse der Milchproduktion hat Herr Unruh uns gezeigt, welche Arten von Futter wir für das Vieh züchten müssen, und wie es verwertet werden kann, immer den klimatischen Verhältnissen Rechnung tragend. Das einfache Kafirstroh gibt ein sehr kräftiges und nahrhaftes Futter, indem man es in Silos einmacht und so für den Winter aufbewahrt. Jeder Fernheimer kennt nun schon das Silo und ist von dessen Vorteilen überzeugt. - Verschiedene Gräser, in der Hauptsache wohl das Büffelgras, werden angepflanzt, die die Milchnorm der Kuh bedeutend erhöhen.

Und auch in der rassischen Kreuzung der Rinder hat Herr Unruh der Kolonie sehr wertvolle Winke gegeben. Namentlich wurde in den letzten Jahren die Zebu Rasse mit der Holländer Rasse gekreuzt, was sich als sehr nützlich und vorteilhaft erwiesen hat.

Auch im Obst- und Gemüseanbau war die Station im Laufe der Jahre anregend und bahnbrechend.

Und in fortwährenden, immer neuen Versuchen konnten auch in der Ungezieferbekämpfung namhafte Erfolge erzielt werden.

Herr Unruh beschränkte seine Tätigkeit aber nicht nur auf die praktische Arbeit. Auch theoretischen Unterricht erteilte er unsere Schuljugend, indem er in der Fernheimer Zentralschule landwirtschaftliche Lektionen gab, die sehr anregend für unsere Bauernsöhne waren.

Es sei noch kurz der Tätigkeit von Frau Unruh gedacht. Auch sie hatte eine Aufgabe in unserer Fernheimer Zentralschule, indem sie den jungen Mädchen Unterricht im Kochen und Backen erteilte. Und in den Heimen dieser Schülerinnen wurde dann die erlangte Theorie in die Praxis umgesetzt, wodurch fast in jeder Familie die erstklassigen Rezepte der Frau Unruh Anwendung fanden.

In dem Filadelfia Frauenverein wirkte Frau Unruh mit und wurde von den Frauen geschätzt und geliebt. Beim Abschied kam von verschiedener Seite die Frage, ob die Scheidenden wiederzukommen gedachten, was Herr Unruh nicht in Abrede stellte. Vielleicht etwa in ein paar Jahren würden sie wiederkommen, was freilich noch nicht bestimmt gesagt werden könne.

An diese Hoffnung klammern wir uns. Wir wollen den geliebten Freunden und Geschwistern eine frohe Reise wünschen und ein wohlverdientes Ausruhen gönnen. Und hoffend rufen wir ihnen ein „Aufwiedersehen“ zu.

Im Auftrage

Abram J. Löwen.

Ein Wirtschaftsperiskop der Kolonie Fernheim

(Mennoblatt Nr. 18, 1957, S. 7)

Die Jahre kommen und gehen, doch die Probleme werden nicht weniger, sondern sie mehren sich. Und noch immer konnten die Rückschläge und Enttäuschungen nicht aus dem Wege geschafft werden, wenn auch trotz alledem ein steter, wenn auch nur langsamer Aufstieg nicht zu verkennen ist.

Die Chacokolonien haben die Ernte nun wieder eingeheimst und bereiten sich zur Zeit für die nächste Aussaat vor. Wieder fiel die Ernte in den einzelnen Ortschaften sehr verschieden aus, da auch in diesem Jahr die Niederschläge so lokalisiert waren und zudem lange nicht für alle Dörfer zur „richtigen Stunde“ eintrafen. Während einige Dörfer also eine ganz enorme Ernte einbrachten, fiel diese in anderen Dörfern nur mittelmäßig oder stellenweise recht schwach aus.

Bis zum 1. August dieses Jahres hatte unsere Fernheimer Kooperative folgende Ernteerzeugnisse aufgekauft:

Baumwolle - 465.246 kg.

Erdnüsse - 622.152 kg.

Im vorigen Jahre war der Ankauf folgender:

Baumwolle - 663.083 kg.

Erdnüsse - 495.065 kg.

Wir sehen den Unterschied zwischen den Jahren 1956 und 1957: Baumwolle war 1957 - 197.387 kg. weniger - und Erdnüsse waren 127.837 kg. mehr als 1956. Es dürfte somit, wie aus den Zahlen ersichtlich ist, das gegenwärtige Erntejahr hinter dem vorjährigen etwas zurückstehen. Kafir wurde sogar weit weniger geerntet als im vorigen Jahr.

Den größeren Rückschlag ergaben aber in diesem Jahr die Preise auf die Erzeugnisse. Dieselben haben, sich seit dem vorigen Jahr kaum geändert, wogegen die Preise auf die Einfuhrwaren erheblich angestiegen sind, wohl im Durchschnitt bis zu 30 von Hundert. Das bedeutet für die Chacokolonien, die immer noch um ihre Existenz zu ringen haben, wieder mal einen ganz enormen Rückschlag.

Hinzu kommt in diesem Jahre die große Geldknappheit, die im ganzen Lande spürbar ist und die sich besonders bei uns im Chaco auswirkt, da unsere Kolonien große Schuldsummen zu entrichten haben (Maschinenkredite, landwirtschaftliche Anleihen, langfristige Bankkredite u.a.) und andererseits unsere geschäftlichen u. industriellen Unternehmungen auf Absatzschwierigkeiten stoßen.

Der sehr teure Extrakt, der aus den Palosantostämmen gewonnen wird und für die Siedlungen eine ganz gute Geldeinnahme erbrachte, kann nicht mehr verkauft werden, da es auf dem Weltmarkt keine Abnehmer mehr findet. Sollte sich der Absatz in absehbarer Zeit nicht regeln lassen, so müßten die Fabriken, die diesen Extrakt erzeugen, stillgelegt werden. Man ist bemüht, die Sache wieder in Fluß zu bringen, doch ist es noch nicht vorauszusehen, ob es gelingen wird oder nicht.

Auch beim Verkauf der Baumwollfaser und des Erdnußöls ergaben sich in diesem Jahre allerlei Schwierigkeiten, da sozusagen die Nachbarländer den Markt überfüllt hatten. Daraus ergab sich, dass die Preise auf diese Artikel hinter den uns anfangs in Aussicht gestellten Preisen weit zurückblieben und kaum die vorjährigen Preise überstiegen.

Das sind so einige der negativen Seiten unseres Lebens hier. Doch sind glücklicherweise auch positive Seiten zu verzeichnen.

Die Molkerei in Philadelphia konnte neben der Butterproduktion in diesem Jahre wieder mit der Produktion von Käse beginnen, wodurch die Milchwirtschaft einen neuen Impuls erhielt und die Lieferung der Milch mit neuem Eifer betrieben wurde, zumal der Preis auf die Milch erhöht werden konnte. Weide und Wasser ist genug da für das Vieh und außerdem wird den Milchkühen Baumwollsamen als Kraftfutter verabreicht, wodurch das Quantum der Milch wesentlich erhöht wird.

Zu erwähnen wäre auch der mehrmalige Aufkauf von Jungvieh und Ochsen, der von den Viehstationen der Siedlungen betrieben wurde, wodurch sich mancher Siedler eine ganz gute Nebeneinnahme sichern durfte.

Und auch die Lieferung von Palosanto oder Quebrachostämmen, sowie durch Verkauf von Brennholz an das Industriewerk durften die Schuldkonten vieler Siedler in der Fernheimer Kooperative heruntergedrückt werden.

Der Transchaco Hochweg wird gebaut, und die Regierung will eine Ölleitung von Villa Montes (Bolivien) nach Asunción legen. Auch daraus dürften sich allerlei wirtschaftliche Perspektiven für die Chacosiedler eröffnen.

Große Hoffnungen werden gegenwärtig auch auf die Anpflanzung von Rizinus gelegt, da dieses Produkt ein Öl liefert, welches auf dem Weltmarkt sehr begehrt wird.

Also, die Chacosiedlungen haben nach wie vor ihre vielen und verschiedenen Probleme und ihre mancherlei Schwierigkeiten. Der Kampf um die Existenz wird weiter gekämpft, und es ist zum Teil ein harter und schwerer Kampf. Doch die Siedler verlieren nicht den Mut und bieten den Schwierigkeiten Trotz. In zähem Ringen erreichen sie es, dass ganz langsam, aber sichtbar die Siedlungen emporblühen und von der Umgebung, sowie von vielen Touristengruppen aus dem In- und Ausland bestaunt und bewundert werden.

Der Herr ist mit uns, das fühlen wir, und deshalb verlieren wir nicht die Hoffnung und lassen den Mut nicht sinken. -

Abram J. Löwen.

Welches sind die Passiven?

Eine Bemerkung zu unserer Ausstellung

(In 'Mennoblatt' 1. Okt. 1963, S. 6)

Mit großem Interesse las ich im Mennoblatt Nr. 18 vom 16. September dieses Jahres die Beschreibung der Ausstellung der drei Chacokolonien von Herrn Lehrer Peter Wiens und sah mir die Fotos an, die den Artikel besonders lebendig machen. Dabei zog das ganze vielgestaltige Bild der Ausstellung, das noch so ungetrübt in der Erinnerung lebt, nochmals in all seinen Einzelheiten an meinem Geistesauge vorüber. -

Ja, man kann wohl sagen, die Ausstellung war ein voller Erfolg, besonders der offizielle Teil derselben am Vormittag, den Lehrer P. Wiens so ausführlich beschreibt. So etwas Grandioses hat der paraguayische Chaco bisher wohl kaum jemals hervorgebracht. Wie stolz und wie selbstsicher war der Vorbeimarsch der Schüler, der Ochsen- und Pferdegespanne, der Rassepferde und -Rinder, der „Motorisierten Streitkräfte" u.s.w. an der Ehrentribüne der hohen Gäste und Regierungsvertreter! -Das hätte sich wohl in jeder Großstadt sehen lassen können. -

Herr Peter Wiens kommt aber in seinem Artikel zu einem sehr nachdenklichen Abschluß, der anscheinend gar nicht in dieses sinnvolle und berauschende Bild hineinpaßt. - Doch noch pessimistisch, wo alles so hoffnungsvoll in die Zukunft deutet? - Und doch war mir gerade dieser Abschluß wie aus dem Herzen gesprochen. -

Schon der starke Nordsturm und die große Hitze am Tage der Ausstellung waren gleichsam ein Gegensatz zu dem, was gezeigt wurde. Den auswärtigen Gästen muß wohl die

Ausstellung in diesem staubigen und trostlosen Chaco als ein richtiges Wirtschaftswunder angemutet haben, denn in 33 Jahren dieser „graugrünen Hölle“ solchen wirtschaftlichen Aufschwung abgerungen zu haben, dabei müßte schon ein wirkliches „Wunder“ mitgesprochen, und der „wirtschaftliche Aufschwung“ verliert an Großartigkeit, wenn man näher hinsieht und auch die andere Seite der Bilanz ins Auge faßt. -

Leider konnte man auf der Ausstellung die andere Seite nicht sehen, denn es ist ja so, dass alle Ausstellungen, wo sie auch aufgeführt werden, immer an Einseitigkeit kranken und nur die Aktiven der Bilanz zeigen. So war es auch bei dieser Ausstellung. Man sah nur die Aktiven, das heißt das, was die Kolonien, bezw. Siedler haben, was sie ihren Besitz nennen.

Welches sind nun die Passiven? - Welches ist die andere Seite? - Ist wirklich alles das, was gezeigt wurde, wirtschaftlicher Erfolg als Lohn des vielen Schweißes und der rastlosen Arbeit, vielleicht auch der gesunden Überlegungen u.s.w. - Ja, das ist zum großen Teil tatsächlich der Fall und soll hier in keiner Weise geschmälert werden. Aber das hätte alles nicht ausgereicht, um dieses „Wirtschaftswunder“ hervorzubringen. Die Passiven zeigen noch etwas anderes als nur eigene Tätigkeit und gesunden Überlegungsgeist. - Wieviel Hilfsmittel mußten von Nordamerika, herzufließen, namentlich in den ersten Jahren, um überhaupt erst einmal Fuß fassen zu können und in den Jahren großer Dürren und Mißernten nicht Hunger zu leiden. Wieviel finanzielle Unterstützungen vom Norden zum Bau der Kirchen, der Schulen, des Krankenhauses und anderer Einrichtungen sind uns zugeflossen, ohne welche wohl kaum etwas hätte unternommen werden können. - Und die „Motorisierten Streitkräfte“ konnten erst ins Leben gerufen werden, nachdem uns ganz große Kredite sowohl vom Norden (man denke an den Dollar-Kredit durch The Philadelphia National Bank, U. S. A. , wie an den Einemilliondollar-Kredit) als auch von Banco de Fomento u.a. Asunción, gewährt wurden. Sehr hohe Summen dieser Kredite stehen noch offen, und es wird noch viel Schweiß vergossen und harte Arbeit getan werden müssen, um all die Kredite abzutragen. -

Also die Traktoren, Erntemaschinen, Motorgräder, Frachtautos, Limousinen, Motorräder u.a., die auf der Ausstellung vorgeführt wurden, sind noch lange nicht vollwertiges Eigentum. Es lasten noch sehr hohe Schulden darauf.

Die Ausstellung zeigte uns in anschaulicher Weise die Aktiven unserer Wirtschaftsbilanz. Welches sind die Passiven?

B. Gedichte und Betrachtungen

Glückwunsch zur Silberhochzeits-Feier

eines Fernheimer Prediger-Ehepaares ano 1944

(In ‘Leidvolles Leben’)

Ihr schauet heut’ zurück auf eure Lebensbahn,

die euch vergönnet war, gemeinsam zu durchwandern,
nun fünfundzwanzig Jahre, liebend, Hand in Hand,
in stetem Sein und Leben einer für den andern.

Ich zweifle nicht daran; euch war das höchste Glück,
das diese Erde bieten kann, fürwahr beschieden:
In sturmbewegter Zeit ein Plätzchen, lieb und wert,
wo sich das Herze sonnt am trauten Heimatfrieden.

Und wenn, von manchem Sturm, die Wogen, aufgewühlt,
oft drohten, euer Glückesschifflein zu zerschellen,
so hatt' es keine Not, denn festgeankert war
das Schiff in Gott dem Herrn; bald legten sich die Wellen.

Dem Heiland Jesus Christus hattet ihr schon früh
zu Seinem Dienste euch in Liebe hingegeben.
Ihm treu zu dienen war euch Seligkeit und Pflicht.
Welch hoher Stand! - Dem Herrn geweiht war Euer Leben.

Auch hier in Fernheim, Bruder, hast du allezeit
dem Herrn gedient an seiner gläubigen Gemeinde.
Mit nimmermüdem Fleiß, mit starker Glaubenshand
hast du geleitet uns, und suchtest, was uns einte.

Wenn auch in dieser Arbeit dir der treue Herr
nach weisem Ratschluß manche Prüfung auferlegte,
so war doch nicht vergeblich dein Bemühn; denn stets
mit reichem Segen Gott dein Tun zu krönen pflegte.

Und wenn auch gar in diesen letzten Tagen droht
der Geist der Zwietracht alles grausam zu zerstören,
was jahrelange glaubenstreue Arbeit schuf;
vertrauet Gott dem Herrn! - Er kann der Zwietracht wehren.

Gott sitzt im Regiment, wenn auch der heut'ge Krieg,
das niegekannte Völkerringen furchtbar wütet,
und Millionen ihm zum Opfer sind geweiht,
so ist doch wohlgeborgen der, den Gottes Huld behütet.

Zwar bangt uns innerlich ob all der Ströme Bluts;
zwar können wir die Wege Gottes nicht verstehen.
"Warum lässt Gott ihn zu, den mörderischen Krieg?"
Einst wird es klar uns sein in lichten Himmelshöhen.

Und wissen wir auch nicht, was noch uns steht bevor,
und könnet ihr auch nicht in eure Zukunft schauen;
Geschwister, gutes Muts! - Gott machet alles wohl.

Einst wird Er herrlich krönen euer Gottvertrauen.

Er, der euch fünfundzwanzig Jahre treu geführt,
Er wird auch weiter euch an Seiner Hand stets leiten.
Und wenn Ihr müde einst den Pilgerlauf beschließt,
folgt Lohn der Glaubenstat in ew'gen Himmelsfreuden.

Wir alle wünschen euch am heut'gen Jubelfest
noch viele frohe Jahre hier im Pilgerlande.
Daß Glaube, Liebe, Hoffnung, felsenfest euch bleib,
bis ihr einst landet dort am sel'gen Heimatstrande!

Die Sehnsucht der Seele.

Geschrieben im Jahre 1945
(In 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade')

Du gehest fleißig deiner Arbeit nach.
Die Arbeit macht dich froh, verkürzet dir den Tag;
sie schaffet dir herbei dein redlich täglich Brot,
bewahrt vor Unrecht dich, sowie vor bittrer Not.
Durch redliches Bemühn, durch Ehrlichkeit und Fleiß
erlangst du was du brauchst auf deiner Pilgerreis'.
Du bist vergnügt, und munter schaffest du herein
die Güter, welche dir die Arbeit brachte ein.

Doch bisweilen sinkt dir müd' die Hand zurück,
und nach oben richtet sehnend sich dein Blick:
Wozu all das Rennen, Hasten, Jagen hier?
Ach, es gibt was Bess'res, sagt dein Herze dir.

Du liebst dein Hüttlein klein, du liebst dein Vaterhaus.
Hier fühlst du dich daheim, hier gehst du ein und aus.
Hier schalt'st und waltest du im Kreis der Lieben dein.
Kein Plätzchen auf der Welt kann so dir alles sein.
O traute Heimatluft, o süßes Heimatglück!
Der müde Wandrer sucht mit tränenfeuchtem Blick
dich Heimat immerzu; nicht kann er ruhig sein,
bis nicht sein Schifflein läuft in deinen Hafen ein.

Doch die wahre Heimat, wahre Seelenruh,
findst du nicht hienieden, müder Pilger du.
Drum ein tiefes Sehnen zieht aus dieser Welt
Dich zur ew'gen Heimat überm Sternenzelt.

Gar mancher Lebenssturm dein Schifflein vorwärts treibt.

Versuchung aller Art dir nimmer ferne bleibt.
Dein Leben ist ein Kampf, in dem du oftmals siegst,
doch leider allzuoft auch schmählich unterliegst.
Die Siege spornen dich zu neuen Kämpfen an.
Dein Herze freuet sich: Es hat der Herr getan!
Wenn du jedoch im Kampfe unterliegen mußt,
dann ringt ein Seufzer sich aus der beklemmten Brust:

Keiner wird zu Schanden, welcher Gottes harrt.
Sollt ich sein der erste, der zu Schanden ward?
Nein, das ist unmöglich, du getreuer Hort;
eher fällt der Himmel, eh mich täuscht Dein Wort!

Du lauschest jeden Tag gespannt und tief bewegt,
was aus dem Zeitgescheh'n der Rundfunk überträgt.
Welch grauenhafter Krieg, in niegekannter Wucht,
hat wie ein Schreckgespenst Europa heimgesucht!
Von einem Weltenend' bis an das andre fast
war spürbar dieses Krieges unsagbare Last.
Beinah sechs Jahre lang erzitterte die Welt;
und ach, Europa ward ein graus'ges Trümmerfeld!

Ach, du ringst die Hände, wünschest tausendmal,
zu entfliehn behene aus dem Jammertal;
wo so viele Tränen, so viel Angst und Not,
so viel banges Sehnen, Schmerz und endlich Tod!

So fliehet hin die Zeit; bald wirst du alt und schwach.
Zum Alter kommt herzu gar manches Ungemach.
Die Frage reget sich: „Was war des Lebens Sinn?
Was wollte Gott von mir, der ich ein Sünder bin?
Wozu wohl überhaupt so viel und manches Leid;
statt Frieden - Kriegsgeschrei, statt Liebe - Haß und Neid?"
Die Antwort ist gar kurz; sie gibst du selber dir:
Der Seele Ruheort, die Heimat ist nicht hier.

Drum so laßt uns wallen auf dem Pilgerpfad,
bis wir dort einst landen in der obern Stadt!
Wo der wahren Heimat ewge Freude quillt,
und des Herzens Sehnen endlich ganz gestillt.

Sei glücklich!

(In 'Leidvolles Leben' und 'Wechselvolle Pfade')

Glückwunsch zur Hochzeitsfeier unserer

ältesten Tochter Maria, im Jahre 1948.

Hast Du ein Recht, das Glück herbeizusehnen,
du, unsre Tochter, heut' am Traualtar?
Ach, nicht ersparet blieben dir bisher die Tränen;
Nicht viele Rosen blühten dir fürwahr!

Als kleines Kindlein schon hast du geschmecket
der Leiden bittern Kelch zum Übermaß;
als Dich der Tod, der rauhe Sensenmann, erschrecket,
ein starkes Gift an Deinem Leben fraß.

Nur durch ein göttlich' Wunder blieb erhalten
das junge Leben dir. Gott hörte unser Flehn.
Er gab dich uns zurück in seiner Liebe Walten.
Wir durften seine große Allmacht sehn.

Noch mußten Wochen, Monate verstreichen,
bis dir zurück die völlige Genesung kam;
bis jede Spur der Krankheit mußte weichen.
bis neu das Leben dich in seine Arme nahm.

Nun wuchsest du heran in Armut und Entbehrung.
Und harte Pflichterfüllung war dein stetes Los.
In Schule und im Heim war allzeit die Belehrung:
„Nur Arbeit adelt uns, nur Arbeit macht uns groß".

Inzwischen mußtest du mit deinen Eltern fliehen.
Die traute Heimat wurde plötzlich fremd und leer.
Wir mußten in die unbekannte Ferne ziehen.
Das Schicksal warf uns weithin übers Weltenmeer.

Bis wir zuletzt die zweite Heimat fanden
in Südamerika, im öden Chaco hier,
wo Indianer hausten und die Bogen spannten;
wo Nachts die Beute sucht das wilde Tigertier.

Und zweimal noch in deinen jungen Jahren
hart an die Todesgrenze wurdest du gestellt.
In schweren Krankheitstagen mußtest du's erfahren,
wie nichtig unser Leben ist auf dieser Welt.

Du flohst die Jugendlust mit ihren Sünden;
gar ferne blieb dir eitler Tand und Ruhm.
Schon frühe suchtest du, den Herrn zu finden;
du gabst dich deinem Heiland hin zum Eigentum.

Und bald entstand ein Wunsch in deinem Herzen,
dich Ihm, dem Herrn, in treuem Liebesdiesnt zu weihn;
den Kranken nachzugehen, zu lindern herbe Schmerzen.
Du wünschtest, Krankenpflegerin zu sein.

Dein Wunsch fand die Erfüllung. Bald schon schmückte
dein Haupt die Schwesternhaube, edel, weiß wie Schnee.
Du warst zufrieden nun; Dein Auge blickte
trotz vieler Müh und Arbeit dankbar in die Höh.

Vier Jahre lang war dies dein edles Streben,
den Schwachen und den Kranken Helferin zu sein.
Dein ganzes Sein für andre willig dranzugeben,
dem Dienst der Liebe selbstlos dich zu weihn.

Da fingen plötzlich nie gekannte Triebe
Sich an zu regen tief in deiner Seele Grund.
Es kam ein Wendepunkt. - Die süße Liebe,
sie nahm dich in Besitz; es jubelte dein Mund.

Du fandst ein treues Herz, das dir entgegen
in warmer Liebe schlug und dich gefangen nahm.
Es ging dir nach auf deinen fernern Wegen
in Freud und Leiden, wie's auch immer kam.

Nun war't ihr eins, nun konnt', euch nichts mehr trennen.
Nun schlosset ihr der treusten Liebe Band.
Und heute steht ihr hier, es offen zu bekennen.
Ihr tretet heute in den heil'gen Ehestand.

Seid glücklich denn; nehmt eurer Eltern Segen!
der euch sei dargereicht in inn'ger Liebe heut;
der euch ein Leitstern sei auf allen euren Wegen.
Gott sei euch Schirm und Schild für Zeit und Ewigkeit!

Wir wünschen euch des Glückes reichste Fülle;
die reinste Liebe immer fester euch verbind'!
Sie ist Naturgesetz, ist Gottes heilger Wille.
Das Glück ist Recht und Pflicht. Sei glücklich denn, mein Kind!

25 Jahre Fernheim

(Jubiläumsschrift zum 25jährigen Bestehen der Kolonie Fernheim
eds. P. Wiens/P. Klassen Echo Verlag 1956, SS. 68 - 70)

Heute feiern wir mit frohem Lobgesang:
Unsre Herzen sind erfüllt mit jubelvollem Dank.
Alles Harte, Schwere sicht uns heut nicht an;
dankend rühmen wir, was Gott an uns getan. -

Ob die Gegenwart auch ganz besonders schwer,
ob im letzten Jahr die Speicher blieben leer,
ob auch sorgenvoll das Auge in die Zukunft blickt,
so sind doch die Herzen dankerfüllt und frohbeglückt.

Denn vor heute fünfundzwanzig Jahren
führte uns der Herr hierher.
Vielgeteilt in Gruppen und in Scharen,
überfuhren wir das weite Weltenmeer.
Fliehend aus dem Land der Kommunisten,
wo der schnöde Gotteshaß regiert,
wo Verfolgung und Verbannung droht dem Christen,
wo ihr Weg in Nacht und Grauen sich verliert.

Während unsrer Brüder viele ohn' Erbarmen
wurden rückbefördert in das Grau'n der Nacht,
fanden Rettung wir. - In Deutschlands Liebesarmen
ward uns Ruh zuteil. - Wir rühmten Gottes Macht.
Und von Deutschland weiter ging die Reise,
bis wir landeten im wilden Chaco hier,
wo die Indianer heulten, tanzend wild im Kreise;
wo im dichten Busch die Beute sucht das Tigertier.

Wo uns ward ein harter, schwerer Kampf beschieden
um die Existenz und um das täglich' Brot.
Nur durch schwere Arbeit ohne Ruh und Frieden
konnten wehren wir der bittern Hungersnot.
Ach, des Himmels Tau und Regen kam so spärlich,
oft der Landwirtschaft die Dürre furchtbar war.
Und die Ungezieferplage wurde oft gefährlich;
sehr geringe Ernten bracht' uns manches Jahr.

Doch wir durften mit vereintem Tun und Streben
brechen uns die Bahn durch jede Schwierigkeit.
Gottes Hilfe durften wir so oft erleben,
die dem Sturz der tiefsten Erdennot gebeut.
Ja, ein mancher Fortschritt wäre wohl zu nennen,
wohl in vieler Hinsicht ward die Not gebannt.
Dankerfüllt ein mancher Siedler muß bekennen,
dass der wilde Chaco ihm zur trauten Heimat ward.

Und vor allem ungestört wir durften bauen

uns auf unsers Glaubens festem Ankergrund.
Unserm Herrn und Heiland lernten wir vertrauen,
und am reinen Lebensquell die Seele ward gesund.
Stärkung fanden wir im gegenseit'gen Dienen,
in der Liebe, der Gemeinschaft und der Zucht.
Gottes heil'ges Wort hat stets uns neu geschienen,
ward der Seele Nahrung in der Zeiten Flucht.

Unsre Kinder durften wir zum Heiland führen,
Gottes Wort auch ihnen ward zum Lebensbrot.
Und des Gottesgeistes Wehen ließ uns bald verspüren
und erkennen unsre Pflicht in finstrer Heidennot.
Ach, die Indianer um uns her, sie waren Heiden,
wußten nichts von Gott und Christus, ihrem Herrn.
Unser hohes Vorrecht ward es, sie zu dem zu leiten,
der auch sie erlöste aus der ew'gen Gottesfern'.

Müßten wir nicht demutsvoll und dankbar niedersinken
vor dem Herrn, der uns so Hohes anvertraut?
Ist es nicht, als ob der Seele Kronen winken
dort aus jenen Höhen, die noch kein Aug' geschaut?
Ja, in diesem Lichte können wir nicht murren
und nicht hadernd sorgen uns um ird'schen Lohn,
wir, die Rettung aus der Tyrannei erfuhren
und die Gott erkor zum heil'gen Dienst der Mission.

Heute feiern wir mit frohem Lobgesang,
unsre Seelen sind erfüllt mit jubelvollem Dank.
Freudig schlagen wir dem Herrn ein Eben - Ezer auf:
Er war unser Leitstern in dem Pilgerlauf.
Fünfundzwanzig Jahre durften wir es sehn,
dass der Herr im Chaco Wunder ließ gescheh'n,
Wunder seiner Gnade, Wunder seiner Macht.
Ihm sei würdig heute unser Dank gebracht!

Vorwort, Leidvolles Leben!

Sammlung und Auswahl selbstverfasster Gedichte
von Abram J. Löwen,
Philadelphia, Chaco, Paraguay.
Verfasser des Echo-Buches Nr. 2:
„Die Flucht über den Amur".

Die nachstehenden Gedichte sind keine klassischen Schöpfungen; sie sind keine episch-lyrischen Dichtungen, die etwa von schönen Frauen, von süßer Liebe und von Liebessehnsucht, oder auch von großen Helden und ruhmreichen Heldentaten zu berichten wissen.

Sie sind vielmehr von einfacher Hand geschrieben und zeugen in ihrer Gesamtheit von tiefen Leidenswegen, von harten Prüfungen und schweren Heimsuchungen, aber auch von herrlichen Glaubenserfahrungen.

Aus persönlichem Erleben wurden sie in ihrer großen Mehrzahl herausgeboren und, ob auch jedes Gedicht für sich ein abgeschlossenes Ganzes ist, so haben die meisten von ihnen doch einen inneren Zusammenhang. Sie behandeln, namentlich der zweite und dritte Teil der Sammlung, das Schicksal einer Gruppe Mennoniten, die im Jahre 1929, vor dem Kommunismus fliehend, in Deutschland vorübergehend Aufnahme fanden und dann nach Südamerika, in den paraguayischen Chaco verschlagen wurden, wo sie bis auf den heutigen Tag einen schweren wirtschaftlichen Kampf zu führen haben.

Auch der Mennoniten im Amur Gebiet wird im zweiten Teil der Sammlung gedacht, die nachher die Flucht nach China wagten und später ebenfalls im paraguayischen Chaco, und zwar gleichfalls in der Kolonie Fernheim, sich eine neue Heimat schaffen durften.

Diese Mennoniten, ob über Deutschland kommend oder über China, haben einen festen Grund in Gott, ihrem Führer. Sie vertrauen Seinen Wunderwegen und können dem Herrn für seine Führungen danken, wissend, dass ihr Leidensweg nach oben führt, zu seligen Höhen, wo Schmerz und Erdenleid nicht mehr sein werden.

Immer wieder klingt dieser Dank in den Gedichten durch, wie auch die frohe Zuversicht, dass der Herr die Seinen „durch Nacht zum Licht“ und aus Erdenleiden zu Himmelsfreuden führt.

Irgendwo und irgendwann habe ich einmal ein Gedicht gelesen, das die Überschrift „Leidvolles Leben“ trug. Es kam in den Versen ungefähr zum Ausdruck, dass gerade das Leid etwas erzieherisches, etwas veredelndes hat, das den Menschen adelt und seinen Charakter bildet. Daher braucht der Mensch das Leid; und es hieß in jenem Gedicht einleitend so schön: „Wer will dich missen, leidvolles Leben...?“

Diese Bezeichnung „Leidvolles Leben“ schien mir beim Nachdenken so passend für die nachstehende Gedichtesammlung zu sein, und ich habe sie daher als Überschrift gewählt.

Ja, das Leben ist Leid, namentlich in dem Zeitgeschehen der letzten Jahrzehnte, wo die verheerenden Kriege, wo Revolutionen und Bolschewismus so tiefe Einschnitte in unser aller Leben gemacht und große Völkermassen verlagert und zum großen Teil aus der östlichen in die westliche Hemisphäre hinübergewürfelt haben.

In all den anscheinend in wirrer Unordnung aufeinanderfolgenden schweren Ereignissen sehen wir, die wir Christus lieb haben und auf sein Erscheinen warten, deutliche Zeichen der Zeit, die dem Tag Christi vorangehen müssen. - Der Herr wird wiederkommen, um Seine Brautgemeinde heimzuholen. Und diese Wiederkunft Christi steht nahe bevor. Angesichts dieser Tatsache können wir nur dankbar sein, dass der Herr auch uns gewürdigt hat, für Ihn zu leiden.

Und wenn zu diesem Dank die nachstehende Sammlung anregen könnte, dann wäre der Zweck der Herausgabe erreicht. ---

„.....Er führet mich auf rechter Straße um Seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir. Dein Stecken und Stab trösten mich.“

Psalm 23, 3. u. 4.

Der Verfasser.

Nächtliche Wanderung.

(In ‘Leidvolles Leben’, ‘Wechselvolle Pfade’ und ‘Mennoblatt’ 16. Apr. 1967)

Wenn ich bei trauten Mondes Silberscheine
mich ergehe in der kühlen Abendluft;
wenn die Sternlein freundlich mir entgegenwinken,
und ich mich ergötze an der Blumen Duft,

Dann zieht stiller Friede ein in meine Seele,
und mit hoher Wonne füllet sich die Brust.
Nach des Tages schwerer Arbeit, Müh’ und Lasten
bringt die Abendruhe süße, sel’ge Lust.

Doppelt schön verklärt sich dann vor meinen Blicken
die Natur ringsum zu überird'scher Pracht.
Heimlich rauscht es in dem Laub der hohen Bäume;
traumverloren alles mir entgegenlacht.

Und mein Geist verliert sich bald in weite Fernen;
Bilder regen sich in der Erinnerung.
Zeiten zieh’n vorbei an meinem Geistesauge
Meiner sorgelosen Jugend frisch und jung.

Damals floß das Blut mir stärker durch die Adern.
Rastlos vorwärts strebte ich im Strom der Zeit.
Heißer Wissensdurst und Glückessehnsucht trieben
mich aus meiner Heimat in die Welt so weit.

Und ich bin tatsächlich weit umhergekommen;
habe vieles Schöne in der Welt gesehn.
Durfte frohgemut den Ozean durchqueren,
und erklimmen durft’ ich steile Bergeshöhn.

Von dem hohen Turm der Isaakskathedrale
durft' auf Petersburg, die heil'ge Zarenstadt
ich herniederschaun und ihre Pracht bewundern,
die der Große Peter einst gegründet hat.

Viele schöne Städte meiner deutschen Heimat
durfte ebenfalls ich schau'n in sel'ger Lust;
Und „Graf Zeppelin", dem Riesen in den Lüften
durft' ich zweimal sehen. - Wie hob sich da die Brust!

Durch den Elbtunnel bei Hamburg durft' ich schreiten,
Leipzig und Berlin und Danzig sind mir wohlbekannt.
Lissabon und Vigo, Rio de Janeiro,
und die Riesenmetropolen am La Plata Strand.

Alles das sind Orte, die ich einst geschauet,
und ich möchte gar zu gern sie wiedersehn.
Tief sind sie in die Erinnerung gegraben,
und noch oft sie lebhaft vor mir auferstehn.

Ja, die Erd' ist schön! - Doch ist ihr Glück vergänglich.
Nichts hat bleibenden Bestand auf dieser Welt.
Alles Schöne, was das Herz so tief empfunden,
Schwindet hin, sobald der Tod die Beute hält.

Diese bitt're Wahrheit trübt mein selig Grübeln,
und ich wende heimwärts mich in stiller Nacht.
Schaurig singt es in dem Laub der hohen Bäume;
traumverloren nichts mehr mir entgegenlacht.

Mondnacht

(In 'Wechselvolle Pfade')

Leise senkt der Abend sich auf die Natur.
In dem Zephyr sich der Bäume Blätter wiegen.
Der Gesang der Vöglein schweigt. In Wald und Flur
ihren Nestern zu des Tages Sänger fliegen.

Alles färbt sich schwarz. Im Dunkel allgemach
alles sich verliert und meinem Blick entschwindet.
Letztes Rot im Westen zieht der Sonne nach.
Nun der Chor der Sterne sich am Firmament entzündet.

Und im Osten jetzt, in voller Majestät,
geht der Vollmond auf und lächelt im Erwachen.

Sein verträumtes Licht die Landschaft übersät;
und er hebt sich höher, Frohsinn zu entfachen.

In dem nahen Bächlein spiegelt sich sein Bild,
wo im Schilf und Rohre munt're Entlein schwimmen,
wo entlang dem Ufer, wichtigtuend, wild,
Frösche ihr bezauberndes Gequack anstimmen.

Ganz, als täten mit der Säng'rin Nachtigall
unsre tapfern Fröschlein einen Wettkampf führen,
um der nächtlichen Natur nun ein für allemal
ihre „große Überlegenheit“ zu demonstrieren.

Reizvoll ineinander schmilzt der süße Ton
dieser so verschiedenart'gen Melodien.
Alle Sorgen, die der Tag gebracht, sind nun entflohn.
Weltentrückt ich lausche diesen Harmonien.

Milde, kühle Lüfte, die sich regen kaum,
hat der nahe Wald gereinigt und erfrischet.
Das Aroma von der tausend Blüten zartem Flaum
sich zu angenehmen Wohlgerüchen mischet.

Mondnacht,
mit der Fülle deiner Zauberpracht,
alle deine Herrlichkeiten aufzuzählen
es an Worten mangelt. Ich hab's nicht gewagt.
Doch mich hat's gedrängt; ich mußt' von dir erzählen.

Aus russischer Dichtung und Volksliedern

Im Briefkasten des Mennoblattes vom 1. April 1964, schreibt A. J. Löwen folgendes:

„Seit einiger Zeit beschäftige ich mich mit der russischen Dichtkunst, besonders mit den schönen Fabeln des großen Fabeldichters Krylow. Wenn ich auch keine dieser Fabeln anno 1929 aus Rußland herausretten konnte, so sind mir doch einige aus meiner Schulzeit in Rußland in Erinnerung geblieben. Ich habe versucht, einige davon, vielleicht die schönsten, ins Deutsche zu übersetzen. Dass bei der Übersetzung der poetische Wert der Gedichte gelitten hat, ist bedauerlich, wohl aber verständlich. Der erzieherische Wert jedoch dürfte weitgehend erhalten geblieben sein."

(Der damalige Schriftleiter des Mennoblattes bemerkt dazu, dass diese Gedichte in gewissen Abständen in den folgenden Nummern des Mennoblattes erscheinen werden). Diese Gedichte und Volkslieder, mit ihrer Moral, haben den Schulunterricht in Rußland wohl stark geprägt. Sie sind so gründlich memorisiert worden, dass sie auch noch Jahrzehnte nachher aus dem Gedächtnis abrufbereit waren. Sie sind ideal, um die Moral und Wertvorstellungen des bäuerlichen Lebens zu untermauern und zu festigen. In der Sammlung „Wechselvolle Pfade" hat Löwen sämtliche dieser aus der Erinnerung übersetzten Gedichte dazugenommen, wohl weil sie ihm von ihrem Inhalt her sehr bedeutsam waren.

Abendfrieden

I.
Unter geht die Sonne,
schnell der Tag entflieht.
Von dem Berg der Schatten
durch das Dörflein zieht.
Noch die Kirchenkuppel
wird vom Licht umstrahlt,
und die Kirch' steht offen.
Glockenton erschallt.

Ruft zur Abendmesse
Christen, nah und fern.
Morgen gilt's zu ruhen,
ist der Tag des Herrn.
Und beim Ton der Glocke
zieht der Ackersmann
mit den müden Ochsen
schnell zum Dorf hinan.

Bald des Dörfleins Kirche
ist fast überfüllt.

Licht von vielen Kerzen
durch die Fenster quillt.
Feierliches Raunen
füllt den weiten Raum;
andachtsvolles Beten,
ernst, und hörbar kaum.

II.
Bergesspitzen schlafen
in der Nächte Grau.
Stille Täler füllen
sich mit frischem Tau.
Nicht ein Stäublein regt sich.
Fried' und heil'ge Ruh.
Warte nur ein wenig!
Bald, bald ruhst auch du.

Abendläuten

O Glockenton am Tagesschluß,
so oft du klingst, ich denken muß
an mein so fernes Heimatland,
wo einstmals meine Wiege stand.
Wo ich geliebt im stillen Tal
und dich einst hört' zum letzten Mal!

Anbetung

Nach der Melodie: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“

Wie hoch ist unser Herr dort Droben!
Das kann die Seele ahnen nur.
Groß unter Engeln, die Ihn loben,
groß in der Erden-Kreatur.
Allüberall, Herr, bis Du mächtig!
Bei Tag und Nacht Dein Glanz ist prächtig!

O Gott, vor Deinem Himmelsthrone
in Demut unser Herz sich neigt;
und, wie der Tau der Morgenröte,
zu Dir, Herr, unser Beten steigt.
Dir ganz wir uns zum Opfer bringen!

Dich, Herr, wir loben, Dir wir singen.

Chorlied

Auf, ihr Brüder, lasset fröhlich
uns ein Liedlein singen!
Lasst uns ruhen, und dann rüstig
Axt und Hammer schwingen.

Wo die Zwietracht, dort entschwindet
Frohsinn bald und Friede.
Nichts gedeihet, nicht mehr findet
man die Freud' am Liede.

Wo die Zwietracht, dort ist's einsam,
nicht mehr Freud' am Leben.
Drum ihr Brüder, lasst gemeinsam
uns nach Eintracht streben!

Chor: Lasst im Chor die Lieder klingen.
Einigkeit in allen Dingen;
Wenn wir, Brüder, die erstreben,
glücklicher wird dann das Leben.
Unserm Tun wird dann gegeben
Glück und Segen und Erfolg.

Das gefangene Vögelein

Bist du, Vöglein, nun im Garn?!
Nimmer kannst entweichen.
Deine Freiheit ist nun dran.
Du kannst nichts erreichen.

> Ach, wozu, wozu nur das;
> macht ihr's nur zum Scherze?
> Liebe Kinder, lasst mich los;
> löset meine Netze!

Vöglein, nein und nimmermehr.
Brauchst dich nicht zu sorgen.
Süßigkeiten geben wir
abends dir und morgen.

Süßigkeiten mag ich nicht,
will nicht Tee, nicht Kuchen;
Auf dem Felde möchte ich
Korn und Mücklein suchen.

Dort erfrierst im Winter du
irgendwo in Hecken.
Bei uns hätt'st du süße Ruh,
warm in allen Ecken.

Sorget nicht, in warmes Land
fliege ich zum Winter.
Doch gefangen alles würd'
mir zur Hölle, Kinder.

Vöglein, sieh, wir wollten gern
immer lieb dich haben,
zart dich streicheln immerdar;
dich erfreun mit Gaben.

Kinder, eure Zärtlichkeit
würde mich verdrießen,
und für immer würd' ich wohl
bald die Äuglein schließen.

Wahr, du kannst in Knechtschaft wohl,
Vögelein, nimmer leben.
Nun, so woll'n wir - Gott mit dir -
dir die Freiheit geben.

Das Schwein und die Eiche

Ein Schwein fraß unterm Eichenbaum
Sich voll von Eicheln, die vom Baume fielen.
Dann legt es nieder sich zu süßem Traum.
Erwachend nun - um sich den Bauch zu kühlen
fing's an, des Baumes Wurzeln arg zu unterwühlen.

„Das schadet ja dem Baum gar sehr“,
rief ihm ein Rabe zu von oben her'.
„Entblößt die Wurzeln du, so kann der Baum verdorren.“

„Was schadets denn?“ erwiderte das Schwein.
„Wenn er verdorrt, was ist dabei verloren?

Dass er von Nutzen wär, seh' ich nicht ein.
Die Eicheln nur sind mir von hohem Werte;
weil ich von ihnen fett und fetter werde.“

Entrüstet rief die Eiche: „Dummes Kind!
Wenn dir's gegeben wär, den Rüssel hoch zu heben,
du würdest bald erleben,
Dass diese Eicheln mein Erzeugnis sind.“

Der Bauer und sein Knecht

Ein alter Bauer und sein Knecht
ziehn abends heim, durch dichtes Waldgeflecht.
Die Ernte rief; sie haben Heu gemähet.
Nun plötzlich wild ein grimm'ger Bär vor ihnen stehet .

Der Bauer konnt' nicht mehr entfliehen.
Schon stürzt das Tier sich schwer auf ihn.

„Stefan, mein Lieber, hilf mir, hab Erbarmen!“
Ruft unterm Bären er dem Knechte zu.

Nun unser treuer Knecht, mit riesenstarken Armen,
Greift mit dem Beil um sich,
und reißt dem Tier den halben Schädel weg.

Mit furchtbarem Gebrüll sinkt um der Bär.
Der Bär ist bald verendet.

Vorbei die Not. Der Bau'r erhebt sich schwer.
Mit Schimpfen er an seinen Knecht sich wendet.

Bestürzt ist unser armer Knecht Stefan:
„Weshalb, mein Herr, was hab ich Übles denn getan?“
„Weshalb, du Grobian!
An welchem Unsinn hast du Freud' gefunden!
Weißt dreinzuhau'n! Das Fell ist ganz zerschunden!“

Der Frühlingstag

Am Frühlingstag, von Glanz umstrahlt,
wie hell des Himmels Blau!

Es winkt der dunkelgrüne Wald
und Bächlein, Feld und Au.

Die Blümlein blühn in Wies' und Feld
in Lila-Farbenpracht.
Ein Zephyr weht. Rundum die Welt
hell jubelt, jauchzt und lacht.

Singvöglein kreisen durch die Luft.
Es zwitschert allgemach.
Sie freun sich an der Blumen Duft
am schönen Frühlingstag.

Wie hell die Sonn' am Firmament!
Wie spielt es sich so gut!
Im grünen Gras, im Gartenzelt,
wie wohl das Atmen tut.

Der Hirte

Früh am Morgen immerzu
macht der Hirte: Tru ru ru;
treibt das Vieh der Weide zu,
und die Kühe: Mu mu mu.

Kleine Braune, gehe nur;
friß dich voll auf grüner Flur!
Kehr' dann heim beim Abendrot;
Gib uns Milch zum frischen Brot!
Tru ru, Mu mu.

Der Morgen

Gar rot wird's im Osten, mit golden gemischt.
Im Dorf hinterm Bächlein das Feuer verlischt.
Mit Tau sich nun tränken die Blümlein so kühn.
Die Rinder erwachen auf tauigem Grün.

Rauchschwaden sich winden zum Wolkengezelt,
und Herden von Gänsen zieh’n schreiend ins Feld.
Die Menschen sich regen; ans Tagwerk sie geh'n.
O Aufgang der Sonne, wie bist du so schön!

Der Müller

Das Wasser hat den Mühlendamm durchfressen.
Der Schaden wär' nicht groß indessen,
hätt' man sogleich sich dran gemacht.
Doch daran hat der Müller nicht gedacht;
er konnte nicht vom Schlaf erwachen.

Der Strahl wie aus dem Eimer bricht.
„Heh, Müller, auf, und säume ja nur nicht!
's ist höchste Zeit, den Schaden gut zu machen!“

Der Müller spricht jedoch: „'s ist weit noch bis zur Not.
Genügend Wasser steht mir zu Gebot;
Die Mühle hat genug, bis ich die Welt verlasse.“

Er schläft, und unterdes
das Wasser stürzt, wie aus dem Fasse.
Das Mühlrad stehet still, die Mühle dient nicht mehr.

Nun schreit der Müller „Ach“ und rennet hin und her,
und sinnet angestrengt, was nun hat zu geschehen.

Und als er kommt zum Damm, den Schaden anzusehen,
da sieht er Hühner, die im Bache Wasser trinken.

„Ihr dummes Hühnervieh!“ schreit er, „Ich werd euch winken!
Schon so reicht für die Mühl' das Wasser nimmermehr,
und ihr kommt noch und sauft den letzten Tropfen leer!“
Mit Knüppeln macht er sich nun hinter sie daher,

Was konnt' er noch mit dieser kind'schen Tat erlangen?
Ohn' Hühnervieh und Wasser ist er heimgegangen.

Der Schwan, der Hecht und der Krebs

Wenn unter den Gefährten es an Einigkeit gebricht,
dann kann ihr Werk gedeihen nicht.
Und ihr Zusammenschluß bringt nimmer Gutes.

Ein Schwan, ein Krebs, ein Hecht, einst, frohen Mutes,

sich einigten, vom Hügel eine Fuhre h'rabzuziehn.
Und alle drei sie spannten sich darein,
und warfen in die Sielen sich; doch konnt' es nimmer nützen.

Wenn auch die Fuhre leicht für sie zu ziehen schien,
so strebet doch der Schwan hoch in die Luft hinein.
Der Krebs zieht rückwärts, und der Hecht will in die Pfützen.

Wer unrecht hat, wer recht, darüber hier kein Wort.
Jedoch die Fuhre steht noch heute dort.

Die Gärtner

Wie sie welken alle Blümlein;
muß man tränken sie geschwind.
Kommt, ihr Gärtner, kommt und gießet
schnell die Blumen, wo sie sind!

Nun mit Kannen laufen wir.
Heute schaffen wollen wir.
Wasser bringen wir heran;
gießen alle Blümlein dann.

Alle Stege sind voll Unrat
und bedeckt mit dürrer Streu.
Kommt, Gesellen, kommt geschwinde;
Harken, Besen bringt herbei!

Harken, Besen bringen wir;
heute schaffen wollen wir.
Weg und Steg wir harken fein,
und das Fegen macht sie rein.

Welkes Laub fällt von den Sträuchern.
Wer kommt wohl, es wegzutun?
Wer da will, der komm geschwinde.
Nach der Arbeit gilt's zu ruhn.

Nun die Karren schieben wir;
heute schaffen wollen wir.
Fahren alles Laub hinweg.
Rein nun Garten, Weg und Steg.

Reif sind Birnen schon und Äpfel,
möchten schnell gepflücket sein.

Nun, so kommet all' zusammen,
sammelt rote Äpfel ein!

All' zusammen laufen wir;
heute schaffen wollen wir
Rote Äpfel, reif zum Schmaus,
Tragen fröhlich wir nach Haus.

Die Grille und die Ameise

Eine Grill' im Grase tat
durch den ganzen Sommer singen.
Ach, ihr war nicht beizubringen,
dass der rauhe Winter naht.

Sie fraß ab das Grün der Heide.
Zu Genuß und steter Freude
Feld und Wald ihr offen stand,
bis der Sommer plötzlich schwand.

Hin ist hin. - Mit kalten Tagen
zog der Winter nun daher.
Uns're Grille singt nicht mehr.
Und wem's denn gegeben wär',
singen mit dem leeren Magen?

Sorgenvoll, mit trübem Sinn,
Schlich sie zur Ameise hin:
„Ach, verlaß mich nicht, du Teure,
sieh, die Not, die ungeheure!!
Bis zum Lenz sei du mein Trost,
schütz' vor Hunger mich und Frost!“

- „Freundin, das erregt Befremden.
Haßt du denn mit fleiß'gen Händen
Nicht erschaffet Vorrat dir?“

- „Dazu konnt' es ja nicht kommen.
Weiche Polster, Festgelag,
Singen, Klingen, Tag für Tag,
hat die Sinne uns benommen.“

-“Was, du hast...?“ - „Mit Sang und Klange
Füllten wir die langen Tage.“

- „So,“ sprach weise die Ameise,
„Du versangst die schöne Sommerzeit?!
Also sei zum Tanzen jetzt bereit!“

Die Heuernte

Heugerüche. - Lieder singend,
fröhlich gehn in Glied und Reih'
flinke Frauen, Harken schwingend;
lockern auf das frische Heu.

Dort das Trockne wird geschichtet.
Männer sind nun schnell dabei;
die, mit Gabeln ausgerüstet,
laden auf das frische Heu.

Vor der Fuhr' das Pferd, das kleine,
wartet fromm und regt sich kaum.
Schlaff die Ohren, schlaff die Beine,
steht es, wie in süßem Traum.

Nur das Käferlein, das flinke,
auf der wellenart'gen Streu,
summt und schwirrt und regt die Flügel
in dem frischen, grünen Heu.

Hei hei hei, hei hei hei;
in dem frischen, grünen Heu.

Die Nachtigall

Froh im Frühlingssonnenschein
grünt bei uns das Gärtlein klein.
Und aus Zweigen dringt der Schall
sangesfroher Nachtigall.

Wird's im Herbst dann bitter kalt
und sich rötlich färbt der Wald;
ist sie weg mit einem Mal
sangesfrohe Nachtigall.

Doch getrost; der Winter weicht,

und im nächsten Frühling fleugt
wieder her aus fernem Tal
sangesfrohe Nachtigall.

Die Tischler

Wie bei uns die Tischler flink
Säg' und Hobel schwingen!
Und, damit es lust'ger wär,
froh ein Lied sie singen:

„Säge flink mein Sägeblatt;
säge ohne Weile!
Säge mir ein Holzstück fein;
meine Säge, eile!
Eins und zwei, eins und zwei.
Und schon ist das Holz entzwei.“

Einladung zur Schule

Kinder auf! - Nun gilt's zu eilen.
Längst schon hört man Hahnenschrein.
Auf zur Schule, nicht verweilen!
Schon Frau Sonne guckt herein.

Mensch und Tier und Vöglein machen
rege sich ans Tagwerk fein.
Käfer schleppen schwere Sachen;
Bienlein sammeln Honig ein.

Längst erwacht aus Schlaf und Traume,
Feld und Wald gar fröhlich singt.
Und der Specht klopft an dem Baume.
Überall es zirpt und klingt.

Fischer schwere Netze ziehen.
Sense schwingt der Ackersmann.
Lernt, ihr Kinder! - Eu'r Bemühen
Gott einst reichlich lohnen kann.

Sonnenaufgang

Seht! - Die Sonne geht auf, über'm Acker sie strahlt.
Hinter Meeren warf ab sie ihr Nachtgewand.
Hebt gar fröhlich ihr Haupt; helle Strahlen sie malt.
Übergoldet verschwend'risch das weite Land.

Fährt ein Pflüger ins Feld, und ein Liedlein er singt.
Von den Schultern er wirft schwere Sorgenlast.
„Seele, gräm' dich nun nicht!“ ihm im Herzen es klingt.
„Dank dir, Sonne, du freundlicher Himmelsgast!“

Winter und Frühling

Weißen Schnee fegt eis'ger Sturmwind
über Feld und Wald.
Und mit hartem Eis bedecket ist das
Bächlein bald.

Doch im schönen Mai die Sonne
lecket Schnee und Eis.
Und nun rinnt das Bächlein wieder,
plätschernd fromm und leis.

Und im Bächlein tummeln lustig
sich die Fischlein klein.
Mit der Angel sitzt der Fischer
froh im Sonnenschein.

Und ein Vogel singt ein Liedlein
von des Baumes Höh'n.
Auf dem Wasser schwimmen Entlein.
Lenz, wie bist du schön!

Der Affe und der Spiegel

Ein wack'rer Affe sah im Spiegel sein Gesicht,
und leise wand't er sich dem Bären zu, und spricht:
„Sieh da, mein Freund! - Welch jämmerliche Schnauze!
Welch simpler Blick! - Wie unschön Zähne, Kinn und Mund!
Vor Kummer wollte ich erwürgen mich zur Stund,
wenn ich auch nur entfernt wär ähnlich diesem Kauze.“

„Indes, ich muß gesteh'n; vielleicht
fünf oder sechs der unsern sind es, denen gleicht
die Fraze da aufs Haar. Sie wären leicht
an den zehn Fingern meiner Hände abzuzählen.“

„Ist's nötig, hier mit Zahlen sich zu quälen?
Wär's besser nicht,
dein Blick wär' auf dich selbst gericht't?“
Ihn freundlich fragt der Bär.
Des Bären weiser Rat fand leider kein Gehör.

Der Wolf und der Kater

Ein Wolf lief aus dem Wald ins nahe Dorf hinein,
Nicht Gastrecht, sondern Schutz darin zu suchen.
Sein Leben schien in äußerster Gefahr zu sein.
Von ferne hört man Hunde bellen, Jäger rufen.
Er wäre gerne in den nächsten Bauernhof gerückt.
Doch, welch ein Possen!
Jedwedes Tor war fest verschlossen.

Nun auf dem Zaun den grauen Kater er erblickt
und lispelt: „Ach mein Freund, sag' mir doch schnelle,
wer bietet hier im Dorf mir freundlich eine Stelle,
die Schutz gewährt vor meiner Feinde großer Zahl?
Du hörst der Hunde Kläffen und der Hörner graus'gen Schall.
Man sucht, mich einzufangen.
Wo kann ich Schutz erlangen?“

„So laufe schnell, dort wohnt Stefan,
ein seelenguter Mensch!“ - der Kater freundlich spricht.
„Das schon. Doch hab ich einst bei ihm ein fettes Schaf zerrissen;
daher ich ihm nicht frei ins Auge schauen kann.“

„So wirst du's bei Prokop versuchen müssen“.
„Ich fürcht', auch er vergaß bis heute nicht,
dass ich in seinem Stall erwürgt' ein Ziegenböcklein.“
„Vielleicht versteckt dich Freund Ivan?“
„Ach Freund, bei dem ich kürzlich schlachtet ein Kälblein“.

„So seh ich denn, du hast im Dorfe jedem Schaden zugedacht.“
Begann mit Ernst der Kater anzudeuten.
„Fast scheint es mir daher, du hast zu viel gewagt,
hier Schutz zu suchen unter diesen braven Leuten,

die alle deine niederträcht'ge Wolfsnatur erspäht.
Bei denen kommst mit Bittgesuchen du zu spät.
So ernte nun, Freund Wolf, was du gesät!“

Chaco - Bilder in den langen Trocken-Perioden

(In ‘Wechselvolle Pfade’ und ‘Mennoblatt’ 1. Aug. 1967)

Heftige Stürme durchfegen das Land;
hoch in die Lüfte sie wirbeln den Sand.
Bleierne Schwüle rings brütet umher;
trostlos sich neigen die Bäume so schwer.

Lange schon alles, was kriechet und wächst,
gierig nach rettender Feuchtigkeit lechzt.
Grau ist der Busch, und die Felder verdorrt;
trockenes Laub treibt der Sturm mit sich fort.

Ach, will es denn nimmermehr regnen
zur Labung der dürstenden Flur?
Hat Gott wohl vergessen, zu segnen
die hart schon geprüfte Natur?

Fahl ist der Himmel; die Sonne, sie sticht.
Alles, was lebet, sich ängstlich verkriecht.
Manch armes Tier schon, am Wegrande tot,
mußte erliegen der Wassernot.

Und für die Geier ist's frohe Zeit.
Schwingend die Flügel, von weit und breit
fliegen heran sie in großer Zahl;
halten an toten Rindern ihr Mahl.

Wie lange noch? - Wann wird sich wenden
dies grausige Gottesgericht?
Wann wird Gott zum Troste uns senden,
was uns schon so lange gebricht?

Trockne Zisternen in Stadt und Land.
Und durch die Straßen, durch tiefen Sand,
wird in die Häuser bei Tag und Nacht
aus tiefen Brunnen das Wasser gebracht.

Todmüde Gäule bewegen sich schwer,

ziehen die knarrenden Wagen daher;
Wagen mit Tonnen, voll Wasser gefüllt.
So wird mit Mühe die Notdurft gestillt.

Doch stille! - Schon Wolkengebilde
sich zeigen am Himmelsgezelt.
Bald werden die trocknen Gefilde
sich laben, wenn brausend es fällt.

Wenn heftige Regenergüsse
mild tränken die darbende Flur.
Dann wird sich verwandeln in Kürze
und grünen die frohe Natur.

Gab Gott uns nur den lebendigen Odem? (1967)

(In 'Schauen und Erleben')

Einige Gedanken zu dem Artikel „Was ist Religion?“ von Herrn X, Chilliwack, B.C. in Nr. 6 des Boten, Seite 7, vom 31. Januar 1967.

Wir hier im Chaco von Paraguay erhalten den „Boten“ wie auch die Menn. Rundschau erst, wenn in den meisten Fällen diese Zeitschriften schon zwei oder auch drei Monate alt sind, da die einfache Post sehr langsam und unregelmäßig befördert wird. So erhielt ich auch die erwähnte Nr. 6 des Boten erst vor wenigen Tagen.

Und mit großem Befremden nahm ich Kenntnis von dem Artikel „Was ist Religion?“ von Herrn X auf Seite 7 der genannten Nummer. Schon oft hatte ich zu verschiedenen Fragen Stellungnahmen von Herrn X gelesen und hatte Gefallen an seinem klaren und sachlichen Denken. Doch diesmal verschlug es mir förmlich den Atem. Ich konnte es nur schwer fassen, dass dieser Beitrag aus seiner Feder stammen sollte.

Christentum, Mohamedanismus und alle anderen Religionen werden gleich behandelt und sind nur Formen, in die die Menschen ihren Glauben an ein göttliches Wesen kleiden. Bibel, Koran u.s.w. werden dabei gleichsam in einen Topf geworfen. Herr X schreibt wörtlich (Seite 12 der genannten Bote-Nummer):

„Wie schon weiter oben gesagt wurde, gab Gott uns keine geformten Religionen. Er gab und nur den lebendigen Odem, d.h. die Fähigkeit, zu denken und damit zu glauben. Die Form, in die wir diesen Glauben an Gott, ein 'Höheres Wesen' oder wie immer wir das Objekt nennen, ausbauen und ihm dienen, ist menschlichen Ursprungs“.

Und weiter fährt Herr X fort:

„Wie schon gesagt, der lebendige Odem ist zweiteilig. In ihm ist untrennbar die Fähigkeit zum Denken mit der Forderung nach Glauben vereint“.

Ich frage mich: Ließ Gott uns laufen, nachdem er uns den lebendigen Odem gegeben hatte? - Und forderte er trotzdem den Glauben von uns, obzwar er uns kein Objekt oder etwas ähnliches gab, an das wir glauben sollten? - Wie können wir überhaupt wissen, dass

ein Gott oder ein „Höheres Wesen“ existiert und dass dieses „Wesen“ uns den lebendigen Odem gab, wenn die Bibel, die davon spricht, rein menschlichen Ursprungs ist, genau so, wie der Koran, die Sprüche des Konfuzius und andere Überlieferungen? - Und was sollen wir in dem Falle mit Jesus Christus und mit der ganzen Erlösungsgeschichte der Bibel anfangen? - Wir haben es also nur mit frommen Märchen und mit Aufzeichnungen überschnappter Schwärmer zu tun?

Diese Erkenntnis kommt, wie mir scheint, dem kommunistischen Atheismus sehr nahe.

Im Jahre 1929 setzte eine große Massenflucht aus Sowjetrußland über Moskau und Deutschland nach Kanada, Brasilien und Paraguay ein. Die Ursache dieser Flucht war wohl bei jedem einzelnen Flüchtling in der Hauptsache dieser atheistische Kommunismus. Und nun weht uns mit einem mal von Kanada und namentlich aus unseren mennonitischen Kreisen ein ähnlicher Wind entgegen! --

Ich möchte versuchen, dieser Erkenntnis kurz meine in aller Schwachheit gewonnene Erkenntnis entgegenzustellen. Welche teilweise auf das Studium des Buches von Urquhart „Die neueren Entdeckungen und die Bibel“ (2 Bände) zurückzuführen ist, welches Buch seinerzeit in Rußland sehr aufmerksam gelesen wurde. Dabei bin ich aber sehr weit davon entfernt, anzunehmen, dass nur diese meine Erkenntnis die allein richtige ist. Sie ist ebenso Stückwerk, wie alle menschliche Erkenntnis unvollkommen ist.

Der kommunistische Atheismus lehrt, dass die christliche Religion und besonders auch die Schöpfungsgeschichte in dem ersten Kapitel der Genesis etwa die verbesserte Ausgabe der verschiedenen heidnischen Religionen und Überlieferungen ist. Dem möchte ich entgegenstellen, dass meiner Erkenntnis nach das genaue Gegenteil der Fall ist. Nicht die neueste verbesserte, sondern die älteste Ausgabe ist der Schöpfungsbericht der Bibel. Es muß unbedingt eine uranfängliche göttliche Offenbarung an die Menschen gegeben haben, eventuell, nachdem Gott den Menschen den lebendigen Odem gegeben hatte. Nachher vermehrten sich die Menschen, breiteten sich aus und zerstreuten sich in alle Himmelsrichtungen. Doch diese göttliche Offenbarung lebte in ihnen fort und überlieferte sich von Generation zu Generation. Dabei nahm sie bei den verschiedenen Völkern immer grellere und phantastischere Formen an und entwickelte sich nach und nach zu den verschiedenen heidnischen Religionen. Nur einem Volk, dem in der Bibel genannten Volk Gottes (Israel) offenbarte sich Gott auch weiterhin, und daher konnte der Schöpfungsbericht mehr oder weniger in seiner ursprünglichen Reinheit und Wahrhaftigkeit von diesem Volk niedergeschrieben werden.

Ich möchte hier Urquhart in seinem Buche „Die neueren Entdeckungen und die Bibel“ zitieren:

„.....dass es eine uranfängliche göttliche Offenbarung gegeben haben muß. Wir finden Trümmer dieser Offenbarung überall in den alten Religionen. Viele Grundsätze des Konfuzius und manche Ausdrücke in dem ägyptischen Ritual für Leichenbegängnisse, die uns durch ihre Reinheit und Erhabenheit überraschen, sind ein Teil dieses verlorenen Erbes der ersten Menschen“.

Und was die einzelnen Episoden der Schöpfungsgeschichte und ihren Vergleich mit den Errungenschaften der Wissenschaft betrifft, so möchte ich hier wiederum Urquhart sprechen lassen (Seite 60 des ersten Buches):

„Die Aufeinanderfolge der Ereignisse im ersten Kapitel der Genesis ist die Aufeinanderfolge der Ereignisse, wie sie jetzt durch die Wissenschaft festgestellt ist. Christliche Männer der Wissenschaft haben lange gefühlt, dass dies der Fall sei; aber mit dem Fortschritt der Entdeckungen hat sich diese Überzeugung weiter ausgebreitet und verstärkt. Genesis 1,3 sagt, dass das Erste, was Gott nach der Hervorbringung der Materie schuf, das Licht war.

Diese Behauptung wurde lange verlacht, und das obendrein im Namen der Wissenschaft. Aber die Ideen der Wissenschaft haben mit Bezug auf das Licht eine Änderung durchgemacht, die fast einer Revolution gleichkommt. Die Männer der Wissenschaft lehren nun einstimmig: 'Das Licht ist das Erste von allem, was existiert'.

Wie ist es gekommen, dass die Genesis diese Wahrheit gelehrt hat, ehe die Entdeckungen gemacht waren oder die Nachforschungen begonnen hatten? - Durch welchen seltenen Zufall hat sie dies zuerst in die Reihe gestellt und ist so einer der größten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts zuvorgekommen? - Allein, wenn auch dieses erklärt werden könnte, so würden die Schwierigkeiten doch erst beginnen für diejenigen, die darauf bestehen, dass die Schöpfungsgeschichte der Genesis nur die Vermutungen der Wilden enthält. - Die Erzählung ist sehr deutlich und bestimmt. Sie sagt uns, dass nicht alles Leben auf einmal kam und dass die Welt nicht in einem Augenblick in ihrem gegenwärtigen Zustand da war. Sie ist der Schauplatz aufeinanderfolgender Schöpfungen und Anordnungen gewesen. Hier haben wir wiederum Tatsachen und nicht Vermutungen. Wenn man 'Entwicklung' statt Schöpfung setzt, so kann man selbst nach der Meinung derer, welche die Ansprüche der Bibel verwerfen, keine bessere Darstellung von der Geschichte der Erde geben. - Aber die Bibel hat auch recht hinsichtlich der Stufen, auf denen die Erde in ihren gegenwärtigen Zustand kam. Es wurde lange geleugnet, dass das Pflanzenleben dem tierischen Leben vorangegangen sei. Doch die Funde in den Grafitschichten beweisen, dass in den frühesten Zeiten der Erde ein Pflanzenleben und Pflanzenwuchs in großer Fülle da war. Das überreiche und riesenhafte Reptilienleben folgte. Dann kamen die Säugetiere und zuletzt von allen der Mensch. Dies ist die Aufeinanderfolge der Tatsachen, eine Aufeinanderfolge, welche die Menschen in den ersten Zeiten unmöglich kennen konnten, ausgenommen durch Offenbarung“.

(So weit Urquhart)

Wir sehen also, dass die Bibel mit ihrem unübertroffenen und unwiderlegbaren Schöpfungsbericht, sowie mit den historischen und geographischen Genauigkeiten, die sich durch das ganze Buch ziehen, sich nicht mit dem Koran oder mit anderen Büchern verschiedener heidnischer Religionen vergleichen läßt. Sie ist eben ein Buch, das einzigartig in der Welt dasteht und dessen Entstehung sich nicht anders als durch göttliche Offenbarungen erklären läßt.

A und O, Anfang und Ende (1967)

(In ‘Schauen und Erleben’)

Der Beitrag von Herrn X in den Nummern 23 und 24 des Boten mit der Überschrift „Eine Ergänzung“ ist wie der Verfasser selbst behauptet, sehr langstänglich, dafür aber auch sehr sinnvoll und aufschlußreich geschrieben. Es sieht fast so aus, als wolle Herr X den ungünstigen Eindruck den sein früherer Beitrag „Was ist Religion?“ hervorgerufen hatte, möglichst verwischen und damit die Situation für sich retten. Wo er noch in jenem Beitrag behauptete, dass die Form, in die wir unseren Glauben an Gott, ein höheres Wesen, oder wie immer wir das Objekt nennen mögen, kleiden, menschlichen Ursprungs sei, versichert er, Herr X, nun in „Eine Ergänzung“, dass er nicht nur ein überzeugter, sondern auch ein sehr bewußter Christ ist. Und doch zieht sich, wie mir scheint, durch den ganzen langen Artikel die Skepsis.

Nicht nur, dass Herr X die ersten 6 Kapitel der Genesis nur als symbolisch gelten läßt, bindet er auch seinen Glauben im allgemeinen nur ganz lose an das Alte Testament. Und auch die Evangelien sind für ihn zu verschieden in der Ausdrucksweise geschrieben. So, dass es seiner Meinung nach „ratsam wäre“, sich nicht zu sehr auf eine verbale (wörtliche) Inspiration zu versteifen.

Die ersten 6 Kapitel der Genesis (eingeschlossen der Schöpfungsbericht) sind für Herrn X im Lichte der Geologie und Fossilienforschung unhaltbar und halten einer wissenschaftlichen Beleuchtung nicht stand.

In meinem Beitrag „Gab Gott uns nur den lebendigen Odem?“ in Nr. 19 des „Boten“ war ich bemüht, an Hand von Urquhart das Gegenteil dieser Behauptung hervorzuheben. Und so drängt es mich, zu dem in jenem Artikel gesagten noch einiges hinzuzufügen.

Meiner Ansicht nach hat gerade die Naturwissenschaft und namentlich die Geologie und Fossilienforschung der christlichen Theologie einen sehr wertvollen Dienst geleistet. Sie hat uns zum wesentlichen Teil die Augen für das Verständnis der Schrift geöffnet. Auch die materialistische Philosophie und die Theorien eines Charles Darwin haben dazu beigetragen, dass uns der Schöpfungsbericht der Bibel heute viel verständlicher ist, als es früher der Fall war.

Welch ein denkender Mensch würde heute noch behaupten wollen, dass in sechs unserer Erdentage die Welt erschaffen wurde? Dem widerspricht schon allein die Tatsache, dass nach dem biblischen Bericht die Sonne, die ja unseren 24-Stunden-Tag bestimmt, erst am vierten Schöpfungstage gemacht wurde.

Und nun lehrt uns die Naturwissenschaft, dass es verschiedene Zeitperioden oder Zeitalter gegeben haben muß. Man spricht von einer Juraperiode, von einem Alt- und einem Jung-Tertiär, von einer älteren und einer jüngeren Grauwakkenzeit, von einem Diluvial-Zeitalter (davon die Sintflut vielleicht die bisher letzte Etappe gewesen ist) und so weiter.

Und es drängt sich unwillkürlich der Vergleich auf zwischen diesen Zeitaltern und den biblischen Schöpfungstagen. Jeder Schöpfungstag - ein Zeitalter? Vielleicht geht die Naturwissenschaft mit den Jahrmillionen etwas zu verschwenderisch um, doch wer kann es wissen? Und wenn die Darwinsche Theorie von einem Kampf ums Dasein in der Natur und von natürlicher Zuchtwahl spricht, liegt nicht vielleicht zum Teil gerade darin die Schöpferische Tätigkeit des großen Gottes?

Ich besuchte vor einigen Jahren das Naturhistorische Museum in La Plata, Argentinien, der Hauptstadt der Provinz Buenos Aires. Von diesem Museum wird behauptet, dass es

das größte seiner Art in ganz Lateinamerika ist. Wie habe ich da gestaunt! Was für Riesenskelette von einst lebenden Tieren und Reptilien sind da ausgestellt! Und in welcher Fülle und Mannigfaltigkeit! Diesen Kolossen gegenüber erscheint die heutige Tierwelt doch äußerst zwerghaft. Wann haben diese gigantischen Tiere gelebt und wodurch sind sie zugrunde gegangen? Bei ihrer Vernichtung müssen schon unvorstellbare Naturkatastrophen mitgespielt haben, eventuell die sintflutartigen Regengüße des Diluvial-Zeitalters.

In diesem Lichte erscheint es naiv, die Bibel so verstehen zu wollen, als sei in 6 Vierundzwanzigstunden-Tagen die Welt mit allem, was drum und dran ist, entstanden. Dann ein 24-stündiger Ruhetag Gottes und weitere 6000 Erdenjahre, und schon ist die Gegenwart da, in der wir leben. Wenn wir so die Bibel auslegen wollen, dann ist freilich unsere Auslegung im Lichte der Geologie und der Fossilienforschung unhaltbar, nicht aber der Schöpfungsbericht selbst.

Und weiter drängt sich bei dieser Betrachtung unweigerlich der Gedanke auf, dass wir eventuell noch im sechsten Schöpfungstage leben, dass also die Schöpfung der Welt noch nicht abgeschlossen ist. Der Bericht der Bibel sagt, dass Gott am Schluße des Sechsten Schöpfungstages ansah, alles, was Er gemacht hatte, und „siehe da, es war sehr gut“, und dass Er am siebenten Tage ruhte von allen seinen Werken. Nach diesem Bericht von der Ruhe Gottes am siebenten Tage geht anscheinend Kapitel 2 der Genesis wieder zurück auf den sechsten Schöpfungstag und berichtet ausführlicher von der Erschaffung des Weibes und anders mehr. Denn in Kapitel 1:27 ist ausdrücklich gesagt, dass Mann und Weib beide am sechsten Schöpfungstage geschaffen wurden. Und es findet sich weiter in der Genesis kein Vakuum, in das der siebente Tag, also der Ruhetag Gottes eingeschaltet werden könnte.

Also können wir meines Erachtens mit Bestimmtheit annehmen, dass der Siebente Tag, der Ruhetag Gottes nach der Schöpfung, noch aussteht, und wie klar sprechen die letzten Kapitel der Bibel, die Kapitel 21 und 22 der Offenbarung, von der Ruhe, die den Überwindern dort in der Herrlichkeit bereitet ist. Das wird einst der große Sabbat sein, der siebente Tag, mit welchem der Schöpfungsbericht der Genesis abschließt. Dann ist die Schöpfung (oder nach Darwin, die Evolution) abgeschlossen. und erst dann wird es wirklich heißen können (Genesis 1:31) „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut“.

Offb. 21:6a lautet: „Und Er sprach zu mir: Es ist geschehen, Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende“. A und O Anfang und Ende. Dieses könnte als Überschrift über den Schöpfungsbericht der Genesis gesetzt werden. Und es wäre hinzuzufügen: Von Ewigkeit zu Ewigkeit (Offb. 11:15b). Und dieses A und O vermag auch die Naturwissenschaft und keine Philosophie mit all ihren Fortschritten und Errungenschaften zu widerlegen oder gar umzustoßen.

C. Reiseberichte

Argentinien - wie ich es sah

(von Abram J. Löwen 'Mennoblatt' Nr. 17 u. 18. 1959 Sept.)

Wie die Überschrift es bereits andeutet, ist es nicht meine Absicht, hier eine eingehende Studie über Land und Volk der Republik Argentinien zu entwickeln, wozu ich gar nicht in der Lage wäre, da ich Argentinien viel zu wenig kenne. Ich möchte lediglich meine Eindrücke in Kürze wiedergeben, die ich gewann, als wir, meine Frau und ich, kürzlich eine Besuchsreise nach Argentinien unternahmen.

Und da wir uns nur 22 Tage auf argentinischem Boden aufhielten, so dürfte es vorauszusehen und durchaus verständlich sein, dass diese meine Eindrücke das Gesamtbild bei weitem nicht erfassen und womöglich erstaunlich einseitig sind.

Nichtsdestoweniger will ich mich bemühen, bei der Wiedergabe meiner Eindrücke möglichst objektiv zu sein. - Ich will versuchen, ein Bild von Argentinien zu zeichnen, so, wie ich es sah und wie es sich meinem Geist einprägte. -

Schon, als wir in Asunción das argentinische Schiff „Guaira" bestiegen, wehte uns irgendwie „argentinische Luft" entgegen und wir fühlten, dass wir, obzwar noch in Asunción, nicht mehr paraguayischen Boden unter den Füßen hatten.

Nicht weit hinter Asunción, wo der Rio Pilcomayo in den Paraguayfluß einmündet, erreichen wir zur Rechten bereits das niedrige Stromgebiet von Argentinien, während zur Linken noch etwa 18 Stunden weit die hohen und reizvollen Landschaftsbilder Paraguays dahinziehen. Erst, nachdem das Schiff die Einmündung des Paraguayflusses in den großen Parana-Strom passiert hat, verlieren wir Paraguay ganz aus dem Auge und sehen rechts und links nur niedriges Land, meistens Inseln, die uns die Ufer des Stromes nicht sehen lassen und uns jegliche Vorstellung von der Breite des Stromes verwehren.

Wir sind nun ganz und gar in Argentinien, sehen aber nur Wasser, das von beiden Seiten mit niedrigem Krüppelwald umrahmt wird. Der Vielen Inseln wegen erscheint der Strom stellenweise sehr breit, dann aber wird er enger und enger, bis er fast wie ein Kanal wirkt, um dann wieder breiter zu werden und bald wieder riesiges Ausmaß zu erhalten. Wie viele Inseln uns von den Ufern des Stromes trennen, das bleibt uns verborgen.

Wir landen in Corrientes, der ersten größeren Stadt am Rio Parana. Es heißt nun umsteigen, und das große stolze Schiff „Ciudad de Corrientes" nimmt uns auf. Da wir hier aber mehrere Stunden warten müssen, so verlassen wir für einige Zeit das Schiff, um uns etwas die Stadt anzusehen. Den paraguayischen Guarani können wir auf dem Markt und in den Kaufhäusern beim Einkauf von Äpfeln und anderen Leckerbissen nicht mehr gebrauchen. Wir müssen den argentinischen Peso als Zahlung verwenden, was anfänglich sehr ungewohnt erscheint und einige Schwierigkeiten verursacht. Doch gewöhnt man sich sehr bald daran. -

Schon hier in Corrientes tritt uns im Gegensatz zu der allgemeinen paraguayischen Armut und Bescheidenheit der argentinische Reichtum und Wohlstand entgegen. - Das ist noch in weit größerem Maße in Rosario, der zweitgrößten Stadt Argentiniens, der Fall, deren Hochhäuser und riesige Fabriken uns schon Stunden vor der Landung aus weiter Entfernung entgegenwinken.

Und dann kommt, an der weiten Bucht des riesigbreiten La Plata Stromes gelegen, Buenos Aires, die größte und volkreichste Stadt Süd- und Mittelamerikas. Aus weiter Entfernung schon sieht man unzählige Hochhäuser und Fabrikschlote emporragen, und das in fast unendlicher Ausdehnung. Im kilometerweiten Hafen ankern die vielen und großen Ozeandampfer aus aller Herren Länder. Ein Qualm von dunklem Rauch aus den Tausenden von Schornsteinen der Fabriken, der Schiffe, der Dampflokomotiven u.s.w. lagert über der Riesensstadt, so dass man unwillkürlich das Gegenteil von „Buenos Aires“ („Gute Lüfte“) empfindet.

Das Zentrum dieser Millionenstadt ist außergewöhnlich reich an Prachtstraßen, Prunkbauten und modernen Einrichtungen, so dass sich Buenos Aires wohl mit jeder Weltstadt vergleichen läßt. Besonders beeindruckt war ich von dem majestätischen Kongreßpalast, dem Regierungsgebäude und den modernen und hochgebauten Palästen für die verschiedenen Ministerien. Einen imposanten Eindruck machten auf mich die moderne und breite „Avenida 9 de Julio“, die Luxusstraße „Avenida de Mayo“, die „Avenida Alem“ und andere Prachtstraßen. Von den kolossalen Denkmälern sind besonders zu erwähnen das kunstreiche Denkmal des Befreiergenerals San Martin auf der Plaza San Martin, das großartige Freiheitsdenkmal vor dem Kongreßpalast mit der grandiosen Freiheitsstatue, und das imposante Kolumbus-Denkmal auf der „Avenida Alem“. -- Unter der Fassade der Kathedrale auf der prachtvollen „Plaza de Mayo“ brennt das ewige Feuer der Freiheit, und in der Kathedrale ruhen im goldenen Sarkophag die Gebeine des großen Befreiers Argentinien, des Generals San Martin.

Moderne Flugzeuge und Seeschiffe halten den regen Personen- und Güterverkehr der großen Metropole mit allen Ländern und Kontinenten aufrecht. Den Verkehr im Innern des Landes vermitteln riesige Omnibusse und moderne Schnellzüge, teils elektrische, teils mit großen Diesellokomotiven versehene. Die alten Dampflokomotiven werden hauptsächlich noch für den Gütertransport benützt.

Außer Buenos Aires sah ich mir noch zwei andere Großstädte an. Córdoba, am Fuße der hohen Córdobaer Berge, die ein Vorgebirge der riesigen Andenkette sind, und La Plata. Sowohl Córdoba als auch La Plata haben eine Universität, prächtige Kirchen und Kathedralen und zeugen von einstigem Reichtum und Luxus.

Das Städtchen Villa Carlos Paz liegt am herrlichen See, 36 Kilometer hinter Córdoba und ist ringsum umgeben von hohen Bergen, die in die Wolken ragen und deren höchster Gipfel über 2800 Meter hoch ist. Dieser Ort wird „Die Perle der Córdobaer Berge“ genannt, und ihre Schönheit und Erhabenheit zwang mich auf die Knie, und ich mußte in Dank und Anbetung ausbrechen, dass der große Schöpfer mir diese einmalige Gelegenheit geschenkt hatte, mein Auge an dieser Pracht und Herrlichkeit zu ergötzen.

Villa Carlos Paz hat viele Hotels und Gasthäuser und wird namentlich im Sommer von ungezählten Touristen aus Buenos Aires, Rosario, Córdoba und anderen Orten besucht.

Wir sahen in und um Buenos Aires die katastrophale Überschwemmung, die, durch die vielen Regen und das Ansteigen des La Plata-Stromes verursacht, ungeheure Sachschäden und auch wohl zahlreiche Opfer an Menschenleben zur Folge gehabt hatte. Ganze Häuserviertel in den Vorstädten standen im Wasser und Hunderte Familien hatten fluchtartig ihre Heime verlassen müssen und mußten nun von der Regierung irgendwo und irgendwie untergebracht und betreut werden.

Die Überschwemmung mit ihren verheerenden Folgen zieht sich längs der Flußzone hin bis Rosario und weiter nordwärts, so dass hier, besonders im Gebiet von Entre Rios, die Landwirtschaft ungeheure Verluste durch die Katastrophe erlitten hat.

Im übrigen ist die Landwirtschaft, wie auch zum Teil die Industrie und die Viehzucht in Argentinien in der Entwicklung begriffen. Größtenteils werden die Felder mit Traktoren bestellt, und die Ernte wird mit modernen Maschinen geerntet und eingebracht. Die weiten und ebenen Steppen Argentiniens, wo auf weitem Raume kein Baum sichtbar ist als nur die von Menschenhand gepflanzten, begünstigen den Ackerbau in großem Maße. Der Boden ist außergewöhnlich fruchtbar. Weizen, Mais und Obst sind wohl die Haupterzeugnisse der Landwirtschaft.

Wir sahen Rassenvieh, darunter vieles von der Holländerrasse. Zum Teil war aber auch Kreolenvieh vorhanden, vielleicht nicht besseres als wir in Paraguay züchten. - Auch die Schaf- und Pferdezucht wird betrieben, stellenweise in großem Ausmaße.

Es ist sehr bedauerlich, dass Argentinien zur Zeit von einer so schweren Krise heimgesucht wird. Die andauernden Streiks der Bankangestellten, der Transportarbeiter und andere Gewerkschaften haben das Land zum Teil heruntergewirtschaftet. Als Folge davon hat sich der Peso entwertet, die Bedarfsartikel verteuern sich von Tag zu Tag, womit die Lohnaufbesserung bei weitem nicht Schritt hält, und so leidet der Arbeiter mit seiner Familie. Und über dem ganzen argentinischen Volk lastet eine Spannung und Nervosität, da niemand voraussehen kann, wie die Sache noch auslaufen und wie lange die Krise noch andauern wird.

Auch ich wurde ungewollt Zeuge der politischen Krise, einmal in Buenos Aires, wo im Zentrum eine Schießerei stattfand, gerade an der Straßenkreuzung, die ich soeben verlassen hatte, und das andere Mal in Córdoba, wo ich einer großen Studentenkundgebung beiwohnte, die in lauten Sprechchören ihre Solidarität mit den streikenden Bankangestellten bekundete. Die berittene Polizei war den begeisterten Studenten dicht auf den Fersen, wodurch die Ordnung doch einigermaßen aufrechterhalten blieb.

Ich möchte nun zum Schluß noch das Häuflein Mennoniten erwähnen, das in und um Buenos Aires leider in großer Zerstreuung lebt. Dieser Tage las ich in dem „Boten“, dass die Zahl der Mennoniten in der argentinischen Hauptstadt etwa achthundert beträgt. Das ist schon eine ganz beträchtliche Anzahl. Doch die großen Entfernungen, die sie voneinander trennen, lassen es nicht zu, dass eine lebendige Gemeinschaft unter ihnen zustande kommt. Auch die geistliche Betreuung der Mennoniten wird unter diesen Umständen sehr erschwert. Prediger Martin Dürksen, dem diese Betreuung obliegt, tut, was er kann, um die Mennoniten in der Riesenstadt weitmöglichst zu erfassen. Das gelingt ihm indessen nur zum Teil, obwohl er sehr zielsicher vorgeht. Er fährt an den Sonntagvormittagen

aus, einmal in die eine Vorstadt und das andere Mal in eine andere und hält in Privathäusern seine Gottesdienste ab, die dann auch rege besucht werden. An den Sonntagnachmittagen hat Herr Dürksen dann im MCC-Heim in Villa Ballester in dem großen Empfangszimmer seinen zweiten Gottesdienst, wo auch ein Sängerchor singt. Der Gemeindegesang wird mit Klavier begleitet. Auch diese Gottesdienste werden rege besucht. Außerdem bemüht sich Prediger Martin Dürksen auch um die Jugendarbeit, und eine Sonntagsschule wurde von ihm ins Leben gerufen.

In dem Bestreben, die Mennoniten mehr zu erfassen, wird gegenwärtig an einer Kirche gebaut, auf einem Gelände in Boulogne, das man für teures Geld erworben hat. Die Gemeindeglieder, namentlich die Jugendlichen, arbeiten aktiv mit an dem Bau. Die Kirche ist bereits unter Dach und geht ihrer Vollendung entgegen. Sie ist zweistöckig. Im oberen Stock befindet sich der große Saal für die Jugendgottesdienste, und unten ist der Gemeindesaal. Es ist zu erwarten, dass diese Kirche ein Anziehungspunkt für die Mennoniten werden wird und dazu beitragen kann, dass die geistliche Gemeinschaft mehr gefestigt wird.

Jedoch gibt es dort auch Mennoniten, die sich von dem Großstadtleben schon so weit fortreißen ließen, dass sie den Gottesdiensten keinen Genuß mehr abgewinnen können und daher lieber fernbleiben, zumal ihnen dadurch das weite Fahren zu den Versammlungen erspart bleibt. - Das ist sehr bedauerlich, und ich hatte dort das Empfinden, dass von unseren mennonitischen Organisationen in Nordamerika oder auch in Paraguay etwas unternommen werden müßte, um die Mennoniten in Buenos Aires mehr zu erfassen und sie an unsere mennonitischen gottesdienstlichen Veranstaltungen zu fesseln.

Wie so notwendig wäre dort meines Erachtens Evangelisationsarbeit, damit unsere Brüder und Schwestern an dem Orte der vielen Gefahren der reinen Quelle des Wortes Gottes wieder nähergeführt werden und viele arme Seelen auch dort noch vom Verderben errettet werden könnten, indem sie das Heil in Christo ergreifen und den Herrn als ihren Heiland und Erlöser in ihre Herzen aufnehmen. Das sollte unser aller Gebet und Flehen sein.

Drei Tage in Foz de Iguazu

(Mennoblatt Nr. 15, Aug. 1962, S. 3)

Als ich am 11. Juni 1962 sehr früh um 1 Uhr morgens von Asunción losfuhr in Richtung Osten, da war es mein Vorsatz, bis Curitiba, Brasilien, und womöglich von da noch weiter bis Paranagua, also bis an die Küste des Ozeans zu fahren. Schon viele Jahre war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, die brasilianischen Gebirge kennenzulernen und vor allem den unendlichen Atlantik wiederzusehen und das Branden seiner Wogen an den Felsen der weiten Küsten des Kontinents durch Augen und Ohren in mich aufzunehmen.

Ich hatte in Asunción die Fahrt bis Curitiba und zurück bezahlt und fuhr nun auf dem Mikroomnibus, die Fahrkarten in der Tasche, frohgemut der Grenze unseres Nachbarlandes entgegen. Nebenbei möchte ich erwähnen, dass es heute in Asunción und Umgegend von Mikroomnibussen oder Taxi-Colectivos, wie man sie dort nennt, wimmelt. Man begegnet

ihnen dort in großer Anzahl fast in allen Straßen, wo vor drei Jahren, als ich dort zuletzt weilte, noch so gut wie nichts von diesen Verkehrsfahrzeugen vorhanden war. Auch die deutschen Volkswagen sieht man allenthalben, und auch sie spielen im Personenfernverkehr eine große Rolle.

Die Reise bis zur Grenze verlief sehr ruhig und ohne Schwierigkeiten, und schon um 7 Uhr morgens hatten wir das ganze Ostparaguay durchquert und kamen wohlbehalten in Puerto Presidente Franco an, wo wir auf einem Kahn über den Parana gesetzt wurden und damit die Grenze Paraguay-Brasilien überschritten. Bei der Fahrt über den Fluß war nur soviel sichtbar, dass beiderseits des Flusses die Ufer sehr hoch und von dichtem Urwald bedeckt sind. In einem romantischen Hochland schlängelt sich tief unten der Fluß vom Norden nach Süden. Er war bei unserer Überfahrt von einem dichten Nebel bedeckt.

Nachdem wir von der brasilianischen Grenzpolizei die Passierscheine erhalten hatten, ging es ins Zentrum der Grenzstadt Foz de Iguazu. Hier fühlte ich mich zunächst sehr fremd, da Brasilien für uns Fernheimer (oder aber für die meisten von uns) ein gar unbekanntes Land ist und auch die Sprache nicht die spanische, sondern die portugiesische ist, die zwar der spanischen Sprache ähnelt, aber viel weicher und, wie es mir schien, schnarrender ausgesprochen wird.

Ich mußte in Foz de Iguazu zunächst mein Einreisevisum fertigstellen lassen, das in Asunción der knappen Zeit wegen nicht ganz fertig wurde. Dazu mußte ich die dortige Immigrationsbehörde aufsuchen, was nicht gerade einfach war, da ich des Orts und besonders der Sprache so sehr unkundig war. Glücklicherweise hatte ich die Formulare zum Ausfüllen und die Fotografien zum Aufkleben bei mir.

Nachdem das Visum dann fertig war, mußte die Omnibushaltestelle für die Linie „Empresa Sudamericana“ aufgesucht werden, da mit einem Omnibus dieser Linie, die Reise nach Curitiba den nächsten Tag fortgesetzt werden sollten.

Mein Vorhaben, an diesem Tage noch schnell zu den Iguazu-Fällen zu fahren, konnte ich nicht mehr durchführen, da die Suche nach Immigrationsbehörde, nach Omnibushaltestelle und schließlich nach einer Nachtherberge zu viele Zeit nahm und an eine Fahrt dorthin an diesem Tage nicht mehr gedacht werden konnte.

Ich erkundigte mich aber sehr eingehend bei der „Sudamericana“, wann am nächsten Tag der Bus nach Curitiba abgehen sollte und bekam den „sehr klaren“ Bescheid, dass die Zeit auf „2 Uhr nachmittags“ angesetzt sei, das heißt, auf „doce horas“, wobei das „doce“ sehr weich, das c fast nicht vernehmbar und das e fast stumm ausgesprochen wurde. Als ich dann eine Stunde früher mich einfand, um ja auch rechtzeitig da zu sein, war der Omnibus soeben, etwa zehn Minuten vorher, abgefahren. Ich erfuhr nun zu meinem Schrekken, dass das weiche „a las doce horas“ nicht die Bezeichnung für „um 2 Uhr“, sondern für „um 12 Uhr“ gewesen sei. Mir wurde nun gesagt, dass für die Bezeichnung „um 2 Uhr“ man hätte sagen müssen „a las duas horas“, sehr weich ausgesprochen. - Ich hatte mich also durch meine Unkenntnis der dortigen Sprache gewaltig narren lassen und hatte somit den Omnibus für heute verspätet.

Und zu meinem weiteren Schrecken erfuhr ich nun, dass der nächste Omnibus nach Curitiba nicht morgen, sondern erst übermorgen, wiederum um 12 Uhr „a las doce horas“ von hier abfahren solle. So hatte ich denn alles verpaßt. Mein Urlaub war zeitlich so kurz bemessen, dass ich es mir nicht mehr leisten konnte, noch weitere zwei Tage zu warten

messen, dass ich es mir nicht mehr leisten konnte, noch weitere zwei Tage zu warten und dann erst nach Curitiba und gar an die Küste des Atlantik zu fahren. Ich würde dadurch zu viel Zeit verlieren, und zudem könnten leicht noch unvorhergesehene Schwierigkeiten eintreten, die die Rückkehr zu meiner Dienststelle in Fernheim noch weiter hinauszögern könnten. - Das Risiko schien mir zu groß zu sein; ich konnte und wollte es nicht auf mich nehmen.

So entschloß ich mich denn, nach Asunción zurückzufahren, ohne das gesteckte Ziel erreicht zu haben. Ja, das ganze Unternehmen schien mir nun in meiner Verzweiflung ein ungeheures Fiasko zu sein, und ich sah voraus, wie man über mein Ungeschick zu Hause mitleidig und überlegen lächeln würde. -

Ich erkundigte mich nun, wann der nächste Omnibus nach Asunción abgehen sollte und erfuhr, dass auch das nicht vor übermorgen geschehen werde. Erst übermorgen, das war also der 14. Juni, sollte der Bus um 6 Uhr morgens nach Asunción starten. - So mußte ich denn, nachdem ich schon einen und einen halben Tag mich in diesem „Nest“ aufgehalten hatte, noch weitere anderthalb Tage hier verweilen. Was sollte ich in dieser Zeit beginnen?

Doch nun kehrten Mut und Entschlossenheit, die für einige Zeit ganz gewichen waren, zurück. Ich wollte und mußte Ersatz haben für das Mißgeschick, das mir widerfahren war. So jämmerlich wollte ich die kostbaren Tage meines Urlaubs, der „geistigen Entspannung“ nicht dahingehen lassen. Und was ich nun zu suchen anfing, das fand ich in reichem Maße. Heute, da ich diese Zeilen schreibe, weiß ich, dass ich lohnenden Ersatz für die Strekke Weges, von Foz de Iguazu bis Curitiba und womöglich bis zum Ozean, die mir zu gehen verwehrt geblieben war, gefunden habe. Mir kam zum Bewußtsein, dass die Umgebung von Foz de Iguazu im höchsten Maße sehenswert ist und jährlich aus aller Welt Tausende und Abertausende Touristen anzieht. Vor allem sind es die großen und weltbekannten Iguazu-Wasserfälle, die nur 25 Kilometer von hier entfernt die Reise nach hier reichlich lohnen. Weiter wird, nur 4 einhalb Kilometer von hier, an der imposanten internationalen Brücke gebaut, deren Grundstein, wie es auf einer Bronzetafel an einem riesigen Obelisk vor der Brücke mit großen Lettern in englischer und portugiesischer Sprache für alle kommenden Geschlechter verewigt ist, vor einigen Jahren von den Präsidenten der beiden Nachbarländer: Juscelino Kubitschek von Brasilien und Alfredo Strößner von Paraguay, gelegt wurde und deren riesigen Bogen über den Fluß, wie damals in den Zeitungen zu lesen stand, der größte Bogen der Welt ist. - Also zwei Faktoren, die an sich schon die Reise nach Curitiba entschädigen. Zudem ist auch die Natur um Foz de Iguazu herum äußerst sehenswert und erinnert an die Landschaftsbilder, die ich seinerzeit im deutschen Mutterlande erlebte.

Als ich zum Beispiel mitten auf der genannten internationalen Brücke stand, etwa 70 Meter tief unter mir das Bett des Parana-Flusses und zu beiden Seiten die bewaldeten Höhen, die Häuser mit den roten Ziegeldächern und in der Ferne hart am Flusse das Städtchen Foz de Iguazu mit seiner schönen Kirche, da war es mir, dass der vielbesungene deutsche Rhein mit Lorelei und sonstigen Sehenswürdigkeiten nicht schöner sein könne als diese herrliche Gottesnatur, die man besonders stark empfindet, nachdem man jahrelang im paraguayischen Chaco nur Staub und krüppeligen Chacobusch gesehen hat.

In Anbetung und ergriffen von der Größe der Schöpfung und des noch weit größeren Schöpfers stand ich unter dem hohen Turm am Fuße der Wasserfälle, wo das Brausen der herabstürzenden Wasser fast ohrenbetäubend ist und im schneeweißen Nebel, den die aus ungeheurer Höhe stürzenden Wassermassen verursachen, ein prächtiger Regenbogen das Bild belebt und es zu fast überirdischer Pracht verschönert. - Es ist das ein Naturwunder, das, wie man sagt, nur von dem Wunder der Niagarafälle übertroffen wird, wie auch die internationale Brücke bei Foz de Iguazu ein Wunder der modernen Technik darstellt, das der weltweiten Beachtung würdig ist. -

So kehrte ich also mit dem Bewußtsein nach Asunción zurück, dass ich für mein Mißgeschick reichen Ersatz gefunden hatte. - Und als ich dann am andern Tage wie durch reinen Zufall aus nächster Nahe den Präsidenten unseres Landes General Alfredo Strößner sehen und die Ovationen miterleben durfte, die ihm beim Besteigen eines Schiffes im Asunciónер Hafen gezollt wurden, als er eine kurze Reise zur Einweihung eines Neubaus unternahm, wobei die Militärkapelle die Nationalhymne spielte und die Schiffe im Hafen durch langanhaltendes Sirenengeheul dem Präsidenten huldigten, da wußte ich endgültig, warum es mir versagt geblieben war, nach Curitiba und zum Ozean zu fahren. -

Und abschließend möchte ich dankerfüllt noch erwähnen, dass mir die „Empresa Sudamericana“ die Zahlung für die nicht ausgeführte Fahrt Foz de Iguazu - Curitiba und zurück in großzügiger Weise voll zurückgezahlt hat.

Abram J. Löwen
Filadelfia Fernheim

General De Gaulle besucht Paraguay

(In ‘Mennoblatt’ 1. Nov. 1964, S. 3)

Schon um etwa 8 Uhr morgens suchte ich mir einen geeigneten Platz auf der prächtig geschmückten Avenida Lopez aus, ganz in der Nähe der Absperrzone, um von da aus die beiden Präsidenten General De Gaulle und General Strößner während ihrer Fahrt zur Tribüne zu beobachten und mir den Aufmarsch der Schulen und des Heeres aus nächster Nähe mit anzusehen. - Ich hatte gut getan, so früh mir einen Platz zu sichern, denn bald war der Andrang der Schaulustigen auf beiden Seiten der Avenida so erschreckend groß, dass die Straßenpolizei alle Mühe hatte, die breite Straße für den Aufmarsch frei zu halten.

Zwei ganze Stunden lang mußten wir warten, bis endlich die Ankunft der von vielen Tausenden Erwarteten sichtbar und von den Lautsprechern angekündigt wurde. Zuerst tauchte die berittene Schutzwache auf und ritt in Galauniform, langsamen Schrittes an uns vorbei. Dann folgte ein Trupp motorisierte Wache, in weiß gekleidet und mit weißen Helmen,

die auf Motorrädern das offene Auto eskortierten, in welchem rechts General De Gaulle und links General Strößner standen und nach allen Seiten hin das klatschende und jubelnde Publikum begrüßten. Den Abschluß bildete wieder eine Eskorte berittener Schutzwache in Galauniform.

General De Gaulle zeigte sich in kakigelber Uniform, ohne nennenswerte militärische Abzeichen, auf dem Haupte die hohe rechteckige französische Schildmütze. Seine 74 Lebensjahre und seine jahrzehntelange unermüdliche militärische und politische Tätigkeit konnte man in seinen Gesichtszügen deutlich ablesen; sie hatten sich darinnen unverkennbar eingeprägt. General Strößner, in dunkelgrüner Generaluniform, wirkte dagegen jung und lebensfrisch, und seine eleganten Grüße nach allen Seiten hin feuerten die Volksmenge zu hellem Jubel an. -Nun begann, auf ein gegebenes Zeichen hin, der Aufmarsch der Schulen. Etwa 5000 Studenten und Schüler zogen an der Präsidententribüne vorüber, jedes Colegio und jede Schule, sowie jeder Lehrgrad abgesondert, in stolzer Aufmachung, geschmückt mit Fahnen und Bändern und im Takt der vielen Trommeln und Trompeten. - Eine Stunde brauchte es, bis alle Schulen aufmarschiert waren. Dann, nach einer längeren Pause, marschierte das Militär auf: Kadetten, Zöglinge der hohen Militärschulen, Kavallerie, Infanterie. Auch zu diesem Aufmarsch brauchte es ungefähr eine Stunde. Inzwischen nahm auch die „Luftwaffe“ an dem Aufmarsch teil, indem alle verfügbaren Flugzeuge in militärischer Ordnung den Schauplatz überflogen.

Es war alles sehr schön. Man hatte wirklich alles aufgeboten, um dem hohen Gast einen würdigen und ehrenvollen Empfang zu bereiten. Nun konnten wir noch einmal die beiden Präsidenten sehen und umjubeln, denn in dem nämlichen Aufzug, wie sie vorhin auffuhren, fuhren sie nun zurück zum Regierungsgebäude und grüßten wieder die begeisterte Volksmenge zu beiden Seiten der Avenida. Was hatte ich nun gesehen? - hatte es gelohnt, vier Stunden lang auf einem engen Platze zu stehen, beengt und umdrängt von den Nebenstehenden, wo die Füße vom langen Stehen schmerzten und der Körper fast bis zum Zusammenbrechen ermüdet war?

Ja es hatte sich gelohnt. Ich hatte den Präsidenten von Frankreich gesehen, General Charles De Gaulle. Vorher fragten mich einige Freunde, was wohl an dem Mann zu sehen wäre; der spiele ja gar keine nennenswerte Rolle in der Weltpolitik. - Ich sah jedoch in Herrn De Gaulle eine Größe unserer Zeit, mit der sich nur wenige Männer der Geschichte vergleichen können. Ich sah einen General des zweiten Weltkrieges, der als oberster Befehlshaber des französischen Heeres den Krieg entscheidend beeinflußte. Ich sah einen Mann, der als Präsident Frankreichs die vierte französische Republik, die auf sehr schwachen Füßen stand, über den Haufen warf, eine neue Konstitution schuf und mit der Unabhängigkeitserklärung Algeriens (trotz heftigster Opposition im eigenen Lager) Frankreich wieder zu Ansehen und Achtung verhalf und der langsam, aber zielsicher wieder ein großes Frankreich schuf, im großen Konzept der freien westlichen Welt. - Ich sah einen Mann, der mit seinem Freundschaftspakt mit Deutschland dem alten Haß der beiden Länder und Völker gegeneinander endlich ein Ende setzte und der mit Deutschland Seite an Seite auf ein starkes Vereinigtes Europa hin arbeitet, das ein festes Bollwerk werden könnte gegen das Andringen der Roten Sturmflut vom Osten her. -

Und was bezweckte Präsident De Gaulle mit seiner Besuchsreise, durch zehn südamerikanische Länder? - Darüber rätselt die südamerikanische Presse herum und sucht verschiedene Antworten. Sicher ist wohl, dass durch diese Reise engere wirtschaftliche handelstechnische und politische Bande mit Lateinamerika geknüpft und erfolgreichere Zusammenarbeit bezweckt werden sollen, wodurch man wohl auch der politischen Propaganda der linksgerichteten Elemente (Kommunismus und Castrimus) den Wind aus den Segeln zu ziehen gedenkt. Wenn das alles erreicht werden könnte, dann hätte sich die Reise De Gaulles nach Südamerika reichlich gelohnt.

Abram J. Löwen, Filadelfia Fernheim.

VI. Zwischen Paraguay und Kanada 1968 - 74

Beobachtungen und Eindrücke (1968)

(In 'Schauen und Erleben')

Wir, meine Frau, unsere Tochter und ich, kamen am 22. April dieses Jahres, von Paraguay kommend, in Winnipeg, Manitoba an und fuhren zu unseren Kindern nach North Kildonan. Ein paar Tage später besuchte ich die Christian Press Ltd., wo unter anderem auch die 'Mennonitische Rundschau' gedruckt wird. Daselbst hatte ich die große Genugtuung, mit dem Schriftleiter der Rundschau, Herrn Erich Ratzlaff, bekannt zu werden und mich für einige Minuten mit ihm zu unterhalten.

Herr Ratzlaff fragte mich unter anderem, wie mir denn nun Kanada gefalle. Ich konnte ihm darauf nur antworten, dass ich bisher nur Winnipeg gesehen hätte, da beim Flug von Toronto nach Winnipeg eine dicke schneeweiße Wolkenschicht die Aussicht verdeckt hätte und ich bis zur Stunde noch nicht aus Winnipeg herausgekommen wäre. Ich hätte mir daher noch kein Urteil über Kanada bilden können.

Heute, da ich diese Zielen schreibe, sind etwa vier Monate seit jener Unterhaltung verflossen und wir sind nun schon weit in Kanada herumgekommen. Haben Manitoba, Saskatchewan, Alberta und Britisch Kolumbien gesehen und viele Verwandte und Freunde getroffen, sowie neue Bekanntschaften geknüpft. Vieles haben wir nun schon erlebt, und ich habe mich stets und überall bemüht, die Augen offen zu halten. Freilich kann ich mir auch heute noch kein allgemein gültiges fachmännisches Urteil über Kanada bilden, denn dafür bin ich bei Weitem nicht genügend vorgebildet und müßte dafür auch viel mehr Zeit zum Studium des Landes verwenden und um die Verhältnisse daselbst zu kennen, müßte ich weit mehr noch in Kanada herumkommen.

Einige Beobachtungen habe ich aber doch machen dürfen, und es haben sich durch die Beobachtungen allerlei Eindrücke bei mir festgesetzt. Von diesen Eindrücken möchte ich hier kurz einiges erzählen. Was ich erzählen möchte, das betrifft unser kleines Mennoniten-völklein, das in ganz Kanada zerstreut lebt.

In all den verschiedenen Heimen, in die wir bisher gekommen sind, fanden wir ungefähr dasselbe Bild vor. Wir konnten uns nicht ohne einige Schwierigkeiten mit den Leuten unterhalten, weil sie gleichsam „eine andere Sprache“ sprachen als wir. Zwar sprachen die älteren Leute noch ein gutes Platt- beziehungsweise Hochdeutsch, doch haben sich in dieses Deutsch so viele englische Ausdrücke eingenistet, dass dadurch die Sprache mehr oder weniger entstellt ist. Man muß, wenn man sich richtig verständigen will, den Gesprächspartner immer wieder unterbrechen und um Auskunft über den Sinn und die Bedeutung dieses oder jenes Ausdrucks bitten. Der betreffende Gegenüber versucht dann, den Ausdruck ins Deutsche zu übersetzten, was ihm mitunter nicht geringe Mühe macht, da ihm das deutsche Wort für den entsprechenden Ausdruck verlorengegangen ist. Und mit den jüngeren Leuten ist dies zum großen Teil weit schlimmer noch. Sie sprechen unter Umständen noch ein gebrochenes Hochdeutsch, aber fast die Hälfte ihrer Worte kommen in Englisch zum Ausdruck, und sie sind meistens überhaupt nicht in der Lage, diese englischen Worte ins Deutsche zu übersetzen, da sie die deutschen Benennungen dafür nicht kennen. Man kann sich also, wenn man das Englische nicht versteht, mit sehr vielen jungen Leuten überhaupt nicht unterhalten.

Das ist ja einerseits durchaus verständlich. Man wohnt eben nicht abgesondert. Deutsche und englische Familien wohnen durcheinander. Die Kinder spielen zusammen und die deutschen Kinder als in der Minderheit, lernen spielend die englische Sprache. Dann erhalten sie in den Volks- und höheren Schulen ihre gesamte Ausbildung ausschließlich in englischer Sprache. Das bisschen Deutsch, das ihnen aus dem Elternhause noch mitgegeben wurde, verlieren sie mehr und mehr, da sie dafür zu wenig Verwendung finden. So sind also die jüngeren Leute für den Ausfall der deutschen Sprache durchaus nicht verantwortlich. Die Verantwortung dafür müßte man mehr bei den älteren Leuten suchen.

In den vier Monaten unseres bisherigen Verweilens in Kanada hat es mich immer wieder gewundert, wie dem Anschein nach unsere führenden Männer die Tatsache mit solcher Gelassenheit und stoischer Ruhe hinnehmen, dass uns hier die deutsche Sprache und damit auch unsere mennonitische Eigenart so unrettbar verloren geht.

Zwar existiert da wohl irgendwo ein Verein „zur Pflege und Erhaltung der deutschen Sprache“. Doch erfaßt derselbe, wie mir scheint, bei weitem nicht das gesamte kanadische Mennonitentum. Wir haben, so weit wir bisher in Kanada herumgekommen sind, noch nirgends auch nur etwas von seinem Einfluß verspürt.

Und ich frage mich in diesem Zusammenhang: warum wurde die bisher letzte Kanadische Konferenz der MB-Gemeinden, die kürzlich in Clearbrook, B.C. tagte, wo wohl weit mehr als die Hälfte der Delegierten mehr zu den älteren Leuten zählte und wo sehr viele unserer führenden Männer zugegen waren und die Führung der Konferenz in Händen hatten, ausschließlich in englischer Sprache abgehalten? Und warum gebrauchen heute sehr viele unserer Gemeinden in ihren Gottesdiensten nur noch, oder in der Hauptsache, die englische Sprache?

Und in sehr vielen Heimen, wo wir bisher herumgekommen sind, halten auch die „Mennonitische Rundschau“, der „Bote“ oder auch andere deutsche Zeitschriften und Bücher keinen Einzug mehr, und es wird nur noch englische Literatur bezogen und gelesen.

Haben wir Mennoniten, die wir doch ursprünglich in der großen Mehrheit zur deutschen Nation zählten, heute gar kein nationales Empfinden mehr? Oder schämen wir uns etwa gar, Deutsche zu sein? Und sind wir beflissen, möglichst schnell und sicher alles nationale Denken und Fühlen in uns zu ersticken und auszumerzen? Ist das womöglich ein Auswuchs des letzten großen Kriegs, wo die Völker gegen die „Überbetonung“ des Nationalen zu Felde zogen?

Können wir es vor der Geschichte verantworten, dass wir das Erbe unserer Väter gleichsam mit Füßen treten?

Ich schaue mit Wehmut auf den Gang dieser Entwicklung, weil ich mit derselben auch das bereits aufgeschaufelte Grab für unser Mennonitentum als Ganzes sehe; wohlgemerkt, nicht nur für unsere Eigenart, sondern für unser Mennonitentum als Ganzes.

Deutsches und englisches Durcheinanderwohnen und -leben, englische Schulen, ohne dass das Deutsche gefördert wird, Bevorzugung der englischen Literatur, die immer mehr um sich greifenden Mischehen mit englischen Partnern, alles das muß notwendigerweise ein Schwinden des Interesses für das Mennonitische mit sich bringen. Man könnte ja genausogut Baptist, Methodist oder etwas ähnliches sein, warum ausgerechnet Mennonit?

Wenn ich meine Beobachtungen auch auf andere nationale Minderheiten hier in Kanada ausdehne, so will es mir scheinen, dass der Gang der Assimilierung, wenn man das so nennen darf, bei keiner Minderheit, auch nicht bei nichtmennonitischen Deutschen, so stark vertreten ist, als bei unserem mennonitischen Völklein. Wo will das hinaus?

Müßte nicht etwas unternommen werden, um den Gang dieser negativen Entwicklung aufzuhalten? Ich bin mir darüber bewußt, dass das ein sehr heikles Problem ist, und ich bin nicht in der Lage, einen konkreten Vorschlag zu geben. Aber es sollte versucht werden, einen Weg zu finden.

In Paraguay ist das anders. Dort leben die Mennoniten in geschlossenen Siedlungen, haben ihre Privilegien und ihre Selbstverwaltung und pflegen nur in geschäftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht Beziehungen mit dem paraguayischen Volk. Der Unterricht in den Schulen ist ausschließlich in deutsch, mit der einzigen Ausnahme, dass als Fremdsprache das Spanische gelehrt wird.

Dank der engen und sehr freundschaftlichen Beziehungen mit der Deutschen Botschaft in Asunción fließt den Kolonien aus Deutschland sehr viel und wertvolles Lehr- und Lesematerial für die Volks- und höheren Schulen zu, so dass die deutsche Sprache dort gepflegt und gefördert werden kann. Die Gottesdienste sind ausschließlich in Deutsch. Mischehen werden mit sehr wenig Ausnahmen so gut wie keine geschlossen, und das Erbgut des Mennonitentums wird hochgehalten.

Ich bin der Ansicht, dass die Mennoniten in Paraguay in dieser Hinsicht einen sehr wertvollen Schatz besitzen, der den Mennoniten in Kanada zum großen Teil verlorengegangen ist.

Im Jahre 1928 wurde im paraguayischen Chaco die Kolonie Menno gegründet. Die Siedler kamen aus den Prärieprovinzen Kanadas. Es wurde immer wieder betont, dass diese Leute um ihres Glaubens willen Kanada verlassen hätten, was mit der englischen Sprache in Verbindung gebracht wurde. Eine Reihe von Jahren später wurden dann, ebenfalls von Mennoniten aus Kanada und mit der gleichen Begründung, die Kolonien Bergtal und

Sommerfeld bei Caaguazu in Ostparaguay ins Leben gerufen. Auch nach Mexiko und Bolivien sind viele Mennoniten aus Kanada ausgewandert. Und, wie es sich hört, bereitet sich in Saskatchewan nun wieder eine Gruppe vor, nach Bolivien zu gehen.

Ich bin weit davon entfernt, das gut zu heißen, was diese Leute tun, und ich möchte in keiner Weise der Auswanderung um der Sprache Willen das Wort reden. Ich sehe darin keine allgemeine Lösung. Und ich bedauere es, dass viele dieser tapferen Leute aus dem Wohlleben in Kanada vielleicht in unbekannten Fernen einer sehr dunklen Zukunft entgegen gehen. Aber ich bewundere es, dass diese Auswanderer den Mut aufbrachten und auch heute noch aufbringen, etwas, vielleicht einen Verzweiflungsschritt für sich und ihre Kinder zu unternehmen, um sich der „Assimilierung“ hier in Kanada zu widersetzen.

Vielleicht wäre eine bessere, nach entsprechendem Bemühen eine weit bessere Lösung zu finden. Aber das Mennonitentum, das Erbe unserer Väter, sollten wir heilig halten und nicht ohne Weiters aufgeben.

Glaube der Väter, oft bedroht,
Dir sind wir treu bis in den Tod!

Abschied von Kanada

im Jahre 1968
(In ‘Wechselvolle Pfade’)

Leb wohl, mein liebes Kanada!
Ich muß nun von dir scheiden.
Du kamst dem Herzen mir so nah
mit deinen tausend Freuden.

Was mir in deinen Grenzen weit
vergönnt war, zu erleben,
das konnte bis zur Stund und Zeit
kein ander Land mir geben.

Die Schönheit deiner weiten Flur;
das Traumland deiner Höhen.
Nie habe ich bisher auch nur
Im Traum so was gesehen.

Steil ragen Felsen hoch empor,
und munt're Bächlein fließen.
Klar wie Kristall, aus Stein hervor,
Viel Quellen sich ergießen.

Ein Bergsee zieht sich meilenweit

durch tiefes Tal, umsäumet
mit grünen Tannen; weit und breit
von weißer Gischt umschäumet.

Und zwischen hohem Felsgestein,
schön, malerisch bereitet,
liegt hie und da ein Städtchen klein
tief unten ausgebreitet.

Der Hochweg drängt sich dicht heran
von Ost nach West sich ziehend.
Und neben ihm die Eisenbahn,
bald nahend, bald entfliehend.

Vancouver dort am fernen Strand,
wo Meereswogen rauschen.
Um Winnipeg, auf flachem Land,
dem Wind die Ähren lauschen.

In Saskatoon und Calgary,
auf Farmen und in Städten;
ja, allerorten sah ich zu
der Menschen Schaffen, Beten.

Am Wochentag ein emsig Tun,
ein Rennen und ein Hasten.
Am Sonntag ein geheiligt' Ruhn
von aller Mühe Lasten.

Mit Dank wir denken gern zurück
an all die Lieb' und Güte,
die Freundlichkeit in Wort und Blick,
mit der man sich bemühte

um uns und unser Wohlergehn,
in jedem trauten Heime,
in das hinein wir durften gehn.
Es war, als ob man träume.

Man nahm uns auf mit Herz und Sinn,
was wir mit Dank bekunden.
Zu schnell entschwanden sie dahin,
die schönen, frohen Stunden.

Wir danken allen Freunden heut'
für treue Bruderliebe,
und flehn zum Herrn, der uns erfreut,

dass allzeit es so bliebe.

Lebt wohl, ihr Lieben, nah und fern!
Wenn wir nun von euch gehen,
wir sind getrost, bei Gott, dem Herrn,
es gibt ein Wiedersehen.

Ade, du mein liebes B. C.

(In 'Schauen und Erleben).

Wir verließen Britisch Kolumbien den 15ten Oktober dieses Jahres (1968), nachdem wir uns dort über vier und einhalb Monate aufgehalten hatten, und fuhren zurück nach Winnipeg zu unseren Kindern. Zum ersten mal hier in Kanada fuhren wir mit der Eisenbahn.

Obzwar der Himmel voll Wolken hing und fast den Tag über ein dichter Nebel die Aussicht verhüllte, so gab es doch Augenblicke, wo sich der Nebel etwas verflüchtete, und dann traten die Berge und riesigen Felsmassive hervor. So konnte ich doch, wenn auch mit vielen Unterbrechungen, die durch den Nebel verursacht wurden, noch einmal den Zauber dieser erhabenen Bergwelt genießen.

Der Zauber erhöhte sich, je näher wir dem malerisch gelegenen Städtchen Banff kamen, und erreichte seinen Höhepunkt, als wir Banff bereits hinter uns hatten. Hier fuhren wir an in den Himmel aufstrebenden und zerklüfteten Steinkollossen vorbei, die sich fast senkrecht zu ungeheurer Höhe emporheben, bald ganz nahe an die Eisenbahnlinie herankamen, um sich dann wieder zu entfernen und Raum zu lassen für ein wild brausendes Bergflüßchen, und an die sich das Auge nicht satt sehen konnte.

Doch dann fielen die Berge plötzlich steil ab. Die Aussicht weitet sich und nur noch einige niedrige Hügel waren zu beiden Seiten der Bahnlinie sichtbar, die dann aber auch bald hinter uns lagen. Das offene Land lag nun vor uns; die Prärieprovinzen Kanadas hatten uns in ihre Arme genommen. Britisch Kolumbien hatten wir nun schon weit hinter uns.

Während nun auf flachem Lande die Räder des Eisenbahnzuges stärker unter uns zu rollen begannen, hatte ich genügend Zeit, darüber nachzudenken, was wir in den Vier und einhalb Monaten unseres Weilens in B.C. erlebt hatten und welche Eindrücke dieser gottgesegnete Erdenwinkel in mir zurückgelassen hatte. Das schöne Fräsertal in dem entfernten Westen Kanadas wird mir wohl unvergeßlich in der Erinnerung bleiben. Dort, an der Küste des Pazifischen Ozeans, wo die Wassermassen des Fräserflusses sich in die Bucht von Georgia ergießen und Englisch Bay sich tief in den Kontinent frißt, liegt, weit ausgebreitet, das große und schöne Vancouver, die größte Stadt Britisch Kolumbiens, mit ihrem riesigen Welthafen, in welchem Schiffe aus aller Herren Ländern vor Anker liegen, mit ihrem weltberühmten Stanley Park und dem auf einem Hügel sich ausbreitenden blumenreichen Königin Elisabeth Park, von dem aus man einen großartigen Ausblick auf die Stadt und ihr hochhäusergeschmücktes Zentrum erhält.

Wenn wir dann den hier beginnenden hochmodern ausgebauten Transkanada Hochweg entlang fahren, dann kommen wir bald nach dem, wenn man so sagen darf, „Mennoniten-

Städtchen“ Clearbrook, an das sich das liebliche am Fuße des Glen Mountain gelegene Städtchen Abbotsford schließt. Von hier zieht sich der Hochweg weiter ostwärts durch das zwischen den Vedder- und Sumasbergen sich ausbreitende Fräsertal zur Stadt Chilliwack und weiter bis Hope, wo der Fräserfluss eine scharfe Biegung nach Norden macht und der Transkanada Weg ihm folgt. Und nach Yarrow führt ein Nebenweg, der zwischen Abbotsford und Chilliwack abbiegt und sich von Yarrow weiter in die Berge zieht und an den malerischen Cultus Lake, einen zwischen hohen Bergen eingebetteten Bergsee, führt, der in den warmen Sommermonaten von ungezählten Badegästen von nah und fern, besonders auch von Vancouver, besucht wird. Leider konnte ich nicht ermitteln, wie viel Mennoniten in diesem romantischen und an Naturschönheiten reichen Fräsertal wohnen. Es sind jedenfalls sehr viele, die in den hier aufgezählten und auch anderen Ortschaften wohnen, besonders viele in Vancouver und Clearbrook. Auch auf dem Lande wohnen viele Mennoniten und betreiben in wohlgeordneten Farmen Viehzucht, Hühnerzucht und auch wohl Landwirtschaft, indem sie Erdbeeren, Himbeeren, Bohnen, Korn (Mais), Obst und anderes züchten. In den Städten sind die Mennoniten mehr als Bauarbeiter und in verschiedenen anderen Berufen tätig. Wohl die meisten Mennoniten sind mehr oder weniger wohlhabend, und wohnen in freundlichen Heimen, die mit allem notwendigen und modernen Komfort ausgestattet sind.

Wir hielten uns während unseres Weilens in B.C. die meiste Zeit in Yarrow auf und halfen Himbeeren und Bohnen pflücken. In der Zwischenzeit sind wir weit im Fräsertal herumgekommen und durften in viele mennonitische Heime einkehren, wo wir überall die freundlichste Aufnahme fanden. Viele liebe Verwandte und Bekannte trafen wir, denen wir allen einen herzlichen Dank und ein „Vergelt's Gott“! für die Liebe und Freundlichkeit zurufen möchten, mit der sie alle uns in ihren Heimen aufgenommen haben. Wie wohl tut es doch, dass wir, weit ab von der Heimat in Paraguay, hier in Kanada so viel Liebe und Wohlwollen finden durften von Brüdern und Schwestern, mit denen wir uns im Herrn verbunden wissen.

In vielen Kirchen und Gottesdiensten sind wir gewesen und durften feststellen, dass überall der Geist Gottes am Werk ist und dass treue Gotteskinder bemüht sind, das Reich Gottes hier auf Erden bauen zu helfen. Trotz manchen Verschiedenheiten mit unserer Heimatgemeinde im paraguayischen Chaco sind doch die Einheit im Geist und das Bemühen, den Auftrag Gottes in dieser Welt zu erfüllen, die gleichen, und wir sind gesegnet worden. Unser Flehen ist, dass es dem Geist Gottes gelingen möchte, unser Mennonitentum, das von so viel Segnungen zu berichten weiß rein und lauter zu erhalten und auch, dass wir unserer großen Aufgabe der Missionsarbeit und Seelengewinnung uns allezeit bewußt bleiben möchten.

Auch in Kelowna, am schönen Okanagan See, wo wir einen Sohn mit seiner Familie haben, sind wir Einigemale gewesen. Auch da fanden wir, dass die Fackel des Christentums und des Mennonitentums in einer dunklen Welt hochgehalten wird. Dem Herrn sei Dank dafür!

Aber auch viel Leid fanden wir in Britisch Kolumbien. Wie fast überall in der Welt, sind auch dort die Krankenhäuser überfüllt. Besonders ist auch in B.C. der unheilbare Krebs in seinen verschiedenen Arten vertreten. In viele Heime kehrte in der Zeit, wo wir dort weil-

ten, der Tod ein, und liebe Familienangehörige mußten zu Grabe getragen werden. Viel Leid und Jammer sahen wir auch in den Alten- und Invalidenheimen in Clearbrook, wo verkrüppelte und von hohem Alter entstellte Leute vielfach sich sehnen, aufgelöst zu werden, weil das Leben ihnen nichts Erfreuliches mehr zu bieten vermag und nur noch Leid und Trübsal für sie bereit hält.

Und mancherorts müssen Eltern es mit großer Betrübnis hinnehmen, dass ihre Kinder mit der Welt mitgehen und dem Glauben der Eltern absagen. Man denke an die vielen Sünden der heutigen Zeit; an Unglauben, Unkeuschheit, an die vielen Mischehen, Ehescheidungen, Empfängisverhütungen, Abtreibungen und anders mehr, was alles auch in unseren mennonitischen Kreisen sich immer mehr bemerkbar macht und worüber viele Eltern in tiefe Trauer und Bekümmernis getaucht sind. Ich glaube, jeder wahre Christ und denkende Mensch ist über diese negative Erscheinung unserer Zeit zutiefst beunruhigt.

Also, wir haben festgestellt, dass Britisch Kolumbien sehr schön ist und wohl Vieles vor anderen Erdteilen voraus hat. Wohl nur wenige Länder der Erde können sich an Naturschönheiten mit B.C. vergleichen.

Jedoch, wie irgendwo auf der Welt, haben auch die Bewohner von B.C. ihre Probleme. Und auch hier, wie irgendwo, gehen Freude und Leid, Geboren werden und Sterben, Glaube und Unglaube, Gottesfurcht und Sünde, nebeneinander.

Ja, die Erd' ist schön, doch ist ihr Glück vergänglich.
Nichts hat bleibenden Bestand auf dieser Welt.
Alles Schöne, was das Herz so tief empfunden,
schwindet hin, sobald der Tod die Beute hält.

Wie schön ist es, dass wir als Kinder Gottes die Hoffnung in uns tragen, einst dorthin zu kommen und erleben zu dürfen, dass dort kein Leid, kein Tod und keine Sünde mehr sein werden und wo wir in Ewigkeit den Herrn in seiner Schöne schauen und bewundern werden. Ist schon die Schöpfung schön und erhaben, wie viel schöner und erhabener muß dann der Schöpfer in seiner Majestät und Allmacht, aber auch in seiner Liebe sein.

Der Herr wolle uns allen die Gnade schenken, an dieser unvergänglichen Herrlichkeit einst teilhaben zu dürfen.

Blaue Berge

(In 'Schauen und Erleben').

Die siehest blaue Berge dort in jener Ferne,
sie winken dich zu sich mit magischer Gewalt.
O dass du dorthin fliehen könntest. - Ach, wie gerne
wärst du dort drüben, wo das Lied der Freiheit schallt!

Wir fuhren am 25. Mai dieses Jahres (1968) von Saskatoon Sask. nach Kelowna, B.C. Da es ein weiter Weg ist (ungefähr 800 Meilen) so zogen wir es vor, die Strecke in zwei Tagen, statt in einem, zurückzulegen, und blieben in Calgary, Alberta, zur Nacht. Und da wir

dort noch etwas früh am Tage ankamen, so fuhr unser Freund, Niebuhr, bei dem wir freundliche Nachtherberge fanden, uns noch durch die Stadt, und wir konnten sie uns vom Auto aus ansehen.

Calgary ist eine große und reiche Stadt und hat wohl bei 400.000 Einwohner. Sie wächst sehr stark und wird immer weiter ausgebaut. Das Zentrum hat schon recht viele Hochhäuser und wird gleichsam von dem runden Luxushotel beherrscht, das auf einer einzigen massiven Säule hoch oben aufgebaut ist.

Auf dieser Rundfahrt durch die Stadt sahen wir die in weiter Entfernung von uns, gleichsam aneinander aufgebaut, die hohen Berge des Felsengebirges, die wir am andern Tag auf unserer Weiterfahrt passieren sollten. Sie schauten dunkelblau und drohend vom westlichen Horizont zu uns herüber. Es sah aus, als wenn schwere Gewitterwolken in der Ferne aufstiegen, um bald den ganzen Himmel zu bedecken. Da ich ein Naturfreund bin und Liebhaber von Bergen, und es mir bisher nie vergönnt war, richtig hohe Berge zu sehen, war der Anblick für mich erhaben, und ich konnte es fast nicht abwarten, bis es endlich so weit sein würde, in die dort so majestätisch herüberschauenden Berge hineinzufahren und aus der Nähe den Anblick dieser bezaubernden Bergwelt zu genießen.

Und dann, am nächsten Tage war es so weit, wir fuhren morgens (wiederum per Auto, wie am Tage vorher) von Calgary los in Richtung zu den Bergen. Leider bedeckte bei der Abfahrt ein Nebel die Erde, so dass von den „Gewitterwolken“ nicht viel zu sehen war. Doch bald verflüchtigte sich der Nebel, und nun schien die Sonne auf das freundlichste zu uns hernieder. Der Zauber der Berge trat nun hervor und erhöhte sich, je näher wir an sie herankamen. Hohe zackige Felsengipfel, zum Teil oder auch ganz noch mit Schnee bedeckt, ragten hinter näher liegenden Bergen hervor, majestätisch und drohend, so dass ich vom Anblick ganz überwältigt war.

Und dann fuhren wir in sie hinein, in diese erhabene und unvergleichlich schöne Bergwelt, in diese dem Auge so wohltuende Gottesnatur. Der breite und nach der neuesten Technik ausgebaute asphaltierte Transkanada Hochweg zog sich in vielen Windungen, bald hoch, bald niedrig gehend, an den Bergzacken entlang, welche sehr oft ganz nahe herankamen und nicht selten fast senkrecht aufstiegen, so dass die schneebedeckten Gipfel dem Auge oft nur teilweise oder gar nicht sichtbar waren.

Unzählige Quellwasser rieselten aus hoher Höhe den Abhang herunter und bildeten Bächlein oder auch kleine Flüsschen, die sich neben dem Hochweg entlang zogen und den Anblick verschönerten. Mitunter fuhren wir auch an größeren oder kleineren Seen vorbei, welche von hohen dunkelgrünen Tannenwäldern und riesigen, oft schneebedeckten Bergzacken umgeben waren, welch letztere hinter dem Grün der Bäume zu unendlicher Höhe emporstiegen. Dann kamen Windungen des Hochweges, so dass an einer Seite die Felswände fast senkrecht aufstiegen und an der anderen Seite es abgrundtief abfiel und wo in unendlicher Tiefe ein Bächlein sich dahin zog, brausend und dem Zickzack des Tales folgend.

Die Eisenbahn, die sich ebenso wie der Hochweg durch die Berge windet, hatten wir bald zur Rechten, bald zur Linken, bald tief unter uns, bald zog sie über uns dahin. Auch kam sie ganz nahe an uns heran, um sich dann wieder weit von dem Hochweg zu entfernen. Sie verschwand hinter den Bergen und wurde nach einiger Zeit wieder sichtbar. Auf einer

Stelle sahen wir einen unendlich langen Zug (es war ein Güterzug) der tief unter uns in einen Tunnel fuhr, dann herauskam und nach einer scharfen Biegung in einen anderen Tunnel einfuhr, der in einen ungeheuren Felsblock hineinführte und von uns aus als ein winziges Mauseloch wirkte, in das gleichsam eine riesenlange dünne Schlange kriecht, um sich unseren Blicken zu entziehen. Und an dieser Stelle zeigte eine Aufschrift neben dem Hochweg an, dass der höchste sichtbare Gipfel in der Gegend 10.500 Fuß hoch sei. Majestätisch ragte dieser Gipfel über die Menge der einzelnen Berge hervor und hatte eine besonders große Schneekappe auf seinem Haupt. Ich kann heute nicht mehr gut sagen, ob es der Berg Eisenhower oder ein anderer Gipfel war. Jedenfalls trafen wir noch mehr solcher Berggipfel, die eine fast so große, oder einige derselben eine vielleicht noch größere Höhe erreichten.

Wie schön das Städtchen Banff, in tiefem Tal gelegen und ganz eingebettet zwischen solch gigantischen Bergmassiven! Durch welches sich ein kristallklares Bergflüßchen in scharfen Windungen schlängelt. Das riesige, aus roten Backsteinen und in kunstvollem Baustil errichtete Berghotel am Fuße eines besonders hohen Bergkollosses gewährt einen reizvoll malerischen Ausblick auf das Städtchen und die Umgebung.

Ich glaube kaum, dass die Schweiz mit ihren schneebedeckten Alpen oder auch das viel besungene Tiroler Land, welche Länder ich leider noch nicht gesehen habe, einen schöneren Anblick gewähren, als diese erhabene und gottgesegnete Bergwelt, durch die sich die Grenze zwischen Alberta und Britisch Kolumbien zieht.

Und nun sind wir in Kelowna, dem schönen Städtchen am achtzig Meilen langen Okanagan See gelegen und von verhältnismäßig hohen Bergen umgeben. Es ist das ein Anziehungspunkt für unzählige Sommergäste aus den Großstädten Kanadas und aus den USA ringsherum, und seine vielen und riesigen Obstgärten an den Bergabhängen oder auch in den Tälern gelegen liefern einen erheblichen Prozentsatz an preiswertem Obst für den Konsum der Bewohner von ganz Kanada und auch zum Teil der Vereinigten Staaten. Überall wo man in der Umgebung von Kelowna herumkommt, begegnet uns der Zauber einer die ganze Gegend umkreisenden Bergwelt und der herrlichen Gottesnatur. Schön und erquickend ist auch eine Bootsfahrt auf dem kristallklaren Wasser des sich zwischen den Bergen dahinziehenden Okanagan Sees. Rein und den Lungen wohltuend ist auch die kühle Berg- und Seeluft, die man in vollen Zügen einatmen darf.

Ich habe mit meiner Familie sieben und dreißig Jahre meines Lebens im unwirtlichen, unschönen und stacheligen Chacobusch von Paraguay, dem Lande der Sonnenglut und der heftigen, ermüdenden Sandstürme, zugebracht und hatte nur selten in Südamerika die Gelegenheit, etwas Schöneres zu sehen. Daher bin ich besonders tief von dem Zauber dieser Bergwelt von Alberta und Britisch Kolumbien beeindruckt, worin man mir hoffentlich Verständnis entgegenbringen wird. Und besonders möchte ich an dieser Stelle hervorheben, dass mir durch dieses einmalige Erleben die Allmacht und Weisheit des Großen Gott-Schöpfers in überwältigender Weise aufgegangen ist. Wie klein wirkt in diesem Vergleich der Mensch mit seiner gesamten Kultur und Geistesgröße!

Wie kriechende Ameisen sahen die unzähligen Autos aus, die in den Windungen des Hochweges, an den steilen und riesigen Bergmassiven, von ferne sichtbar wurden und dann an uns vorbeisausten. Und wenn hie und da tief unten im Tal ein Städtchen auf-

tauchte, so sahen die Häuser und Kirchen aus wie winzige Spielklötzchen, die kleine Kinder aufstellen und zu verschiedenen Formungen gruppieren.

Des Menschen Geist hat Großartiges geleistet und seine Errungenschaften, namentlich im Zeitalter der Hochtechnik, haben gleichsam das Gesicht der Erde umgewandelt. Aber im Vergleich zu der Größe und Erhabenheit der Schöpfung und des Universums sind das alles winzige „Spielklötzchen“.

Das hat wohl seinerzeit auch der Psalmsänger empfunden, als er, überwältigt von der Größe und Mannigfaltigkeit der Schöpfung, ausrufen mußte: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel .... Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter.“ Psalm 104, 24.

Die Mennoniten in Buenos Aires

(In 'Mennoblatt' 16. Apr. 1970, und in 'Schauen und Erleben').

Ich war nun schon zum dritten Mal in Buenos Aires, der Hauptstadt von Argentinien. Unser Sohn Heinrich wohnt dort schon seit einer Reihe von Jahren, und auf seine dringende Einladung hin stattete ich ihm und seiner Familie einen Besuch ab.

Buenos Aires ist die größte und wohl auch die schönste Stadt Süd- und Mittelamerikas mit ihren wohl sieben, vielleicht auch acht Millionen Einwohnern. Sie ist die große Metropole am hier 50 Kilometer breiten La Plata Strom, mit ihrem viele Kilometer breiten Welthafen, wo Schiffe aus allen Kontinenten vor Anker liegen, mit ihrem modern ausgebauten Flugverkerhrsnetz, das mit sehr vielen Ländern der Welt Verbindungen pflegt, und mit ihrem riesenhaften Industrie- und Handelszentrum.

Für den Verkehr innerhalb der Stadt und nach außen hin sorgen zahlreiche Eisenbahnlinien, die sich durch die Stadt ziehen, mehrere Untergrundbahnen, eine Unmenge von modernen Omnibussen und vielleicht nach Hunderttausende zählende Taxis und Autos. Auch der Güterverkehr zieht sich mit allen möglichen Transportmitteln durch die Stadt und darüber hinaus ins ganze Land.

Und die Pracht und der Reichtum des riesenhaften Zentrums dieser Stadt ist fast legendär. Eine Promenade zu Fuß durch die wohl 200 Meter breite Avenida Nueve de Julio mit ihrem himmelhochstrebenden Obelisk, oder auch durch die Avenida de Mayo, ist überwältigend. Diese letztere Straße an der Plaza de Mayo mit dem Regierungspalast, der sogenannten Casa Rosada, mündet etwa ein und einhalb Kilometer weiter in die Plaza del Congreso mit dem imposanten Kongresspalast, vor dem sich das riesenhafte Monument der Freiheit erhebt.

Zehn- bis dreizehnstöckige Häuser umsäumen die belebtesten Straßen des Zentrums, die von zahlreichen Hochhäusern, bis zu dreißig und vierzig Stockwerke zählend, unterbrochen und überragt werden.

Auch in dieser Stadt, wo Menschen der verschiedensten Nationalitäten ihre Heimstätte gefunden haben, leben Mennoniten. Bedauerlicherweise ist im Laufe der Jahre durch Abwanderungen die Zahl derselben zusammengeschrumpft, doch es dürfen wohl noch einige Hundert dort wohnen. Sie wohnen sehr weit durch die Stadt zerstreut, meistens am Rande derselben und in ihren Vororten, wie Villa Ballester, Espeleta und andern. Die Mennoniten finden hier überall Arbeit und gute Verdienstmöglichkeiten, so dass sie nicht schlecht leben und viele von ihnen sogar wohlhabend. sind.

Leider locken die Versuchungen der Großstadt mit ihren Genüssen und Vergnügungen, und diesen Versuchungen ist insonderheit die Jugend ausgesetzt. Auch ältere Personen und Familien sind nicht unberührt geblieben, und hie und da haben sich Eheleute dem Genuß des Lebens hingegeben und sich von Kirche und Mennonitentum abgewandt.

Aber ein guter Teil der Mennoniten in Buenos Aires sind tiefgläubige Christen, und sie haben sich vor Jahren zu einer Evangelischen Mennonitischen Bruderschaft zusammengeschlossen. Sie haben in Boulogne, einem Vorort im Norden der Stadt, eine eigene Kirche, in der sich an den Sonn- und Fest- aber oft auch an den Werktagen zu ihren gottesdienst-

lichen Versammlungen zusammenfinden. Einige Gemeindeglieder müssen sehr weit fahren, doch scheuen sie weder Mühe noch Unkosten und sind pünktlich zur Stelle.

Der gegenwärtige Leiter dieser Gemeinde ist Prediger Hans Wall. Er stammt aus Fernheim, Paraguay, und war dort mehrere Jahre Lehrer an der Volksschule. Dann ging er nach Buenos Aires und rundete dort in einem fünfjährigen Studium am Baptisten-Seminar seine Bildung ab. Er wurde als Prediger ordiniert und übernahm nun vor ein paar Jahren die Leitung der genannten Gemeinde in Buenos Aires.

Mit großem Eifer und mit völliger Hingabe widmet er sich zusammen mit seiner Gattin, die ihm treu zur Seite steht, dem Dienst an der Gemeinde. Die Gemeinde ist nicht groß, aber die Glieder derselben sind mit Herz und Seele bei der Sache, so dass man sich als Gast in ihren gottesdienstlichen Versammlungen wohl und von der Wärme ihres Zeugnisses angezogen fühlt. Der Gemeindegesang ist erhebend, und auch ein Chor dient mit schönen Liedern.

Leider fehlt vollkommen die Jugend im Chor und auch fast ganz in der Gemeinde, da sie sich abgewandt hat und ihren Vergnügungen nachgeht. Die Sänger im Chor sind also meistens nicht mehr jung und unter den weiblichen Sängern sieht man sogar welche mit grauem und weißem Haar. Aber sie singen mit Hingabe und Begeisterung, dass es einfach ein Genuß ist, das anzuhören. Ich war fast zu Tränen gerührt. Der Leiter des Chores ist zufällig unser Sohn Heinrich.

Die Predigt des Gemeindeleiters ist wohldurchdacht und überzeugend und findet in den Herzen der Zuhörer einen warmen Widerhall.

Vor den Andachten finden die Sonntagsschulklassen statt, an denen sich alt und jung beteiligen. Die Kinder sind mit ganzem Herzen dabei und erfreulicherweise erhalten diese hier einen wertvollen Schatz für ihr ferneres Leben und auch für die Ewigkeit, den ihnen hoffentlich die Versuchungen der Großstadt, die später auch an sie herantreten werden, nicht werden rauben können. Auch ein Schwesternverein besteht und ist sehr aktiv in ihrer Arbeit für die Sache Christi.

Etwa 50 Kilometer von Boulogne entfernt, in dem Vorort Espeleta auf der anderen Seite der Großstadt, wohnen ebenfalls Mennoniten, die auch ein Verlangen nach dem lebenspendenden Wort Gottes haben, die aber nicht jeden Sonntag nach Boulogne zu den Gottesdiensten fahren können der weiten Entfernung wegen.

Zu diesen Mennoniten fährt jeden zweiten Sonntag Prediger Hans Wall an den Nachmittagen, nachdem er Vormittags der Gemeinde zu Boulogne gedient hat, und bringt auch dort den verlangenden Gemeindegliedern das Brot des Lebens in zu Herzen gehenden Predigten.

Das ist für Prediger Wall keine Kleinigkeit, da er, um dorthin zu gelangen, und aber kein eigenes Fahrzeug besitzt, erst den Colectivo (Omnibus) besteigen muß, der ihn bis Suares, zur Bahnstation bringt,. Von da geht es mit dem Zug bis Retiro, im Zentrum von Buenos Aires. Dort nimmt Herr Wall die Untergrundbahn bis Constitucion; dann wieder den Zug bis Quilmes und noch einmal den Colectivo bis Espeleta. Die letzte Strecke muß er dann noch zu Fuß bewältigen, bis er den Ort erreicht, wo die Andachten abgehalten werden. Und nach den Andachten dann wieder die gleiche Prozedur in umgekehrter Rich-

tung. Wahrlich, keine Kleinigkeit, und das jeden vierzehnten Tag. Endlich spät abends etwa um 11 Uhr, ist er dann wieder zu Hause bei seinen Lieben.

Mit staunenswerter Hingabe und Freudigkeit verrichtet Herr Wall seinen schweren Dienst. Man sieht ihn immer mit heiterer Miene und bewundert seinen Optimismus und sein Gottvertrauen. Er ist gleichsam die Seele der Gemeinde und wird von allen geliebt und geschätzt.

Es sollte unser aller Gebet sein, dass der Herr diese Gemeinde in Buenos Aires erhalten, sie segnen und ihre Grenzen mehren möchte, zu ihrem Wohl und zur Ehre und Verherrlichung des Namens Gottes.

Laß dir genügen!

(In 'Wechselvolle Pfade'. Offensichtlich während der Trauerzeit nach dem Tod seiner ersten Frau geschrieben).

Und er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen,
denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. 2. Kor. 12, 9

Wenn manchmal in leidvollen Tagen und Stunden
die Freude am Herrn dir, o Bruder, entschwunden,
Versuchung und Anfechtung drücken dich schwer,
du fühlst dich so kraftlos, dein Herz ist so leer;
der Feind ist so mächtig, du kannst nimmer siegen;
dann laß dir an Jesu Gnade genügen!

Du ringst deine Hände in Beten und Flehen,
du wünschest, ein fruchtbares Leben zu sehen.
Du möchtest mehr lieben den Heiland und Herrn.
Wie wärst du im Dienste des Meisters so gern.
Doch siehst du statt Früchte - nur Unterliegen.
O laß dir an Jesu Gnade genügen!

Vielleicht sind's auch Sorgen, die oftmals dich plagen,
die Sorgen des Lebens, so schwer zu ertragen.
Du weißt deine Lieben in Armut und Not.
Oft ist es dein Ringen ums tägliche Brot.
Du siehst nicht mehr durch; alles Hoffen will trügen.
O laß dir an Jesu Gnade genügen!

Und hast du dein Liebstes zu Grabe getragen,
wie heiß dann die Tränen, in Zittern und Zagen.
Dein Leben ist nunmehr so freudlos und leer.
Die Trennung vom Liebsten, wie schmerzt sie so sehr!
Doch auch auf dem dunkelsten Lebenspfade

laß, Freund, dir genügen an Jesu Gnade!

Zwar fragst du: O Herr, warum mußt' es geschehen?
Warum läßt Du so bittere Wege mich gehen?
Den Weg des Entsagens, der Einsamkeit,
den Weg voller Sehnsucht und Herzeleid?
Dein Heiland dich tröstet: „Wie groß auch der Schade,
Kind, laß dir genügen an Meiner Gnade!“

Drum laß dir an Jesu Gnade genügen!
Der Herr gibt dir Kraft, Er verhilft dir zum Siegen.
Du wirst es erfahren: Das irdische Leid
verwandelt der Herr dir in himmlische Freud.
Er trocknet die Tränen, verleihet zum Lohne
dem Überwinder - die Lebenskrone.

Abram J. Löwen,
Filadelfia, Paraguay.

Tränen

(In ‘Wechselvolle Pfade’).

Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.
Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und
kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. Psalm 126, 5 u. 6

Du kennst, o Herr, mein tiefes Sehnen,
du zählest alle meine Tränen;
du weißt, wie mich nach dir verlangt.
Mein Leben ist dir nicht verborgen.
Die Schwachheit macht mir so viel Sorgen.
Das ist's, weshalb mein Herz so bangt.

Ich möchte dir mich ganz hingeben,
ich möchte weihen dir mein Leben ,
ich möchte nichts als dich allein.
Doch muß noch oft ich unterliegen;
Zu stark der Feind. - Ich kann nicht siegen.
Das treibt mich hin ins Kämmerlein.

Dort werf ich, Herr, mich dir zu Füßen,
und ungezählte Tränen fließen,
indem ich um Vergebung fleh.
Ich bin dein Kind; ich darf es glauben.
Doch will der Feind mir oft es rauben,

dass ich bei dir in Gnaden steh!

Doch Herr, du hast mir Heil erworben;
du bist am Kreuz für mich gestorben.
Und viel Vergebung ist bei dir.
In Deiner unverdienten Gnade
zogst du mich weg vom Sündenpfade,
und selgen Frieden gabst du mir.

Dein Leiden und dein bittres Sterben
das macht auch mich zum Himmelserben.
Ich darf es glauben, Heiland mein.
Und wieder heiße Tränen rinnen
voll tiefstem Dank für dein Beginnen.
Aus Gnaden bin ich ewig dein.

So darf ich sel'ge Tränen weinen
und hoffen, wenn du wirst erscheinen,
dass dann auch ich zur Ruh eingeh.
Dann ist gestillt das tiefe Sehnen;
dann trocknest du, Herr, alle Tränen,
und jubelnd ich dein Antlitz seh.

Die Tränensaat bringt Freudenernte.
Dein Wort es sagt. So ich es lernte.
Von „edlem Samen“ spricht dein Wort.
Hier weinend, bringen reiche Garben
all die, die hier der Sünde starben.
Und ew'ge Freuden winken dort.

Trost im Leiden

(In ‘Wechselvolle Pfade’).

Verzage nicht!
Wenn auch der Himmel sich verdunkelt,
und schwarze Wetterwolken droh'n.
Und wenn der letzte Hoffnungsschimmer
verglimmen will beinahe schon;
und heult der Sturm in tiefer, schwarzer Nacht,
verzage nicht! - Denn bald der Morgen lacht.

Verzage nicht!
Wenn auch des Lebens Stürme toben
in dieser, ach, so schweren Zeit,
und hoch wie Berge sich die Sorgen

auftürmen; und vor Bangigkeit
ringst du die Hände; ach, und seufzest schwer;
„Gibt's denn auf Erden nie was Bessres mehr?“

Verzage nicht!
O laß den Mut nicht vollends sinken
und gib nicht ganz die Hoffnung auf!
Zwar ist jetzt finstre Nacht, doch lange
währt's nicht, dann geht die Sonne auf.
Bald scheinet sie in ihrer schönsten Pracht.
Durch Nacht zum Licht. Drum Mut, sei unverzagt!

Verzage nicht!
Frisch auf; laß alles bange Zagen!
Faß Mut, und walle deine Pfad
getrost und freudig, ohne Klagen!
Denn Hoffnung nie zu Schanden ward.
Bald wirst du jauchzend preisen Gott den Herrn;
denn Seine Hilfe bleibt nicht immer fern.

'Ich sah den Wald sich färben'

(In ‘Mennoblatt’ Nov. 1971, und ‘Ein Jegliches hat seine Zeit’).

Filadelfia, Paraguay

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, dass die Laubbäume im Spätherbst, vor Anbruch des Winters, ihr Laub verlieren. Vorher aber werden die Blätter gelb oder braun oder, je nach Gattung der Bäume, rot, violett oder noch andersfarbig, was einem Wald einen unvergleichlichen Zauber an Schönheit verleiht.

Ich wurde besonders beeindruckt von dieser Farbenpracht, als ich im Jahre 1968 im Oktober durch Britisch Kolumbien und durch Alberta fuhr und in den himmelanstrebenden Bergen diese Schönheit auf mich einwirken lassen durfte. Unvergeßlich bleibt mir jener Anblick. Durch den Nebel hindurch und verklärt vom Licht der aufgehenden Sonne sah es aus, als ob die ganze Erde eine einzige Farbenpracht sei inmitten hoher Felsen und Bergmassive. Man kann sich fast nichts schöneres denken. -

Und doch ist diese Pracht eine trübselige und regt zur Melancholie an, weil sie so gar kurzlebig ist. Wenn man näher hinsieht, so wird man gewahr, dass die Blätter, die diese Schönheit verursachen, am Absterben sind. Und nur wenige Tage oder Wochen dauert es, dann fallen die Blätter ab und werden vom Wind in alle Himmelsrichtungen verweht. Und dann stehen die Bäume da, kahl und aller Schönheit beraubt, und ihr Anblick ist ein trostloser. Er gemahnt an den Tod und an die Vergänglichkeit alles Erdenlebens. -

Ich möchte zu diesem Werdegang eine Parallele ziehen aus den Ereignissen der verflossenen sieben Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Wohl kein Jahrhundert war so reich an

sich überstürzenden und welterschütternden Ereignissen als dieses letzte, in dem wir heutigen Menschen leben und das an unserem Auge vorüberzieht.

Obzwar diese Ereignisse allgemein bekannt sind, so möchte ich doch kurz einige wenige herausheben und uns in die Erinnerung zurückrufen, einige die wir älteren Menschen gleichsam miterlebt haben und andere, die bis in die Gegenwart hineinreichen.

In den Jahren 1904 und 1905 tobte der mörderische russisch-japanische Krieg. Ich erinnere mich noch gut der großen farbigen Bilder von den Kriegsschauplätzen im Fernen Osten, die allerorten verbreitet wurden. Auf den Bildern sah man die siegreich kämpfenden russischen Soldaten in ihren prachtvollen Uniformen und mit ihren todbringenden Waffen. Und im Hintergrunde sah man die fliehenden Japaner. Freilich waren das nur Propagandabilder, denn den Krieg verlor nicht Japan, sondern Rußland.

Weiter steht mir der Untergang des damals größten und ultramodernen Riesen Passagierschiffes 'Titanik', wie wir ihn damals aus den Zeitungen miterlebten, in lebhafter Erinnerung. Es war das im Jahre 1912. Mit allem erdenklichen Komfort und Luxus ausgestattet machte das Schiff seinen Jungfernfahrt von Europa nach New York. Es waren auserlesene Passagiere aus den obersten Schichten an Deck. Einen unvergeßlichen Anblick gewährte dieser stolze Zeuge modernen Wissens und Könnens, wie er majestätisch und selbstsicher auf den Wellen des Ozeans dahinglitt. Doch, o weh! - das Schiff fuhr gegen einen Eisberg und versank mit all seinem Luxus und wohl auch mit mehr als 50 vom Hundert seiner Passagiere und Mannschaften in den Fluten des Atlantik. -

Eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem tragischen Ereignis zeigt sich in dem Absturz des letzten deutschen Zeppelin Luftschiffes ‘Hindenburg' bei Lakehurst unweit New York zu Anfang der dreißiger Jahre. Auch das war das größte seiner Art, wohl 270 Meter lang, und nach den modernsten Gesetzen der Technik gebaut und ausgestattet. Auch das befand sich auf seiner Jungfernfahrt und sollte den ungeahnten Fortschritt der modernen Technik demonstrieren. Es stürzte ab und verwandelte sich in einen Trümmerhaufen.

Welch ein welterschütterndes und weltumwandelndes Ereignis war doch der erste Weltkrieg von 1914 bis 1918. - Die modernste Kriegstechnik und Kriegsdiplomatie wurde angewandt, und keine Opfer schienen zur Gewinnung dieses Krieges zu groß zu sein.

Die Folgen dieses Krieges waren verheerend, und auch die Siegermächte konnten ihres Sieges nicht froh werden. Revolutionen, Sturz selbstherrlicher Monarchien, Zusammenbruch gewinnbringender Kolonialherrschaften, Hunger, Epidemien und anderes, das waren in vielen Ländern, nicht zuletzt in denen der Siegerstaaten, die Auswirkungen des schaurig-schönen Völkerringes von 1914 bis 1918. Wohl mehr Opfer an Menschenleben haben diese Auswirkungen gefordert als der Krieg selbst.

Wir Rußlandmennoniten haben besonders die Auswirkungen jenes Krieges in dem Siegerstaat Rußland miterlebt. Wie furchtbar war die große Revolution mit ihren Nebenerscheinungen: Bandenwesen, Hungersterben, Typhus, Cholera, Bürgerkriege und anderes mehr! Blutrot färbt sich der russische politische Himmel durch die Ermordung der Zarenfamilie in Jekaterinburg und damit durch den Untergang der Romanow Dynastie.

Der Kommunismus erhob sein blutiges Haupt, und die wohlausgerüsteten Weißen Armeen, Koltschak, Djenjikin, Judjenitsch, Wrangel, mußten schließlich nach langem tapferen, doch vergeblichen Ringen, ihm das Feld räumen.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, das war die Tarnkappe, mit der sich die „Dritte Internationale“ durch Ströme von Blut den Weg zur Macht bahnte. Wie verlogen diese Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ war, das zeigte sich insbesondere in der Stalin Ära, wo sozusagen eine ganze Generation unschuldiger Menschen in die Verbannung gehen mußte, um dort, in den eisigen Gefilden des hohen Nordens, jämmerlich umzukommen. -

Auch in Deutschland waren die Auswirkungen des Krieges katastrophal. Es verlor große Randgebiete seines Territoriums an die Siegermächte und schmolz zu einem Kleinstaat zusammen. Auch in Deutschland mußte die Monarchie weichen und einer republikanischen Verfassung Platz machen. Die Verarmung unter dem Volk war furchtbar. Politische Parteien bildeten sich und bekämpften sich gegeneinander. Die sogenannte Weimarer Republik war nicht stark genug, die Ordnung nach dem verheerenden Kriege wiederherzustellen. Das Deutsche Reich wurde sozusagen dem Kommunismus in die Arme getrieben.

Doch dann geschah etwas außergewöhnliches. Im Jahre 1933 kam die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) an die Macht, und es entstand in nie geahnter Siegesfülle das sogenannte „Dritte Reich“. Aus einem am Boden liegenden und sozusagen in den letzten Zügen zuckenden Besiegtenstaat entstand gleichsam über Nacht eine Weltmacht, welche es sich leisten konnte, die Verpflichtungen von Versailles den Siegermächten gegenüber über den Haufen zu werfen.

Zu ungeheurer Macht und Herrlichkeit wuchs das „Dritte Reich“ heran. Die Vertreter dieser Macht verstiegen sich, die Prognose aufzustellen von einem „Tausendjährigen Dritten Reich“, das allen Anfeindungen von außen gewachsen sei und das im Zeitraum von tausend Jahren keinen Erschütterungen und Anstürmungen erliegen würde.

Diesem „tausendjährigen“ Reich waren aber nur zwölf Jahre beschieden. Der im Jahre 1939 entbrannte furchtbare Zweite Weltkrieg, der ungefähr sechs Jahre lang den Erdboden erschütterte, machte diesem „Dritten Reich“ ein jähes Ende und wischte es gleichsam von der Erde weg. -

Viel schrecklicher noch als der Erste tobte der Zweite Weltkrieg, und die Opfer, die er forderte, waren unvergleichlich höher als die des Ersten Weltkrieges. Wohl an 20 Millionen Menschenleben sollen diesem mörderischen Weltbrande mit all seinen Nebenerscheinungen zum Opfer gefallen sein. Wie furchtbar! -

Die zwei Weltkriege verwandelten die politische Weltkarte fast in allen ihren Teilen. Ganze Reiche wurden zerstückelt, andere verschwanden vom Erdboden und dagegen traten neue Reiche auf. England verlor seine Weltmachtstellung und mußte sie an Nordamerika abtreten. England und Frankreich verloren ihre Kolonien. Deutschland wurde in zwei relativ selbständige Staaten aufgeteilt, wobei der Oststaat dem kommunistischen Ostblock zufiel, während der Weststaat sich der sogenannten Freien Welt anschloß.

Afrika, der „Schwarze Erdteil“, erlangte seine Unabhängigkeit und verwandelte sich in verschiedene selbständige Staaten. Indien und andere asiatische Länder wurden ebenfalls selbständig. China zerfiel ebenfalls in zwei Staaten, wobei nach langen erbitterten Kämpfen der Kontinentalstaat dem Kommunismus in die Hände fiel und der Nationalstaat auf die Insel Formosa zurückgedrängt wurde. Auch Korea wurde aufgeteilt in Nordkorea (kommunistisch) und Südkorea (nationalistisch).

Die farbigen Völker erwachten und wurden mehr und mehr zu einer politischen Gefahr für das Abendland. Der Kommunismus, zu einem ungeheuren Block erstarkt, wuchs sich zu einer furchtbaren Bedrohung für die Westliche Welt aus.

Auch Nordvietnam wurde kommunistisch, und es entbrannte ein blutiger Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südvietnam, in den auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit hineingezogen wurden. Dieser Krieg wütet nun schon mehrere Jahre und konnte bisher trotz aller Bemühungen nicht zum Stillstand gebracht werden.

Der Kommunismus griff auch nach Amerika über und die mittelamerikanische Insel Kuba fiel ihm zum Opfer.

Neben all dem politischen Treiben wuchsen auch die Wissenschaft und Technik zu ungeahnter Höhe empor. Sie traten in den Dienst der Politik und damit in den Dienst der sich gegenseitig bedrohenden Weltblöcke, des Ostblocks und des Westblocks.

Ein Wettrennen setzte ein in der Aufrüstung und Schaffung neuer Vernichtungswaffen, Raketen und Atombomben. Die Atombombe wurde mehr und mehr ausgebaut zu immer größerer Vernichtungskraft. Man ist heute in der Lage, mit ein paar Bomben alles Leben auf der Erde auszulöschen. -

Die logische Folge dieser Spitzenleistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik ist eine panische Weltangst, die sich aller Menschen und Völker bemächtigt hat und in der wir heute leben. Was wird der Menschheit wohl die nächste Zukunft bringen? - Wird es zu einem Dritten Weltkrieg kommen und werden Überlebende daraus hervorgehen oder wird alles Leben ihm zum Opfer fallen??? - So fragt sich heute die leidgeprüfte Menschheit mit sichtbaren Zeichen großer Besorgnis und Bangigkeit.

Noch ein Ereignis als Folge des Zweiten Weltkrieges sei hier erwähnt, welches ebenfalls nicht ohne weltgeschichtliche Bedeutung ist. Das ist die Schaffung des neuen Staates Israel. Israel, das Volk Gottes, hat wieder einen eignen und selbständigen Staat. Der Staat Israel wurde 1948, drei Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, ausgerufen und geschaffen. Aus allen Ländern und Kontinenten begeben sich seither die Juden in ihr neues Land, welches einst, fast zwei Jahrtausende zurück, ihre Väter bewohnt haben. Wie viele prophetische Weissagungen aus dem alten Testament haben sich mit diesem Ereignis erfüllt! - Der Feigenbaum hat Blätter gewonnen. -

Mit tauben Ohren und blinden Augen geht die Menschheit an diesem großen Ereignis vorüber. Aus der panischen Weltangst stürzt sich die Menschheit in immer mehr zunehmenden Lebenshunger, in Vergnügungs und Genußsucht, in Sexualität, Unglauben, Atheismus usw. Heute lebt man, heute will man genießen. Was morgen kommt, darüber will man sich heute nicht beunruhigen, um den Genuß dadurch nicht zu stören.

Und, angeregt durch die emsige Wühlarbeit kommunistischer Agenten und Agitatoren, versuchen gewisse Menschenklassen überall Unruhe und Unfrieden anzustiften und die breite Masse zu Aufruhr und Empörung gegen die bestehenden Ordnungen und Regierungen anzustacheln. Demonstrationen, Regierungsumstürze, Attentate, Entführungen von Flugzeugen und Diplomaten, Revolutionen u.a. mehr sind daher, besonders in der westlichen Welt, an der Tagesordnung.

Diesen Unruhestiftungen und Attentaten mußte in den sechziger Jahren auch ein nordamerikanischer Präsident, John F. Kennedy, und einige Jahre später dessen Bruder Ro-

bert Kennedy, zum Opfer fallen, wodurch die Weltöffentlichkeit wiederum erschüttert wurde und was wie ein aufgehobenener Finger der Menschheit als Warnung hätte dienen sollen.

Wie ein neuer Turmbau zu Babel wurde die Raumfahrt ein Objekt des Wettrennens zwischen Ost und West. Es genügte nicht mehr, dass man die Gravitationslinie der Erde durchbrach. Man strebte höher und höher. So gelangte man nach fieberhaftem Ausbau der Raketen endlich bis zum Mond, und die Vereinigten Staaten hißten ihre Fahne auf der Oberfläche des Mondes. Doch damit war der „Babylonische Turm“ noch nicht vollendet. Man strebte in krampfhaftem Wettrennen höher und höher. Der Marsplanet ist heute die Zielscheibe dieses, ich möchte fast sagen, sinnlosen Wettrennens.

Wann wird der „Turm“ fertig sein? - Wird man Halt machen, wenn man unser Sonnensystem bewältigt hat? - Oder wird man auch noch lüstern den Blick zu den Fixsternen erheben? - Oder wird vielleicht auch hier eines Tages der Allmächtige eingreifen, wie er es bei dem ersten Turmbau zu Babel tat? - Ein Schaudern kann einem ankommen, wenn man daran denkt, wo das noch alles hinaus will. -

Gott sei Dank, es gibt auch noch andere Erscheinungen in der gegenwärtigen Zeit. Das Christentum, welches das Salz der Erde und das Licht der Welt darstellt, ist ebenfalls auf den Plan getreten. Eingedenk der Worte unseres Herrn und Meisters „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Völkern“ wird heute die Frohe Botschaft von der Erlösung in die ganze Welt hinausgetragen. In unermüdlicher Missionsarbeit sowie durch Radio und Fernsehen und durch weltweite Evangelisationsfeldzüge dringt das Evangelium durch bis in die hintersten Winkel der Erdoberfläche. Wie groß mag wohl die Zahl der in aller Welt lebenden wirklich erlösten Gotteskinder sein? - Ich glaube zuversichtlich, der auferstandene Siegesheld wird zuletzt doch den herrlichen Sieg über die Unterwelt der satanischen Finsternis davontragen, wenn es heute auch nicht danach aussieht, und obzwar diese Unterwelt heute in gesteigertem Ausmaß in Erscheinung tritt. -

Meine kurzgefaßten Betrachtungen abschließend frage ich mich ernstlich, ob wohl die angeführten Ereignisse der letzten sieben Jahrzehnte, zu denen man noch viel hinzuzählen könnte, die aber des Raumes wegen hier nicht genannt werden können, nicht dem Sich Färben des Waldes in der späten Herbstzeit zu gleichen sind und ob nicht für unsere Erde der Winter nahe ist?? --

Solche erdrückende Vielzahl an sich überstürzenden und welterschütternden Ereignissen im Zeitraum von nur sieben Jahrzehnten hat wohl die Menschheit bisher nicht erlebt, und ich glaube, dass wir sie als Zeichen der Endzeit bewerten müßten. In diesem Zusammenhang wäre vielleicht auch an die vielen Naturkatastrophen zu denken. Erdbeben mit nie dagewesener Heftigkeit, ausgedehnte Überschwemmungen, verheerende Wirbelstürme und andere, die in den letzten Jahrzehnten häufiger und furchtbarer auftraten und mehr Opfer an Menschenleben forderten als jemals zuvor.

Für uns Christen sollen diese Zeichen der Zeit ein Ansporn zur Freude sein, denn der Herr Jesus sagt in Lukas 21, 28: „Wenn aber dies anfängt zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, dass sich eure Erlösung naht“.

Und in Offb. 22,20 heißt es: „Es spricht, der solches zeuget: Ja, ich komme bald.“ - Mit großer Freude und in hoffnungsfreudiger Erwartung antwortet die weltweite Gemeinde Christi: „Ja komm, Herr Jesu!“

Einladung

(In ‘Wechselvolle Pfade’).

Komm zu Jesu, arme Seele,
hungrig, durstig, wie du bist!
Komm zu Ihm, und Ihn erwähle,
der der rechte Führer ist.

Komm, so ruft's aus sel'gen Höhen;
Komm und trink vom Lebensquell!
Ew'ge Freuden wirst du sehen
Gott' erkauft, im Licht so hell.

Wer sich hier dem Herrn erschließet,
öffnet Ihm die Herzenstür,
der in Ewigkeit genießet
Himmelswonnen, für und für.

Und es lohnt sich, mit Ihm leben,
auch für diese Erdenzeit,
weil die Sünden sind vergeben
und das Herz von Angst befreit.

Komm zu Jesu, nie bereuen
wirst du diesen Glaubensschritt.
Er will ewig dich erfreuen,
der für dich den Tod erlitt.

Ist das nicht wunderbar?

Betrachtungen zu unseren Chaco-Problemen

(In ‘Mennoblatt’ Nov. 1972 und ‘Ein Jegliches hat seine Zeit’).

Ich wandere durch den Chacobusch. Viele Kilometer lege ich zurück, indem ich stille Nebenwege aufsuche, um mit meinen Gedanken ganz allein zu sein.

Keine liebere Beschäftigung gibt es für mich, als in der Stille der Natur die Größe und Allmacht des Schöpfers auf mich wirken zu lassen und zu lauschen, was er mir jeweils zu sagen hat.

Eine außerordentliche Dürre und Trockenheit lastet wieder einmal über Busch und Kamp. Die kleineren Äste und Zweige der Bäume und Sträucher sind derart trocken, dass sie glatt abbrechen, wenn man sie zu biegen versucht. Die Viehweide wird von der Sonne förmlich verbrannt. Die Wasserlöcher und Tajamare für das Vieh sind längst ausgetrocknet. Der sichtbare Himmel zeigt keine Veränderung. Nach der monatelangen Dürre scheint noch gar keine Aussicht zu sein auf einen endlichen durchdringenden Regen.

Wird es wieder zu einem großen Viehsterben kommen, wie das vor zwei Jahren der Fall war? - Warum immer wieder diese langen und katastrophalen Trockenperioden, die auf Natur und Kreatur so verheerend wirken und die Landwirtschaft in unseren Chacokolonien gar nicht hochkommen lassen?

Und beim weiteren Grübeln und Nachdenken drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wie ist es möglich, dass bei diesen so trostlosen Witterungsverhältnissen die Kolonien überhaupt noch existieren können und sich in den nun schon mehr als vier Jahrzehnten behauptet haben? Ja, es hat den Anschein, als ob die Siedler von den großen Dürreperioden in wirtschaftlicher Hinsicht gar nicht so recht betroffen werden. Man sieht deutlich - statt eines immer weiter gehenden Rückgangs, wie zu erwarten wäre - fast allerorten einen enormen Aufstieg, der immer wieder die Besucher und Touristen von auswärts in Erstaunen setzt. In gewisser Beziehung setzt sich bei manchen Siedlern bereits ein bescheidener Wohlstand durch.

Womit läßt sich das erklären? Wer offene Augen und Ohren für die Führungen Gottes unseres Herrn hat, der findet sehr bald die Erklärung. Er, der den Kindern Israel in der vierzigjährigen Wüstenwanderung das Manna gab und Wasser aus den Felsen rinnen ließ, und der auch in der Gegenwart, geradezu vor unseren Augen, dem Volk Israel aus dem in fast zweitausend Jahren verödeten und verwüsteten Palästina wieder ein neues Land erschließt, da „Milch und Honig fließen“, der hat auch uns hier in der trostlosen Chacowüste, in der sogenannten „Graugrünen Hölle“, wunderbar bewahrt und uns gegeben, was wir zum Lebensunterhalt benötigten, wir, die vor mehr als vierzig Jahren aus der Zange der willkürlichen kommunistischen und atheistischen Barbarei wie durch ein Wunder herausgerettet wurden. -

Einige Punkte seien hier genannt, die neben der nur mühsam zu bewältigenden und bei weitem ungenügenden Landwirtschaft zur Erhaltung unserer Existenz beitrugen:

Der Chacobusch brachte einigen Gewinn, indem er reichlich Bauholz lieferte. Außerdem, konnte viel Palosantoholz zur Gewinnung des teuren Extraktes geschlagen werden. Und viel Brennholz wird geliefert für die großen Dampfmaschinen in den Industrieunternehmungen aller drei Chacokolonien.

Weitere Gewinne konnten erzielt werden durch die Milchlieferungen an die Butter- und Käsefabriken, sowie den Eierverkauf aus den Hühnerställen der Siedler.

Wohl den größten Anteil an dem Aufstieg der Kolonien erbrachte die Viehwirtschaft, besonders in den letzten Jahren, in denen die Preise für Vieh ungefähr auf das Doppelte anstiegen. Die Viehzucht wurde begünstigt durch anpflanzen künstlicher Weiden, auf denen in den mehr regenreichen Perioden das zu verkaufende Vieh enorm an Gewicht zunahm und so den Gewinn beim Verkauf vermehren half.

Und für den Lohnarbeiter fand sich Arbeit durch vermehrten Häuserbau, durch Errichtung von Hochwegen zwischen den Dörfern und Kolonien, Arbeit in Geschäftshäusern und Werkunternehmungen verschiedenster Art und so weiter.

Nicht zuletzt haben auch unser wirtschaftlicher Zusammenschluß, sowie unsere kooperativen und sozialen Einrichtungen wesentlich zur Linderung und Behebung der Not und zum Aufstieg der Kolonien beigetragen.

Aus dem Genannten und noch aus vielem anderen ergibt sich das dem Augenschein nach äußerst auffällige Paradoxum, dass einerseits die Verhältnisse dank der immer wieder und immer schärfer auftretenden monatelangen Dürre- und Hitzeperioden von Jahr zu Jahr erdrückender werden, und dass andererseits die Kolonien durch diese Naturkatastrophen immer weniger berührt wurden und ungeachtet derselben, wenn auch nur mäßig, so doch fortwährend im Aufstieg begriffen sind.

Ja, das ist das Wunderbare, dass Gott der Herr seine Kinder, die ihm vertrauen, auch in Wüsten und dürren Landen durchzuhelfen vermag. Und dass er es wirklich tut, das erleben wir hier im Chaco von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, von Tag zu Tag.

Zur Ehre Gottes sei hier noch hinzugefügt, dass auch die Landwirtschaft trotz all der mitunter so hoffnungslos scheinenden Aussichten bisher jedes Jahr eine mehr oder weniger befriedigende Ernte einbrachte.

Wenn auch mitunter die Äcker zwei- oder gar dreimal bestellt werden mußten oder gar erst im Januar oder Februar statt im September oder Oktober bepflanzt werden konnten, weil die dazu erforderlichen Regen so lange ausblieben, und wenn dann mitunter jede Hoffnung auf eine Ernte schwinden wollte, weil wieder die Dürre alles zu vernichten drohte, so mußte man nachträglich doch wieder mit Staunen feststellen, dass die Aussaat sich gelohnt hatte und die Ernte noch verhältnismäßig gut ausfiel, wenn auch in den verschiedenen Ortschaften mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Und auf den jährlichen Erntedankfesten konnte man dann von ganzem Herzen danken für den wenn auch nur bescheidenen Erntesegen.

Wie ist es nun in geistlicher Hinsicht mit unserem Erleben im Chaco bestellt? Können oder dürfen wir auch da von Wunder sprechen? - Ja, Gott sei Dank! Wir dürfen es. -

Ein geistgewirktes Leben herrscht in den Gemeinden, das von Zeit zu Zeit durch Evangelisation neu befruchtet wird. Es wirkt sich aus in intensiver Sonntagsschul- und Jugendarbeit, in Bibelbesprechungen, Gemeindeversammlungen, Seelsorge und Gemeindezucht. Auch dem geistlichen Lied wird in Gemeinde- und Chorgesang große Aufmerksamkeit entgegengebracht. Um vor Einseitigkeit bewahrt zu bleiben, haben die Gemeinden Anschlüsse an große Konferenzen in Nord- und Südamerika gesucht und gefunden.

Der Missionsgedanke war seit Beginn der Chacosiedlungen sehr rege und wurde bald in die Tat umgesetzt. Heute wird von den Missonsarbeitern der Chacokolonien, von der Liebe Christi getrieben, ein großes Missionsgebiet unter den Indianern und Paraguayern betreut.

Das Krankenhaus und die Paraguayer Schule auf Yalve Sanga, sowie die Indianersiedlungen auf landwirtschaftlicher Grundlage, mit ihren Schulen und Kirchen und den mehr als zweitausend getauften Christen unter den Indianern zeugen von dem Willen der Siedler, das Wort von der Erlösung auszubreiten und dem Missionsbefehl ihres Herrn und

Meisters Folge zu leisten. Außer Yalve Sanga, der ältesten und wohl auch der größten Missionsstation, sind heute noch eine Reihe anderer Stationen wie Campo Alegre, Filadelfia, Nueva Vida, La Esperanza und andere, auf denen den Indianern verschiedener Stämme und Sprachen das Evangelium von Jesus Christus nahegebracht wird.

Sind das nicht Wunder der Gnade Gottes? -

Einen ungeahnten Auftrieb erhielt das geistliche Empfinden der Chacosiedler durch den jüngsten Evangelisationsfeldzug des Janz-Teams im August d.J. Vom 24. bis 30 August, also an sieben Abenden, erscholl die Frohbotschaft von der Erlösungstat Jesu Christi und erging der Ruf zur Entscheidung an eine Zuhörerschaft von jeweils über zweitausend Personen aus allen drei Chacokolonien. Dazwischen war besonders ein Lied eindrucksvoll, das zuerst von Herrn Hildor Janz als Solo gesungen und in der Folge von der ganzen Zuhörerschaft mitgesungen wurde. Aus über zweitausend Kehlen erscholl nun jeden Abend mit Enthusiasmus das Lied und durchbrach weithin die Stille der abendlichen Chaconatur. Es lautete:

Ja, das ist wunderbar!
Er ist für alle da.
Kannst froh und glücklich sein
wenn du Jesus kennst.

Der Inhalt dieses einfachen Liedes war gleichsam das Kernstück der ganzen Evangelisation, wie es ja überhaupt das Kernstück jeglicher Verkündigung sein sollte. Viele hundert Personen traten nach vorne und folgten dem Ruf zur Entscheidung. Andere nahmen eine Neuorientierung ihres Lebens vor. Wohl alle Zuhörer verspürten etwas von dem Wehen des Heiligen Geistes. Neubelebungen in den Gemeinden und große Tauffeste hin und her, das sind nun die Auswirkungen und Früchte der Evangelisation.

So erfahren wir hier in dem weltabgeschiedenen Chaco mit seinen unwirtlichen klimatischen Verhältnissen und seinen immer wiederkehrenden schweren Dürre - und Hitzeperioden in jeder Hinsicht die Nähe Gottes und dürfen in gewisser Beziehung einen Teil seiner Herrlichkeit schauen, was uns zu immer neuem Dank auf die Knie treibt, und wodurch uns der rauhe Chaco zur trauten Heimat geworden ist.

Ja, das ist wunderbar!

Heimkehr

Lukas 15, 11 - 24
(In 'Wechselvolle Pfade').

Ein Jüngling verläßt seines Vaters Haus.
Ihn zieht's in die weite Welt hinaus.
Er sehnt sich nach „Freiheit", er sehnt sich nach „Leben";
das Glück zu erkämpfen ist Ziel und Bestreben.

Der Friede der Heimat ihn nicht mehr hält;
zu sehr ihn locken die Freuden der Welt.
Die Weite des Wegs soll ihn nimmer verdrießen,
in vollen Zügen will er nun genießen.

Und das Glück scheint ihm hold zu sein.
Ach, wie mundet so herrlich der Wein!
An Freunden und Freundinnen fehlt es nicht,
und an frohen Festen es nimmer gebricht.

Ja, das ist ein Leben, das ihm behagt.
Es ist gekommen, wie er sich's gedacht.
Das Leben genießt er in vollen Zügen.
Gesetze der Zucht und der Sitte verfliegen.
In rauschenden Festen, bis spät zur Nacht,
wird dem Wein und der Unzucht Tribut gebracht.
Ja oft noch früh morgens am neuen Tage
Sieht man die Kumpanen beim Saufgelage.

Nun hat er, was einst er erstrebt.
Nur einmal das Leben man lebt.
Man muß es nur richtig zu fassen verstehn,
so wird es nicht nutzlos vorübergehen.

Doch da, nach einer durchzechten Nacht,
des Jünglings Gewissen plötzlich erwacht.
Und ein Ekel, ein Grauen erfüllt seine Seele:
„Dies Leben ist ja die wahrhaftige Hölle!“
Wie konnt' ich nur steigen so tief hinab?
Es scheint mir, als sei ich im finstern Grab.
Ein Abgrund gähnt vor mir; wie kann ich entfliehen?
Die Mächte der Hölle hinunter mich ziehen!“

Und nun beginnen Tage der Qual.
Das Gewissen verfolgt ihn allüberall.
Von all seinen Freunden verlassen; allein.
Er meint, nicht mehr würdig des Lebens zu sein.

Und in dieser so furchtbaren Seelennot
strahlt's dem Jüngling plötzlich wie Morgenrot.
Das Erinnern ihm kommt an die heimische Klause:
„Wie war's doch so schön einst im Vaterhause!“
Dort war Ruhe und Freude und stilles Glück.
Ach, wie sehnt er sich jetzt nach der Heimat zurück!
Nichts als Bitternis hatte die Welt ihm beschieden.
Heimwärts zieht es den Jüngling; er sehnt sich nach Frieden.

Doch neue Sorgen ziehn bei ihm ein:
Wie wird wohl das Wiedersehen sein?!
Wird nicht des Vaters erzürnter Blick
ihn, den Unwürdigen, stoßen zurück?

Wie's immer auch kommt; er will heimwärts ziehn,
will in Reue und Busse dort niederknien,
will dem Vater bekennen sein sündiges Leben
und ihn bitten, dass er ihm möge vergeben. !!
Und so wandert der Jüngling, in Lumpen gehüllt,
seiner Heimat entgegen, von Sehnsucht erfüllt.
Nicht mehr Sohn ist er würdig, genannt zu werden,
nur ein Tagelöhner, ein Hüter der Herden.

Doch der Vater von ferne ihn kommen sieht,
und Erbarmen ins wunde Herze ihm zieht.
Freudig eilt er und ziehet den Sohn an die Brust,
und er küsset ihn innig in Liebe und Lust.
Endlich kann nun sein Herze gesunden;
was verloren war, ist nun gefunden!
„Bestes Kleid, und ein Mahl sei'n gegeben!
Denn mein Sohn drang vom Tode zum Leben."

Abram J. Löwen
Filadelfia, Paraguay.

Überwinder

(In 'Wechselvolle Pfade').

Und sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut.... Off. 12,11

Werd' ich einst als Überwinder
zu der Schar der Gotteskinder
zählen, wenn der Herr erscheint?
Wird nicht trügen mich mein Hoffen?
Wird mir stehn der Himmel offen
mit den Sel'gen dort vereint?

Werde einst in jenen Tagen
dort das weiße Kleid ich tragen
und im Buch verzeichnet stehn,
an des Hochzeitstisches Gaben
unsers Königs teilzuhaben,
wo die Friedenspalmen wehn?

Wird das göttliche Erbarmen
mich, den Ärmsten aller Armen
huldvoll bringen dort zur Ruh?
Wird mich Jesus dort begrüßen?
Herr, ich fleh zu deinen Füßen:
Decke alle Fehler zu!

Wie der Hirsch in Sommers Schwüle
Schreiet nach des Wassers Kühle,
also schreit mein Herz nach Dir.
Laß mich Gnade bei dir finden;
Wasche ab die vielen Sünden!
Schenke dein Erbarmen mir!

All mein Ringen, mein Bemühen,
Kann mich nicht nach oben ziehen.
Für mich spricht alleine gut
- und darauf ich stets nur baue;
deinem Wort ich fest vertraue.
Dein am Kreuz vergossnes Blut.

Nur im Blute kann ich werden
Überwinder hier auf Erden,
wenn ich fest im Glauben steh;
wenn dein Wort ich innig liebe,
täglich mich im Beten übe,
täglich um Vergebung fleh.

Kann es ein, dass mich, den Sünder,
Christus einst - als Überwinder
zu dem Mal des Lammes führt?!
Das sei alle meine Tage
meine Sorg' und meine Frage,
Ob der Herr in mir regiert.

Große Menge zur Beute

Filadelfia, Paraguay

(In 'Mennoblatt' 16. Sept. 1973 und 'Ein Jegliches hat seine Zeit').

In einer außerordentlichen prophetischen Schau sieht der Prophet Jesaja das Große in der Folgezeit welterschütternde und weltumwandelnde Ereignis des Leidens und Sterbens und des siegreichen Auferstehens Jesu Christi.

Obzwar damals dieses Ereignis noch ungefähr sechs Jahrhunderte in der Zukunft lag, hat Jesaja es sehr klar geschaut und im 53. Kapitel des Jesajabuches genau und ausführlich

beschrieben. Gott selbst diktiert dem Propheten diese Worte, die in Vers 11b also ausklingen: „Und durch seine Erkenntnis wird er, mein Knecht, der Gerechte, viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden“.

Und im weiteren Schauen auf die Frucht des Leidens und Sterbens Jesu, das heißt auf die daraus entstehende bluterkaufte Schar der Gemeinde Jesu aus allen Völkern und Nationen, heißt es dann weiter in Vers 12: „Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben, darum, dass er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleichgerechnet ist und er vieler Sünde getragen hat und für die Übeltäter gebeten“.

Im letzten Buch der Bibel, in der Offenbarung des Johannes, die ebenfalls eine prophetische Schau ist, sieht dann der Seher Johannes (Kap. 7, 9ff.) eine große Schar, welche niemand zählen kann, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen, in weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen, die ihre Kleider helle gemacht haben im Blut des Lammes (Vers 14).

Große Menge zur Beute und eine große Schar, welche niemand zählen kann. Das ist wohl ein und dieselbe Gemeinde Jesu Christi, nur vielleicht mit dem Unterschied, dass Jesaja sie hier auf Erden sieht und Johannes bereits in der Vollendung. Ein ungeheurer Kampf mußte ausgefochten werden, um das große Erlösungswerk auszuführen. Die ganze Macht der Finsternis wurde aufgeboten, um diese Tat zu verhindern. Aber auch der ganze Himmel war in Bewegung. Das wird uns besonders anschaulich in dem schweren Kampf Jesu in Gethsemane, wo sein Schweiß wie Blutstropfen wurde und wo ein Engel des Herrn ihn stärken mußte. Hier wollte der Satan ihn vernichten, um das Erlösungswerk Jesu zu verhindern. Dieser Kampf zwischen Finsternis und Licht zieht sich durch die ganze heilige Schrift. Und wie können wir Gott, unserm Herrn, dankbar sein, dass letzten Endes doch immer wieder das Licht den Sieg davonträgt. Wäre es umgekehrt, dann wäre die Welt längst in Finsternis untergegangen.

Als Gott, der Schöpfer, den Himmel und die Erde schuf, da war schon der Satan am Werk und wollte die Schöpfung verhindern. Denn es heißt in 1. Mose 1,2: „Und die Erde war wüst und leer und es war finster auf der Tiefe“. Aber dann heißt es weiter: „Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser“; vermutlich, um das Vernichtungswerk Satans zu verhindern.

Vers 3: „Und Gott sprach: Es werde Licht, Und es ward Licht“. Hier sehen wir, dass Gott, also das Licht, den vollen Sieg über die Finsternis davontrug. Und am Schlusse der Schöpfungsgeschichte konnte Gott sagen: „Und siehe da, es war sehr gut“ (1,31).

Aber nun setzte der Feind sein Vernichtungswerk in sehr raffinierter Weise fort. Er „säte Unkraut unter den Weizen“, das heißt, durch die Versuchung des ersten Elternpaares führte er das Gift der Sünde in die 'Adern' der Menschheit ein. Das war im vollsten Sinne des Wortes eine Kriegserklärung Satans an den Schöpfer, denn nun begann ein nie endender Krieg zwischen Finsternis und Licht, wovon alle Bücher des Alten und auch des Neuen Testaments, wie auch der Verlauf der ganzen Welt- und Kirchengeschichte ein beredtes Zeugnis ablegen.

Dieser Kampf tat sich in besonderer Weise kund in dem Turmbau zu Babel, in dem Gericht über Sodom und Gomorra, in der Sintflut, in dem immer wiederkehrenden Abfall des

Volkes Israel, in den vielen blutigen Kriegen der Israeliten untereinander und mit den Nachbarvölkern, in der Assyrischen und Babylonischen Gefangenschaft der Israeliten und Juden, in den oft sich wiederholenden Verflachungen und Spaltungen der Gemeinden und Kirchen im Altertum, Mittelalter und bis in die Gegenwart, in der Reformation mit ihren Begleiterscheinungen, die oft sehr blutig waren, in den verheerenden Kriegen und Revolutionen, je und dann in der Weltgeschichte, und in vielem anderen.

In all diesen erschütternden Ereignissen sehen wir das Schnauben und Wüten der satanischen Mächte der Finsternis. Und der bisherige Höhepunkt dieses verzweifelten Kampfes war, wie schon erwähnt, das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi in Gethsemane und auf Golgatha. Wie werden wohl hier die satanischen Mächte gejubelt haben über ihren vermeintlichen ungeheuren Sieg! - Aber dann zeigte sich der herrlichste Sieg Gottes in der Auferstehung Jesu Christi von den Toten und nachher in der Ausgießung des Heiligen Geistes und der Entstehung der Gemeinde.

Der fortdauernde Kampf zwischen Finsternis und Licht hat sich im letzten Jahrhundert und insbesondere in der Gegenwart ganz außerordentlich verstärkt. Ich möchte hier einige negative Erscheinungen, also satanisches Wirken, dieses Kampfes aufzählen; wohlgemerkt; nur einige wenige der ungemein vielen:

- Die Unterdrückung der farbigen Völker durch die Kolonialmächte und das Erwachen dieser Völker.

- Der immer größer werdende Unterschied zwischen reich und arm und die sich daraus ergebende Unzufriedenheit der Massen.

- Der unselige russisch-japanische Krieg und die beiden welterschütternden Weltkriege mit ihren unvorstellbar schweren Folgen.

- Die Russische Revolution, die Bürgerkriege und die Machtergreifung des Kommunismus in Rußland mit den dann folgenden Bestrebungen des Atheismus zur Ausrottung des Christentums.

- Der große Kirchenkampf in Deutschland zur Zeit des Dritten Reiches, wo die sogenannten „Deutschen Christen“, die eigentlich keine Christen waren, sondern Instrumente der herrschenden Macht, das biblische Christentum zu vernichten suchten.

- Der langjährige mörderische Vietnamkrieg.

- Die blutigen Ereignisse im Kongo und in anderen Ländern Afrikas in ihrem Ringen um die Unabhängigkeit.

- Der haßerfüllte, nicht endenwollende Kampf zwischen dem Staat Israel und den Araberstaaten.

- Die Kritik an der Bibel, die moderne Theologie und der Neurationalismus, alles vielleicht viel größere Gefahren als der Atheismus.

Dagegen eine aus der großen Fülle positiver Erscheinungen in dem Kampf zwischen Finsternis und Licht, also aus dem Wirken des Geistes Gottes, einige wenige hervorgehoben:

- Die immer weiter sich ausbreitenden Vereinigungen der Baptisten und Evangelischen Christen in Rußland und in anderen Ländern.

- Die mutige Bekennende Kirche in den Verfolgungszeiten des Dritten Reiches.

- Der Glaubensmut der Märtyrerkirchen in Rußland, in den großen atheistischen Bestrebungen zur Ausrottung des ganzen Christentums.

- Die weltweite missionarische Tätigkeit der Christenheit und die Übersetzungen der Heiligen Schrift in viele Sprachen.

- Die Evangelisationsfeldzüge von Nordamerika und Europa in fast alle Länder und Kontinente der Erde (Billy Graham, Janz-Team und viele andere).

- Ausbreitung der Frohen Botschaft durch das Radio. Verschiedene Sender strahlen das Wort Gottes in fast alle Länder der Erde aus.

- Große Erweckungsbewegungen in Indonesien und in anderen Ländern.

- Archäologische Ausgrabungen und Funde im Vorderen Orient und in Nordafrika, welche die Glaubwürdigkeit der Bibel bestätigen.

- Verschiedene Werke der christlichen Liebestätigkeit in den letzten Jahrzehnten (F. von Bodelschwingh, Eva v. Tiele-Winkler, Dr. Baedeker, Mathilda Wrede, Pandita Ramabay in Indien, Sadhu Sundar Sing in Indien, Toyohiko Kagawa in Japan, Christiana Tsay in China, Ökumenische Marienschwesternschaft in Darmstadt - Eberhardt und viele andere).

Die Offenbarung des Johannes, oder richtiger, die Offenbarung Jesu Christi, ist zum Teil ein verschlossenes Buch, dessen Inhalt für uns Menschen schwer verständlich ist. Viele große Theologen haben sich an die Auslegung des Buches herangewagt. Aber ihre Auslegungen stimmen vielfach eine mit der anderen nicht überein, ja widersprechen sich nicht selten geradezu, wodurch vielleicht mehr Verwirrung geschaffen wurde als wirkliche Auslegung.

Aber in einem kann wohl jedermann die Offenbarung verstehen, und zwar in dem, dass es in ihr um den letzten großen Kampf zwischen Finsternis und Licht geht. Dieser Kampf übertrifft an Furchtbarkeit alles bisher Dagewesene, weil es hier um Sein oder Nichtsein der kämpfenden Mächte und also um die letzte Entscheidung geht.

Und dieser Kampf, der durch eine tausendjährige Ruhepause unterbrochen wird, das sogenannte 'Tausendjährige Friedensreich Jesu Christi', und der dann wieder mit erneuter und noch größerer Heftigkeit begonnen wird, endigt schließlich mit dem endgültigen herrlichen Sieg Jesu Christi über den Satan und seine Engel.

Der Satan, genannt der Drache, die alte Schlange, (Kap. 20,2), wird mit seinen Engeln in den „feurigen Pfuhl und Schwefel geworfen und wird gequält werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (Kap. 20,10)

Und nun kann (Kap. 21) ein neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen werden und das Neue Jerusalem, die Heilige Stadt, kann vom Himmel herniederkommen, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann (Vers 2), weil die finsteren Satansmächte nun endgültig besiegt und beseitigt sind.

Ja, ein triumphaler Sieg Gottes und Jesu Christi über das Böse!

Und nun wird die große Schar der Erlösten, welche niemand zählen kann, die große Menge, die dem Siegesfürsten als Kriegsbeute gegeben ist, mit den heiligen Engeln zusammen in den gewaltigen Lobpreis Gottes, in das Lied Mose und des Lammes, einstimmen und in alle Ewigkeit Gott und das Lamm in Lob und Dank anbeten.

Ich bin fest davon überzeugt, dass diese bluterkaufte Schar bei weitem größer sein wird als die, welche „im Buche des Lebens nicht ward gefunden und in den feurigen Pfuhl geworfen wurde“ (20,15), weil der Sieg Christi in jeder Hinsicht ein vollkommener sein wird.

Ja: „Selig ist der und heilig, der Teil hat an der ersten Auferstehung. Über solche hat der andere Tod keine Macht...“ (Kap. 20,6)

Unverdiente Gnade

(In ‘Wechselvolle Pfade’).

(Nach Psalm 103 u. 23)

Wie groß es die Güte des Herrn!
Oft hat sie mein Herze gerühret.
Gott hat mich so treulich geführet.
Er war mir ein leuchtender Stern.

Barmherzig und gnädig ist Er.
In all meinen Tagen und Jahren
ließ Er mir viel Gutes erfahren;
half tragen die Lasten so schwer.

Er neigte sich huldvoll herab;
vergab mir die Menge der Sünden,
ließ seligen Frieden mich finden.
Es deckt mich sein Stecken und Stab.

Wie hoch auch die Sonne sich hebt,
wie weit auch sie streckt ihre Pfade;
viel weiter noch reicht seine Gnade,
die Tag und Nacht über mir schwebt.

Und ob auch im finsteren Tal
mich Wetter und Wogen erschrecken,
so kann sein Erbarmen mich decken,
bewahren vor Unglück und Fall.

Sein Wort ist mir allzeit ein Licht.
Und wenn in dem Lichte ich gehen,
verspür' ich des Heilandes Nähe.
Und wahrlich: Dann irre ich nicht.

Wie kann ich vergelten dein Tun?
O Herr, womit kann ich Dir dienen;

mein Undank, wie kann ich ihn sühnen?
Wie kann ich in Seligkeit ruhn?

Dein Lob sei mein stetes Bemühen.
Dir will ich in Ewigkeit danken;
mein Lobpreis soll nimmermehr wanken.
Schon hier - und einst droben
soll ewiglich loben
Mein Mund dich in himmlischen Höh'n!

Abram J. Löwen,
Clearbrook, B. C.

Ein Wunder vor unseren Augen!

zum 25. November 1974.

(Für den Dankgottesdienst geschrieben, sonst nicht publiziert).

Heute wenden wir mit dankerfülltem Blick
uns're Sinne auf Vergangenes zurück,
auf die Zeit vor nunmehr fünfundvierzig Jahren,
wo uns ward vergönnt, ein Wunder zu erfahren.

Heute schau'n zurück wir auf die alte Slawenstadt,
wo Iwan der Vierte einst regieret hat.
Ströme Blutes sind seit jener Zeit geflossen
und ein Meer von Tränen ward seither vergossen.

Diese Stadt umlagerte ein großes Heer
deutscher Bauern, ohne Waffen, ohne Wehr.
„Freier Auszug!“ war das einzige Begehren;
freien Auszug sollten die Sowjets gewähren.

Längst nicht zog es mehr, was uns der Staat verhieß.
Niemand glaubte an das vielgepries'ne „Paradies“,
Wo in Freiheit, Gleichheit, ohne Unterschiede
Alle sollten leben; dauerhaft der Friede.

Und weil man uns wollte nehmen gar
was von Kindesbeinen an uns heilig war,
unsern Glauben, unser tiefstes Innenleben,
darum richtete hinaus sich unser aller Streben.

Doch den Antrag wies man schroff und kalt zurück.
Schwarze Wetterwolken nun verdunkelten den Blick.

Viele uns'rer Brüder warf man in die kalte Zelle;
und ein Rücktransport begann mit Windesschnelle.

Selten hat bisher wohl Moskau je gesehn
so viel heiße Tränen, so viel banges Flehn.
Männer, Frauen, Kinder, Säuglinge und Mütter
wurden rückbefördert; ach, es war so bitter!

Doch da griff Er selbst, der starke Herr und Gott
mächtig ein und half uns aus der großen Not.
Deutsche Bruderliebe durften wir verspüren;
liebend öffnete uns Deutschland weit die Türen.

In die Freiheit ging es nun: wie wunderbar!
Endlich frei von Angst, von täglicher Gefahr!
Unsern Dank und Jubel kann nur der verstehen
dem in seinem Leben ähnliches geschehen.

Und von Deutschland ging's dann in die weite Welt.
Hierher in den Chaco hat uns Gott gestellt.
Fünfundvierzig Jahre durften nun schon sehen
wir des Vaters Huld, sein sorgend Liebeswehen.

Und wie jedes Jahr, so wollen wir auch heut'
danken unserm Herrn für so viel Freundlichkeit.
Unser aller Leben sei ein Loben stets und Danken
Gott dem Herrn, des Güt' und Treue niemals wanken.

Er, der treue Herr, verläßt die Seinen nicht.
An Erbarmen, Liebe, nie es ihm gebricht.
Niemals schweige unser Dank, der ihm gebühret,
bis zur vollen Freiheit droben Er uns führet.

A. J. Loewen

Natur und Christenleben (1974)

(In 'Schauen und Erleben').

Ich sitze am Ufer des wunderschönen Okanagan Sees. Der See ist, wie die Beschreibung lehrt, etwa 80 Meilen lang und ein bis ein-einhalb Meilen breit. An beiden Seiten ist der See von hohen Bergmassiven umrahmt, welche teilweise mit Laub und Nadelwald bedeckt sind, der mit weiten zum Teil ziemlich trockenen offenen Feldern abwechselt, so dass die Berge mehr braun als grün aussehen und weniger schön sind als jene üppig grünen Berge, die das weite Fräsertal umsäumen.

Hier, wo ich sitze, treten die Berge an der östlichen Seite zurück und ein weites Tal breitet sich aus, in welchem große Obstgärten in überwältigender Fülle angelegt sind und die liebliche Stadt Kelowna bis an die sandigen Ufer des Sees herantritt.

Ein unvergeßliches Bild gewinnt man, wenn man mit dem Auto in die Berge fährt und von einem sehr hoch gelegenen Standort aus dieses wunderschöne Tal überschaut, tief unter uns in weiter Ausdehnung die freundliche Stadt mit ihren schnurgeraden Straßen und Avenues, umgeben von den vielen Obstgärten. Der breite See zieht, von dieser Höhe aus gesehen, wie ein schmaler Faden in großen Windungen von Norden nach Süden. Und um See und Tal herum lagern wie drohende Ungetüme die dunklen Berge, die in weiterer Entfernung die Farbe wechseln und in helleres Blau übergehen.

Ein sanfter Wind weht nun von Nordwesten und bewegt die Oberfläche des Sees. Gurgelnd brechen sich die glitzernden Wellen am sandigen Ufer und spülen den Unflat auf den Sand, der sich auf dem Wasserspiegel gesammelt hat. Dadurch wird fortwährend das Wasser gereinigt und seine kristallene Klarheit bleibt erhalten.

Der See macht hier, wo ich sitze, eine Biegung nach Westen, so dass ich einen weiten Ausschnitt seiner Länge übersehen kann, die sich dann in der Ferne verliert und von hohem blauem Gebirge abgegrenzt wird, welches, näher kommend, immer dunklere Farbe annimmt. Es ist das ein unbeschreiblich schöner Anblick.

In tiefes Nachdenken bin ich versunken. Heilige Stille waltet um mich her. Der Anblick der schönen Gottesnatur ist mir eine Predigt. Ich lausche der Stimme des allwaltenden Schöpfers. Ein Vergleich drängt sich mir auf, ein Vergleich dieses mich umgebenden Naturbildes mit dem Innenleben eines wiedergeborenen Gotteskindes.

In diesem Vergleich, vielleicht richtiger ausgedrückt in diesem Gleichnis, sehe ich die Wasserfläche des Sees als die Seele des Christen. So rein und klar wie der Wasserspiegel ist die Seele, wenn in der Wiedergeburt eine neue Kreatur aus dem Menschen geworden ist.

Diese Reinheit wird aber immer wieder durch die Sünde getrübt und es bedarf des „Wehens“ des Heiligen Geistes um wieder und wieder die Seele aufzurütteln, um sie durch Gebet und Busse vom „Unflat“ zu reinigen.

Ein wirklich wiedergeborenes Gotteskind, in dem der Heilige Geist Besitz genommen hat, kann nicht mit der Sünde zusammenleben und muß täglich Gnade zur Reinigung vom Herrn erflehen. Das ist es, was die Heilige Schrift ein Leben in der Heiligung nennt.

Und wie das Auge die Berge sieht, die ringsum den See umgeben, so schaut das Glaubensauge immer wieder hinauf zu den „Bergen, von welchen uns Hilfe kommt“, nach Psalm 121,1. Nicht immer ist der Ausblick auf diese „Berge ein ungetrübter und klarer. Oft wird er verdunkelt durch die „Dünste, Nebel und Wolken“ der irdischen Sorgen, Versuchungen, Anfechtungen, Leiden und auch der Lockungen der umgebenden Welt, die allzumal so niederdrückend sind und den inneren Blick trüben.

Aber wie die Wärme des Lichts immer wieder die Nebel und Wolken vertreibt und die strahlend hervorbrechende Sonne alles neu mit ihrem Glanz überflutet und verklärt, so vermag auch das inbrünstige und glaubensvolle Gebet stets aufs neue die Güte und Barmherzigkeit des Himmlischen Vaters in Anspruch zu nehmen. Der Ausblick klärt sich, die Sorgen und Leiden treten zurück und die Seele darf wieder vertrauensvoll zum Vater

aufschauen und mit neuer Kraft den Versuchungen und Anfechtungen des Feindes entgegentreten.

So wird der wiedergeborene Christ, ähnlich wie die Natur sich immer wieder durch den Wechsel der Witterungsverhältnisse und der Jahreszeiten verjüngt und erneuert, von einer Glaubenserfahrung zur andern geführt, um innerlich zu erstarken und zu wachsen. Bis er einst als „Überwinder durch des Lammes Blut“ in die himmlische Herrlichkeit eingeht, die weit schöner noch sein wird als alle Schönheit dieser Erde und die Ewigkeitsbestand haben wird, wo Jesus Christus, das Lamm Gottes, die Leuchte sein wird und wir der irdischen Sonne nicht mehr bedürfen werden. Das wird Wonne, ewige Wonne sein.

Wie herrlich ist’s, hier schon ein Jünger zu sein
wo Jesus die Sünden vergibt.
Doch herrlicher wird es einst Droben noch sein
für solche, die Jesus geliebt.

Glückwunsch zur goldenen Hochzeit (1974)

unserer lieben Eltern und Großeltern Heinrich u. Liese Löwen, Clearbrook, B. C.

(Nur in einem Manuskript; kein Hinweis auf Veröffentlichung. Diese Hochzeit fand 1974 statt)

Euch, Eltern, ist's vergönnt, heut' dankbar rückzuschau'n
Auf euer heute fünfzigjähr'ges Eheleben;
Im Kreise eurer Kinder, eurer Enkelschar
Dürft ihr den dankerfüllten Blick zum Herrn erheben.

Nicht vielen auf der Welt ward diese Gnad zuteil,
Des Eheglücks so viele Jahre sich zu freuen.
Ihr durftet es, und eurer inn'gen Liebe Band
Umschlang euch immerzu, ihr durftet nichts bereuen.

Dem Herrn war euer Leben allezeit geweiht;
Er war euch Führer, Seelenfreund und Ritter.
Ihm durftet ihr vertraun, Er führte euch hindurch,
durch all des Lebens Kampf und Ungewitter.

Ja, Kampf und Unbill blieb euch wahrlich nicht erspart.
Ihr lerntet kennen schwere Not und Leid und Sorgen.
In sturmbewegten Zeiten sank euch oft der Mut;
doch immer wieder brach hervor ein lichter Morgen.

Dem Sturm des Kommunismus durftet ihr entfliehn;
in Kanada ward's euch vergönnt, ein neues Heim zu finden.
Doch war der Anfang in den Prärien unendlich schwer.
In Not und Mißerfolg wollt' oft die Hoffnung schwinden.

Der Herr sah eure Not und führte euch hierher
in dieses schöne Land, das Land der Bergeshöhen.
Im wundervollen Fräsertale durftet ihr
nach schwerer Müh und Arbeit endlich stille stehen.

Hier fandet endlich ihr die langersehnte Ruh
und durftet hier ein trautes Heim euch gründen.
Gott war mit euch; ihr spürtet seine heil'ge Näh';
Er ließ euch hier Gemeinschaft treuer Gotteskinder finden.

Und eure Kinderschar sah't ihr so schön erblüh'n.
Gesund und lebensfroh hat jedes seinen Weg gefunden.
Sie brachten Schwiegersöhne, Schwiegertöchter euch ins Haus,
und Enkelkinder sind euch warm ans Herz gebunden.

Fürwahr, ihr Eltern, Gottes Segen ruht auf euch;
ihr dürfet froh und dankbar Rückschau halten.
Er hat euch treu geführt durch Sturm und Sonnenschein.
In Freud und Leiden spürtet ihr Sein treues Walten.

Und auch die Zukunft darf euch nimmer schrecken nicht;
ihr dürft getrost euch eurem Führer anvertrauen.
Nicht allzulange mehr; dann bringt Er euch nach Haus,
und ewig werdet ihr den Himmelskönig schauen.

Nehmt, liebe Eltern, unsern wohlgemeinten Glückwunsch an
der Herr ist gestern, heute und in Ewigkeit der Gleiche.
Er hat euch treu geführt bisher, Er woll's auch ferner tun,
dass nie der Glaube an Sein gnäd'ges Walten von euch weiche.

Schönes Kanada!

(In 'Schauen und Erleben').

Schon zwei Monate sind verflossen, seit ich am 3. Mai dieses Jahres (1974) zum zweiten Mal Kanadas Boden betreten durfte (zum zweiten Mal in meinem Leben.) Wie schon damals, das heißt, im Jahre 1968, so sah ich auch diesmal wieder verschiedene Provinzen, Städte und Siedlungen. Ich sah das an Naturschönheiten so reiche Britisch Kolumbien und die unendliche Ausdehnung der mittelkanadischen Prärien.

Tief beeindruckt war ich wieder von der erhabenen und majestätischen Großartigkeit der seenreichen Bergwelt von Alberta und Britisch Kolumbien. Und in den Prärie-Provinzen wurde meine Aufmerksamkeit auf die vielen wohlhabenden und wohlgepflegten Farmen, die großen und wohlbestellten Felder und die mancherlei Vieh- und Schafherden gelenkt,

die auf satten Weideplätzen, wo es auch an Wasser niemals mangelt, geruhsames und zufriedenes Leben führen dürfen.

Ich sah Viktoria, die Hauptstadt von Britisch Kolumbien, mit ihrem imposanten Parlamentsgebäude und das großartige Empress Hotel. Ich sah Vancouver mit seinem sehenswerten Welthafen und dem an Hochhäusern so reichen und prächtigen Zentrum, das von Nord-Vancouver aus gesehen fast wie New York anmutet. Ich sah Winnipeg mit seiner prachtvollen Main-Street und der mit seinen Hochhäusern und Palästen so reich bedachten Portage-Avenue. Das großartige Regierungsgebäude am schönen Assiniboine-River machte einen nachhaltigen Eindruck auf mich.

Calgary, Regina, und das freundliche Saskatoon konnte ich diesmal leider nur flüchtig sehen.

Fast märchenhaft wirkt die Blumenpracht in ihrer verschwenderischen Fülle und Mannigfaltigkeit in dem bezaubernden „Märchenland“ der Butchard Gardens auf der Vancouver-Insel, unweit Viktoria. Und nicht weniger beeindruckt wird man in dem sehenswerten Queen-Elisabeth Park im Inneren Vancouvers von der herrlichen Pracht seiner Blumenfülle. Und, da der Park auf einer höheren Erhebung gelegen ist, kommt hier noch die freundliche Aussicht auf das imposante Zentrum und fast auf die ganze große Stadt Vancouver mit den sie umgebenden hohen dunkelgrünen ins Blaue schimmernden Bergen.

Schön ist die Fahrt mit der großen Fähre von Vancouver nach Viktoria - auf den Wellen der malerischen Georgia-Bucht, die das Festland mit der Vancouver-Insel verbindet. Da bekommt man eine Ahnung von der Unendlichkeit der wohl mehr als die halbe Erde umspannenden Weite des Pazifischen Ozeans.

Und wie reich ist Kanada an malerischen Seen und großen wie auch kleinen Flüssen. Ich konnte derer nur wenige sehen, aber diese wenigen machten einen großartigen Eindruck auf mich. An Seen sah ich den schönen Cultus-Lake, unweit der hohen Vedder-Berge in B. C., den Harrison-Lake mit seinen heißen und heilsamen Mineral-Quellen, ebenfalls eingebettet zwischen hohen Bergen, den Zwischen bläulich braunen Bergen eingebetteten Okanagan-See bei Kelowna und Penticton und zuletzt den auf weitem Flachland ausgebreiteten Winnipeg-See, der drohend seine stürmischen Wellen an das Ufer wirft und warf, da gerade an dem Tage meines Besuches ein heftiger Wind wehte.

Flüsse, die ich sah, waren: Der mächtige Fräser-River, der das weite und breite Fräsertal durchzieht und gelegentlich seine reichen Wasserfluten über Bord wirft, wodurch dann und wann große Überschwemmungen verursacht werden. Ich sah den Bow-River bei Calgary mit dem Elbow als Nebenfluß, den Nord- und den Süd Saskatchewan-River und den Red-River, der Winnipeg durchzieht mit dem Assiniboine als Nebenfluß.

So ist Kanada unendlich reich an Wasser, und es könnte ohne Schaden einen beträchtlichen Teil seines Reichtums an den wasserarmen Chaco von Paraguay (meine Heimat) abtreten.

Und ich darf zusammenfassend, wohl sagen, dass Kanada an Naturschönheiten und Naturreichtümer ein überaus reich gesegnetes Land ist, wohl eines der am reichsten bedachten Länder der Erde.

Ja, schön, sehr schön ist Kanada.

Und wie sind die Menschen? Wohl nicht besser und nicht schlechter als die Menschen irgend eines anderen Landes... Ich sah viele Kirchen, an denen Kanada so unendlich reich ist. Das sagte mir, dass ein Sehnen und ein Suchen nach Gott vorhanden ist.

Viele Kirchen haben auch die Mennoniten Kanadas. Und in denen, die ich besuchte, fand ich, Gott sei Dank, dass das Licht des Evangeliums noch immer hochgehalten wird.

Und nicht allein in den Kirchen, sondern auch im Alltag, strahlte mir aus vielen Gesichtern ein tiefer Friede, ein Geborgensein in Gott entgegen.

Wie erquickend war in allen Heimen, die ich besuchte, die warme Aufnahme, die man mir entgegenbrachte! Ich spürte etwas von der brüderlichen Verbundenheit der Gotteskinder, die über Länder und Kontinente hinausreicht.

Der Herr Jesus sagt nicht, dass wir das Salz der Erde oder das Licht der Welt sein sollen, sondern, dass wir es sind. Und dass es wirklich so ist, habe ich auf dieser Reise im vollsten Sinne des Worts gefunden. Ich habe innerlich gewonnen und bin im Glauben gestärkt durch die freundliche Teilnahme, die man mir und meinem Geschick entgegenbrachte. Wie ja die meisten, die mich persönlich kennen, wissen, habe ich vor nun bald fünf Jahren meine liebe Frau durch den Tod verloren, was ich auch heute noch nicht verschmerzen kann. Ich möchte an dieser Stelle allen lieben Freunden und Verwandten für das lebende Mitfühlen meinen tiefempfundenen Dank aussprechen.

Aber auch die Sünde und die Gottlosigkeit ist, wie überall in der Welt, so auch in Kanada, groß. Moral und Sittenreinheit sind veraltete Begriffe geworden. Unsittlichkeit und freie Liebe werden als die größten Tugenden gepriesen; wilde Ehen und Ehescheidungen sind an der Tagesordnung.

So schön ist die Erde und so schön ist der Mensch erschaffen, und wie grausam hat der Mensch und die Sünde alles entstellt und zertreten.

Ein Trostwort klingt uns Gläubigen indessen aus der Heiligen Schrift entgegen. Christus hat es selbst seinen Jüngern zugerufen, „Wenn ihr das alles sehen werdet, dann hebet eure Häupter auf, darum, dass sich eure Erlösung naht!“ Luk. 21, 28.

VII. Schriftstellerische Blütezeit, 1975 - 1987

Vorwort zu „Wechselvolle Pfade“

(Inhaltsangabe zu diesem Buch:

Frühlingssonne
Frühlingswehen
Waldes-Friede
Aufstieg zum Brocken im Harzgebirge
Nächtliche Wanderung
Mondnacht
Die Macht des Gesanges
Weichnachten im Chaco
Sonntagsstille
Das Blümlein „Einigkeit“
Chaco-Bilder in Trocken-Perioden
Sei glücklich
Fünfzig Jahre Kolonie Fernheim
Flucht vor dem Kommunismus
Rückerinnerung an Deutschland
Abschied von Kanada
Zur Weltlage anfangs 1980
Fabeln von Krylow:
Die Grille und die Ameise
Der Müller
Das Schwein und die Eiche
Der Schwan, der Hecht und der Krebs
Der Bauer und sein Knecht
Der Affe und der Spiegel
Der Wolf und der Kater

Aus russischen Volksliedern:
Anbetung
Sonnenaufgang
der Morgen
Der Frühlingstag
Der Hirte
Die Nachtigall
Einladung zur Schule
Die Gärtner
Die Tischler
Die Heuernte
Chorlied
Winter und Frühling
Das gefangene Vögelein
Abendläuten
Abendfrieden
Gedichte religiösen Inhalts:
Trost im Leiden
Laß dier genügen
Die Sehnsucht der Seele
Tränen
Überwinder
Unverdiente Gnade
Einladung
Denken und Danken
Heimkehr

Da mein Beruf mich durch die Jahre allezeit voll in Anspruch nahm und der Unterhalt meiner Familie mir in den unruhigen Nachkriegszeiten, verbunden mit Flucht und unsagbar schweren Anfangsjahren im Chaco von Paraguay, und bei der großen Armut dortselbst viele Verpflichtungen auferlegte, so fand ich nicht viel Zeit für dichterische Betätigungen.

Auch muß ich immer wieder bei mir feststellen, dass mir das Talent und die Begabung für diese Kunst nicht gegeben. ist.

Und doch ist hin und wieder, besonders auch in jenen schweren Jahren, etwas meiner Feder entsprungen, das vielleicht als ein zaghafter Versuch in dieser Richtung beurteilt werden könnte.

Und, da nun dieses „Etwas“ sich mit den Jahren zu einem ansehnlichen „Haufen“ angesammelt hat, so habe ich nun den Versuch unternommen, diesen „Haufen“ zu ordnen und in denselben etwas wie ein „System“ hineinzubringen. Dabei ging es aber ohne „Sieben“

oder „Sichten“ nicht ab, wobei „völlig Wertloses“ beiseitegelegt werden mußte und nur das „Allerbeste“ in dieses „System“ hineingebaut werden konnte.

Was nun bei alledem herausgekommen ist, das möchte ich hiermit dem geneigten Leser präsentieren und ihn sogleich freundlichst bitten, bei seiner kritischen Beurteilung dieser Sammlung das hier Dargelegte mit in Betracht zu ziehen.

Wie das Leben so vielseitig ist und besonders uns aus Rußland Geflüchteten so unsanft hin- und hergeworfen hat, so sind auch die vorliegenden „Gedichte“ sehr verschiedenartig ausgefallen und spiegeln ein etwas wider, was in den verschiedenen Situationen erlebt werden mußte.

Das hat mich auch veranlaßt, den Namen dieser Sammlung so zu stellen, wie er auf dem Deckel gegeben ist. „Wechselvolle Pfade“, das ist das, was die Gesamtheit der „Gedichte“ ausdrücken möchte.

Und diese „wechselvollen Pfade“ sehe ich als göttliche Führungen an, die in jedem menschlichen Leben anders geartet und aber doch deutlich erkennbar sind.

In meinem persönlichen Leben habe ich nur Ursache, für die Führungen meines Herrn dankbar zu sein.

Und so möge nun auch diese einfache Gedichtensammlung meinen innigen Dank dem Großen Gott gegenüber zum Ausdruck bringen für das, was ich jeweils als Seine Führungen erkennen durfte.

Abram J. Loewen
Clearbrook, B.C.,
Kanada.

Vorwort zu „Ein Jegliches hat seine Zeit“

(Inhaltsangabe zu diesem Buch:

Ich sah den Wald sich färben
Ist das nicht wunderbar?
Große Menge zur Beute
Wer pflanzte die Blumen?
Es brennt ein Feuer
Am Kamin
Was tut sich im Osten?
Was ist der Sinn des Lebens?
Veränderungen
Ich kann vieles nicht verstehen
Schattierungen
Was ist der Mensch?
Neu-Samara am Tock, einst und jetzt
Ein Nachruf
Seminar über Hungersnot
Wiedersehen mit Fernheim
Wir sahen Deutschland
... und Gott lenkt
Keine Wunder mehr heute?
Zu: Evangelium und Kultur
Und ihnen ward Macht gegeben
Wie sind wir abhängig!
Jesus Christus und die Weltgeschichte
Filadelfia
Wo steuern wir hin?
Eine ‘köstliche Perle’
Erinnerungen
Am Rande der Fernheimer Jubiläumsfeierlichkeiten
Abendrot oder Morgenrot?
Ein Frauenschicksal hinter dem Eisernen Vorhang
Streiflichter aus dem Herzen Südamerikas
Der Ernst der Zeit
Was haben wir zu erwarten?

Seit vielen Jahren hat es mich dann und wann gedrängt, für die deutschmennonitischen Zeitungen zu schreiben, Bald war es der ‘Bote' bald die ‘Mennonitische Rundschau' oder auch das in Paraguay erscheinende ‘Mennoblatt', wo Beiträge aus meiner Hand veröffentlicht wurden. Es waren meistens zeitgemäße Ereignisse oder auch Naturerscheinungen, zu denen ich teils in Betrachtungen, teils in Aufzeichnungen Stellung nahm. Einige Leser werden sich vielleicht noch teilweise der Gedankengänge in meinen Artikeln erinnern, obwohl das meiste sicher schon sehr verschwommen oder gar in Vergessenheit geraten ist. In der unruhigen Gegenwart und bei dem erdrückend Vielen, das heutzutage auf dem Büchermarkt erscheint, ist das nur natürlich und selbstverständlich.

Da ich aber immer wieder von Lesern angesprochen wurde, die sich positiv und anerkennend über die jeweiligen Artikel äußerten und mich zu weiterem Schreiben ermunterten, so trug ich mich lange Zeit mit dem Gedanken, das bisher Geschriebene zu sammeln und in einem Buch zusammenzufassen.

Leider sind mir durch Umsiedeln von Paraguay nach Kanada die früheren Jahrgänge der genannten Zeitschriften verlorengegangen. Seit 1972 jedoch war es mir möglich, fast alle Nummern aufzubewahren, und so kann ich die Artikel der letzten neun Jahre wiedergeben. Ob nun das in ihnen Dargelegte auch heute noch zeitgemäß ist, darüber möge der geneigte Leser selber entscheiden.

Bei der Herausgabe dieses Buches geht es mir darum, noch einmal das in den neun Jahren von mir Geschriebene dem Leser nahe zu bringen; und ich wünsche und bete, dass der Herr jedem, der das Buch liest, durch dasselbe einen Segen vermitteln möge. Das war damals beim Schreiben der Artikel mein innerstes Anliegen und ist es gleicherweise auch heute.

‘Ein Jegliches hat seine Zeit'. So habe ich das Buch betitelt, damit es das ausdrücken möge, was mir am Herzen lag. Alles Irdische währt seine Zeit und ist der Vergänglichkeit unterordnet. Nichts hat bleibenden Bestand. Es ist ein fortwährendes Vergehen und durch neue Generationen Ersetztwerden in der Natur, sowohl in der Pflanzenwelt, als auch in der Tierwelt, welchem Gesetz auch die Menschheit unterordnet ist. „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn nun der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“ Ps. 103, 15 u. 16.

Wir gehen aber einer Zeit entgegen, die vielleicht sehr nahe ist, wo das Vergängliche Vergangenheit sein wird und wo wir, verklärt, in Ewigkeit Gott preisen werden. Wir warten auf den Heiland, bis Er kommt.

Abram J. Loewen.

Ja, die Erd' ist schön, doch ist ihr Glück vergänglich.
Nichts hat bleibenden Bestand auf dieser Welt.
Alles Schöne, was das Herz so tief empfunden,
Schwindt hin, sobald der Tod die Beute hält.

Vorwort zu „Schauen und Erleben“

(Inhaltsangabe zu diesem Buch:

Natur und Reise-Berichte
Blaue Berge (1968)
Ade, du mein liebes B.C. (1968)
Natur und Christenleben (1974)
Schönes Kanada! (1974)
Sechs Wochen in Deutschland (1982)
Frühling, wie bist du so schön! (1983)
Wir flogen nach Saskatchewan (1984)
Das freundliche Ontario (1985)
Wiedersehen mit Kelowna (1985)
Ja, das war schön! (1987)
Zur politischen Weltlage
Ist es tatsächlich so hoffnungslos? (1983)
„So werden die Steine schreien“ (1982)
Vorzeichen kommender Ereignisse (1982)
Wohin, du rauschender Strom, wohin? (1985)
Diskussion-Themen
Gab Gott uns nur den lebendigen Odem? (1967)
A und O, Anfang und Ende (1967)
Gedichte
Meditation im Zedernwald (1982)
Zwei Bäume (1981)
Evolution oder Schöpfung? (1983)
Ein alt-testamentliches Evangelium (1984)
Religion
Ein unvergessliches Erlebnis (1984)
Billy Graham in Vancouver, B. C. (1984)
Segenstage in Clearbrook (1985)
Verschiedene
Beobachtungen und Eindrücke (1968)
Die Mennoniten in Buenos Aires (1970)
Die Chaco-Kolonien (1976)
Leni Penner 1976 gestorben (1981)
Erfahrungen mit unseren Umsiedlergeschwistern (1982)
Goldene Hochzeit (1983)
Ein Dutzend Jahre (1987)

Obzwar ich meiner vorgeschrittenen Jahre wegen mich nun ganz vom Schreiben zurückziehen wollte, hat es mich doch wieder gedrängt, die mancherlei Beiträge im Boten und in der Mennonitischen Rundschau, in den vielen Jahren von meiner Hand geschrieben, in einem neuen Buch zusammenzufassen. So kann ich sie besser für die Kinder und Verwandten aufbewahren und hinterlassen und vielleicht auch Interessenten nochmals nahebringen.

Einmal machte ich bereits solche Arbeit, indem ich anno 1981 das Buch „Ein Jegliches hat seine Zeit“ auf dem Markt brachte. Es hat sich indessen wieder allerlei aufgehäuft und auch von früheren Jahren hat sich noch eins und das andere gefunden, so dass ich mich entschloß, auch das alles noch zu sammeln und ein Buch davon zu machen, gleichsam als Buch Nr. 2 von „Ein Jegliches hat seine Zeit“.

Ich habe diesmal versucht, die Sammlung in Kapitel einzuteilen und es hat deren sechs ergeben, wie es in der Inhaltsübersicht auf der nächsten Seite hier ersichtlich ist.

So konnte es übersichtlicher gemacht werden, indem das Verwandte, wie Reiseberichte, Gedichte und anderes zueinander gebracht wurde.

Mein Wunsch ist, dass auch dieses Buch, wie meine bisherigen Ausgaben, eine weite Verbreitung unter unserem Mennonitenvölklein finden und dass es einem und dem andern Leser zum Segen gereichen möge.

Abram J. Loewen
115-31955 Old Yale Road
Clearbrook, B.C. Kanada
V2T 4N1
1987

A. Reisebeschreibungen

Die Chaco - Kolonien (1976)

Einiges aus ihrem Einst und Jetzt
(In 'Schauen und Erleben').

Aufmerksam und mit großem Interesse las ich den Artikel „Umsiedler aus Paraguay" von Herrn Isaak Thiessen in den Boten-Nummern 50 vom 23. Dezember 1975 und 1 vom 6. Januar 1976.

Mich überraschte die Einseitigkeit, mit welcher Herr Thiessen die Zustände und Verhältnisse in den Mennonitenkolonien des Chaco schilderte, wobei vorwiegend die Kolonie Neuland in Betracht kam.

Und in diesen Tagen brachte die Post mir den Boten Nr. 6 vom 10. Februar, in welchem Herr Peter Derksen, mehr als zwei Jahrzehnte lang Oberschulze der Kolonie Neuland (vor ein paar Jahren zurückgetreten) in seinem „Offener Brief an Herrn Isaak Thiessen" zu dessen Artikel Stellung nimmt.

Herr Derksen kennt die Gegebenheiten aus seiner Perspektive als Oberschulze heraus wohl besser als die meisten Chacosiedler. Und, da auch ich 44 Jahre lang Chacosiedler war und das meiste miterlebt habe, so kann ich den Ausführungen des Herrn Derksen nur zustimmen.

Aber zur Verteidigung von Herrn Thiessen, den ich gut kenne und sehr schätze, darf ich wohl sagen, dass Herr Thiessen den Chaco hauptsächlich nur aus den ersten Jahren der Kolonie Neuland heraus kennt und viele Jahre lang außerhalb des Chaco gelebt hat. Bis er nach Deutschland ging, war er jahrelang Missionar in den deutschsprachigen Kolonien am Alto Parana. Viele seiner Ausführungen in dem obengenannten Artikel stützen sich auf Augenzeugenberichte, die nur die negativen Seiten hervorgehoben haben. Daher die Einseitigkeit des Artikels.

Und allen, die den Artikel gelesen haben, möchte ich dringend empfehlen, auch die Stellungnahme des Herrn Derksen zu dem Artikel zu lesen.

Und wie zufällig finde ich auf derselben Seite des Boten, wo der „Offene Brief" abgedruckt ist (Seite 2 des Boten vom 10. Februar) ein Bild das Herrn Dr. Cornelius und Frau Krahn zeigt, mit einer großen Karte der Chacokolonien im Hintergrund. und unter dem Bilde

werden Dr. Krahns eigene Worte zitiert: „Wir besuchten im April und Mai (1975) fast alle Ansiedlungen in Paraguay, Uruguay, Argentinien und Brasilien. Auf 70 Stellen durften wir Vorträge halten, viele Anstalten durften wir besuchen und uns staunend davon überzeugen, wie erfinderisch der Mensch sein kann, wenn er sich sozusagen mit leeren Händen ein Heim errichten muß und wie er die Chacowüste in ein Paradies verwandeln kann“.

Zur Genüge habe ich auch hier in Kanada bei meinen Besuchen in Manitoba und Britisch Kolumbien feststellen dürfen, dass fast alle Familien, die von Paraguay nach Kanada übergewechselt haben, den Chaco nicht mehr vergessen können, trotzdem viele schon jahrelang in Kanada gewohnt haben. Man sehnt sich zurück und nicht wenige sind zurückgegangen. Sie konnten der Sehnsucht nach dem Land nicht widerstehen, wo gleichsam ein Stück ihres „Selbst“ zurückgeblieben war und das ihnen einst in harter Arbeit zur Heimat geworden war.

Auch Herr Thiessen kommt selbst auf die Sehnsucht der Umsiedler aus Paraguay nach Deutschland zu sprechen, indem er sich so ausdrückt: „Obzwar sie wissen, dass es sehr hart und schwer ist, zieht es sie doch in die Kolonie, wo so viel Schweiß und Tränen flossen“.

Ja, es stimmt schon; es ist viel Schweiß und es sind viel Tränen geflossen. Es ist indessen darüber schon so viel geschrieben worden und auch Herr Thiessen berichtet darüber wahrheitsgetreu so manches, dass es sich erübrigt, hier noch weiter auf die schweren Anfangsjahre in jenem Lande zurückzukommen.

Auch in Kanada ist es, wie ich bereits zur Genüge erfahren durfte, in den ersten Jahren mennonitischer Einwanderungen überaus schwer gewesen, hier, unter so unbekannten und ungewohnten Verhältnissen sich eine neue Heimat aufzubauen.

Aber mit Herrn Dr. Cornelius Krahn haben bisher unzählige Touristen, die den Chaco besuchten, gestaunt über den Fortschritt in den Kolonien, wo der Anfang in den dreißiger Jahren so unbeschreiblich schwer war. Es müßte noch erwähnt werden, dass der Anfang in Fernheim noch weitaus schwieriger war als der Anfang in Neuland. Neuland hatte vor Fernheim das voraus, dass die Neuländer bei der Gründung ihrer Kolonie vieles aus den damals schon 17-jährigen Erfahrungen der Fernheim-Kolonie sich zu Nutze machen konnten. Auch wurde Neuland weit umfangreichere Hilfe vom M.C.C. geboten als Fernheim, da in den Anfängen der dreißiger Jahren, als Fernheim gegründet wurde, auch das M.C.C. sich noch in seinen Anfängen befand und noch sehr wenig organisiert war.

Ich möchte ganz kurz auf den heutigen Stand der Chacokolonien kommen: Jede Kolonie (Fernheim, Menno und Neuland) hat ihren kooperativen Zusammenschluß, das heißt, jede Kolonie hat Selbstverwaltung, und alle ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten, wie Einfuhr, Ausfuhr, Erziehung, Krankenpflege, Sozialhilfe und sonstiges werden von den Administrationen und den Kooperativen geregelt. Jede Kolonie hat ihr Krankenhaus mit eigenem Schwesternpersonal und ausgebildetem Arzt. Fernheim hat außerdem ein Pflegeheim für Invaliden und ein Altersheim. In Filadelfia befindet sich ein Nervenasyl, das von den fünf Mennonitensiedlungen Paraguays unterhalten wird und wo Frau Erika Dück als Ärztin eine sehr gediegene Arbeit leistet.

Jede Kolonie hat ihre Zentral- oder Fortbildungsschule mit ausgebildeten Lehrern, und Fernheim hat außerdem eine Fachschule und ein Lehrerseminar. Jede Kolonie hat eine

moderne Butter- und Käsefabrik, wo von der Milch, die die Siedler liefern, Butter und Käse für den Export nach Asunción produziert wird.

Jede Kolonie hat ein ausgebautes Industriewerk, in welchem die Produkte der Landwirtschaft verarbeitet werden. In Fernheim wird außerdem das Speiseöl, das von den Erdnüssen gewonnen wird (auch vom Baumwollsamen in einer modernen Raffinierie-Fabrik gereinigt, so dass es für den Export ins Ausland verwendet werden kann.

Menno und Fernheim haben je eine Baumwoll Entkörnungsanlage. Entkörnt wird die Baumwolle auf den Weltmarkt gebracht. Menno und Fernheim haben außerdem je eine Extraktfabrik, in der von dem wohlriechende Palosanto Holz der Extrakt für den Export gewonnen wird. Jede Kolonie hat einen eigenen Flughafen, der mit Asunción in direkter Verbindung steht.

Jede Kolonie hat eine große Vieh-Estancia, wo das Rindvieh in Herden gezüchtet wird und eine gute Einnahmequelle für die Kolonien bildet. Außerdem hat jeder Landwirt sein Vieh, das ihn in den letzten Jahren, wo die Preise plötzlich so hoch gingen, aus vielen Sorgen und manche Siedler aus großen Schulden heraushob.

Zu erwähnen wäre ferner, dass jede Kolonie in ihrem Zentrum ihre eigene Stromanlage hat, so dass jedes Koloniezentrum (Filadelfia, Loma Plata und Neu-Halbstadt) mit Licht und Strom versorgt ist. In den großen Werkstätten dieser Zentren, die alle mit elektrischem Antrieb arbeiten, können alle Reparaturen an Autos, Traktoren, Bulldozers und allen landwirtschaftlichen Maschinen schnell und verhältnismäßig billig bewerkstelligt werden.

Die Waren für die Kooperativen und Handelshäuser werden auf großen und schweren Volvo Lastautos von Asunción herangefahren, wie auch die Produkte und Fabrikate der Kolonien nach Asunción abtransportiert werden.

Die ärmsten Siedler, sowie Alte, Witwen und Waisen werden großenteils aus den Fonden der Kooperativen und auch aus den Gemeindekassen unterstützt. Und, da bereits die Indianer sich an Arbeit gewöhnt haben und somit gute Arbeitshilfe leisten, und weiter, da landwirtschaftliche Maschinen zur Genüge vorhanden sind, konnten auch den Siedlern viel schwere Mühen abgenommen werden und man braucht heute bei weitem nicht so schwer arbeiten als es in den ersten Jahren der Fall war.

Das wäre mit wenigen Worten ausgedrückt der heutige wirtschaftliche und soziale Stand der Chacokolonien.

Ich möchte ganz kurz noch das Problem der Zweitehe, der Wiederverheiratung getrennt lebender Ehepartner streifen, das von Herrn Thiessen angeschnitten wird und wovon auch Herr Derksen erwähnt. Von ihnen beiden ist das Problem übrigens genügend erläutert worden. Ich möchte nur noch hinzufügen, dass die Vorwürfe, die den Predigern gemacht wurden und vielleicht noch gemacht werden, dass sie das zugelassen haben und noch durch die Trauung förderten, unberechtigt sein dürften, da die Fälle die Herrn Thiessen den Atem verschlagen, ganz einzeln sind und Ausnahmen bilden. Nachdem viel gebetet wurde, nach langem Suchen und Ringen und nach manchen K.f.K. - Sitzungen konnte schließlich die Predigerschaft sowohl der Kolonie Fernheim als auch der Kolonie Neuland sich zu dem Entschluß durchfinden, die Trauung dieser Armen zu rechtfertigen. Und wieviel Segen ist daraus entstanden!

Heute ist das kein Problem mehr und alles konnte in Frieden und Eintracht geregelt werden.

Was hätte es aber für Folgen nach sich gezogen, ja die Sache hätte vielleicht zur Katastrophe geführt, wenn man die Trauung verweigert hätte! Wieviel wäre dann wohl gesündigt worden und der Friede wäre womöglich von den Kolonien genommen worden!

Und die Vorwürfe, die Herr Thiessen sich als Prediger und auch den anderen Prediger-Brüdern macht, dass die Predigerschaft in den Anfangsjahren die Abwanderung zu bremsen suchte, sind meines Erachtens ebenfalls fehl am Platz. Nicht nur die Prediger waren besorgt, sondern die Sorge darüber war mit wenigen Ausnahmen Allgemeingut. Gott hatte unsere vielen Gebete auf so wunderbare Weise erhört und hatte uns mit mächtiger Hand aus dem Schreckenslande herausgeführt. Und die großen Fortschritte in Mission unter den Indianern belehrten uns, dass der Herr in weiser Absicht uns eine große Aufgabe anvertraut hatte. Und die Abwanderung galt damals fast allgemein als ein sich Drücken ein Entlaufen aus der Führung Gottes, das womöglich für den Betreffenden und seiner Familie sich zum Unsegen auswirken könnte.

Wir Menschen sind eben kurzsichtig und sind oft nicht in der Lage die Wege und Absichten Gottes zu erkennen. Es sollte aber unser Anliegen als Christen und Mennoniten sein, nach Erkenntnis zu ringen und dem heiligen Willen Gottes allezeit Gehorsam zu leisten.

Wiedersehen mit Fernheim (1978)

(In 'Bote' 14. Juli -78; 'Rundschau' 21. Juni -78; 'Ein Jegliches hat seine Zeit').

Hoch über den Wolken schwebte das Flugzeug der paraguayischen Fluglinie. Es näherte sich, von Lima, Peru kommend, der paraguayischen Hauptstadt Asunción. Seine vier altmodischen Propeller summten ihre eintönige Melodie, wodurch unter den Passagieren im Rumpf des Flugzeuges eine schläfrige Stimmung hervorgerufen wurde.

Eng zusammengepfercht in den schmalen Sitzen saßen meine Frau und ich und warteten mit Spannung auf den Niedergang unsers großen Vogels, da wir die riesige Gebirgswelt der Anden bereits hinter uns hatten und das Panorama unter uns sich in ein weites flaches Land verwandelte was uns zeigte, dass Asunción nicht mehr fern sei und wir nun bald das Flugzeug würden verlassen können.

Meine Frau sollte nun zum ersten Mal Paraguay sehen und das Leben daselbst kennen lernen, während ich persönlich gleichsam nach Hause in meine einstige Heimat fuhr, die ich nun drei Jahre und vier Monate nicht mehr gesehen hatte.

Von Clearbrook, B. C., kommend wollten wir unsere Kinder im Chaco besuchen und ich wollte einige geschäftliche Angelegenheiten mit der Besuchsreise verbinden.

Sehr gespannt war ich, Fernheim und namentlich Filadelfia wiederzusehen, wo ich 44 Jahre lang gelebt und an all den Höhen und Tiefen der Entwicklungsjahre teilgehabt hatte. Wie würde ich wohl nach drei Jahren Abwesenheit dort alles antreffen? Würde sich wohl vieles verändert haben, etwa zum Guten oder zum Negativen hin?

Nun neigte sich das Flugzeug; die Propeller verlangsamten ihre Geschwindigkeit und bald sahen wir Asunción tief unten vor uns und näherten uns dem Asunciónер internationalen Flughafen.

Mit einem Ruck setzte die Maschine auf und fuhr noch eine lange Stecke auf dem harten Pflaster der Rollbahn, bis es vor dem hübschen Gebäude des Flugplatzes stehen blieb und wir aussteigen konnten.

Schon hier merkten wir allerlei Veränderungen und sahen auch das neue sich noch im Bau befindliche große Gebäude und Gelände des Flughafens, das nun bald das alte ablösen sollte, um den immer mehr anwachsenden Anforderungen des internationalen Verkehrs Rechnung zu tragen.

Nachdem wir unsere Koffer entgegengenommen hatten, fuhr der stattliche Bus der Fluggesellschaft uns zum Mennonitenheim, etwa 17 Kilometer vom Flughafen entfernt. Es war Sonnabend nachmittag, den 22. April 1978.

Den Tag vorher, also den 21. April, waren wir um etwa 4 Uhr nachmittags in Vancouver ins Flugzeug der C.P. Air eingestiegen mit Flugzeugwechsel in Lima. Und nun waren wir in Asunción, im Herzen Südamerikas.

Über Sonntag mußten wir daselbst bleiben, da erst Montag morgens das T.A.M. Flugzeug nach Filadelfia starten sollte.

Sonntag vormittags besichtigten meine Frau und ich die Stadt mit ihrem schönen südländischen Zentrum. Viele neue moderne Häuser, darunter manche mit mehr als 10 Stockwerken, sind in den letzten 3 Jahren gebaut worden, was der Innenstadt einen mehr modernen und imposanten Anstrich verliehen hat. Schöne Parkanlagen hat das Zentrum, die tropisches Gewächs aufweisen, mit Heldenstatuen und Denkmälern versehen und schön gepflegt und in bester Ordnung gehalten werden. Der Verkehr in den Straßen ist außerordentlich rege. Im übrigen ist Asunción eine alte in echt orientalischem Stil aufgebaute Stadt, die mancherorten in üppiges Grün hoher und niedriger tropischer Bäume eingebettet ist. Viele Mango und Gummibäume, wie auch verschiedene Arten von Palmen sieht man allerorts.

Am Nachmittag besuchten wir den Gottesdienst in der Kirche der Mennoniten, die in Asunción weit verstreut leben. Nach dem Gottesdienst kommen alle Gottesdienstbesucher zum Mennonitenheim zu einem geselligen Beisammensein, wo ihnen auch ein einfaches Abendbrot verabreicht wird. Abends findet dann noch im großen Saal des Heims etwa eine gottesdienstliche Veranstaltung oder auch ein Jugendprogramm statt; eine sehr gute Einrichtung, die die Mennoniten, jung und alt, mehr verbindet und insonderheit die Jugend von den Gefahren der Großstadt möglichst fern zu halten bestrebt ist.

Als dann der Montag anbrach, mußte wieder früh zum Flughafen gefahren werden. Wir stiegen in das Zweimotorige Flugzeug der TAM-Linie ein und nach etwa anderthalbstündiger Fahrt landeten wir auf dem Filadelfia Flughafen, wo unsere Kinder uns warm und herzlich in Empfang nahmen und uns gleichsam in ihren Bann zogen.

Nun waren wir in Filadelfia, dem Zentrum der Kolonie Fernheim, meiner früheren Heimat, die mir immer noch so traut und wertvoll ist und mit der ich mich noch so verbunden fühle. Ungefähr vier Wochen hielten wir uns daselbst auf, indem wir bei Gerhard Niebuhrs wohnten. Frau Niebuhr ist unsere älteste Tochter Maria.

Es war mir ein Erlebnis, den Unterschied von vor drei Jahren und jetzt zu erfahren. Derselbe ist so auffallend, dass ich nicht umhin kann, ihn hier etwas zu schildern, soweit ich ihn in diesen 4 Wochen gesehen und in Erfahrung gebracht habe.

Überall trifft man mit frohen und zufriedenen Menschen zusammen. Im Unterschied von früheren Jahren spricht heute kaum noch jemand von auswandern. Man hört eher, dass der und der frühere Fernheimer, der heute noch in Kanada, oder Deutschland wohnt, sich mit dem Gedanken herumträgt, nach Fernheim zurückzuziehen.

Die Ernten (Erdnüsse und Baumwolle) waren in den letzten paar Jahren sehr gut, stellenweise hervorragend. Das schreibt man neben mehr Regen auch dem Umstand zu, dass nun nicht mehr mit einfachen Pferdegespannen gearbeitet werden darf, sondern dass die meisten Landwirte nun die Möglichkeit haben, mit großen modernen Maschinen den fruchtbaren Chacoboden zu bearbeiten, was die Feuchtigkeit in der Erde mehr und für längere Zeit konserviert und so das Wachstum beschleunigt.

Schon das zweite Jahr kommen Aufkäufer von Brasilien und fahren mit riesigen Frachtautos die Erdnüsse, eingesackt in starken Plastiksäcken, ins Nachbarland, da der riesengroße Speicher in Filadelfia die Nüsse bei weitem nicht fassen kann und da auch die großen Ölpressen im Industriewerk viel zu klein sind, das gesamte Quantum der geernteten Erdnüsse der Siedler zu verarbeiten.

Die großen Entkörnungsanlagen in Filadelfia und Loma Plata müssen mit Hochdruck arbeiten, um alle Baumwolle, die die Siedler abliefern, zu entkörnen und sie für den Export geeignet zu machen. In stark zusammengepreßten Ballen wird dieses „Weiße Gold“ ins Ausland befördert. Zwischen den Dörfern und auf weiten aufgekauften Ländereien weiden große Viehherden in dem hohen Büffelgras der Weideplätze. Das Vieh bildet ebenfalls eine gute Einnahmequelle für die Siedler, da die Preise gut sind und die Rinder in der vorzüglichen Weide an Körpergewicht fast unübertrefflich werden.

Wohl noch nie habe ich den Chaco so grün und frisch gesehen wie jetzt, obzwar es Maimonat und somit Spätherbst war. Die Obstbäume hingen voll reifer Früchte und prangten in ihrem dichten und dunklen Laub, wo sie doch in früheren Jahren der Dürre wegen mitunter bis auf die Wurzeln vertrockneten.

Es mutet an, als ruhe über dem Chaco nach so vielen Jahren der Trockenperioden und der häufigen Mißernten ein göttlicher Segen, der nun endlich die schwergeprüften Bewohner der Chacokolonien erleichtert aufatmen läßt.

Unwillkürlich ringt sich ein Seufzer hoch und der heiße Wunsch entsteht in meinem Herzen, dass es doch noch viele Jahre so bleiben möge. Gott der Herr wolle auch ferner seinen Segen walten lassen!

In Filadelfia, dem Zentrum der Kolonie, wird gebaut. Allerorten wachsen aus dem Boden neue Wohnhäuser hervor, die mit mehr Bequemlichkeiten nach modernem Stil ausgestattet werden. Die Wasserfrage ist nicht mehr so akut wie in früheren Jahren, da nun schon sehr große Zisternen gebaut werden und größere Dächer den Regen auffangen.

Von administrativer Seite her herrscht rege Tätigkeit. Da für das Jahr 1980 die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Bestehens der Kolonie Fernheim geplant wird, wozu selbstverständlich auch Herr Alfredo Strössner, der hochverehrte wiedergewählte Landespräsident, eingeladen werden soll, so hat man bereits Pläne für die Vorbereitungen zu diesem

großen Ereignis ausgearbeitet und auch schon mit der Verwirklichung dieser Pläne begonnen.

Ein stattliches Altenheim ist bereits im Bau begriffen, das für alte und betagte Siedler ein friedliches Asyl werden soll. Das Lehrerseminar unweit der Zentralschule ist nun fertig und soll, wie man sagt, im Beisein des Herrn Landespräsidenten, eingeweiht werden. Die Zentralschule will man durch einen großen und schönen Anbau erweitern.

Eine moderne Fleischerei soll errichtet werden, die den erweiterten Anforderungen genügen soll. Weiter will man durch einen großen Neubau das bereits bestehende Hotel vergrößern und modernisieren, da der Zustrom von Touristen immer mehr anwächst.

Das Handelshaus der Kooperative soll durch neue große Warenlagerräume erweitert werden. Auch der Flughafen soll ein großes den Anforderungen entsprechendes Empfangsgebäude erhalten.

Da die Ziegelbrennereien der drei Chacokolonien nicht in der Lage sind, das enorme Quantum an Ziegeln, die für all diese Projekte erforderlich sind, zu stellen, wird man gezwungen sein, die fehlenden Ziegeln auf dem Trans-Chaco Weg von Asunción heranzufahren, wodurch sich die Bauunkosten wesentlich erhöhen werden.

Ein Freiluftrestaurant, etwas außerhalb in einem träumerischen und romantischen Winkel gelegen, wurde errichtet, wo an den Abenden bei matter elektrischer Farbenbeleuchtung unter Bäumen und Sträuchern den interessierten Gästen ein schmackhafter Asado serviert wird. Dieses Unternehmen ist sehr beliebt und findet allgemeine Anerkennung. Es trägt den vielsagenden Namen „Parrillada el Pantanal“, was wohl etwa so viel wie „romantisches Freiluftrestaurant“ bedeutet.

Wir fuhren auch nach Loma Plata, dem Zentrum der Kolonie Menno. Auch da fielen uns große Veränderungen in die Augen. Auch da ist viel gebaut worden. Das neue riesige noch im Bau sich befindliche Verkaufshaus der Kooperative „Chortizter Komitee“ ist wirklich sehenswert. Auch das große Industriewerk mit seinen vielen Sektionen, die vergrößert und modernisiert sind, erregte meine starke Aufmerksamkeit und Bewunderung.

Die Kolonie Menno hat bereits die Feier ihres fünfzigjährigen Jubiläums hinter sich, ebenfalls mit der Anwesenheit des Herrn Landespräsidenten. Im Boten wurde damals ausführlich über diese Feier berichtet.

Ein Museum, das in Loma Plata anläßlich dieses Jubiläums errichtet wurde, gibt einen aufschlußreichen Überblick über die Entstehung und die Entwicklungsjahre der Kolonie Menno. In Yalve Sanga und bei Filadelfia durften wir den Fortschritt in der Indianermission bewundern. Es ist wirklich anerkennenswert, wie man um das geistliche und leibliche Wohl der Indianer bemüht ist und was alles in dieser Richtung getan worden ist. Große Indianergemeinden sind entstanden und um die Ausbildung von einheimischen Leitern und Predigern ist man bemüht. Die Jugend der Indianer und auch vieler Paraguayer wird in der großen Schule in Yalve Sanga unterrichtet. In den Krankenhäusern dieser Station werden die Kranken gepflegt und die Mütter in der Säuglingspflege unterwiesen.

Auch die Nervenheilanstalt Hoffnungsheim sahen wir uns an und bewunderten die Reinlichkeit und Ordnung daselbst so wie auch die aufopfernde Liebe, mit der man sich um das Wohl der bedauernswerten Patienten bemüht.

Tief beeindruckt von all dem Geschauten und Erlebten und dankbaren Herzens für die große Güte Gottes, die die lieben Glaubensgeschwister in dem einst so verrufenen paraguayischen Chaco erleben dürfen, fuhren wir am 20. Mai zurück nach Asunción und bestiegen am 23. Mai das Flugzeug in Richtung Vancouver B.C., wo wir am darauffolgenden Tag wohlbehalten und mit tiefem Dank für die gnädige göttliche Bewahrung auf der großen Reise anlangten.

Wir sahen Deutschland (1978)

(In 'Mennoblatt' 1. Sept. -78; 'Bote' 8. Nov. -78; 'Ein Jegliches hat seine Zeit').

Nachdem wir, meine Frau und ich, von einer Besuchsreise nach Paraguay kommend, am 25. Mai wohlbehalten zu Hause angekommen waren, blieb uns ein richtiges Ausruhen kaum vergönnt.

Am 2. Juni schon hieß es wieder, nach Vancouver fahren, um daselbst gegen 4 Uhr nachmittags ins Flugzeug der Air Kanada Fluglinie einzusteigen, das uns dann, nach einer elfstündigen Fahrt (eine Zwischenlandung in Calgary mit eingeschlossen) glücklich nach Frankfurt am Main brachte.

Nun waren wir in Deutschland und wurden von Herrn und Frau David Harder herzlich begrüßt. Herr Harder ist der Bruder meiner Frau. Als Witwer kam er vor etwa 4 Jahren aus Rußland nach Deutschland, wo er in Frl. Luise Schmitz eine zweite Ehefrau fand.

Die Harders brachten uns nun zu ihrem freundlichen Heim nach Neuwied, wo wir für die Zeit unseres Weilens in Deutschland Wohnung nehmen durften.

Neuwied ist eine mittelgroße Stadt. Sie liegt am Rhein, unweit Koblenz, am Fuße des Westerwald-Gebirgslandes, etwa im Herzen der Bundesrepublik. Hier wohnen viele Mennoniten, wohl meistens solche, die in den letzten Jahren aus Rußland oder auch aus Paraguay eingewandert sind.

Von Neuwied aus wurden nun von meiner Frau und mir allerlei „Feldzüge" unternommen, in der Hauptsache mit der Eisenbahn, um so viel wie eben möglich von Deutschland sehen und erleben zu können. Leider war das Wetter nicht immer günstig, wodurch die Freude am „Genießen" zuweilen vermindert wurde.

Vieles haben wir aber doch in den vier Wochen unseres Weilens gesehen, und manche Eindrücke haben sich bei uns eingeprägt, wovon ich hier einiges berichten möchte. All mein Leben lang, fast seit den frühesten Kindheitsjahren, hatte ich den Wunsch und das Verlangen, Deutschland, das Land unserer Väter, mit seiner stolzen Geschichte, mit seinen Bergen und Burgen, mit seinen schönen Städten, aber auch mit seinem von der Sage so schön umwobenen Rhein, von dem die deutsche Dichtung so vieles zu berichten weiß, zu sehen und kennenzulernen.

Norddeutschland erlebte ich dann in den Jahren 1930 und 31, als wir als Flüchtlinge aus Rußland (vor den Toren Moskaus) nach Deutschland kamen und im Lager Mölln in Lauenburg untergebracht waren.

Damals war ich nicht untätig und bin weit herumgekommen. Aber alles, was mir zu Gebote stand, blieb mir auf Norddeutschland beschränkt (Hamburg, Lübeck, Berlin, Danzig, Leipzig, das Harzgebirge und anderes).

Jetzt endlich erfüllte sich ganz mein lang gehegter Wunsch, indem ich nun auch Mittel- und Süddeutschland kennen lernen durfte. Von Düsseldorf bis Mainz, also eine Strecke von vielleicht 200 Kilometer, haben wir den stolzen deutschen Rhein sozusagen „abgetastet“. Wir erlebten ihn teils auf langen Strecken Fußwanderung entlang der Neuwieder Uferseite, teils sahen wir ihn vom Eisenbahnzug aus, der sich fast die ganze angegebene Strecke entlang dem Fluß windet, teils erlebten wir ihn auch auf seinem eigenen Rücken, und zwar auf einem der vielen Luxusschiffe der Köln-Düsseldorfer Schiffahrtsgesellschaft, die für den großen Touristenverkehr auf dem Rhein eingesetzt sind. Wir sahen den durch Heinrich Heine berühmt gewordenen 200 Meter hohen Lorelei-Felsen bei St. Goarshausen, der sich fast senkrecht über der rechten Rheinseite erhebt. Wir sahen das freundliche Kastell Pfalzgrafenstein, auch „die Pfalz“ oder „Burg Kaub“ genannt, die mitten auf dem Wasser des breiten Stromes, vielleicht auf seiner schönsten Stelle mit den hohen Felsenufern und Bergen, aufgebaut ist und schon etliche Jahrhunderte überdauert hat.

Wir sahen viele Burgen und Burgruinen an den beiderseitigen Felsenufern, meistens auf hoher Bergesspitze oder auch auf halber Höhe der jeweiligen steilen Bergeskuppe aufgerichtet, wo sie damals im Mittelalter einen starken Trutz gegen die vielen Feinde bildeten.

„Von steilen und felsigen Höhen
schau'n Burgen herab auf das Land.
Jahrhundertelang sie schon stehen,
erbaut einst von mächtiger Hand.

Als Denkmäler einstigen Ruhmes
sind sie der Erinn'rung geweiht
des Ritter- und Heldentumes
aus deutscher Vergangenheit.“

Wir sahen folgende Großstädte, die sich in den Fluten des Rheins spiegeln: Das reiche und stolze Düsseldorf mit seiner prächtigen Königsallee, das weltberühmte Köln mit dem unübertroffenen Kölner Dom, an dem das Auge sich nicht satt sehen kann, das schöne Bonn mit Kathedrale und Universität, die Residenzstadt der Bundesregierung. Weiter Koblenz, die Stadt an der Mündung der Mosel, welche zusammen mit dem Rhein das berühmte „Deutsche Eck“ bildet mit der imposante Feste Ehrenbreitstein; und zuletzt sahen wir Mainz, an der Stelle, wo sich majestätisch der Main in den Rhein ergießt.

Weitere Großstädte, die nicht am Rhein gelegen sind, haben wir uns angeschaut: Bielefeld, im äußersten Norden unserer „Offensive“ gelegen, Wuppertal, unweit des Ruhrgebietes, das sich schon hier durch die vielen Fabrikschlote präsentiert. Frankfurt am Main mit seinem riesigen Internationalen Flughafen und seinem stolzen Hauptbahnhof, weiter nach Süden hin Karlsruhe, die schöne Stadt, in der einst Prof. B.H. Unruh zu Hause war. Mächtig wurde ich hier an ihn erinnert und konnte nicht umhin, im Gedenken an ihn mir ein Bier einschenken zu lassen, da ja bekanntlich Herr Unruh ein Liebhaber dieses Getränkes war.

Auch Stuttgart sahen wir uns an, das prächtige Stuttgart, mit seinem hervorragenden Schloß, der mächtigen Siegessäule und dem schönen Schloßgarten.

Und zuletzt drangen wir noch bis Freiburg im Breisgau vor, der Hauptstadt des Schwarzwaldes, im äußersten Süden Deutschlands gelegen, mit ihrem stolzen Münster und ihrem bunten Gemisch von mittelalterlicher Baukunst und modernen Wohn- und Handelshäusern. Insonderheit das alte massive Rathaus, ein aus schwerem Stein errichteter Koloß aus dem frühen Mittelalter, zeugt von einstiger Entschlossenheit, allen Widerwärtigkeiten zu trotzen und sich für „ewige“ Zeiten ein Denkmal zu setzen.

Von Freiburg aus nahmen wir teil an einer ausgedehnten Bustour durch den Schwarzwald. Wir fuhren durch das berühmte sogenannte Höllentor, kamen zum Titisee, romantisch in den hohen Bergen gelegen, und drangen fast bis zum Gipfel des 1493 Meter hohen Feldberges vor. Vielleicht dürfte das der höchste Berg Westdeutschlands sein, was ich aber nicht zu behaupten wage. Von dem etwas niedrigeren Berg aus, mit dem bezeichnenden Namen Schauinsland konnten wir weit im Hintergrund das Gebirge der Vogesen sehen, das aber schon zu Frankreich gehört.

Außer dem Schwarzwald haben wir den Odenwald, den Taunus, den Westerwald, das Siebengebirge, vielleicht auch das Rothaargebirge und den Teutoburger Wald gesehen. Im Vergleich zu den himmelhochstrebenden Bergen von Britisch Kolumbien sind das alles nur niedrige Berge, aber sie haben doch alle ihre besonderen Reize, und machen das Panorama schön und sehenswert, zumal sie meistens mit dichtem und dunklem Wald bestanden sind und in ihnen eingebettet sehr viele größere oder kleinere Städte oder Ortschaften liegen, die mit ihren durchweg roten Ziegeldächern den Blick bezaubern. Unwillkürlich wird man an die Deutsche Nationalhymne erinnert, die wir besonders in den vierziger Jahren recht oft sangen:

„Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt!“

Und an deutschen Fleiß und deutsche Tüchtigkeit gemahnen die vielen gepflegten Getreidefelder überall zwischen den Ortschaften und Bauernhöfen, wie auch die unzähligen Weingärten an den steilen Hängen der Hügel, die den Rhein zu beiden Seiten umsäumen. Es ist einfach unerklärlich, wie man es fertig bringt, in schnurgeraden Reihen an die so steilen Hänge in schwindelnder Höhe die Weinstöcke heranzubringen, die Gärten rein zu halten und den Wein abzuernten. Kein Fleckchen freier Erde darf anscheinend ungenützt gelassen werden.

Auch deutsche Zuvorkommenheit und Aufgeschlossenheit lernten wir kennen. Wo wir auch um Auskunft baten, ob in den Informationsstellen oder auf offener Straße, überall war man entgegenkommend und gab man uns ausführlichen Bescheid.

Die Bedienung in den Kaufhäusern wie in den Restaurants und Hotels war freundlich und höflich. Peinliche Sauberkeit und Ordnung herrschte auf den Bahnhöfen und überall in den Straßen. Selten bekam man einen Polizisten oder Ordnungsmann zu Gesicht.

Und, was mir ganz besonders auffiel, war das, dass ich während der ganzen Zeit meines Wissens keinen Soldaten oder Militärmann zu sehen bekommen habe, wo doch Deutschland sozusagen im Brennpunkt der internationalen Politik sich befindet. Auch war nichts von den Folgen der zwei grauenhaften Weltkriege erkennbar, die doch beide für Deutschland so verheerend waren und das Land an den Rand des Ruins brachten. Viel schöner

sind die deutschen Städte aus den Trümmern der alliierten Bomben hervorgegangen, als sie früher waren. Heute scheint Deutschland ein selbstzufriedenes und wohlhabendes Land zu sein, und es mutet, oberflächlich gesehen, fast an, als sei hier niemals ein Krieg geführt worden, noch sei hier jemals ein solcher zu befürchten. Nur die Grenzen sind so sehr enge gezogen worden. Der ganze deutsche Osten jenseits des Stacheldrahtzaunes, das heißt der Grenze mit der DDR, ist dem deutschen Volk gleichsam verlorengegangen und befindet sich unter einer fremden sowjethörigen kommunistischen Verwaltung. Das ist niederdrückend, nicht nur für die Bewohner der Bundesrepublik und der DDR, sondern wohl auch für alle Deutschen in der ganzen Welt.

Abschließend möchte ich noch kurz auf die Mennoniten in Deutschland kommen. Leider sind wir nur in Neuwied und in Lage auf sie gestoßen: und das waren wohl ausschließlich Umsiedler aus Rußland oder auch zum kleinen Teil Übersiedler aus Paraguay.

Wie bekannt ist, werden die Umsiedler von der Regierung sehr großzügig unterstützt, so dass sie in der Bundesrepublik einen guten Anfang haben und sich leicht einleben können. Nicht wenige Familien wohnen bereits in geräumigen, teils gemieteten, teils schon gekauften Häusern. Die Umsiedler haben sich in eigenen Gemeinden zusammengeschlossen und pflegen ihre Gottesdienste und ihre Gemeindearbeit, so wie sie es von Rußland her kennen. Niemand stört sie daran, und niemand hindert sie, was sie nach der Unterdrückung und der Verfolgung in der früheren Heimat als ganz besondere Freundlichkeit empfinden, und wofür sie so überaus dankbar sind.

Und noch ist der Strom der Umsiedler nicht abgerissen. Noch kommen fast täglich neue Familien hinzu. Wie können wir Christen dankbar sein für diese Wendung zum Guten hin, nachdem so viele Jahre lang der Eiserne Vorhang für jegliche Umsiedlung geschlossen war! - Gott sitzt im Regiment, und Er lenkt die Geschicke der Menschen und Völker.

Filadelfia das Zentrum der Kolonie Fernheim (1979)

('Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Mennoblatt' 15. Jan. -80).

Schon 1930, als viele der aus Rußland kommenden Flüchtlinge noch in Deutschland im Flüchtlingslager Mölln weilten, wurde dort in Zusammenarbeit mit Herrn Professor B.H. Unruh, Karlsruhe, Deutschland, der Gedanke an ein Zentrum für die in Paraguay zu gründende Mennonitenkolonie geboren und in Erwägung gezogen. Für den kleinen Dampfkessel und den Gatter (Sägewerk) sowie für die Handdruckerei und die Krankenhausausrüstung, die wir von Deutschland mitbekamen, war es notwendig, einen besonderen Platz zu schaffen, wo das alles aufgebaut werden konnte, was uns in den ersten Jahren für den Aufbau der Kolonie von außerordentlichem Wert werden sollte.

Als die genannte Ausrüstung in Paraguay eintraf, ging man bald daran, einen Ort für das zu errichtende Zentrum zu suchen. Man fand ein passendes Stück Land, zwar meistens im tiefen Busch, aber im Herzen der Kolonie gelegen: und man begann, für ein Industriewerk wie für ein Handelshaus und ein Krankenhaus das betreffende Land zu roden, zu säubern und den Bau der dafür erforderlichen Gebäude in Angriff zu nehmen. Ungefähr

gleichzeitig wurde eine Konsumgenossenschaft (Kooperative) gegründet, und es wurde ein Plan entworfen und gezeichnet, nach welchem das Zentrum aufgebaut werden sollte.

Strikt nach diesem Plan entstanden dann auch bald einige Privatwohnungen der Arbeiter und Angestellten sowie einiger Familien, die es vorzogen, im Zentrum ihrem Beruf nachzugehen, statt in der Landwirtschaft sich zu betätigen.

So entstand im Herzen der Kolonie, der man bereits den Namen „Fernheim“ gegeben hatte, ein kleines Zentrum, inmitten von dichtem Chacobusch. Für jedes Haus, das errichtet wurde, mußte die betreffende Hofstelle vom Busch gesäubert werden. Auch die Straßen und Wege mußten in gemeinsamer Arbeit aus dem Busch herausgearbeitet werden, was alles mit Buschmesser und Axt verrichtet werden mußte.

Glücklicherweise leisteten uns die Indianer, mit denen man sich bald befreundete, bei der schweren und ungewohnten Arbeit eine große Hilfe.

Doch das Zentrum mußte einen Namen haben. Wie sollte man es nennen? - Man wandte sich brieflich, nachdem man sich auf den Namen „Hindenburg“ geeinigt hatte, an Herrn Prof. Unruh, um dessen Rat in dieser Angelegenheit einzuholen. Herr Unruh lehnte indessen den Namen ab, mit der Begründung, dass es nicht ratsam sei, Namen von Politikern für diesen Fall zu verwenden, da die Politik zu wechselhaft und zu vielen Veränderungen ausgesetzt sei. Herr Unruh schlug dagegen den Namen „Filadelfia“ (Bruderliebe) vor, der denn auch ohne weitere Diskussionen angenommen wurde.

Filadelfia, so hieß also nun das kleine und unscheinbare Zentrum, das damals wohl die kleinste Siedlung in Fernheim war. Jedes Dorf, auch das kleinste, war größer und hatte mehr Einwohner als Filadelfia.

Aber für den Aufbau des Zentrums und der einzelnen Betriebe erforderte es allmählich immer größerer Anzahl von Arbeitern und Angestellten, und so konnten immer mehr Hofstellen verkauft werden, und es zogen mehr und mehr Familien nach Filadelfia. Ganz allmählich überflügelte Filadelfia daher an Einwohnerzahl auch das größte Dorf. Immer mehr Kolonies- und auch Privatbetriebe wurden errichtet; und Filadelfia wuchs trotz vieler Rückschläge und der schweren Verhältnisse der Ansiedlungsjahre in diesem so fremden unkultivierten Lande und dem ungewohnten tropischen Klima ständig größer und größer.

Heute, nach fünfzig schweren Jahren der Fernheimer Geschichte, hat Filadelfia folgende Einrichtungen aufzuweisen: Da ist vor allem die große Sociedad Cooperativa Colonia Fernheim, (eigentlich heißt sie „Sociedad Civil Cooperativa Colonizadora Fernheim“) an der jeder Bürger der Kolonie Aktionär oder Mitbesitzer ist, mit ihrem stattlichen und modernen Gebäude für den Warenhandel. Die Waren werden mit großen eigenen Volvo Kraftwagen auf dem neuen Transchaco Hochweg, der bereits eine lange Strecke weit asphaltiert ist, von Asunción herangefahren.

Ein Zweig der Kooperative ist das modern ausgebaute Industriewerk in Filadelfia, das von dem großen aus Deutschland importierten wohl 800 P.S. starken Dampfkessel betrieben wird. Das Industriewerk hat folgende Unterzweige: Eine Ölerzeugungsanlage mit drei Pressen für Erdnüsse und Baumwolle sowie eine Raffinerie, in der das gewonnene Öl gereinigt und exportfähig gemacht wird. Das meiste Öl und auch die Kuchen werden nach Deutschland exportiert. Ein weiterer Unterzweig ist eine Extraktgewinnungsanlage, wo aus den Palosantostämmen der sehr preiswerte Extrakt gewonnen wird, ebenfalls für den Ab-

satz ins Ausland. Weiter ist das Industriewerk im Besitz eines großen modernen Dynamos, der den elektrischen Strom für ganz Filadelfia und die umliegenden Dörfer liefert. Eine Baumwollentkernungsanlage ist ebenfalls vorhanden, wo die geerntete Baumwolle aus Fernheim und auch die der Kolonie Neuland entkernt und die Faser für den Export in große Ballen gepresst wird.

Ein weiterer Zweig der Kooperative ist eine Butter- und Käsefabrik, in der die Milch der Siedler verarbeitet wird. Butter und Käse werden nach Asunción befördert, wo diese Produkte sehr begehrt und geschätzt werden.

Auch eine Schlächterei und einen Fleischhandel hat die Kooperative, wo täglich Rind- und Schweinefleisch an die Siedler verabreicht werden kann.

Filadelfia hat außerdem ein Krankenhaus und auch ein Pflegeheim. Von einem tüchtigen Ärzteehepaar und von ausgebildeten Schwestern werden in einem Radius, der weit über die Grenzen Fernheims hinausreicht, die Kranken gepflegt und behandelt; und im Pflegeheim finden alte Siedler, die nicht mehr in der Lage sind, sich selbst zu helfen, ein trautes Heim, in welchem sie liebevolle Pflege und Betreuung erhalten.

Auch ein Sanatorium, genannt „Hoffnungsheim“, gehört zu Filadelfia, das von allen fünf Mennonitenkolonien Paraguays unterhalten wird, wo die Nervenbehinderten dieser Kolonien Pflege erhalten und psychiatrisch behandelt werden.

Ebenfalls ist das Erziehungswesen in Fernheim ausgebaut. Filadelfia besitzt eine große Volksschule, in der alle Kinder des Ortes ihre Elementarschulbildung erhalten. Unweit der Volksschule befindet sich die sechsklassige Zentralschule, die ihre Zöglinge bis zum Abitur bringt und von der Regierung volle Anerkennung genießt. Ein großes Auditorium sowie ein Knaben- und Mädcheninternat wie auch Küche und Eßsaal für die Studenten sind vorhanden.

Unlängst wurde auch das neuerrichtete Lehrerseminar eingeweiht, wo Studenten, die interessiert sind, für den Lehrerberuf ausgebildet werden.

Der Bau eines neuen Altersheimes ist fertiggestellt worden, in dem für 40 Personen Unterkunft geschaffen wurde.

Seit ein paar Jahren befindet sich in Filadelfia eine Radiosendestation, welche in fünf Sprachen allerlei Nachrichten, Predigten und Gesänge ausstrahlt, die in ganz Paraguay gehört werden können.

Filadelfia besitzt eine ausgebaute Bibliothek und einen Buchhandel. Ein kleines Museum soll erweitert werden. Auch eine Druckerei mit modernen Maschinen ist vorhanden, wo unter anderem auch die Zeitschrift 'Mennoblatt' gedruckt wird.

Ein Flughafen befindet sich in den Außenbezirken, wo die Flugzeuge der T.A.M. Linie landen, die zweimal in der Woche die Passagiere zwischen Filadelfia und Asunción befördern.

Nicht zu schweigen ist von der großen Autoreparaturwerkstatt, welche ein weiterer Zweig der Kooperative ist. Auch ein Hotel ist vorhanden, für welches ein massiver Neubau geplant wird. Außerdem steht etwas außerhalb ein Gästehaus für Paraguayer, die in Geschäftssachen nach Filadelfia kommen.

Filadelfia hat drei große Kirchen für die 3 in Fernheim bestehenden Gemeinden. Die Mennonitengemeinde ist nun daran, einen großen modernen Neubau aufzuführen, da das bisherige Kirchengebäude nach und nach zu klein für die wachsende Gemeinde wurde.

An die große Telefonzentrale in Filadelfia sind alle Dörfer der Kolonie und auch die Zentren der Nachbarkolonien angeschlossen. Auch durch eine von der Regierung errichtete Fernsprechstation hat Filadelfia die Möglichkeit einer telefonischen Verbindung mit Asunción.

Außer den genannten Einrichtungen und Betrieben, die alle auf gemeinnütziger Ebene funktionieren, gibt es in Filadelfia noch eine ganze Menge privater Institutionen, wie: Handelshäuser, Werkstätten für Maschinenreparatur, Tischlereien, Klempnereien, Schmieden, ein Fotogeschäft, eine Apotheke und eine Ziegelbrennerei.

Filadelfia hat 8 Längsstraßen und 6 Querstraßen. Sein Flächenraum beträgt ungefähr drei Quadratkilometer. Es hat zur Zeit wohl nicht weniger als 1.200 Einwohner, wo die ganze Einwohnerzahl der Kolonie Fernheim bei 2.600 beträgt. Also nahe an die Hälfte der Siedler von Fernheim hat ihren Wohnsitz in Filadelfia

Und angrenzend an Filadelfia befinden sich 2 Indianerdörfer eines für Lenguas und das andere für Chulupies. Die Indianer werden missionarisch betreut und finden in Filadelfia allerorten Arbeit.

Alles das hier Geschilderte in Betracht ziehend, könnte man Filadelfia wohl mit Recht bereits eine kleine Stadt nennen, wie es auch in den Mennonitenkolonien allgemein gepflegt wird.

Sehr viel Besucher und Touristen aus aller Welt finden nach Filadelfia und sind tief beeindruckt von dem, was diese Stadt, noch nur kaum 50 Jahre alt, und in einer Einöde wie den Chaco und Paraguay sich befindend, bereits aufzuweisen hat.

Ja, die Siedler von Fernheim, denen Filadelfia ein Lebensnerv ist, haben viel Ursache, stolz und dankbar zu sein.

Fünfzig Jahre Fernheim (1979)

(In 'Wechselvolle Pfade'; 'Mennoblatt' 1. Okt. -79 ... Gedicht, geschrieben für das 50-jährige Jubiläum der Kolonie Fernheim im Chaco von Paraguay am 5. Juli 1980.)

Mein Fernheim, du stiegst aus dem Nichts hervor.
Wohin auch das Auge sich wandte,
man sah nur das Unbekannte;
und grausige Töne erreichten das Ohr.

Nur trostloser Chacobusch ringsumher,
von Bittergraskämpen durchbrochen,
in denen sich ängstlich verkrochen
die wehrlosen Tiere, verfolgt hin und her.

Von gierigen Raubtieren ständig bedroht,
von Pumas und Jaguaren,
war Deckung und Schutz zu erfahren
in stachligem Dickicht zu Zeiten der Not.

Die Sonne, sie brannte gar fürchterlich.
So selten nur kamen die Regen,
und heftige Sandstürme fegten
durchs Land, dass das letzte Grün auch verblich.

In diesem so wenig versprechenden Land,
in dieser so „Graugrünen Hölle“,
wo nirgends ein Bach oder Quelle,
hier einstmals die Kolonie Fernheim entstand.

Fast mit nichts kam man her, und die Not war groß.
In einfachen Zelten man hauste,
die oftmals der Sturmwind zerzauste.
Entbehrung und Arbeit und Müh' war das Los.

Und der Wassermangel drückte so sehr!
Flink wurden nun Brunnen gegraben;
doch viele nur Salzwasser gaben.
Und die Folge war Krankheit und Tod hin und her.

Doch mit vereinten Kräften man trotzte der Not.
Mit viel Beten und Gottvertrauen
ging man dran, Wohnhäuser zu bauen,
und zu schaffen und sorgen um's tägliche Brot.

Heuschrecken und Ameisen und Raupen zumal,
Wildtauben und Papageien,
behinderten oft das Gedeihen;
und auch die Dürre ward oftmals zur Qual.

So schien ein Erfolg fast unmöglich zu sein.
Es galt, hart zu kämpfen alljährlich.
Und die Ernten, sie kamen so spärlich.
Doch Gott gab uns Sieg; ja, wir war'n nicht allein.

Fünfzig Jahre nun sind es seit jener Zeit;
Fünfzig Jahre unendlicher Mühen,
wo es galt, gemeinsam zu ziehen
an dem schweren Joch, zu überwinden das Leid.

Gar viele der Ersten, sie ruh'n schon im Grab.
Nur wenige sind noch am Leben.

Man hat sich zum Opfer gegeben.
Doch ein neues Geschlecht blüht empor aus dem Staub.

Heut' ernten die Kinder, was bitter schwer
Die Eltern erkämpft und errungen.
Die Wildnis, sie ist nun bezwungen.
Gepriesen sei Gott, unser König und Herr!

Ja, dankerfüllt heute man schauet zurück.
Gott ist uns in Liebe begegnet,
hat reichlich den Einsatz gesegnet.
Und vorwärts wir schreiten mit hoffendem Blick.

Mein Fernheim, du bist nun ein stattlicher Ort;
bist gar vielen zur Heimat geworden.
Dich begehrt man zu schau'n allerorten.
Und ein Sehnen mich ziehet nach dir immerfort.

Am Rande der Fernheimer Jubiläumsfeierlichkeiten (1980)

(In 'Bote' 20. Aug. -80; 'Rundschau' 27. Aug. -80; 'Ein Jegliches hat seine Zeit').

Es wurde uns, meiner Frau und mir, doch noch möglich, nach Paraguay zu dem 50-jährigen Jubiläum des Bestehens der Kolonie Fernheim zu reisen.

Doch ist es nicht meine Absicht hier über die Feierlichkeiten selbst zu berichten, da ich hoffe, dass von anderer, mehr berufener Seite vieles darüber in unseren mennonitischen Blättern veröffentlicht werden wird oder bereits wurde. Lediglich möchte ich einige meiner Eindrücke niederschreiben, die sich mir auf dem Fest und auch nachher besonders stark einprägten. Erstaunen erregten bei mir, wie auch wohl bei vielen anderen Besuchern, die enormen Vorbereitungsarbeiten, die gemacht worden waren, um das Fest recht eindrucksvoll zu gestalten. Das aus den ersten Jahren stammende einfache zweistöckige Haus im Zentrum von Filadelfia, das früher Sitz der Kolonieverwaltung war und in dem damals die Bürgerversammlungen der Kolonie abgehalten wurden, ist in ein großes Museum umgestaltet worden, das beredtes Zeugnis von den schweren Ansiedlungsjahren vermittelt. Daneben wurde ein Quebracho Denkmal zu Ehren der Pioniere der ersten Jahre errichtet mit den Namen derselben nach den 17 Dörfern der ersten Jahre auf 17 Bronzetafeln.

Ein anderes wuchtiges Denkmal, vielleicht 20 oder 25 Meter hoch, wurde an der Kreuzung der zwei breitesten Straßen Filadelfias aufgebaut zum Gedenken an die 50 Jahre der göttlichen Führungen und der zähen Aufbauarbeit der ersten Siedler. Die drei himmelstrebenden Pfeiler des Denkmals sollen wohl symbolisieren, was damals in der, wie es schien, unbezwingbaren Chacowildnis die Triebfeder der Siedler war, nämlich: Gottvertrauen, Beten und Arbeiten. Weiter wurde ein großes Hotel für die zu erwartenden Gäste, sowie ein modernes Gebäude für eine Bibliothek mit geräumigen Archivzimmern im unteren Stock-

werk errichtet. In allen Straßen installierte man elektrische Beleuchtung. Der Park um das alte Denkmal (zum 25-jährigen Jubiläum errichtet) wurde merklich vergrößert und ebenfalls mit elektrischem Licht versehen.

Die Wege wurden wesentlich verbessert und die Straßen in Filadelfia mit Baumalleen versehen, was viel zur Verschönerung der Ansicht beitrug. Im Zentrum, wo das Fest unter freiem Himmel stattfand, wurden allerorten Fähnchen aufgesteckt wodurch die festliche Stimmung gehoben wurde. Über der Tribüne wehten die großen Landesfahnen.

Lehrerseminar, Hochschule und Elementarschulen, wie auch die Paraguayerschule und die Indianerschulen von Yalve Sanga hatten sich für den Vorbeimarsch an der Tribüne des Landespräsidenten aufs Beste vorbereitet. Auch die Siedler mit ihren in den 50 Jahren gehandhabten Werkstücken, von Ochsenwagen und Ochsenpflug über Pferdegespann bis zur modernen Erdnuß-Combine, Traktor und Baumwollpflückmaschine hatten sich für den Vorbeimarsch gerüstet.

Ungeheure Geldsummen mußten aufgebracht werden, um all die Vorbereitungen zu finanzieren. Hat wohl der Erfolg des Festes all diese Verausgabungen gerechtfertigt? Und diese Frage kann meines Erachtens zweifellos mit einem klaren „Ja“ beantwortet werden, zumal vieles, was bis dahin in der Öffentlichkeit über Fernheim noch unklar war, durch das Fest geklärt werden konnte und das Ansehen der Kolonie dadurch gestiegen ist. Auch die sehr guten Beziehungen zwischen der Kolonie und der hohen Landesregierung konnten durch die kostspieligen Veranstaltungen noch enger geknüpft werden, was wohl des Erwähnenswert sein dürfte.

Ein weiterer Faktor, der mich tief beeindruckte, war der sehr starke Andrang zu den Feierlichkeiten. So viele Besucher aus dem Ausland hatte Fernheim wohl kaum erwartet. Sie kamen „von Nord und Süd“, sie kamen „von Ost und West“. Aus Kanada, aus den Staaten, aus Deutschland und Holland, aus Brasilien und Argentinien, strömten die Gäste über Asunción nach Fernheim. Und die Besucherzahl aus Asunción, aus Friesland und Volendam, sowie auch aus den Nachbarkolonien Menno und Neuland, war ebenfalls über Erwarten hoch. Groß war auch das Gefolge des verehrten Landespräsidenten, Herrn Alfredo Strössner, und der fünf Minister, die ihn begleiteten.

Und neben fast allen Bürgern der Kolonie Fernheim war auch der Zustrom der Indianer aus allen Himmelsrichtungen ein enormer.

So ergab es sich denn, dass an dem freien Mittagsmahl am ersten Tage des Festes nicht weniger als 12.000 Menschen teilnahmen. Und zur Ehre der Gastgeber und ihrer tüchtigen Frauen darf gesagt werden, dass keiner der Teilnehmer mit leerem Magen davonging. Sie konnten alle satt werden. Es waren ja auch über 40 Rinder geschlachtet worden.

Mich beeindruckte auch die dankbare und frohe Stimmung, die auf den Festlichkeiten und auch sonst überall vorherrschte. Man war dankbar für das überaus schöne Wetter, wie auch für die schönen Regengüße, welche vor den Tagen der Feier die Natur mit einem wunderschönen Grün bedacht hatten. Fast schien es so, als feiere die ganze Chaconatur mit. Und mit aufrichtigem und tiefem Dank gedachte man der großen Güte Gottes, die in den 50 Jahren des Bestehens der Kolonie die Siedler getragen und ihnen aus den so schweren Ansiedlungsjahren zu Wohlstand und wirtschaftlicher Sicherheit verholfen hatte.

Diese dankbare Stimmung kam auch besonders im Versingen der Lieder von seiten eines wohl mehr als hundertstimmigen Massenchores zum Ausdruck, namentlich des „Großen Hallelujas“ von Händel und des ernsten, zur Besinnung mahnenden, Liedes: „Mein Volk, das in vergangenen Tagen des Herrn Banner fröhlich schwang...“-

Ja, die schweren Ansiedlungsjahre Fernheims sind vorüber. Die anfänglich so kritische ganz unlösbar scheinende Wasserfrage, die auch die U.N.O. in fünfjähriger intensiver Tätigkeit nicht zu lösen vermochte, ist heute kein Problem mehr, da durch die Mechanisierung der Landwirtschaft nun so große Wasserlöcher (Tajamares) ausgehoben werden konnten, dass das Vieh für das ganze Jahr mit Trinkwasser versorgt ist.

Auch die nun viel größeren Wohnhäuser mit ihren glänzenden Blechdächern fangen so viel Regenwasser in die großen Zisternen auf, dass auch zum großen Teil der Haushalt mit Wasser gesichert ist.

Ein starker wirtschaftlicher Hinterhalt der Siedler sind ihre Bestände an Rindvieh, das auf den fetten Büffelgras-Kämpen weidet, da das Vieh auf dem Markt gut abgesetzt werden kann und einen befriedigend hohen Pries hat. So sind auch gelegentliche Mißernten ohne große Schwierigkeiten zu überstehen, da in solchen Fällen das abgesetzte Vieh die Lükken schnell wieder deckt, welche durch die schwachen Ernten entstehen.

Ein negatives Problem scheint aber die Indianerfrage zu sein, welche viele Siedler mit schwerer Sorge erfüllt. Das Finden bezahlter Arbeit in den Mennonitenkolonien hat viele Indianer aus Mariscal Estigarribia und aus den Pilcomayo-gebieten und in den letzten Jahren auch die Moros aus den nördlichen Regionen angezogen. Zudem ist der Nachwuchs bei den Indianern recht stark, da sie nicht mehr, wie früher, ihre überflüssigen Kinder töten.

Da sie bisher nicht nur bei den Mennoniten Arbeit fanden, sondern auch durch deren Initiative angesiedelt wurden, selbst aber eigentlich nicht den Blick für das Morgen besitzen und nur für das Heute leben, so sind sie in ständiger Abhängigkeit von den Mennoniten und werden es immer mehr, je mehr sie an Zahl zunehmen, in der sie diese bereits überflügelt haben.

So fragt man sich ernstlich: „Wird diese wachsende Abhängigkeit auf die Länge tragbar für unser Volk sein oder wird eines Tages eine Situation eintreten, wo es nicht mehr weiter gehen kann? - und was dann?“ - Die Indianer Beratungs Behörde tut was sie kann, um ernsten Komplikationen entgegenzutreten. Aber wird sie es auf die Länge schaffen? -

Glücklicherweise sieht auch die Landesregierung die Gefahren und hilft nun mit, die Lage zu erleichtern, indem sie den Indianern unentgeltlich Land zur Besiedlung zur Verfügung stellt. Was aber am meisten fehlt, ist eine gründliche Schulung der Indianer und ihre Erziehung zur Selbständigkeit. Und da geht es nur sehr langsam vorwärts trotz vieler Bemühungen, weil die Indianer sehr zähe und sehr schwer umzugestaltende Menschen sind.

Der Herr, der die Chacomennoniten bisher so wunderbar durch alle Schwierigkeiten geholfen und geführt hat, wolle auch helfen, dieses schwerscheinende Problem zu lösen, und zwar im Interesse der Indianer, sowie auch der Mennoniten!

Erfahrungen mit unseren Umsiedlergeschwistern (1982)

(In 'Schauen und Erleben'; 'Bote' 20. Okt. -82)

Wir, meine Frau und ich, weilten im August und September dieses Jahres sechs Wochen lang in Deutschland. Der Bruder meiner Frau, Herr David Harder in Neuwied am Rhein, ist leidend, und wir wollten ihn noch einmal wiedersehen. Es könnte leicht das letzte Mal sein.

Bei dieser Gelegenheit war es uns vergönnt, einen kleinen Einblick in das Leben der Umsiedler aus Rußland zu tun.

Leider konnten wir nicht auf dem Einweihungsfest der neu erbauten Kirche der Umsiedler Mennoniten Brüdergemeinde in Turney, einem Vorort von Neuwied, sein. Aber den darauffolgenden Sonntag durften wir an einem Abendgottesdienst in dieser Kirche mit anschließendem Abendmahl teilnehmen. Es war erhebend. Ein Sängerchor sang schöne Lieder, und in der Wortverkündigung drang immer wieder der Dank für die Errettung aus dem Land der Schrecken und der Versklavung durch. Meistens kniete zum Gebet die ganze Versammlung, und es wurde viel gebetet.

Ein großes und schönes Gotteshaus hat die Gemeinde sich gebaut. Wohl alle Glieder haben tatkräftig zugepackt und mitgearbeitet, wodurch viele Ausgaben erspart werden konnten. Auch an bedeutenden Spenden hat es nicht gefehlt. Aber es ist doch noch ein bedeutender Schuldrest verblieben, den der Vorstand indessen meint, mit Gottes Hilfe in absehbarer Zeit decken zu können.

Von Neuwied fuhren wir nach Lage, unweit Bielefeld, wo wir uns eine Woche lang aufhielten. Es fiel uns dort auf, was Deutschland alles für diese Menschen getan hat. Ein großes Landstück wurde am Rande der Stadt freigelegt, auf welchem eine enorme Anzahl Apartmenthäuser (es dürften vielleicht nahe an zwanzig sein) errichtet wurden. Mehrere Straßen durchkreuzen das Anwesen mit schönen Namen, wie „Birkenstarße" „Ahornstraße" usw.

Die einzelnen Wohnungen in den Apartments sind geräumig, modern und schön eingerichtet mit Wohnzimmer, Küche, Schlafraum und Vorzimmer, sowie mit Balkon und allem Komfort der heutigen Zeit. Alle Apartments sind dreistöckig, einige für je 12, die meisten aber wohl für 18 Familien Wohnraum. Große Spielplätze für die Kinder sind vorhanden, wie auch Garagen für die Autos.

Mehrere der Umsiedler haben bereits ihre Autos, womit sie auch denen aushelfen können, die noch keine Wagen besitzen, zumal der Einkaufsmarkt ziemlich weit entfernt ist.

Auch ein geräumiges und schönes Gotteshaus, ungefähr im Zentrum des Anwesens, ist vorhanden, wo an den Sonntagen die Gottesdienste stattfinden. Die Gemeinde nennt sich aber nicht Mennoniten- oder Brüdergemeinde, sondern sie hat den Namen „Baptistengemeinde" von Rußland mitgebracht.

Wir besuchten am Sonntag den Gottesdienst. Zwei große Chöre trugen abwechselnd schöne, segensreiche und zu Herzen gehende Lieder vor; Lieder, die früher von unseren mennonitischen Chören in Rußland gesungen wurden. Die Predigten waren schlicht, aber auf das reine Wort Gottes gegründet. Auch hier wurde zum Gebet gekniet, und viele Gebete stiegen zum Himmel empor. Man spürt den Gebeten die Dankbarkeit für die Erret-

tung ab. Männer und Frauen sitzen strikt getrennt und nicht, wie in anderen Kirchen Deutschlands und auch Kanadas, durcheinander.

Was uns aber schon in Turney bei Neuwied aufgefallen war, das drängte sich uns hier in Lage und namentlich im hiesigen Gottesdienst ganz besonders auf. Wir sehen unter den Umsiedlern sehr viele Frauen, aber verhältnismäßig sehr wenig Männer. Besonders alte grauhaarige Männer waren nur vereinzelt anzutreffen.

Dieser Umstand brachte uns die furchtbare Zeit der Stalinära in Erinnerung, während der in den eisigen Gefilden bei Workuta und in den dunklen Wäldern Nordsibiriens tausende und abertausende unschuldiger Männer (aber auf vielen Stellen auch Frauen) an Überarbeitung und Hunger sterben mußten, weil „Genosse Stalin“ es so haben wollte. Die meisten Frauen, die wir in der überfüllten Kirche sahen, waren Witwen, deren Männer in den nördlichen Regionen des weiten Rußlands spurlos verschollen sind.

Hier möchte ich etwas hineinfügen, das eigentlich nicht in diesen Bericht hineingehört, was sich mir aber beim Schreiben desselben unweigerlich aufdrängte. Die Wirtschaftswissenschaftler des Westens rätseln hin und her, worüber ich auch wieder in diesen Tagen in einem Magazin eine Abhandlung las, was wohl die Ursache sein könnte, dass Rußland, die frühere Kornkammer Europas, heutzutage alljährlich so viel Getreide aus westlichen Ländern einfahren muß. Man weist darauf hin, dass Rußland nicht genügend landwirtschaftliche Maschinen hat, um das Land genügend zu bearbeiten. (Das darf wohl stimmen, aber es ist auffallend, dass die Sowjetunion andererseits in der Kriegsrüstung und im Bau der so kostspieligen atomaren Vernichtungswaffen dem Westen so weit überlegen sein soll, wie immer berichtet wird.) Man zitiert auch Breschnjew, der die jahrelangen ungünstigen Witterungsverhältnisse für die vielen Mißernten in Rußland verantwortlich gemacht haben soll.

Aber an dem Kern der Sache gehen die westlichen Wirtschaftsexperten vorbei. Sie sehen scheinbar nicht, oder wollen es vielleicht nicht wahr haben, dass die eigentliche Ursache der Wirtschaftsmisere in dem Riesenreich die Tatsache ist, dass erstens durch die Kollektivierung der Landwirtschaft jeglicher Privatinitiative auf dem Lande der Todesstoß gegeben wurde, zweitens, dass die Ukraine, die eigentliche Kornkammer, von allen deutschen Bewohnern entvölkert wurde, und drittens, was wohl die Hauptursache ist, dass sozusagen eine ganze Generation, die starken und fleißigen Arbeitskräfte, in den nördlichen Verbannungsorten ihr Leben aushauchen mußten, weil der Diktator in Moskau es im Interesse der Revolution und des Schaffens eines vielgepriesenen Sowjetparadieses für notwendig erachtete.

Das Regierungssystem nannte sich damals theoretisch mit Vorliebe und lautstarker Betonung „Diktatur des Proletariates, der arbeitenden Massen“. Leider wurde es aber in der Praxis mit einiger Veränderung gehandhabt, nämlich: Die Diktatur vernichtet das Proletariat, die arbeitenden Massen. Daher bleibt so viel fruchtbares Land unbearbeitet und es muß alljährlich sehr viel Getreide importiert werden. Aber das kann oder will man im Westen anscheinend nicht sehen. Man sucht nach anderen Ursachen.

Doch nun zurück zu den Umsiedlern. Mit Ausnahme einiger weniger sind sie so dankbar, dass sie „dem Strick des Jägers entronnen sind“, und dass die Bundesrepublik ihnen mit so viel Hilfe und Liebe entgegenkommt. Die Angst und der Druck sind von ihnen gewichen

und sie fühlen sich wieder als freie Menschen in der freien und fortschrittlichen Bundesrepublik.

Und oft sieht man sie, während die Kinder im nahen Sand spielen oder sich auf den Spielplätzen tummeln, in kleineren oder auch größeren Gruppen zusammensitzen, und dann werden Erlebnisse aus jenen Schreckenstagen ausgetauscht, die an Furchtbarkeit alle Vorstellungen übersteigen.

Sie sind die Glücklichen, die herausgerettet wurden. Aber es sind noch so viele da, die dort zurückbleiben müssen und die auch so gerne in die goldene Freiheit gelangen möchten. Wird auch für sie wohl eines Tages die glückliche Stunde schlagen?

Wir wollen nicht aufhören, ihrer in unseren Gebeten zu gedenken.

Sechs Wochen in Deutschland (1982)

(In 'Schauen und Erleben'; 'Rundschau' 17. Nov. -82)

Nachdem wir vor vier Jahren einen Monat lang in Deutschland gewesen waren, sehnte meine Frau sich nun wieder dorthin. Ihr Bruder, Herr David Harder, wohnt mit seiner Frau in Neuwied am Rhein. Er ist seit Jahren leidend und ist sozusagen ans Bett gebunden. So hatte meine Frau das Verlangen, ihn noch einmal wiederzusehen, da es möglicherweise das letzte Mal sein könnte.

Der Flug in der großen C. P. Air Maschine war herrlich, und wir kamen wohlbehalten in Frankfurt an, wo uns die Schwägerin, Frau Luise Harder, herzlich begrüßte und mit uns nach Neuwied zu ihrem Heim fuhr. Daselbst wurden wir von Herrn Harder sehr freundlich begrüßt und willkommen geheißen.

Am Sonntag darauf besuchten wir die Kirche der Mennoniten Brüdergemeinde zu Neuwied, wo Prediger und Evangelist Dr. J.J. Töws zur Zeit das Pastoren-Amt bekleidet.

Dem Gottesdienst geht eine Bibelstunde voraus, zu der sich die Besucher in kleineren Gruppen in verschiedenen Räumen versammeln. Lieder vom Chor und von der Gemeinde umrahmen den Gottesdienst, und die Botschaft von Br. Töws war ernst und segensreich.

Der Herr baut seine Gemeinde, auch in Deutschland.

Ich hatte den Vorsatz, möglichst viel in Deutschland zu sehen und zu erfahren. Zuerst mußte ich mich natürlich in Neuwied etwas umsehen und anschließend den Rhein begrüßen. Stolze Schiffe und lange schmale Güterkähne ziehen stromauf- und stromabwärts am Auge vorüber. An der anderen Seite des Stromes winkt Weissenthurm mir zu mit seinen schmucken Häusern und geraden Straßen, und weiter rechts sehe ich die Vororte von Andernach.

Dahinter erheben sich die Höhen des Eifelgebirges, dessen höchste Erhebung die „Hohe Eifel" ist. Nördlich und östlich von Neuwied zieht sich der Westerwald, und nach Süden hin sieht man den Taunus.

So ist Neuwied rund herum von Bergen umgeben, nicht so hohen, wie die Berge von Britisch Kolumbien, aber nicht weniger schönen. Und im ganzen Umkreis rings herum in den

Tälern sind Ortschaften angelegt, größere und kleinere, mit ihren freundlichen Häusern und ihren roten oder schwarzen Ziegeldächern.

Man sieht auf den ersten Blick, dass das an Raum verhältnismäßig kleine Deutschland mit seinen wohl mehr als 65 Millionen Bewohnern sehr dicht besiedelt ist.

Davon zeugen auch die vielen Großstädte Deutschlands. Als Großstadt wird eine Stadt bezeichnet, die mehr als 100.000 Einwohner hat. Solcher Städte hat allein die Bundesrepublik 74.

In den sechs Wochen, die wir in Deutschland weilten, habe ich mir neun dieser Großstädte sehr genau angesehen und mir die Eigenart jeder Stadt eingeprägt.

Jede dieser Städte hatte für mich ihre besonderen Anziehungspunkte. In Köln war es der weltberühmte und vielbesuchte Kölner Dom. In Düsseldorf fesselte den Blick insonderheit die prachtvolle Königsallee. In Bonn - die großangelegte Universität und die Adenauer Allee mit den Regierungs- und Botschaft-Palästen. In Stuttgart - das großartige Neue Schloß mit der hohen Siegessäule. In Mainz der 109 Meter lange Dom und die prächtige Christuskirche. In Frankfurt - der Römerberg mit den hohen mittelalterlichen Giebelhäusern und dem wuchtigen Dom, und außerdem die Gesamtansicht mit den vielen Hochhäusern. In Koblenz - das schöne Schloß, das Deutsche Eck und die Feste Ehrenbreitstein gegenüber der Mündung der Mosel in den Rhein. Und so könnte man fortfahren.

Jede Großstadt Deutschlands hat eben ihre Eigenart und ihre Sehenswürdigkeiten.

Zwei Nationaldenkmäler sahen meine Frau und ich uns an, auf hohen Bergesspitzen erbaut, die, jedes auf seine besondere Art, zur Deutschen Einheit mahnen.

Das eine ist das Niederwald-Denkmal über Rüdesheim am Rhein. Es steht auf einem 225 Meter hohen Berg und schaut weit ins Rheintal hinab. Eine Seilbahn von 1400 Meter Länge führt den Besucher von Rüdesheim über üppige Weingärten den Berg hinauf.

Die Höhe des Denkmals beträgt 37,60 Meter, wovon die „Germania“ allein 10,80 Meter mißt, (bis zur Spitze der Krone). Das Denkmal wurde errichtet zur Erinnerung an den Deutschen Sieg in dem Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870/71 und an den darauf folgenden Zusammenschluß der deutschen Staaten zu einem einheitlichen Kaiserreich. Kaiser Wilhelm der Erste vollzog höchstpersönlich die Grundsteinlegung des Denkmals am 16. September 1877. Und sechs Jahre später, am 28. September 1883, wurde es eingeweiht.

Das andere Denkmal, das wir sahen, ist weit von diesem ersteren entfernt, und zwar nach Norden hin. Es steht, ebenfalls auf hoher Bergeshöhe, im Teutoburger Wald bei Detmold, unweit Bielefeld. Der Rundblick von der Fassade unter der Kuppel des Denkmals aus, weit hinaus über die Berge ist überwältigend.

Es heißt „Hermanns-Denkmal“ und wurde, ebenfalls, wie das Niederwald-Denkmal, vor nun ungefähr 100 Jahren errichtet und zwar von einem Ernst v. Bandel und zur Erinnerung an den Sieg der Germanen über die Römer im Jahre 9 nach Christus, wo unter Armin, dem Cherusker, im Teutoburger Wald drei römische Legionen vernichtet wurden.

Das Denkmal ist 54 Meter hoch. Das Schwert in der Hand des Cheruskers mißt 7 Meter, und es trägt die Inschrift: „Deutschlands Einigkeit ist meine Stärke, meine Stärke - Deutschlands Macht!“

Wir, meine Frau und ich, wurden immer wieder vom Rhein, dem schönsten und bedeutendsten Strom Deutschlands, angezogen. Neben Bahnfahrten entlang dem Strom (ich fuhr sogar längs der beiden Seiten des Stromes) war es uns auch vergönnt, eine Schifffahrt auf den Wassern desselben zu genießen, und zwar von Rüdesheim bis Neuwied.

Das ist, zwischen hohen Bergen, unter ihnen dem schroffen und wuchtigen Loreley-Felsen, vorbei an prächtigen schmalen Städtchen und vielen mittelalterlichen Burgen und Burgruinen über den Abhängen hoher Berge, und ebenfalls vorbei an vielen Weingärten, von Menschenhand gepflanzt an schwindelnden Hängen bis zur halben Höhe oder noch weiter hinauf, die schönste und sehenswerteste Strecke des ganzen Stromes.

Während das große Luxusschiff „Stolzenfels“ majestätisch und ruhig auf den Wellen dahingleitete, regte sich tief in meinem Innern der Brennende Wunsch: „Ach, könnte doch das ganze Deutschland, unser geliebtes und angestammtes Mutterland, noch mal wieder fest zusammengeschlossen und geeint werden, und zwar bis zu den Grenzen, von denen es vor den vernichtenden zwei Weltkriegen dieses Jahrhunderts umschlossen wurde!“ Gott wolle es geben!

Wir flogen nach Saskatchewan (1984)

Freuden und Leiden eines Präriefarmers

(In ‘Schauen und Erleben’)

Auf dem Internationalen Vancouver Flughafen gingen wir, meine Frau und ich, mit noch ungefähr 120 anderen Passagieren, in den langen Leib des Flugzeuges der Air Kanada Fluglinie. Und schon nach kurzer Zeit waren wir hoch über den Wolken und über den schneegekrönten Gipfeln der majestätischen Berge von Britisch Kolumbien. Dort schien endlich wieder die freundliche Sonne auf uns herab, die wir hier unten bei wolkenverdecktem Himmel und den vielen regnerischen Tagen schon lange vermißt hatten.

Das Flugzeug nahm Richtung Saskatoon.

Unsere Kinder, David und Herta Bartel, die in Drake, etwa 130 Kilometer hinter Saskatoon auf einer Farm wohnen, hatten uns für die Osterfeiertage zu sich eingeladen. Sie waren es auch, die uns bei unserer Ankunft in Saskatoon begrüßten und mit uns nach Drake zu ihrer Farm fuhren. Ihr neues Haus, das sie seit einigen Wochen bewohnten, durften wir nun in Augenschein nehmen und es bewundern. Es war in Saskatoon bis ins Kleinste hinein aufgebaut worden, dann auf Räder gestellt und die 130 Kilometer nach Drake gefahren. Dort war es auf das vorher errichtete Fundament gestellt worden; wahrlich, ein Wunder der modernen Technik. Haus und Fundament paßten bis auf ein paar Zentimeter genau aufeinander.

Eine Woche lang war es uns nun vergönnt, einen Einblick in das Leben der Kinder auf der Farm und überhaupt in das Leben der Präriefarmer zu erhalten. Mit ihren Freuden und ihren Leiden, mit ihren Erfolgen und Problemen durften wir uns ein wenig vertraut machen.

Am Karfreitag und Ostersonntag waren wir in ihrer schönen Kirche der Philadelphia Mennoniten Brüdergemeinde zu Watrous. Uns fielen daselbst die freundlichen Gesichter, die ungezwungene Haltung und die durchaus moderne Bekleidung der Farmersleute auf. Der Chor- und auch der Gemeindegesang war lebhaft und erhebend.

Prediger und Bibelschullehrer Peter Töws, der Pastor der Gemeinde, leitete die Sonntagsschule mit den Kindern am Karfreitag und brachte nachher eine gediegene Botschaft in englischer Sprache. Auch am Ostersonntag sprach Br. Töws, und es wurden von ihm zwei neugeborene Kindlein eingesegnet. Wir waren von dem Geschauten und Gehörten tief beeindruckt.

An den Werktagen waren wir dann Augenzeugen von den Vorbereitungen der Farmer für die Frühlingsaussaat. Wir bewunderten und bestaunten die landwirtschaftstechnische Ausrüstung der Farmer, den riesigen Traktor, der die Maschinen und Geräte für das Pflügen, das Eggen und das Düngen zugleich hinter sich herschleppt und auf dem Acker einen Streifen von 40 Fuß Breite in einer einzigen Runde aufwühlt, eggt und düngt. Dann die große Drill; sie bepflanzt in einer Runde einen Streifen von 20 Fuß Breite. Und nicht weniger staunten wir über die majestätisch wirkende Combine, die in der Erntezeit das Getreide schneidet, drischt und reinigt (der Preis ist ungefähr $100.000 und darüber). Von der Combine befördert eine Transmission das Getreide auf den bereitstehenden Lastwagen, der es nach Hause fährt und wiederum mit Transmission in den großen Speicher befrachtet. Fürwahr, ein genialer Fortschritt im Vergleich zu den dürftigen Methoden der Landbearbeitung vor 60 und 70 Jahren, wie wir sie von Rußland her in Erinnerung haben.

Viel mehr Land und in einer weit kürzeren Zeit kann der Farmer mit diesen riesigen Maschinen bepflanzen, bearbeiten und nachher das abgeerntete und gereinigte in die Speicher befördern, als es früher der Fall war. Keine Pferdekraft und keine physische Belastung, wie das Tragen und die hohe Leiter auf den Boden Hinaufbefördern der Schweren Getreidesäcke, wie es früher gemacht werden mußte, ist mehr erforderlich. Alles machen die Maschinen. Es ist wirklich eine Lust, das anzusehen. Man gewinnt den Eindruck, dass das heutige Leben auf den Farmen, in der Freien Gottesnatur und fern ab von der Enge und dem Zwang des Großstadtlebens, wahrhaft schön und Lebenswert sein muß. Der Farmer ist sein eigener Herr; er tut was er will und fährt auf seinem blitzblanken Kraftwagen in kurzer Zeit wohin die jeweilige Notwendigkeit es erfordert. Das will uns fast als ein Leben im Schlaraffenland erinnern.

Leider aber hat jedes Ding und so auch das Leben auf der Farm zwei Seiten. Und wir waren genötigt, auch die andere Seite des Farmerlebens kennen zu lernen. Fast jedes Jahr ist das Problem des Absatzes akut. Der Farmer hat Schwierigkeiten mit dem Verkauf seiner Erzeugnisse. Nur in Etappen kann er sein Getreide verkaufen, was sich meistens durch das ganze Jahr, bis zur Einbringung der neuen Ernte und nicht selten gar darüber hinaus zieht. So kann der Verkäufer auch, wenn er Schulden hat, dieselben nur allmählich abzahlen, und die Zinsen wachsen an.

Und bei den unerschwinglich hohen Preisen für die riesigen Maschinen, für Düngemittel und für Gifte zur Bekämpfung des wilden Hafers und andere Schädlinge ist es für die meisten Farmer nicht möglich, ohne Schulden auszukommen. Hohe Kredite muß der Farmer

beanspruchen, und die Kredite werden mit hohen Zinsen belegt. Wir hörten von einem Farmer, der unlängst 55.000 Dollar nur zur Entrichtung der Zinsen gezahlt hatte. Wie hoch muß dann die Schuld sein!! Und die Maschinen müssen von Zeit zu Zeit repariert werden und der Brennstoff muß bezahlt werden. Auch die hohen Steuern an die Regierung müssen alljährlich entrichtet werden, welche einen ganz erheblichen Prozentsatz der Einnahmen verschlingen.

Ein weiteres Problem, vielleicht das schwerwiegendste, ist die schleichende Inflation, welche die Preise für die gesamte Farmausstattung immer höher schraubt. Das wäre nicht so schlimm, wenn auch die Preise für die Erzeugnisse, die der Farmer anzubieten hat, in entsprechender Weise höher gingen. Das ist aber leider nicht der Fall. Das Verhältnis ist ungefähr 3 oder 4 zu 10. Während beispielsweise in dem verflossenen Zeitraum von etwa 20 bis 25 Jahren die Güter, die der Farmer für seinen Betrieb erwerben mußte, dank der Inflation ungefähr um das Zehnfache anstiegen, konnte der Farmer für sein Produkte nicht mehr als das drei- oder höchstens vierfache erhalten. Das ist ganz und gar unnormal und ein nicht geringes Hindernis für das Emporkommen der Farmwirtschaft.

Katastrophal kann es besonders werden, wenn Jahre mit schwacher Ernte oder gar mit totaler Mißernte eintreten. An Schuldentrichtung ist dann wohl kaum zu denken, während die Zinsen unvermindert anwachsen.

Wie kann auch unter den geschilderten Umständen etwa ein junges Ehepaar, das den Farmberuf anstrebt, eine Farm mit der dazu erforderlichen und so außerordentlich kostspieligen Ausrüstung für sich erwerben, ohne in abgrundtiefe Schulden zu geraten, aus welchen er vielleicht Zeit seines Lebens nicht herauskommen kann?!

Ja, das ist die tragische andere Seite des Lebens auf den modernen kanadischen Farmen. Auch hier gilt der vielsagende Spruch: „Keine Rosen ohne Dornen“. Ich denke aber doch, hier müßte allen Ernstes versucht werden, einen Ausweg aus der so heiklen Situation zu suchen und zu schaffen.

Wiedersehen mit Kelowna (1985)

(In ‘Rundschau’ 26. Juni -85; ‘Schauen und Erleben’)

Auf der Busstation in Abbotsford bestiegen meine Frau und ich, am 24. Mai den Bus für eine Reise nach Kelowna, um unsere Söhne, Abram, David und Wilmar, mit ihren Familien zu besuchen. Wir hatten das Glück, bis zu unserem Reiseziel durchfahren zu können, da unser Bus ein Aushilfe-Wagen für überfällige Passagiere war.

Nun ging es hinaus in die herrliche Bergwelt des westkanadischen Küstengebirges mit den vielen schneegekrönten Gipfeln und den tiefen Tälern, durch welche klare Bächlein sich in vielen Windungen ihren Weg bahnen, umrahmt von Laub- und Nadelwäldern und saftigen hellgrünen Wiesen. Leider war es regnerisch, und leichte Nebelwolken verhüllten zum Teil die Aussicht, aber es war doch schön, auf der breiten Trans-Kanada Straße dahinzugleiten, wo der Kraftwagenverkehr nach beiden Richtungen außerordentlich groß ist. Und bald verflogen auch die Nebel und die Sonne zeigte sich zwischen den Wolken.

Wir fuhren durch Chilliwack und Hope, wonach wir den nach Norden ausbiegenden Trans-Kanada Hochweg verließen und uns auf den Princeton-Ossoyos-Weg begaben, der in südwestlicher Richtung zum Manning-Park führt und dann in vielen Windungen nordostwärts bis Princeton verläuft, den sehr scharfen Krümmungen der Täler zwischen den Bergen folgend. Auch geht es auf- und abwärts, mehr aber aufwärts, da Princeton sehr hoch liegt, 2110 Fuß.

Von Princeton dreht der Weg erneut nach Südwesten, bis wir in Keremeos wieder auf einen anderen Weg nach Norden abbiegen müssen, auf dem wir nach einiger Zeit nach Penticton gelangen, einer größeren Stadt, hinter der uns der herrliche Okanagan-See begrüßt und uns auf der noch verbleibenden Strecke von ungefähr 64 Kilometer bis Kelowna begleitet.

Nun geht es über die lange schwimmende Brücke, und dann fahren wir durch Kelowna. Hier begrüßt uns unser Sohn Wilmar Löwen und wir fahren zu ihrem Heim, wo wir von seiner Frau Elsi und ihren Kindern begrüßt werden.

So sind wir nun am Ziel unserer Reise. Und, da wir sieben Stunden im Bus zugebracht haben und es bereits zum Abend geht, begeben wir uns bald nach einem leichten Abendbrot zur Nachtruhe.

Am nächsten Tag fährt Wilmar mit mir durch die Stadt und Umgegend, wobei ich feststelle, dass sich Kelowna sehr vergrößert hat und neue große und moderne Handelszentren hineingebaut worden sind. Weit hat sich die Stadt im großen Kelowna-Tal ausgebreitet, umgeben ringsum von hohen Bergen. Und immer wieder trifft man zwischen den vielen Häuservierteln am Rande der Stadt große Obstgärten an. Deren gibt es hier so viele, dass Kelowna als die Obstzentrale nicht nur von Britisch Columbien, sondern von ganz Kanada angesehen wird.

Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Äpfel werden in großen Mengen exportiert, nicht allein nach allen Provinzen Kanadas, sondern auch in die Vereinigten Staaten.

Nun kam der Sonntag heran, der Pfingstsonntag, 26. Mai. Wir fuhren alle zusammen zur Kelowna Gospel Fellowship Kirche, wo ein Tauffest gefeiert wurde, auf dem zusammen mit noch anderen drei Täuflingen auch Fred, der Sohn von Wilmar Löwens die Taufe empfing. Der Pastor der Gemeinde sprach ernst und vollzog nachher die Untertauchungstaufe. Es war eine schöne und gesegnete Feier, nach der die Getauften von den Gemeindegliedern begrüßt wurden.

Am Nachmittag waren wir dann mit den Kindern und Großkindern zusammen und feierten ein frohes Wiedersehensfest. Es ist so erhebend, wenn man nach vielen Monaten der Trennung wieder mal mit den Kindern und Großkindern zusammen sein kann. Und dabei wird der Tereré rundgereicht, der beliebte südamerikanische Yerba Tee, den die von dort eingewanderten Südamerikaner auch hier in Kanada keinesfalls missen können.

Die nächsten drei Tage werden der Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung gewidmet. Mit Sohn David und dessen Frau Neta waren wir hoch oben auf einem der Berge und sahen uns das tief unten gelegene Panorama an, die weit ausgebreitete Stadt, den weiten See und die sich in weiter Runde dahinziehenden Berge.

Mit Neta waren wir am See und sahen dem friedlichen Wellenspiel zu. Und mit Elsi waren wir in den Riesenräumen der modernen Kaufhäuser und staunten über die unübersehbaren Mengen der ausgestellten Handelsartikel.

Sehr fesselte unsere Aufmerksamkeit auch das große Landgut, am östlichen Ufer des Sees gelegen, das einem Herrn Hans Werner Kelch gehört und das unser Sohn Abram bearbeitet. Herr Kelch ist Deutscher, ist sehr reich und hat neben diesem Gut noch mehrere Besitztümer in der Bundesrepublik Deutschland, in Italien und sonstwo, weshalb er oft für mehrere Monate in Europa weilt und wohl die meiste Zeit von seinem Gut hier in Kelowna abwesend ist.

Einen großen Kirschenwald hatte Herr Kelch auf seinem Landgut hier am Okanagan-See, den er eines Tages abholzen ließ, ohne sich über das „Warum“ zu äußern, und das nun von unserm Sohn Abram mit einer neuen Obstart, den sogenannten Quinten-Bäumen neu bepflanzt werden mußte. Statt der früheren großen und schattenspendenden Kirschenbäumen sieht man jetzt auf diesem Gut die Tausenden von kürzlich gepflanzten kleinen Quinten, die freilich später auch zu großen Bäumen heranwachsen werden. Ihre Frucht wird zu Marmelade und anders verwendet, ist aber hier in Kanada noch sehr unbekannt, und es ist noch nicht zu übersehen ob oder ob nicht die Quinten einen Absatzmarkt in Kanada oder etwa in den Staaten finden werden.

Herr Kelch hat vor Jahren, wie er unserm Sohn einst anvertraute, den Vorsatz gefaßt, sich auf dem schönsten Platz der Erde wohnhaft niederzulassen und hat, um diesen Vorsatz auszuführen, viele Länder, einschließlich Italien, die Schweiz, die Hawaiien-inseln und Nordamerika bereist auf der Suche nach diesem „schönsten Platz“. Nirgends habe es ihm aber so gefallen als gerade hier in Kelowna, und daher habe er Deutschland, sein Heimatland, verlassen, um sich hier, am prächtigen Okanagan-See eine neue Heimat zu schaffen. Hier wohnt er nun schon über sieben Jahre und er ist, wie es scheint, sehr zufrieden.

Er hat den Zweiten Weltkrieg mitgemacht, ist kriegsbeschädigt und zum Teil Invalide. Obzwar bereits über 70 Jahre alt, ist er Junggeselle und hat eine Gesellschafterin bei sich, mit der er fast immer auf Reisen ist.

Am letzten Abend waren wir zusammen mit Abram und seiner Frau bei einer Familie Funk eingeladen. Vieles wurde mit den freundlichen Leuten druchgesprochen und Erfahrungen ausgetauscht. Funks haben früher in dem sogenannten Fürstenland, Südrussland, gewohnt. In einem Zimmer war eine Seitenwand von oben bis unten mit stark vergrößerten Fotografien beklebt, mit Bildern aus der „Guten alten Zeit“ der Mennoniten Südrusslands. Sie zeigten die damaligen Moden bei Männern und Frauen, die stolzen und gut gefütterten Pferde der Bauern, ihre Arbeitswagen, ihre leichten schwarzen Droschken und vieles andere der damaligen Zeit. Auch die damals noch seltenen und den Droschken nachgemachten Autos waren vertreten.

Wir wurden durch die Bilder in unsere frühe Kinderzeit vor den zwei großen Weltkriegen versetzt, in eine Episode der Mennonitengeschichte aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Es war sehr interessant.

„Wo sind sie nun, die Gespielen meiner frühen Jugendzeit? Oft gedenke ich der Vielen, die mein traurig Herz erfreut“.

Bis Donnerstag, den 30. Mai, also knapp eine Woche, blieben wir in Kelowna. Dann ging es wieder der Heimat zu, wiederum mit dem Greyhound Bus.

Abschließend darf ich wohl behaupten, dass nach meinem Empfinden Kelowna die Perle des schönen 80 Meilen langen Okanagan-Tales ist. Insbesondere im Frühling und Frühsommer kann es, eingebettet in dieses liebliche Tal mit der herrlichen Natur ringsum und dem lieblichen See, umgeben von hohen Bergen, wohl kaum übertroffen werden.

Es lohnt sich, in der genannten Jahreszeit Kelowna als Erholungsort aufzusuchen. Hier wird einem der Schöpfer Himmels und der Erde besonders groß.

Das freundliche Ontario (1985)

(In 'Schauen und Erleben'; 'Rundschau' 18. Sept. -85)

Gemeint ist hier der südlichste Teil der Provinz, der Landteil, welcher abgegrenzt wird im Norden von der Georgia-Bucht, im Westen von dem Huron-See, im Süden von dem Erie- und im Osten von dem Ontario-See, wohl der am dichtesten besiedelte Teil der Provinz. Ein ungefähr 110 km breiter Landstreifen verbindet ihn im Nordosten mit dem übrigen Ontario.

Das schöne Land zwischen den großen See'n
mit seinen lieblichen Tälern und Höhen,
mit seinen Rindern auf Wiesen und Feldern
und seinen Städten, Farmen und Wäldern;
mit seinem freundlichen Sonnenschein
und seinem Reichtum an Korn und Wein.

Lange Zeit war es mein Wunsch gewesen, auch die Provinz Ontario noch kennen zu lernen, nachdem ich bereits die westlich davon gelegenen Provinzen Manitoba, Saskatchewan, Alberta und Britisch Kolumbien gesehen hatte, beziehungsweise kannte.

Nun ergab sich im August dieses Jahres die Gelegenheit, diesen meinen Wunsch zur Ausführung zu bringen. Der Bruder meiner Frau, Herr David Harder in Neuwied, Deutschland, war vor einigen Monaten gestorben, und dessen Frau Luise, also unsere Schwägerin, begab sich nun auf eine Besuchsreise zu uns nach B.C., Kanada. Sie hatte auch einen Besuch in Ontario eingeplant. Und so schlossen wir, meine Frau und ich, uns ihr an und wir fuhren zusammen am 12. August zu Besuch bei den vielen Verwandten und Bekannten nach Ontario.

Mit der „Air Kanada" flogen wir von Vancouver nach Toronto. Es war eine schöne und ruhige Fahrt, hoch über den Wolken. Auf dem Flugplatz in Toronto warteten bereits Bernhard Rempels auf uns und begrüßten uns sehr herzlich. Nach Empfang unserer Koffer stiegen wir ein in ihr Auto und fuhren mit ihnen zu ihrem Heim in Ridgeville an der anderen Seite des Ontario-See, was einen ziemlichen Umweg bedeutete, da das westliche Ende des Sees umfahren werden mußte.

Die Rempels zählen sich auch zu unseren Verwandten. Meine Frau Lili ist die angeheiratete Tante zu Herrn Rempel. So durften wir bei ihnen Quartier nehmen für die Zeit unseres Weilens in Ontario. Wie haben wir so freundliche Aufnahme bei ihnen gefunden! Jeden Wunsch lasen sie uns sozusagen von den Augen ab und jeden Tag fuhren sie mit uns irgendwohin, teils zu Besuch bei Verwandten, teils auch zur Besichtigung sehenswerter Plätze.

Bereits am Tage unserer Ankunft, es war schon spät nachmittags, mußten wir uns nach einer Erfrischung mit Kaffee und Gebäck ins Auto setzen und die Reise ging los, zuerst nach St. Catherines zu einer Bekannten meiner Frau aus ihren Kinderjahren, und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst fuhren wir zu den etwa 25 km entfernten Niagara Fällen, wo wir abends ankamen und die Stadt Niagara Falls, eine richtige Touristenstadt mit vielen modernen Restaurants und Hotels, sowie auch die Fälle, in ihrer elektrischen Beleuchtung sehen durften. Die Beleuchtung war großartig und farbenprächtig, aber von den Fällen wurde ich gründlich enttäuscht. Ich hatte sie mir weit großartiger vorgestellt. Vor vielen Jahren hatte ich an dem Zusammenstoß der Grenzen von Brasilien, Argentinien und Paraguay die Iguazu-Fälle gesehen, die in ihrer Wildheit und Unerschlossenheit und in ihrer Großartigkeit, wie ich sie nun in Erinnerung hatte, diese Fälle an der Grenze mit den Vereinigten Staaten weit übertrafen.

Nachher zu Hause las ich in meiner Universal Standard Enzyklopädie nach und fand folgende Gegenüberstellung: Die Niagara-Fälle haben an der amerikanischen Seite einen Sturz von 167 Fuß tief und an der kanadischen Seite (die übrigens viel schöner und großartiger ist als die amerikanischen) von 158 Fuß. Die Brücke, welche die beiden Fälle (Seiten) miteinander verbindet, ist 840 Fuß lang (Spannweite).

Die Iguazu-Fälle dagegen dehnen sich laut der genannten Enzyklopädie in einem Halbkreis aus von ungefähr 2 ½ Meilen und fallen 200 Fuß tief, teils in doppeltem Sturz von je 100 Fuß, teils in einfachem tiefem Fall. In Regenzeiten ist der Sturz, wiederum laut Enzyklopädie, eine kompakte Masse von 4000 Yard weit (also beinahe 4 km, wogegen dort nur 840 Fuß, also nicht viel mehr als ¼ km).

Diese „Enttäuschung“ hat mich aber nicht „zu Boden geworfen“. Am nächsten Tag fuhren wir wieder hin, um die Fälle auch bei Tageslicht anzusehen, und ich fand, dass sie doch großartig und sehenswert sind. Ich staunte über die wohl mehr als tausend Besucher an diesem Tag. Wir mußten sehr weit fahren, um unser Auto zu parken. Laut der genannten Enzyklopädie ist die Zahl der jährlichen Touristen zu diesen Fällen schätzungsweise bei zwei Millionen.

Am dritten Tag machten die Rempels mit uns eine weite Fahrt. Von Ridgeville ging es zuerst nach St. Catherines an die Mündung des Niagaraflußes in den weiten Ontario-See, wo über einem Staudamm das Wasser tief herunterstürzt. Dort sahen wir, wie in einer dazu errichteten Enge die riesigen Ozeanfrachtkähne, vom Westen kommen, hochgehoben werden, um auf dem höher, parallel zu dem Fluß errichteten Kanal und dem höher gelegenen Erie-See weiterfahren zu können.

Weiter fuhren wir durch das Städtchen Niagara-on-the-Lake und von da entlang dem 56 km langen Niagara-Fluß, bis da, wo sich der Fluß mit dem Erie-See verbindet. Bei den Fällen machten wir Halt, sahen uns dieselben nochmals an und kauften uns Ansichtskar-

ten und anderes zur Erinnerung an dieses einmalige Erlebnis. Von Fort Erie, wo uns von der gegenüberliegenden Seite des Flusses oder schon des Erie-Sees die amerikanische Großstadt Buffalo mit ihrem hochhäuserbestickten Zentrum herübergrüsste, drehten wir ab und fuhren, an Welland vorbei, zurück nach Ridgeville. Das war für uns alle ein schönes Erlebnis, das wir nicht so bald vergessen werden.

Die nächsten Tage waren mehr den Fahrten zu Verwandten gewidmet. Wir fuhren wieder nach St. Catherines und von da nach Vineland. Und zuletzt am Sonnabend (17. August) die Reise nach dem über 300 km entfernten Leamington. Dort besuchten wir im Altenheim die lieben alten Eltern von Frau Rempel. Es sind das Herr und Frau Peter J. Sawatzky, mit denen ich vor ein paar Jahren Briefwechsel hatte und ich ihnen einige Kopien des Buches „Immer weiter nach Osten“ zuschicken durfte.

Herr Sawatzky hat nun ebenfalls ein Buch herausgegeben, betitelt mit „Das seltene Buch“, das unlängst im Boten vom Editor Gerhard Ens rezensiert wurde. Zur Zeit ist Herr Sawatzky über 90 Jahre alt und an den Rollstuhl gebunden.

Wir blieben zur Nacht bei den Verwandten Martin Thiessens und fuhren am nächsten Tag weiter, nach Kingsville und ein ansehnliches Ende entlang dem majestätischen Erie-See. Dann drehten wir ab und die Fahrt ging an London vorbei, nach dem entfernten Kitchener und nach Waterloo, wo wiederum Verwandte besucht werden mußten. Gegen Abend ging es dann zurück über Cambridge und Hamilton nach Ridgeville, wo wir spät abends ankamen und uns bald zur Ruhe begaben.

Ich möchte an dieser Stelle etwas zurückgreifen, um unsere Eindrücke von dem schönen südlichen Ontario in kurzen Strichen zu erörtern. Wir nahmen auf unseren Fahrten mit den lieben Geschwistern Ben Rempels Kenntnis von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend. Ungefähr bis auf den halben Weg nach Leamington war die Landschaft hügelig, mit tiefen Taleinschnitten. Zu beiden Seiten der Wege erstreckten sich viele weite Kornfelder (Mais-), sowie Obst- und Weingärten. Es war ersichtlich, dass Ontario im Obst- und Weinbau dem bekannten Okanagan-Tal in Britisch Kolumbien wohl kaum nachsteht. Weiter nach Leamington hin wurden aber die Weingärten seltener, die Landschaft wurde mehr eben und an die Stelle der Weingärten traten nun Tabakäcker und Tomatenfelder.

Und die dunkelgrünen Wälder und dazwischen die freundlichen Häuser, Ställe und Speicher, sowie auf den abgeernteten Feldern und grünen Wiesen die grasenden Schwarzweißen Holsteiner Rinderherden - alles das machte den Anblick so vertraut und heimverbunden. Unwillkürlich regte sich tief im Herzen ein Sehnen nach Frieden in der Welt statt das heutige hektische Wettrüsten der Großmächte und das ewige Waffengeklirr in vielen Teilen unserer geplagten Erde. „O dass du (Völkerwelt) auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen!“ heißt es in Jesaja 48, 18.

Nun kam der Montag heran, der 19. August, wo wir laut Fahrplan unsere Rückreise antreten mußten. Wieder fuhren die Rempels mit uns nach Toronto zum Flughafen, wo wir uns von ihnen verabschieden mußten. Wir, meine Frau und ich, möchten uns an dieser Stelle nochmals herzlich bedanken für so viel tätige Liebe, die sie uns entgegenbrachten. Der Herr wolle es ihnen reichlich vergelten!

Nachdem wir uns nun von ihnen verabschiedet hatten, bestiegen wir das Flugzeug und flogen noch für drei Tage nach Winnipeg.

Dort besuchten wir wieder einige Verwandte und Bekannte. Herr Pastor Roland Marsch führte uns durch die vielen Räume der North Kildonan Mennoniten Brüdergemeinde-Kirche. Der Editor der Mennonitischen Rundschau, Abe Schellenberg, zeigte uns freundlicherweise die Büroräume der Rundschau-Redaktion und die modernen Maschinen der Christian Press, auf denen die Rundschau gedruckt wird. Ja, die Technik hat es auf allen Gebieten weit gebracht (Computer, Elektronik und so vieles andere). Einem kommt mitunter das richtige Grauen an, wie weit der menschliche Geist es mit seinen Erfindungen noch bringen wird. Oder sind ihm Grenzen gesetzt?

Am 22. August, nachdem wir bei Geschw. Hugo Janz noch mit einem kräftigen Mahl bedient worden waren, ging es dann wieder über den Wolken zurück nach Vancouver und von da per Auto zu unserem Heim nach Clearbrook.

Müde und abgespannt, aber reich belohnt an Erlebnissen, Erfahrungen und Geschautem kamen wir glücklich nach zehntägiger Abwesenheit wieder zu Hause an. „Tus es Tus!“ sagten wir uns und waren froh, wieder daheim zu sein.

Ja, das war schön! (1987)

(In ‘Schauen und Erleben’; ‘Bote’ 29. Apr. -87)

Die zwei großen Busse des Cascade Charter Service (je 50 Sitzplätze) standen bereit auf dem Gelände des Clearbrook Comunity Center und die Fahrgäste kamen aus allen Richtungen der Stadt zusammen, wohl bei 100 Personen an der Zahl, männlich und weiblich, und warteten auf die Erlaubnis, in die Busse einzusteigen.

Nun war es so weit; die Fahrgäste mußten ihre Eintrittskarten vorzeigen und im Nu füllten sich die Busse, wohl bis auf den letzten Platz. Genau 8 Uhr morgens - es war der 7. April 1987 - setzten sich die schweren Busse in Bewegung und die Reise nahm ihren Anfang. Es war eine der üblichen Touren für Senioren, arrangiert vom Clearbrook Golden Age Comunity Center. Diesmal ging die Fahrt zur neuen Autostraße hinter Hope und auf derselben bis Merritt. Zu Beginn der Fahrt war der Himmel dunkel und eine dünne Nebelschicht verhinderte zum Teil die Aussicht. Jedoch bald wurde der Himmel klarer, und hinter Chilliwack fuhren wir in die Bergwelt hinein. Sehr hohe Berge, viele mit ewigem Schnee bedeckt, erhoben sich zu beiden Seiten der Straße. Weiße und dunkle Wolkenfetzen segelten durch die Luft und stießen an die felsigen Abhänge der Berge. Es war ein erhebender Anblick. Auch kam nun schon von Zeit zu Zeit die freundliche Sonne hinter den Wolken hervor und verschönerte das Panorama.

Schon vor Hope fuhren wir in den Coquihalla Highway (so hieß die neu errichtete Autostraße) hinein und bogen mit ihm hinter Hope nach Nordosten in Richtung Merritt. Nun erschloß sich dem Auge eine Landschaft, die ich bisher nicht gesehen hatte. Gen Himmel strebende Berge wechselten mit niedrigeren Erhebungen, und die Fahrt ging höher und höher. Wir wurden überrascht von Schneedünen, die bis an die Autostraße kamen. Wir

fuhren förmlich aus dem Frühling in einen regelrechten Winter hinein. Bei uns im Fräsertal hatten wir in dem nun hinter uns liegenden Winter keinen Schnee gesehen, und nun hier war die ganze Umgebung ein riesiges Schneefeld. Aber wir waren jetzt auch, wie gesagt wurde, über 4200 Fuß (1300 m) hoch über dem Meeresspiegel. Ich konnte mich nicht satt sehen an dieser Pracht und Vielfalt der göttlichen Schöpfung.

Drei Stunden dauerte die Fahrt bis Merritt. Hier war wieder Frühling wie bei uns zu Hause, denn Merritt ist nur noch 1956 Fuß (600 m) hoch. Merritt ist ein freundliches Bergstädtchen, im tiefen Tal gelegen, wo übrigens die Umgebung nur noch durch niedrigere Berge und Hügel gekennzeichnet ist.

Unsere Busse hielten etwas außerhalb der Stadt vor einem Restaurant an und wir durften aussteigen und uns an einem reichhaltigen Mittagessen stärken. Von vielen ausgestellten Gerichten durfte sich jeder nach Belieben aussuchen. Und für diesen reichen Tisch brauchten wir, meine Frau und ich zusammen nur 12 Dollar zahlen.

Etwas über eine Stunde waren wir in Merritt. Dann ging die Reise wieder weiter, wie wir meinten, heimwärts, jawohl, aber doch mit einem sehr weiten Umweg, nämlich entlang der alten Autostraße, die Merritt mit Princeton verbindet. Diese Strecke war niedriger und nur wenige Berggipfel hatten Schneekappen aufzuweisen. In Princeton wurde nicht angehalten. Wir bogen in die Autostraße ein, die von Hope nach Keremeos führt, an der Princeton gelegen ist. Nun mußte die weite Strecke überwunden werden, die in einem großen Bogen von Princeton südwestwärts zum Manning-Park geht und daselbst sich nordwestwärts wendet und sich in vielen Kurven nach Hope schlängelt. Im Manning Park Restaurant wurde ein Kaffee oder auch andere Getränke genommen und dann ging es wieder weiter durch die nun wieder höher werdenden Berge, wo der Weg sich in vielen Windungen Bahn bricht. Hier waren nun wieder viele Berggipfel mit Schnee bedeckt und wieder lieferte die Landschaft dem Auge einen bezaubernden Anblick. Man kann sich nicht satt sehen an all den Schönheiten, welche die majestätische Bergwelt von Britisch Kolumbien uns zu bieten hat.

Wir kamen nach Hope und, statt nun weiter heimwärts zu fahren, bogen die Busse in die Trans-Kanada Autostraße ein, fuhren durch das Städtchen und weiter nordwärts bis zu der Stelle, wo, 16 km von Hope entfernt, wir von der Autostraße abbogen und in das Gelände von Camp Squeah einfuhren. Camp Squeah ist ein mennonitisches Gelände für Jugendausflüge, Freizeiten und Konferenzen, das sehr beliebt ist und sehr viel besucht wird. Hier wurde angehalten und wir verweilten einige Stunden in dem hübschen und geräumigen Gästehaus, wo uns von Frauen ein reichhaltiges Saitenmusikprogramm geliefert wurde. In das Lied „Lasst die Herzen immer fröhlich“ stimmten alle Anwesenden ein und es regte zur Dankbarkeit an. Dann wurde uns allen eine Mahlzeit serviert, die trefflich mundete, und die in den Fahrpreis eingeschlossen war und die wir also nicht extra bezahlen brauchten.

Nach einer weiteren etwa einstündigen Fahrt, auf der es bei Agassiz auf der langen Brükke über den dort ziemlich breiten Fräserfluß geht, kamen wir, wohl etwas müde, aber frohgemut und dankbar für den so schön durchlebten Tag, zu Hause an und zwar 8 Uhr abends. Wir waren also genau 12 Stunden unterwegs gewesen.

Wir älteren Familien schätzen es und sind dankbar, dass die Gesellschaft des Goldenen Alters (Clearbrook Golden Age Society) für uns jeden Frühling, Sommer und Herbst diese Touren nach verschiedenen Orten der näheren und weiteren Umgebung arrangiert. Das verbindet uns miteinander und verleiht uns die Möglichkeit, das schöne Britisch Kolumbien näher kennenzulernen und unsere Heimat mehr zu lieben.

Und, was mich persönlich betrifft, so konnte ich nicht umhin, dieses schöne Erlebnis zu Papier zu bringen und durch den Boten zu veröffentlichen, obzwar ich bereits meiner vorgeschrittenen Jahre wegen in meinem vorigen Artikel „Ein Dutzend Jahre“ (siehe weiter unten), von der verehrten Leserschaft mich verabschiedet hatte. Ich bitte also um Verständnis, da ich nun auch gesundheitlich wieder mehr hergestellt bin. Wer meine Autobiographie in dem Buch „Vor Vielen wie ein Wunder“ gelesen hat, der wird mich hoffentlich verstehen.

Dem Botepersonal und der Leserschaft Gottes Beistand wünschend und sie bestens grüßend, zeichnet

Abram J. Löwen.

Eine lohnende Bus-Tour für Ältere Leute (1988)

(In ‘Bote’ 28. Nov. -88)

Bekanntlich ist die Windmühle mit ihren riesigen Flügeln ein Symbol Hollands. Vom Wind werden die Flügel gedreht und dadurch das innere Getriebe und der große Mahlstein in Bewegung gesetzt, und so kann von Getreide schönes Mehl für die Küche gemahlen werden.

Da nun, wie gesagt, die Windmühle ein Symbol Hollands ist, so denkt man, wenn man irgendwo mal eine Windmühle sieht, unwillkürlich an Holland, ebenso, wie man etwa beim Blick auf das Symbol „Hammer und Sichel“ an Sowjetrußland denkt oder auch beim Blick auf ein Hakenkreuz an das Hitlerdeutschland erinnert wird.

Und dieser Tage, als am 28. April, Mittwoch, sahen wir, eine Gruppe Reiselustiger, älterer Personen, eine solche Windmühle. Wir fuhren nämlich mit einem Bus, den die hiesige Golden Age Society (Gemeinschaft des Goldenen Alters) für uns bereitgestellt hatte, nach Richmond hinter Vancouver, um uns in dieser schönen Frühlingszeit die „Fantasy Gardens“ mit ihrer verschwenderischen Blumenpracht anzusehen.

Diese Gardens (Gärten) wurden vor einigen Jahren angelegt vom gegenwärtigen Premier Britisch Kolumbiens, dem verehrten Herrn Bill Vander Zalm und seiner Gemahlin. Da Herr Vander Zalm und seine Frau Lillian waschechte Holländer sind, so haben sich die beiden die Gärten mit ihren nach echt holländisch-mittelartigem Stil erbauten schloßartigen Bauwerken errichtet, um aus der Schwere und Verantwortlichkeit ihres hohen Amtes dann und wann an den Wochenenden aus ihrer Residenzstadt Viktoria nach Richmond zu entfliehen und in der Stille der „Fantasy Gardens“ ein Stückchen Heimat zu genießen.

Die Gardens sind mit ihren prächtigen Bauten und ihren Sehenswürdigkeiten aber nicht allein für ihre Eigentümer da, sondern sie sind als Touristenattraktion täglich dem Fremdenverkehr geöffnet. Tausende Besucher aus allen Himmelsrichtungen gehen da ein und aus und erfreuen sich an der Blumenpracht und an dem großartigen Baustil der Häuser. Hoch oben auf dem Dach eines dieser prachtvollen Bauwerke ist die genannte Windmühle aufgebaut, ein riesiges Bauwerk, künstlerisch dekoriert, dessen Flügel langsam vom Winde gedreht werden und von weiter Entfernung her sichtbar sind. Eine weitere Windmühle sieht man in der Nähe des Eingangstores.

Um in die Gärten zu gelangen, muß man durch dieses Eingangstor treten, das in die Mauer eines dieser schloßähnlichen Bauten eingebaut ist. Nachdem man dann allerlei innere Bauwerke passiert, hat, kommt man in die Gärten und wird förmlich geblendet von der herrlichen Pracht der ungezählten Blumenbeete mit den schon in dieser frühen Frühlingszeit blühenden Tulpen, Narzissen und vielen anderen Blumenarten, daran das Auge sich fast nicht satt sehen kann. Kleine künstliche Teiche sind hin und her eingebaut mit lustig sprudelnden Fontänchen. Verschiedene Skulpturen, Szenen aus der Bibel und andere grüßen den Besucher auf seiner Wanderung über die sich kreuzenden vielen Stege zwischen den Blumenbeeten. Kleine Kirchlein mit schmucken Türmen laden zu innerer Einkehr ein. Mitten im Garten erhebt sich ein Glockenturm. Ein in englischem Stil erbautes riesiges Glashauskonservatorium bietet Raum für verschiedene Festlichkeiten, für Hochzeitsgesellschaften und für Konferenzen. Restaurants und Souvenierläden laden zum Besuch ein in den verschiedenen Bauwerken.

Das Ehepaar Vander Zalm hat ein Büchlein herausgegeben, das die verschiedenen Ansichten dieser riesengroßen Gardens in wunderschönen Farbdruckbildern illustriert. Das erste Bild ist eine Photographie der Herausgeber (Herr und Frau Vander Zalm), und unter dem Bild kann man in englischer Sprache ungefähr die folgenden Worte lesen:

„Werte Besucher: In der heutigen so unruhigen und hektischen Welt bieten nicht viele Plätze Ruhe und Erholung. Diese unsere Gardens sind richtige Entspannungsstätten in Groß-Vancouver, die dem Besucher einen allseitigen und unvergeßlichen Eindruck gewähren können. Die kaleidoskopischen Farben der sich einander ablösenden Jahreszeiten, die stillen Fußwege zwischen den Bächlein, den Wasserfällen und den Blumenbeeten, bringen gleichsam ein Stückchen Himmel auf diese Erde. Wir hoffen, dass Sie, werter Besucher, einen bleibenden Eindruck von dem Besuch der Gardens mitbekommen werden, und dass dieses Büchlein Sie stets aufs neue in den kommenden Tagen daran erinnern wird.

Bill und Lillian Vander Zalm“

Ja, die Gärten (diese „Fantasy Gardens“) sind wirklich schön und sehenswert, Auch schon vor einem Jahr besuchten wir, meine Frau Lili und ich, diesen Ort und kauften uns das genannte Büchlein. Und es drängte uns nun, nochmals hinzufahren, um den vorjährigen Eindruck zu vertiefen. Nun kauften wir uns dort noch einige Ansichtskarten dazu und haben nun die Möglichkeit, die Schönheiten der „Fantasy Gardens“ uns nach Belieben vor Augen zu führen.

Wir fuhren von Richmond dann noch zu dem Stanley Park in Vancouver und sahen uns in dem großen Aquarium die riesigen Walfische an, wie sie von den Dienern mit kleinen

Fischlein gefüttert werden und sie sich dabei so zutraulich berühren und streicheln lassen. Dann sind sie vergnügt, tummeln sich im Wasser, heben sich hoch über das Wasser und werfen sich zurück, so dass das Wasser hoch aufspritzt. Auch allerlei sonstige drollige Kunststücke verrichten sie im Wasser zur Freude der vielen Zuschauer.

Um 4 Uhr nachmittags kamen wir dann wieder nach Hause, froh und dankbar für das Geschaute und Erlebte. Eine schöne Abwechslung in dem Einerlei der Tage hatte die Golden Age Society uns gewährt.

Abram J. und Lili Löwen.

B. Betrachtungen über Schöpfung, Mensch und Weltgeschichte

Wer pflanzte die Blumen? (1975)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit')

Die Singchöre der Culloden MB-Gemeinde, Vancouver, B. C., veranstalteten am Sonntagabend, den 22. Juni dieses Jahres eine Darbietung in Liedern, wozu die fünf Chöre der Gemeinde sich vereinigt hatten. Es waren das: Der Gemeindechor, der Jugendchor, der Seniorchor, der Männerchor und der Frauenchor. Jeder Chor trug einige Lieder vor und dazu wurden Lieder gesungen von drei Massenchören: Dem allgemeinen Massenchor, zu dem sich alle Chöre zusammengetan hatten, dem Massen-Männerchor und ein Massen-Frauenchor.

Es war für die Zuhörer erhebend, die verschiedenen Gesänge und Lieder anzuhören, und der Abend war wirklich schön und verlief im Segen.

Meine Absicht ist jedoch nicht, hier näher darauf einzugehen. Mich beschäftigt in der Hauptsache ein Lied, welches der Massenmännerchor sehr schwungvoll und mit Enthusiasmus sang und welches mich zu tieferem Nachdenken veranlaßte. Ich möchte das Lied hier folgen lassen und daran einige Betrachtungen knüpfen. Es dürfte vielen bekannt sein, und es heißt::

„Wer pflanzte die Blumen ins grüne Feld, wer weckte die sprossenden Keime? Wer hat sie so prächtig dahingestellt, die blühenden Sträucher und Bäume? Wer legte den schönen Garten an? - Das hat der Vater, der Vater im Himmel getan.

Wer schenkte den fröhlichen Vögelein das Leben? Wer gab ihnen Schwingen, zu fliegen so wundervoll, zart und fein? Und sag doch, wer lehrte sie singen, so schön, ach so schön, wie ich's nicht kann? - Das hat der Vater, der Vater im Himmel getan.

Wer machte den murmelnden, frischen Quell, ließ Bäche und Flüsse ergießen, dass segnend die Lande sie klar und hell wie silberne Adern durchfließen? Wer wies ihnen allen ihre Bahn? - Das hat der Vater, der Vater im Himmel getan.

Und blick ich nach oben bei finstrer Nacht und sehe die Heere der Sterne, und sehe sie leuchten in ew'ger Pracht, da wünsch' ich, zu wissen so gerne: Wer zündete jene Lichter an? - Das hat der Vater, der Vater im Himmel getan."

Wie ersichtlich, stellt der Liederdichter hier verschiedene Fragen auf, über das „Woher" alles Bestehenden. Und jede Frage beantwortet er mit dem Zuversichtlichen: „Das hat der Vater, der Vater im Himmel getan". Mann könnte diesen Fragenkomplex noch ins Unendliche erweitern, wie etwa: Wer schuf die vielen hohen Berge, unter anderem auch die majestätische Bergwelt von Alberta und Britisch Kolumbien, mit ihren schneebedeckten gen Himmel ragenden Berggipfeln und den vielen aus den Granitfelsen hervorbrechenden Quellen und abstürzenden Wasserfällen? Wer legte die unendlichen Meere und Seen mit ihren vielartigen Fischen und Seetieren? Wer machte die unzählbaren Arten von Tieren und Reptilien, die in allen Kontinenten den Erdboden bevölkern? Und wo kommt der Mensch her, der durch seine hohe Intelligenz sich die Erde untertan gemacht hat?

Auf alle diese Fragen würde der genannte Liederdichter zweifellos nur die eine schon genannte Antwort haben: Das hat der Vater im Himmel getan.

Warum ist diese Erkenntnis, die doch so überzeugend zu sein scheint, nicht Allgemeingut der Menschheit geworden? Warum rätseln immer noch so viele Menschen über das 'Woher' und 'Wohin' der sichtbaren Welt herum?

Oder vermag etwa die Wissenschaft mit ihren hohen Errungenschaften uns eine andere, vielleicht befriedigendere Antwort zu geben als jener unbekannte Liederdichter?

Laßt uns einmal hinhorchen, was Professor Dr. Hans Rohrbach über die neusten Erkenntnisse der Naturwissenschaft sagt. Wir wollen einige Zitate bringen aus seinem Aufsehen erregenden Buch: 'Naturwissenschaft, Weltbild, Glaube', das seinerzeit im Brockhaus-Verlag erschien, Vierte Auflage, 1970:

Seite 15: Die physikalische Forschung ist bei ihrem weiteren Vordringen zu Ergebnissen geführt worden, die mit Anschauungen und Denkgewohnheiten ihres eigenen Gebietes in Widerspruch stehen, und sie ist dadurch gezwungen worden, umzudenken und zuzugeben, dass die Wirklichkeit um uns anders ist, als das Weltbild der Neuzeit sie beschrieben hat.

Seite 20: Wir sind gezwungen zuzugeben, dass die Wirklichkeit um uns in ihrer letzten Tiefe anders ist, als wir sie uns vorgestellt haben, als wir sie gerne haben möchten. Dies Eingeständnis ist bitter, besonders für den selbstherrlichen Menschen, der meint, die Natur bis in ihre letzten Geheimnisse erforschen zu können oder gar schon erforscht zu haben.

Seite 21: Es hat lange gedauert, bis sich maßgebende Physiker zu der Erkenntnis durchgerungen haben, dass das eigentliche Sein von Materie und Energie für unser Denken nicht erfaßbar ist. Und es gibt viele Physiker, die zu diesem Eingeständnis noch nicht bereit sind.

Seite: 29: Wir haben nach und nach einsehen gelernt, dass uns Grenzen gesetzt sind - nicht nur Grenzen für unsere Zuständigkeit, nicht nur Grenzen unseres Wissens, sondern auch unüberwindbare Grenzen für unser Vordringen, Grenzen für unser Anschauungsvermögen, Grenzen für unser verstandesmäßiges Erkennen. Und das Überraschende ist, dass erst das Anerkennen dieser Grenzen uns innerlich frei macht und damit die Möglichkeit gewährt, unser Leben recht zu gestalten.

Seite 81: Jeder, der heute noch Schlußfolgerungen aus dem alten naturwissenschaftlichen Weltbild zieht und meint, er könne deshalb nicht an Gott, an den Himmel oder an Wunder glauben, beruft sich auf Vorstellungen, die die Naturwissenschaft längst widerlegt hat.

Seite 88: Ich habe versucht, deutlich zu machen, dass die Naturwissenschaft heute eine völlig andere Sicht von der Welt hat, als man gemeinhin annimmt. Es wäre eine lohnende Aufgabe, - ich habe es in vielen Schriften ausgeführt - aufzuzeigen, dass im Grunde keine biblische Aussage mehr von der Naturwissenschaft bestritten werden kann.

Seite 100: Wir haben in der Naturwissenschaft erkannt, dass wir uns von manchen philosophischen Begriffsbildungen und Denkformen trennen müssen. Das naturwissenschaftli-

che Weltbild der Neuzeit ist in seinen weltanschaulichen Inhalten ein Produkt der Naturphilosophie, nicht der exakten Naturwissenschaft gewesen.

Seite 102: Wir sind heute als Naturwissenschaftler so bescheiden geworden, dass wir nur noch beschreiben, was wir beobachten. Wir geben keine Deutung mehr, keine Erklärung, stellen keine Fragen mehr nach dem Warum, Woher und Wohin. Alle diese Fragen gehören in eine Philosophie, eine Weltanschauung, ein Weltbild oder ein Glaubensbekenntnis. Als Naturwissenschaftler können wir nur nüchtern und schlicht den Ablauf der Vorgänge schildern, die wir beobachten. Wo die Wirkungen herkommen, die sich als Elementarteilchen manifestieren, können wir nicht feststellen. Hier stehen wir vor einer Grenze unserer Erkenntnis, vor einem Geheimnis, das die Natur nicht preisgibt. Und viele Naturwissenschaftler haben gelernt, sich vor diesem Geheimnis zu beugen.

Seite 102: Nehmen wir den Glauben an das Nichts! Dieser Glaube ist persönliche Entscheidung, ist wirklich Glaube. Denn wenn man das Nichts nachweisen könnte, wäre es ja kein Nichts, sondern ein Etwas. Es gibt also nur die Möglichkeit, an 'Nichts' zu glauben.

Seite 130: Der christliche Glaube ist ein Wagnis und bleibt es unverändert bei dem heutigen modernen Denken der Physik. Aber der Unglaube ist genauso ein Wagnis, und man sollte sich das Risiko überlegen, ob man dem Gott der Bibel gegenüber seinen Unglauben aufrecht erhalten will.

So weit zitiere ich aus dem obengenannten Buch. Man könnte noch viele solcher Zitate anführen; und ich möchte jedem interessierten Leser sehr warm dieses Buch zum Studium empfehlen.

Prof. Hans Rohrbach hat sich für den Glauben an Gott und dessen Sohn Jesus Christus entschieden, und es ist ihm in dem von ihm verfaßten Buch daran gelegen, darzutun, dass die neuesten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung seinem Glauben gleichsam zu Hilfe kommen und die überlieferten Vorstellungen, dass Glaube und Wissenschaft unvereinbar sind, über den Haufen geworfen haben.

Das ist erfreulich und sollte auch uns etwas zu sagen haben. Tief betrübend ist dem gegenüber die erschütternde Tatsache, dass trotz so klarer Zeugnisse eines so hervorragenden Wissenschaftlers und vieler anderer Forscher der Unglaube in Europa und Amerika immer weiter um sich greift und die Menschheit von heute in ihrer großen Mehrheit so gedankenlos an dem eigentlichen Sinn des Lebens vorbeigeht. Es ist eben, wie zu den Zeiten Noahs, als Gott sagen mußte: „Die Menschen wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen“. (1. Mose 6,3). Um ein Linsengericht, das heißt, um Unmoral, Sittenlosigkeit, Alkohol, Rauschgift, Vergnügungssucht und anderes mehr, verkaufen sie ihr Erstgeburtsrecht, das ist, die ewige Seligkeit in der Vollendung. Wie schade!

Hat jedoch Gott der Herr das Universum so wunderbar und herrlich geschaffen und hält er alles in seiner starken Hand, so dass die ganze Schöpfung seinem heiligen Walten unterstellt ist und ohne dessen Willen auch kein Spatz vom Dach fällt, so wird er wohl auch mit der Menschheit zu seinem vorgesteckten Ziel kommen. Und erfreulicherweise kann festgestellt werden, dass heute mehr denn je sein Heiliges Wort hinausgetragen wird in alle Lande und mehr Menschen als je zuvor den Weg zu Jesus Christus finden.

So wollen denn auch wir es mit jenem Liederdichter halten und demuts- und ehrfurchtsvoll, aber zuversichtlich bekennen: Das hat der Vater, der Vater im Himmel getan!

Am Kamin (1976)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit')

Es ist kalte Winterzeit. Wir, meine Frau und ich, sitzen am Kamin und genießen das flakkernde Licht und die wohltuende Wärme, die das Holzfeuer im Kamin ausstrahlt.

Wir sind nun ungefähr ein Jahr verheiratet, wozu ich von Paraguay hierher nach Vancouver kam, nachdem ich 5 Jahre lang Witwer gewesen war. Allen, die mich und auch meine Frau persönlich kennen, ist das eine wohlbekannte Tatsache.

Die Umstände, die zu unserer ehelichen Verbindung führten, sehen wir als eine wunderbare Führung Gottes an, die uns zu großem Dank verpflichtet. Und wir rufen sie uns hier am Kamin wieder einmal in die Erinnerung zurück.

Meine Frau wirft neue Holzscheite in den Schlund des Kamins. Und dann erzählt sie mir, wo das Holz herkam, das uns jetzt so wohltuend leuchtet und wärmt. In ihrem Garten hatte ein sehr großer und dicker Kirschbaum gestanden, der wohl auch schon ein sehr hohes Alter erreicht hatte und daher keine Frucht mehr getragen habe. Der Baum habe den ganzen Hinterhof beschattet und sei für das Wachstum von Gemüse und Blumen ein großes Hindernis gewesen. Daher habe meine Frau ihn kurzerhand fällen und zersägen lassen, was soviel Brennholz gegeben habe, dass der Kamin nun für mehrere Jahre versorgt sei. Schon ein paar Jahre hat das Holz gedient und es ist noch für weitere paar Jahre Vorrat vorhanden.

Nachdem wir nun eine geraume Zeit geplaudert und allerlei Erfahrungen ausgetauscht haben, werden wir stiller und stiller. Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach.

Was meine Frau mir erzählte, wird mir zur Predigt. Der Kirschbaum in ihrem Garten wird mir ein Gleichnis. Er hatte vielleicht in früheren Jahren Frucht getragen, vielleicht sogar viel Frucht, die womöglich auf dem Tisch des damaligen Eigentümers eine nicht unerhebliche Rolle in der Verpflegung gespielt hatte. Aber als der Baum älter wurde, nahm die Fruchtbarkeit ab, bis sie schließlich ganz aufhörte und der Baum unfruchtbar wurde.

Aber im Innern des Baumes hatte sich etwas anderes entwickelt. Energien hatten sich gesammelt und aufgespeichert, die von Jahr zu Jahr mehr wurden und dem Baum eine Dikke und Härte gaben, die ihn gegen alle Stürme und Unwetter gefeit machten. Was auch immer gegen ihn stieß und wie sehr Frost und Hitze, Stürme und vielleicht mitunter sogar kleine Erdstöße auf ihn einwirkten, der Baum blieb fest und trotzte allen Anfeindungen der Umwelt.

Aber erst nach dem Fällen des Baumes konnten die aufgespeicherten Energien nutzbringend verwertet werden. In dem angeführten Fall ergaben sie das Brennholz für den Kamin, und zwar in solcher Fülle, dass es für mehrere Jahre ausreichte.

Wenn ich von meinem Arbeitszimmer im oberen Geschoß des Hauses durchs Fenster sehe, dann schaue ich auf einen Ausschnitt der viele tausend zählenden Häuser der großen Stadt Vancouver. Fast alle Häuser sind aus Holz gebaut. Ungeheure Mengen Holz mußten für den Bau so vieler Häuser verwendet werden. Dazu kommen all die Möbel und die ganze Ausstattung dieser Häuser sowie Zäune, Brücken und vieles andere. Was woll-

te Kanada, wenn es nicht so unermeßliche Reichtümer an Holz hätte! - Und all dieses Holz konnte in den unzähligen Wäldern Kanadas gewonnen werden.

Es waren das einst verborgene Energien, die ungesehen in den Millionen von Bäumen sich entwickelten und aufspeicherten, wodurch die Bäume zu ungeheuren Riesen heranwuchsen.

Aber die Bäume mußten erst gefällt werden und ersterben, bevor die Energien, sagen wir, das Holz, für die Bewohner der Städte und Farmen gewonnen werden konnte. -

Können wir hier nicht einen sehr anschaulichen Vergleich ziehen zu unserem Christenleben? - Fast ausnahmslos sind die Christen nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft, die 'Frucht' bringen, indem sie in ihren Berufen nutzbringende Arbeit leisten. Ich denke an die unübersehbare Schar der Ärzte, Lehrer, Professoren, Ingenieure, Schriftsteller, Schlosser, Schmiede und anderer Berufe, nicht zu vergessen den Bauernberuf, die aus christlichen Familien hervorgehen. Das sind aber alles 'Früchte', die nur für das diesseitige Leben einen Wert haben.

Ungesehen, wenigstens in den meisten Fällen, entwickeln sich jedoch Energien und werden mit dem geistlichen Wachstum des Christen stärker und fester, Energien, die für die Ewigkeit heranreifen und erst nach dem Tode und in der Vollendung ihre volle Verwertung finden.

Das ist das inwendige Leben in uns, das bei der Wiedergeburt beginnt und zum geistlichen Bau heranreift, das also allein Ewigkeitswert hat.

„Nur, was für Gott hier getan, wird bestehn“, singt ein Liederdichter. Und Jesus gebraucht in seinen Gleichnissen ein ähnliches anschauliches Bild aus der Natur, indem er zu seinen Jüngern sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein. Wenn es aber erstirbt, so bringt es viel Frucht“. (Joh. 12,24).

Sind auch wir, bin ich und bist du, gewürdigt, Ewigkeitsfrüchte zu tragen, innerlich zu erstarken und Energien zu entwickeln, deren Wert wir einst in der Vollendung sehen werden?

Prüfen wir uns doch immer wieder anhand des Wortes Gottes, ob geistliches Wachstum in uns ist und ob der Herr auch bei uns einst Frucht finden wird. Frucht, welche Ewigkeitswerte in sich birgt!

Prüfen wir uns, ob wir mit dem Pfund, das uns anvertraut ist, wuchern, oder ob wir es „im Schweißtuch vergraben“, nach Luk. 10,28!

Auch im neu angetretenen Jahr 1976 sei es fortwährend unser tiefstes Anliegen, innerlich zu wachsen, zu erstarken und dem Herrn zu dienen mit der Gabe, die wir von ihm empfangen haben.

Denken und danken. (1976)

nach Psalm 103.

(In 'Wechselvolle Pfade'. Das Manuskript dieses Gedichts, nennt lediglich Clearbrook als Ortsangabe)

Lobe den Herrn, Seele, laß es dir sagen;
lob Ihn und dank Ihm in all deinen Tagen!
Lobe den Herrn; täglich denke daran,
was Er dir hat so viel Gutes getan!

Hat Er dir doch deine Sünden vergeben,
hat Er beschützt und bewahrt dich im Leben;
hast du doch stets Seine Nähe verspürt,
hast du gemerkt doch, wie treu Er dich führt.

Liebend umhüllte dich stets Seine Gnade,
die dich in Stürmen des Lebens bewahrte,
dir in den Kämpfen gab stärke genug
und wie auf Flügeln des Adlers dich trug.

All deine Schritte will gütig Er lenken.
Nicht deiner Schwachheiten will Er gedenken.
Wie sich ein Vater des Sohnes erbarmt,
so Gottes Langmut dich trägt und bewahrt.

Fern, wie der Abend sich neiget vom Morgen,
tut Er hinweg unsre Nöte und Sorgen.
Uns're Verfehlungen decket Er zu;
gibt unsrer Seele stets Frieden und Ruh.

Hoch ist der Himmel; aus unendlicher Ferne
leuchten herab Mirriaden der Sterne.
So waltet über uns stets Seine Gnad',
leitet und führt uns auf richtigem Pfad.

Lobet den Herrn, alle himmlischen Heere,
alle Bewohner der Erde, der Meere;
alles was Odem hat, nahe und fern!.
Drum meine Seele auch, lobe den Herrn!

Abram J. Löwen,
Clearbrook, B. C.

Was ist der Sinn des Lebens? (1976)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 11. Aug. -76)

Es ist ein heißer Sommertag. Nach einer ermüdenden Wanderung unter der brennenden Julisonne nehmen mich die Zedern auf und laden zu einer erquickenden Ruhe ein. In einer stillen Ecke des Waldes nehme ich Platz auf einer rohgezimmerten Bank eines Campingtisches und lasse die friedliche Ruhe des Parks auf mein Gemüt einwirken.

Ein Lied aus meiner fernen Jugendzeit kommt mir in den Sinn, das wir damals oft sangen, ohne seinen Sinn voll zu erfassen oder auch nur ernstlich darüber nachzudenken:

Im Walde möcht' ich leben zur heißen Sommerzeit.
Der Wald, der kann uns geben viel Lust und Fröhlichkeit.
Mit seinem kühlen Schatten winkt jeder Zweig und Ast.
Das Blümlein auf den Matten winkt mir: Komm, lieber Gast!

Der Grant Park stößt mit seinem südlichen Ende an den großen Trans-Kanada-Hochweg und ist nur durch einen Stacheldrahtzaun von demselben getrennt.

Sehr bald werden daher meine Gedanken durch die hart an mir vorbeirasenden Autos und Trucks abgelenkt, die in fast ununterbrochener Reihenfolge und in großer Schnelligkeit ihren Zielen zustreben. Die rechte wie auch die linke Seite des Hochweges (ein Wunderwerk der modernen Technik) sind doppelspurig. Die Fahrzeuge der rechten Seite eilen der Großstadt Vancouver, zu, während auf der linken Seite die Autos, von Vancouver kommend, in entgegengesetzter Richtung fahren.

Das ist ein rasendes Hin und Her, das anscheinend kein Ende nehmen will, und viele Fahrer sind bemüht, die vor ihnen fahrenden Autos zu überholen, so dass es einem Wettrennen ähnlich sieht.

Aus dem Äußeren der Fahrzeuge kann man weitgehend auf den Zweck ihres Fahrens schließen. Große, vollbeladene Trucks, die mit kreischendem Getöse vorbeirasen, zeugen von Geschäft und harter Arbeit, auf der Suche nach dem „so begehrenswerten" Dollar. Andere Fahrzeuge, etwa mit einem Boot auf dem Dach oder auch mit einem größeren Motorboot oder einem Wohnwagen hinterher, verraten, dass sie das Vergnügen oder die Erholung suchen. Die Insassen der kleineren, leichten Autos wollen etwa Verwandte besuchen oder haben vielleicht wichtige geschäftliche Tätigkeiten abzuwickeln. Unzweifelhaft sind auch viele darunter, die den verschiedenen Schauplätzen oder Trink- und Spiellokalen zustreben, die die Großstadt bietet.

Nicht selten fahren auch große, vollbesetzte Fernbusse vorbei, wo jeder Passagier sein eigenes Ziel sucht und sein eigenes 'Geschäft' zu erledigen hat.

Es spiegelt sich also auf den großen Autostraßen die Unrast und Unruhe der Menschheit wider, die so verschiedenartig in ihrem Suchen und Streben ist.

Und nicht schwer ist es, in den Großstädten die verschiedenen Bürden zu erkennen, mit denen Tausende und Abertausende armer Menschen belastet sind. Geldsucht, Vergnügungssucht, Trunksucht, Drogensucht, Unmoral, Schamlosigkeit und Unzucht gehören

heutzutage zur großen Mode und werden von so vielen leidenschaftlichen Menschen bis in die tiefsten Tiefen ausgekostet.

Finden die Menschen in ihrem emsigen Rennen, Hasten und Jagen wohl das Glück, die Befriedigung, die sie suchen? - Wohl kaum; die vielen Selbstmorde in unseren Tagen sprechen vom Gegenteil.

Unwillkürlich wird man an die Worte Salomos, in Prediger, Kapitel 1, besonders an Vers 8 erinnert, wo es heißt: „Es sind alle Dinge so voll Mühe, dass es niemand ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt und das Ohr hört sich nimmer satt“. Und an Vers 14: „Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht, und siehe, es war alles eitel und Haschen nach Wind“. In Vers 3 heißt es „Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?“- Alles muß der Mensch nach Pred. 2,21b. „einem anderen überlassen, der nicht daran gearbeitet hat.“

Alarmierende Nachrichten dringen durch, von lieben Verwandten oder Bekannten, die hoffnungslos an Krebs erkrankt sind und nur noch eine begrenzte Zeit zu leben haben, vielleicht nur noch Wochen oder Tage. Oder von schweren Autounfällen, wo liebe Menschen, die uns teuer sind, so plötzlich in den Tod getrieben wurden.

Man liest in den Zeitungen von Flugzeugabstürzen mit bis zu hundert oder mehr Todesopfern in wenigen Sekunden. Man liest von verheerenden Überschwemmungen und Wirbelstürmen mit zahlreichen Menschenopfern. Oder man hört von großen Erderschütterungen, wie beispielsweise das große Beben in Guatemala, das vor einigen Monaten die Menschheit erschrecken ließ, wo in einer kurzen Zeitspanne von nur wenigen Stunden über dreißigtausend Menschen den Tod fanden.

Wie unzählige Menschenopfer haben in den letzten Jahrzehnten auch Krieg, politischer Terror und Machthunger geordert! Das ist uns wohl allen noch in grauenhafter Erinnerung. Und nur durch ein Gotteswunder sind wir davor bewahrt geblieben.

Man spricht von Befreiung und bringt stattdesen nur noch größere Versklavung und unübersehbares Elend und Herzeleid. Und, um das Grauen noch völliger zu machen, ist in den letzten Jahren die Angst vor der Atombombe, die alles Leben auf der Welt auszulöschen vermag, der gesamten Menschheit aufgezwungen worden. Auch haben uns die beiden großen Weltkriege dieses Jahrhunderts zur Genüge darüber belehrt, dass in Kriegszeiten die Heerführer und Politiker nicht spaßen und sogar fähig sind, auf den Knopf zu drücken, wodurch im letzten Weltkrieg Hiroschima und Nagasaki in einem Augenblick zu Asche wurden.

Das waren damals nur winzige Bomben im Vergleich zu den übergroßen Atom- und Wasserstoffbomben, über welche heute die Großmächte verfügen.

Was hat also das Leben noch für einen Sinn oder Wert? Lohnt es, unter solchen verzweifelten Umständen überhaupt noch zu leben?

Auch jener Liederdichter kommt, wie es scheint in purer Verzweiflung, zu dem trostlosen Ausruf: „Ist's auch eine Freude, Mensch, geboren sein? Darf ich mich auch heute meines Lebens freun? - Wo so viele Tränen, so viel Angst und Not, so viel banges Sehnen, Schmerz, und endlich Tod?!“

Aber dann bricht in dem Liede der Jubel durch: „Ja, es wär' zum weinen wenn kein Heiland wär', Aber sein Erscheinen bracht den Himmel her....!“

Ja, wo die Welt heutzutage, wie es scheint, einem hoffnungslosen Chaos entgegensteuert, dürfen Christen, die ihren Herrn und Erlöser kennen und lieben, noch hoffnungsfroh in die Zukunft schauen.

Sie dürfen ihre Häupter emporheben und auf ihren Herrn warten, der auferstanden und gen Himmel gefahren ist und verheißen hat, in Bälde wiederzukommen, um die Seinen aus einer verlorenen Welt in die ewige Herrlichkeit zu versetzten, wo keine Sünde, keine Tränen, kein Leid und kein Tod mehr sein werden.

Eine Schallplatte, die sich in unserem Besitz befindet, bringt ein wunderbares Lied, das mich immer wieder, so oft ich es höre, tief beeindruckend meine innersten Gefühle anspricht. Ich kann nicht umhin, dieses Lied hier wiederzugeben. Es dürfte vielleicht einem und dem anderen Leser zum Segen gereichen. Es lautet:

Im Himmel ist keine Enttäuschung,
nicht Müdigkeit, Trübsal und Schmerz,
nicht Herzen, gebrochen und blutend,
kein seufzendes, klagendes Herz.
Die Wolken, die hier oft so dunkel,
erscheinen im Himmel nicht mehr.
Von himmlischem Glanze umfunkelt
ist alles so herrlich, so hehr.

Im Himmel braucht niemand bezahlen,
denn alles dort oben ist frei.
Die Kleider dort nicht mehr veralten,
stets fleckenlos, glänzend und neu.
Die Alten, in ewiger Jugend
verwandelt, im Augenblick schnell.
In übernatürlichem Glanze
ist alles so herrlich, so hell.
Chor:
Jerusalem droben, die Schöne,
ich bin auf dem Wege dahin,
wo singend die Scharen Erlöster
die himmlischen Hallen durchziehn.
Ein Heimweh nach oben erfaßt mich
zur Heimat, von Gott mir erbaut.
Wie wird uns geschehn, wenn Jesum wir sehn
in der herrlichen, himmlischen Stadt!

In dieser frohen Hoffnung und Erwartung alle werten Leser herzlich grüßend.

Veränderungen (1976)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 29. Sept. -76)

Wieder neigt sich der Sommer seinem Ende entgegen. Wieder verändert sich die Natur; die Tage werden kürzer und die Nächte länger. Die Wärme des Sommers weicht allmählich den kälteren und oft stürmischen Tagen des Herbstes. Das prächtige grüne Laub der Bäume verändert seine Farbe, wird gelb oder rot, und bald wird der Herbstwind die dürren Blätter vor sich hertreiben und die Bäume ihres Schmuckes berauben.

All die liebliche Pracht der Blumen ist nun bald wieder für mehrere Monate dahin. Eine weiße Schneedecke wird bald die Schönheiten, die der Sommer hervorzauberte, wieder unbarmherzig zudecken. Eisige Kälte des Winters wird die wohltuende Wärme des Sommers ablösen.

Liebe Menschen schauen sich ins Angesicht. Nach dreißig- oder vierzigjähriger Trennung führte der „Zufall" sie wieder zusammen. Wir erleben ähnliche Szenen ja so oft in der heutigen Zeit. Der grausame Krieg mit seinen zerstörenden Folgen hatte sie gewaltsam auseinandergerissen, und es schien, als würden sie nie mehr zusammenfinden.

Doch dann, Jahrzehnte später, führte ein gütiges Geschick, verursacht durch politische Veränderungen und wirtschaftliche Überlegungen, es so, dass die so lange Getrennten sich wieder in die Augen schauen durften.

Und in vielen Fällen mischte sich dann wohl in die Wiedersehensfreude eine tiefe Wehmut über das, was lange Jahre und unbeschreiblich schweres Erleben dem so lange ersehnten lieben Menschen angetan hatten. Das einst so lieblich blühende Angesicht ist alt und faltenreich. Die einst hell strahlenden Augen sind starr und glanzlos und das früher wallende frische Haar ist grau und strähnig. -

Und wie vielen lieben Ehegatten, Familienangehörigen oder nahen Verwandten ist nach so langer Trennung ein Wiedersehen überhaupt nicht mehr vergönnt. Ein gewaltsamer Tod durch bestialische Maßnahmen hat sie für immer auseinandergerissen.

Generationen kommen und gehen. All die vor etwa sechzig oder siebzig Jahren jungen und lebensfrohen Menschen, die damals die Erde bevölkerten und, jeder auf seine Art, sich ihr Leben formten, sind heute entweder nicht mehr am Leben oder aber sind alt und in vielen Fällen lebensmüde. Bald wird auch den letzten von ihnen der Grabhügel decken. „Sie gehen hin und ihre Stätte kennet sie nicht mehr".

Jüngere Generationen nehmen ihre Plätze ein und bauen weiter auf den Fundamenten, die von den Alten gelegt wurden. -

Wie hat sich im letzten Jahrhundert die politische Weltkarte verändert! Als ich vor vielen Jahren auf der Schulbank saß, dann war immer die Geographie mein Lieblingsfach. Ich kannte jedes Staatengebilde auf dem Weltatlas und wußte die Hauptstadt eines jeden Staates zu nennen. Wie ganz anders sieht es heute aus!

Das große russische Imperium mit dem „rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reußen", dem Kaiser oder Zaren an der Spitze, mußte einer sozialistischen Sowjetunion weichen, mit Terroristen und atheistischen Kommunisten an der Spitze, die sich Befreier des arbeitenden Volkes nennen, bisher aber das Gegenteil davon bewiesen haben. Die Hauptstadt

ist nicht mehr das einst so blühende Sankt Petersburg (heute Leningrad), sondern Moskau, die Stadt des einst so grausamen Ivan Grosny (Johann der Schreckliche).

Das einst gewaltige Deutsche Reich mit dem mächtigen Kaiser in der Hauptstadt Berlin, wohin ist es gekommen?! - Zusammengeschrumpft und in zwei Teile geteilt, die sich feindlich gegenüberstehen, kämpft es heutzutage einen verzweifelten Kampf ums Dasein und ist sozusagen von allen Seiten bedroht.

Das früher so mächtige Britische Weltreich mit seinen vielen blühenden Kolonien, in welchem 'die Sonne nie unterging' und das die führende Macht im Staatenkonzert war, mußte die Führung an die USA abtreten, verlor fast all seine Kolonien und hat ungeheuer viel an Einfluß eingebüßt obzwar es sich auch heute noch gerne „Commonwealth of Nations“ oder „United Kingdom“ nennt.

Die Mitteleuropäischen Staaten werden heute fast alle von der Sowjetunion beherrscht. China ist zweigeteilt: Die sogenannte Volksrepublik China ist kommunistisch und Taiwan auf der Insel Formosa, das sogenannte Nationalchina, ist dem Kommunismus abgewandt.

In Hinterindien hat es große Veränderungen gegeben, und besonders Vietnam wurde im letzten Jahrzehnt durch den unseligen Vietnamkrieg stark mitgenommen mit ungeheuren Verlusten an Menschen und Material.

Und besonders Afrika, der Schwarze Kontinent, ist fast nicht wiederzuerkennen. Wieviel Blut ist dort in den letzten Jahren geflossen; fast nicht zu übersehen sind die staatlichen und geographischen Veränderungen, die es dort gegeben hat. -

Es ist fast, als habe im letzten Jahrhundert eine mächtige überirdische Hand alles einst Gewaltige auf der Erdkugel auseinandergezerrt und als seien nur noch Ruinen übriggeblieben.

Veränderungen! Wie in einem Kaleidoskop! - Nichts hat bleibenden Bestand auf dieser Erde. Alles ist einem ewigen Wechseln und Wandel unterworfen.

In der Hauptsache haben wohl die vernichtenden Weltkriege mit ihren schweren Folgeerscheinungen, das Ende der Kolonialherrschaften und die schnelle Entwicklung der Technik zu den großen Verschiebungen und Veränderungen beigetragen. Aber auch Naturkatastrophen, wie Mißernten, Epidemien, Überschwemmungen und Erdbeben (letztere treten immer häufiger und stärker auf) haben vieles verändert. Und auch durch Sterben und Geborenwerden entstehen starke Veränderungen. Man denke in diesem Zusammenhang an die sogenannte Überbevölkerung der Erde, welche heutigentages den Sozialphilosophen und Ernährungszentren so große Sorgen bereitet.

Und man könnte die Ursachenliste der Veränderungen auf unserem Planeten noch um ein Vielfaches verlängern. Wie die physisch-astronomische Wissenschaft uns heute lehrt, ist sogar der gesamte Kosmos, das Universum, in einem steten Wandel begriffen. Sonnen und Milchstraßen-Systeme verändern ihre Formen durch exzentrische Bewegungen. Ungeheure Sonnen, die wir als kleine Sternlein am Himmel sehen, verschwinden im All, wie die Beobachtungen es zeigen, und andere tauchen dagegen auf. Und vieles andere mehr.

Die letzte und größte Veränderung wird eintreten, wenn sich das letzte Buch der Heiligen Schrift, die Offenbarung Jesu Christi, erfüllen wird. Wenn Er selbst, der ewige Herr und König, mit einem Feldgeschrei und der Stimme der letzten Posaune, in vollendeter Maje-

stät erscheinen wird, um seine Gemeinde heimzuholen, dann werden die Elemente vor Hitze zerschmelzen. Der Himmel und die Erde werden vergehen, um einem neuen Himmel und einer neuen Erde Platz zu machen.

Einen kleinen Vorgeschmack zu diesen schrecklichen Weltkatastrophen, die, wie es scheint, im Anzuge sind, haben wir bereits im Gedanken an die vernichtenden Atom und Wasserstoffbomben, die heute schon im Besitz mehrerer Länder sind.

Wer wird überleben? - Wer wird zu dieser Seiner Brautgemeinde, jener bluterkauften Schar, gehören, die Gott der Herr, der Beherrscher des Universums, in Sein Ewiges Freudenreich versetzen wird? - Heute ist noch Gnadenzeit. Heute wird verlorenen Sündern das Heil in Christo noch angeboten.

In Offenb. 22, 17 heißt es: „Wen dürstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ Und in Vers 20 sagt dann weiter: „Es spricht, der solches bezeugt: Ja, Ich komme bald; Amen, ja komm, Herr Jesu!“-

Schattierungen (1977)

(In ‘Ein Jegliches hat seine Zeit’; ‘Bote’ 12. Apr. -77; ‘Rundschau’ 20. Apr. -77)

Das schöne Britisch Columbia mit seinen gen Himmel ragenden Bergen, seinen vielen Flüssen und Seen und seinen lieblichen Tälern und hohen Laub- und Nadelwäldern ist nur verhältnismäßig selten schön, insonderheit zur Zeit des Winters, sehr oft aber auch zu anderen Zeiten, wenn tage- und wochenlang der Himmel mit dicken Wolken bedeckt ist und fast alle Tage der Regen herniederströmt. Kahl stehen (namentlich in den Wintermonaten) die Laubbäume da und die Nadelbäume heben sich schwarz und gespensterhaft vom grauen Himmel ab. Von den Bergen sieht man nichts, denn sie haben sich melancholisch hinter dichtem Nebelflor versteckt.

Ein trüber und verschlafener Anblick, wohin man auch die Blicke wendet. Unwillkürlich fragt man sich dann bald: „Das soll das schöne Britisch Columbia sein?“

Wenn dann aber der Himmel sich klärt, die majestätischen Berge aus ihrem Versteck hervortreten und die Sonne hinter den Wolken hervorbricht, was ist das für eine Wandlung! Wie wunderbar belebt das Sonnenlicht die ganze Natur, die eben noch so trostlos und trübe dastand! Die Lichtseiten heben sich scharf von den Schattenseiten ab, wodurch jeder Gegenstand klarer erkennbar wird. Das ganze Panorama gewinnt einen unbeschreiblich schönen Glanz. Wahrlich, dann kann das Herz jubeln über die herrliche Gottesnatur und das schöne Britisch Columbia.

Und wie haben sich die klassischen Maler bemüht, solche Schönheiten, die das wohltuende Licht der Sonne hervorzaubert, auf ihren Ölgemälden festzuhalten! Sie haben es wahrlich verstanden, meisterhaft nachzubilden, was Gott an Schönheiten in die Natur hineingelegt hat und durch das Sonnenlicht so glänzend hervortreten läßt.

Um aber richtig zu kopieren, muß die größte Sorgfalt auf das Schattieren gelegt werden, wozu man etwas mit dem Gesetzen der Malkunst vertraut sein muß. Nur dann hat das

Bild einen Schönheitswert, wenn die Licht und Schattenseiten richtig gemalt sind und ganz genau mit dem Original, das die Natur bietet, übereinstimmen.

Das trifft auch besonders zu, wenn der Maler ein menschliches Antlitz malt, das sich genau mit seinem lebenden Original oder etwa mit einer Photographie ähneln soll. Hier muß der Maler ganz besonders geübt sein, um die Schattierungen richtig zu stellen. Jeder kleinste Fehler, der gemacht wird, entstellt die Ähnlichkeit.

Wie kann zum Beispiel ein Lächeln auf einem Antlitz nachgebildet werden? Nur dann gelingt es, wenn die Veränderungen im zu malenden Gesicht, die durch das Lächeln entstehen, ganz genau und richtig beim Schattieren beachtet werden. Das ist äußerst kompliziert und erfordert viel Konzentration. Man muß dazu schon die entsprechende Vorbildung und eine langjährige Erfahrung haben.

Wie die Licht- und Schattenseiten der Natur erst den wahren Reiz verleihen, so muß auch das gemalte Bild die richtigen Schattierungen haben, um wirklich schön zu sein. Dieses wurde mir, als ich weiter darüber nachdachte, zu einem Gleichnis.

Wie durch den Glanz der Sonne die Natur so herrlich verklärt wird, indem Licht und Schattenseiten hervortreten, und wie der Maler bemüht ist, seinem Bild die richtigen Schattierungen zu verleihen, damit es die Natur widerspiegelt, so ist auch der himmlische Vater bemüht, in seinen Kindern sein Bild, das dem Menschen im Paradiese verlorenging, wiederherzustellen.

Es heißt in 1. Mose 1,27: „Und Gut schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ Dann kam aber die Sünde, und sie entstellte das göttliche Bild im Menschen. Und Gott mußte zum Menschen sagen (Kap. 3, 19): „Denn du bist Erde und sollst wieder zu Erde werden“. Also das göttliche Bild war zerstört.

Nun heißt es in Ehp. 4, 24: „Und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit“. Also das nach Gott geschaffene Bild soll in den Kindern Gottes wieder hergestellt werden. So sagt es auch in 1. Kor. 15, 49: „Und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des himmlischen“.

Dieses „Bild des Himmlischen“ im Menschen wiederherzustellen, wieviel hat das dem Schöpfer Himmels und der Erde gekostet! Gott mußte seinen geliebten Sohn, den Eingeborenen, auf diese Erde senden, und der mußte sein Leben am Stamme des Kreuzes opfern, um uns sündige Menschen zu erlösen und dieses 'Bild' in uns wieder zu restaurieren, es wieder neu erstehen zu lassen. Das wir wirklich ein Opfer, das nur die unerforschliche Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen bringen konnte. Und dieses Opfer ist vollgültig für alle, die in Reue und Buße zu ihm kommen und den 'neuen Menschen' anziehen, die damit zu Christi bluterkaufter Schar hinzugezählt werden.

Das „Bild des Himmlischen“ ist damit wiederhergestellt. Aber es ist noch nicht fertig: es muß bearbeitet werden, damit es dem Schöpfer nach 1. Mose 1, 26 und 27 wieder gleich, das heißt, ganz und genau ähnlich werde.

Christus ist nun bemüht, seine Kinder, dich und mich, zu 'bearbeiten', das heißt, sie zu formen und zu erziehen, mit anderen Worten, das Bild in uns durch 'Schattierungen' seinem Bild ganz ähnlich zu machen. Das bedeutet oft Leidenswege für uns, oft tiefe Leidenswege, je nachdem, wie weit noch das Bild in uns von der Ähnlichkeit mit Christi Bild

entfernt ist. Der Psalmsänger hat das auch erfahren. Er sagt im 23. Psalm, Vers 4: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich“.

Also durch Tiefen und über Höhen muß der Herr seine Kinder führen, um sein Bild in ihnen zur vollen Ähnlichkeit zu bringen. Oft ist es sehr schmerzhaft und erfordert viel Ausdauer, aber wir werden immer wieder getröstet, wie auch jener Liederdichter es ausdrückt: „Herr, sende, was du willst, ein Liebes oder Leides, Ich bin getrost, dass Beides, aus deinem Herzen quillt“.

Und indem der Herr seine 'Schattierungen' an uns vollzieht, wodurch sein Bild in uns zur vollen Ähnlichkeit gelangt, dürfen wir uns dessen gewiß sein, wie es in 1. Joh. 3,2 so schön heißt: „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder; und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber wenn es erscheinen wird, dass wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist.“

Also, es geht durch Leiden, oft durch viele und schwere Leiden, zur Herrlichkeit.

Und wie schön wird es einst sein, wenn der Abglanz seiner ewigen Herrlichkeit uns, seine Kinder, überstrahlen und die Ähnlichkeit mit Christus zur vollen Geltung bringen wird. Das wird allein Herrlichkeit sein!

Dazu wolle uns alle der Herr aus Gnaden verhelfen!

Neu-Samara am Tock, einst und jetzt. (1977)

(In ‘Ein Jegliches hat seine Zeit’; ‘Bote’ 21. Sept. -77)

Es ist ein regnerischer Augustabend in Clearbrook, B. C. Jeder einen Regenschirm über dem Kopf aufgepflanzt, wandern im Regen meine Frau und ich zu einem Hause in etwa einer halben Meile Entfernung von uns, wo im Kellergeschoß ein Bildbericht über Neu-Samara gegeben werden soll, und zwar beim Besitzer dieses Hauses, der unlängst, zusammen mit seiner Frau, von einer Besuchstour nach der alten Heimat zurückgekehrt ist.

Er hat einige Freunde und einstige Landsleute dazu eingeladen, die nun mit Spannung dem Bericht folgen und sich die Bilder auf der Leinwand ansehen. Was uns da gezeigt und berichtet wird, erfüllt uns alle mit tiefer Wehmut.

Neu-Samara, die einstmals so schöne und stolze Ansiedlung am Tock, wohin ist sie gekommen?!

Ich war sechs Jahre alt, als meine Eltern mit mir von der Orenburger Ansiedlung nach Neu-Samara zogen. Dort verlebte ich nun acht glückliche Kinderjahre, und zwar in verschiedenen Dörfern, in denen mein Vater als Lehrer tätig war. Es war ja damals sozusagen Sitte, dass die Lehrer sehr oft von einer Dorfschule in eine andere überwechselten.

In diesen acht Jahren wurde mir Neu-Samara zu einer lieben und trauten Heimat und zum Inbegriff alles Schönen und Guten. Später kam ich dann als Jüngling nochmals dorthin und zwar aus der Koltschak-Armee, wo ich Soldat war und von wo ich mit Riskierung meines Lebens in Feindesland flüchtete, als die Weißen (Koltschakowzy), von Ufa und Ster-

litamak vordringend, sich immer weiter voranwälzten und sich der Ansiedlung näherten. Ich kam glücklich durch die Gefahrenzone hindurch und durfte noch weitere eineinhalb Jahre in Neu-Samara verleben und mich der geliebten Heimat meiner Kinderjahre freuen.

Den so tragischen und vernichtenden Rückzug der Weißen Armee ins Innere Sibiriens wobei viele meiner Kameraden ums Leben kamen, durfte ich dank der bewahrenden Gnade Gottes also nicht miterleben.

Die damalige, plötzlich eintretende Schneeschmelze in den frühen Märztagen, wodurch Straßen und Wege unpassierbar, aber auch die Kampfhandlungen unmöglich wurden, war meine Rettung auf der Flucht. Aber diese Schneeschmelze verursachte auch unbeschreibliche Mühen und Strapazen bei meiner einsamen Wanderung durch ganz unbekannte Gebiete. Bis ich schließlich nach einigen Tagen wohlbehalten, aber zu Tode ermüdet, in Kamenetz, dem zu Neu-Samara gehörenden aber einzigen Dorf an der Nordseite des Tock-Flusses ankam.

Nach ein paar weiteren Tagen, als das Schneewasser etwas abgelaufen war, wurde ich von einem Mennoniten auf seinem Droschken-Gespann nach dem weit ab gelegenen Krassikowo befördert, wo meine nahen Verwandten wohnten, die mich sehr freundlich aufnahmen und bei denen ich denn auch verbleiben durfte. Wie anmutend und wohlhabend wirkten damals auf mich die Dörfer von Neu-Samara, und wieviel Gutes bargen sie in ihren Grenzen!

Dieses Überwechseln aus dem rohen Soldatenleben in die stille und friedliche Geborgenheit des ländlichen Lebens in der einst so lieben Heimat, war mir ein Erleben, das ich mit Worten nicht beschreiben kann und das mir nachher immer als eine gnädige und bewahrende Führung Gottes und ein Wunder vor meinen Augen im Gedächtnis geblieben ist.

Vor mir liegt ein Buch, das 1964 in Clearbrook, B.C., herausgegeben wurde, mit der Überschrift „Neu-Samara am Tock“. Es behandelt die Entstehung der Siedlung, ihren wirtschaftlichen Aufstieg und geschichtlichen Werdegang und schließlich ihr tragisches Schicksal zur Zeit der Revolutions- und Hungerjahre und der stalinistischen Gewaltherrschaft. Das Buch enthält auch eine Anzahl Foto Aufnahmen aus den verschiedenen Begebenheiten in den Blütejahren der Kolonie.

Viele wohltuende Erinnerungen ruft immer wieder dieses Buch in mir wach. Wie sorgsam war damals alles geregelt! - Ein allgemeiner Wohlstand zeichnete sich ab, ein rapider Aufstieg im wirtschaftlichen Leben. Das Erziehungs- und Bildungswesen in den Dorfschulen und in der Zentralschule in Lugowsk war in guten Händen und auf den Fundamenten der reinen biblischen Lehre aufgebaut. Und fruchtbringend war das Gemeinde- und Gemeinschaftsleben der Siedler. In den drei großen und schönen Kirchen der Ansiedlung wurde ein reines und unverfälschtes Evangelium gepredigt und das Erbe des Täufertums gepflegt und von Generation zu Generation weitergegeben.

Und eingesponnen war die Ansiedlung in eine überaus schöne Gottesnatur. Im nördlichen Hintergrund der ganzen Siedlung zog sich eine lange Hügelkette als Ausläufer des Uralgebirges. Prächtige Wiesen und Getreidefelder ringsumher. Still und ruhig bewegten sich entlang der Hügelkette in Richtung Osten-Westen die Wasser des Tock-Flußes, der ein Nebenfluß des Samra-Flußes ist, welcher seinerseits in die Wolga mündet. In den Tock mündeten kleine Flüsse, die sich durch das Siedlungsgebiet zogen: der sogenannte Ku-

terlja-Fluß, der Kaltan Fluß, der Klinok-Fluß und der Ischalka-Fluß. Also, es ist ersichtlich, dass es eine Wasserreiche Landschaft war, wo fast Jahr für Jahr gute Ernten erzielt werden konnten. Gegenüber den Dörfern Donskoje und Pleschanowo befand sich am Tock-Fluß die große, fünfstöckige Wassermühle, welche aus dem Weizen der Siedler das sogenannte „Römermehl“, ein erstklassiges Produkt, herstellte und ins Ausland absetzte. Zwei Dampfmühlen waren außerdem in den Dörfern Lugowsk und Podolsk.

Bis zum Ersten Weltkrieg war die Ansiedlung in stetem Aufstieg begriffen. Doch dann kam langsam, aber unaufhaltsam der große und so tragische Niedergang.

Was sich aus diesem Niedergang herausgerettet hat und was der Sowjetstaat aus diesen Überresten herausgewirtschaftet hat, das sahen wir auf der Leinwand und hörten wir in dem Bericht in jenem oben beschriebenen Hause.

Wir sahen auf der Leinwand vielmehr Frauen als Männer, weil so viele Männer, aber auch Frauen und Familienglieder in den nördlichen Verbannungsorten ein frühes Grab gefunden hatten. Unschuldig wurden sie verbannt. Unschuldig wurden sie zu Tode gemartert! Übermäßige Arbeit und Frost und Hunger waren die Foltermittel, die man ihnen auferlegte, bis sie die äußerste Grenze ihrer Tragkraft erreichten und ihr junges Leben aushauchten.

Und von den Überlebenden sahen wir manche auf der Leinwand. Sie und auch andere Siedler demonstrierten nur noch den Schatten ihres einstigen Seins. Viele Familien wurden uns gezeigt. Aber wir sahen kein glückliches Lächeln auf den Gesichtern, in denen das unbeschreibliche Leid so vieler Jahre sich abzeichnete. Wir sahen sogar ein Brautpaar mit Kranz und Schleier. Aber auch die Blicke dieser jungen Menschen ließen gar kein frohes Hoffen auf ein baldiges Eheglück erkennen. Auch diese Gesichter verrieten die Spuren langer Leidensjahre.

Meistens waren es sehr alte und aus Luftziegeln gebaute Häuser, in denen die Siedler wohnten, Häuser, an denen in vielen Fällen die Stukkatur abgebröckelt war und die merklich reparaturbedürftig zu sein schienen. Man sah sogar ein Wohnhaus, das mit Stroh gedeckt war. Also, nach unseren kanadischen Begriffen zu urteilen, eine äußerste Armut.

Kühe wurden uns gezeigt, eine staatliche Herde; Kühe des Krassikower Kollektivs, das ein Musterkollektiv ist. Schöne dunkelrote Kühe, wohl Nachkommen einer Edelrasse. Aber diese Rinder waren auffallend mager und knochig, weil es an jeglichem Futter mangelte.

Das Getreide, das vom Kollektiv geerntet wird muß sämtlich an den Staat abgeliefert werden. Wohin es abgefahren wird, von da dürfen sich dann die Siedler ihre spärlichen Rationen zurückholen. Die Kollektive, in welche die Mennoniten dort hineingepreßt wurden, können sich, obzwar sie Musterkollektive genannt werden, dennoch nicht frei entfalten und emporarbeiten, weil den Siedlern vorsorglich die Eigeninitiative genommen wurde indem Russen und Baschkiren in die Kollektive mit hineingepflanzt wurden, was sich auf die freie Entfaltung sehr lähmend auswirkt und ein großes Hindernis bedeutet.

So wird jegliche Eigeninitiative gewaltsam unterdrückt und jeder Sowjetbürger ist ein Sklave des Staates, der allein zu verfügen hat. Und wo nicht Initiative ist, da fehlt es zwangsläufig auch meistens an jeglichem Interesse an der Arbeit.

So ist es gekommen, dass das große Rußland von Einst, die frühere Kornkammer für ganz Europa, zu einem Staat degradiert wurde, der fast jährlich Millionen Tonnen Weizen und anderes Getreide aus dem Ausland importieren muß.

Und wie steht es heute mit den Syrenengesängen der Anfangsjahre von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“? - Wo ist heute die damals proklamierte „Bauern und Arbeiterregierung“, die so sehr betont wurde?

Ist nicht von all den damaligen Versprechungen und herrlichen Zukunftsverheißungen, von dem damals so lautstark verkündeten Arbeiterparadies, das genaue Gegenteil eingetreten?

Zwar hat der schwere Druck der Stalin-Ära in den letzten paar Jahren merklich nachgelassen und die Menschen dort dürfen wohl befreiter aufatmen, aber mit welcher Berechnung? Verbirgt sich dahinter nicht etwa ein feingesponnenner politischer Hintergedanke? Wir müssen es eben abwarten.

Ich kann vieles nicht verstehen (1977)

(In ‘Ein Jegliches hat seine Zeit’)

In der Peripherie, weit ab von den Zentren der Kultur, nicht zuletzt auch der mennonitischen Kultur, habe ich mein Leben zubringen müssen. Im Orenburgischen geboren, zogen meine Eltern mit mir, als ich 6 Jahre alt war, nach Neu-Samara, und von da, als ich der Dorfschule entwachsen war, nach Sibirien. Dort hatte ich keine Möglichkeit, die Zentralschule zu besuchen und mir eine höhere Bildung anzueignen. Lediglich mit ein wenig Selbstbildung und später in einigen kurzfristigen Kursen war es mir möglich, meinen Wissensdrang ein klein wenig zu befriedigen.

Und später, auf der Flucht vor dem Kommunismus, gestatteten die Umstände es mir nicht, wie es mein Begehren war, nach Kanada zu entkommen, sondern ich mußte mit meiner Familie nach Paraguay gehen, wo wir in einem erbitterten Kampf mit den ungewohnten Verhältnissen unser Leben fristen mußten.

Das ist, in wenigen Worten geschildert, die Ursache, weshalb ich weit zurückgeblieben bin und mit den riesigen Fortschritten der Zivilisation und auch mit den Gepflogenheiten der nordamerikanischen Mennoniten nicht Schritt halten kann. Und weil ich nicht Schritt halten kann, daher kann ich auch vieles heute nicht verstehen.

Obzwar ich ein Kunstliebhaber bin und oft die Ölbilder der klassischen Maler in ihrer zarten Farbenmischung und ihrer gewissenhaften Angleichung an die Wirklichkeit bewundert habe, stehe ich wie ein Klotz vor den Werken der modernen Malerei. Nicht nur, dass ich den Sinn des betreffenden Bildes nicht erfassen kann, es ist mir auch bei vielen Gemälden mit dem besten Willen nicht möglich, zu unterscheiden, ob ein Baum oder eine Kuh, ob ein Berg oder ein Haus auf dem Bilde gezeichnet ist. Bei anderen Bildern gelingt es mir nicht, festzustellen, ob der Maler Blumen gemalt hat, oder ob es lauter Farbenkleckse sind, mit denen das Bild bedeckt ist. Ja, mitunter kann ich nur dicke Längs- und Querstriche erkennen und lese dann zu meinem Erstaunen, dass das betreffende Produkt in Lon-

don, Paris oder Berlin den ersten Preis gewonnen hat. Da fühle ich dann in ganz besonderer Weise meine große Rückständigkeit.

Meine Rückständigkeit gestattet es mir auch nicht, mich in den Umstand hineinzufühlen, dass wir als Mennoniten sonntags in den Gottesdiensten gelegentlich mit Enthusiasmus und innerer Rührung etwa das Lied singen: „Glaube der Väter oft bedroht, dir sind wir treu bis in den Tod.“ Und dann, an irgendeinem Werktag, hören wir uns ein Bühnenstück an, das unsere mennonitische Jugend bringt, ein sehr plattdeutsches Stück, wo über die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren gespottet wird, wie beispielsweise „De Fria“ und andere. Da kann man sich dann fast bis zu Lachkrämpfen erheitern und am Schlusse fast nicht aufhören, Beifall zu klatschen.

Ich kann dann nur staunen.

Wir Mennoniten legen so großen Wert auf gute Bildung. Viele junge Menschen trifft man an mit akademischer Ausbildung und gar mit einem Doktortitel. Auch sind wir sehr stolz auf unser Mennonitentum und auf unsere Bibelschulen und theologischen Institutionen. Die Blätter können nicht genug darüber berichten. Wenn man aber tiefer in die Gemeinden und ihre Gottesdienste hineinschaut, dann wundert man sich bisweilen über die geringe Zahl derer, die das Wort in Händen haben, und über den oft laxen Ablauf der Gottesdienste. Man sieht mit Besorgnis die geringe Beteiligung der Jugend an den Veranstaltungen. Statt dass die Jugend mit kräftig gesungenen Liedern den Gottesdienst belebt und verschönert, werden in vielen Fällen von Seniorschören die Chorlieder gebracht. Hat denn die Gemeindejugend heute keinen Auftrag mehr in den Gemeinden?

Beim gelegentlichen Aufschlagen der gelben Blätter unserer Adressen und Telephonbücher, die jährlich von den Behörden neu herausgegeben werden, stößt man aber auf viele Firmen, oft sehr große und umfangreiche Geschäftshäuser, die mennonitische Namen tragen und deren Einfluß in einigen Fällen weit über die Grenzen der betreffenden Provinz hinausreicht.

Ist das also das Hauptziel unserer Bildungsbestrebungen? - Wie weh tut es mir, dem Zurückgebliebenen, dass der Einfluß der modernen Welt, wie es mir scheint, so sehr in die Gemeinden eindringt. Ganz abgesehen davon, dass hier in Kanada die deutsche Sprache, das Erbgut unserer Väter, zugunsten der englischen Sprache aufgegeben wird, geben auch die erschreckend verweltlichten Hochzeiten sowie die vielen Mischehen und damit die immer weiter um sich greifenden Ehescheidungen mir viel Fragen auf, die ich gar nicht zu beantworten vermag.

Und, was mir noch viel schlimmer zu sein scheint, die Familienplanung mit ihren Begleiterscheinungen wie: Geburtenverhütung, Pillen, Abtreibungen und anderes mehr, wodurch der Jugend Tor und Tür zu Unzucht und Unsittlichkeit geöffnet wird. Also diese Familienplanung wird heute sozusagen stillschweigend von den Gemeinden sanktioniert, worüber ich, der Rückständige, geradezu baff bin. Ich frage mich unter anderem ernstlich, ob es Christen zusteht, werdendes Leben zu zerstören oder abzutöten.

Und nun lese ich da einen umfangreichen Artikel von P. K. Neufeld, Fernheim, Paraguay, der unlängst im 'Boten' und später auch in der 'Menn. Rundschau' erschien, mit der Überschrift 'Quo vadis, MCC?'

Und ein Artikel mit ähnlichem Inhalt von Peter Regier, Winnipeg, Manitoba, erschien in der Ausgabe des 'Boten' vom 26. Oktober dieses Jahres unter der Überschrift 'Mißbrauch in der Anwendung der MCC-Gelder?' Beim Lesen dieser beiden Artikel kam ich fast nicht aus dem Staunen heraus. Wenn das wahr ist, was hier dem MCC zur Last gelegt wird, dann kann ich nicht begreifen, wie unsere Vordermänner mit akademischer Bildung so beharrlich dazu schweigen können.

Herr Peter Regier schreibt in seinem Artikel unter anderem wie folgt: „Wir sind mittendrin, Feindesliebe mit Handlangerdiensten für sein böses Treiben zu verwechseln. Und von seiten der Friedenssektion haben wir es mit einem gezielten Unterstützen der kommunistischen Länder zu tun. Von naiver Gutmütigkeit kann hier nicht die Rede sein. Larry Kehlers Bericht ist eine offensichtliche Verniedlichung des Kommunismus“.

Mit Herrn P. Regier glaube auch ich, dass wir es mit einem Problem zu tun haben, das zur Klärung drängt. Aber warum wird nichts unternommen? -

Nordamerika ist ein demokratisches Land, wo alle Regierungen ihre gewählten Parlaments haben, welche die Beschlüsse der Oberhäuser, das heißt der Kabinette, überprüfen, bevor dieselben Gesetzeskraft erlangen können. Sollte nicht dem MCC ein Gremium beigefügt werden, welches eine ähnliche Funktion ausübt und mit den Gemeinden in engem Kontakt steht? -

Es kommt mir unverantwortlich vor, mit dem Kommunismus, der in seiner Theorie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit predigt und in der Praxis aber, wie wir es so schmerzlich erlebt haben, fähig ist, sozusagen eine ganze Generation völlig unschuldiger Menschen in die Verbannung zu befördern, um sie dort eines grauenhaften Hungertodes sterben zu lassen, warme Kontakte anzuknüpfen und den Behörden dort vertrauensselig Gelder in die Hände zu geben, damit diese die Gelder an Arme und Hungernde weitergeben, wie es in Vietnam nach dem Bericht von Herrn P. Regier geschieht. Wie viele Arme und Hungernde werden wohl dadurch Hilfe erhalten?

Und den Behörden dort Schulen zu bauen, wo neue Henker und Mörder großgezogen und im krassesten Atheismus unterrichtet werden! - Können wir das mit unserem christlichen Gewissen und mit der Lehre der Heiligen Schrift immer noch in Einklang bringen?

Und das mit Geldern, die während der Gottesdienste in den Gemeinden als Kollekte für die Mission (!) gesammelt werden, an welchen Sammlungen sich auch, wie Herr Regier schreibt und wie auch ich es von Paraguay her gut kenne, viele Witwen, die ihre Männer in der Verbannung verloren haben, mit rührender Sorgfalt beteiligen.

Zusammenfassend kann ich nur sagen, dass ich das alles nicht verstehen kann und mich in meiner Naivität und meiner Rückständigkeit immer wieder fragen muß: 'Quo vadis, Mennonitentum?!'

Was ist der Mensch? (1977)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Bote' 19. Juli -77)

In Psalm 8, 4-7 ruft der Psalmsänger aus: „Wenn ich sehe die Himmel, Deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast, was ist der Mensch, dass Du seiner gedenkst und des Menschen Kind, dass Du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast Du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast Du unter seine Füße getan".

Von den Schriftauslegern wird behauptet und immer wieder betont, dass mit diesem 'der Mensch' der Herr Jesus in seiner Menschwerdung und seinem Erlösungswerk gemeint ist. Auch weist der Apostel Paulus in 1. Kor. 15, 25-27 darauf hin, dass Jesus Christus herrschen wird und Gott ihm alles unter seine Füße getan hat, womit er (Paulus) sich auf Psalm 8,7 bezieht.

Ursprünglich dürfte aber der Psalmist die Menschheit schlechthin im Auge gehabt haben, denn, wie wir oben gesehen haben, kommt er zu dem genannten Ausruf beim Anblick der Himmel, des Mondes, der Sterne und der gesamten Schöpfung. Und in meiner Lutherbibel ist unter Vers 6 „Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott..." eine Parallele angegeben aus 1. Mose 1, 26, wo Gott spricht: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer..." Und weiter unten im 28. Vers sagt Gott zu den Menschen (Adam und Eva): „Seid fruchtbar und mehrte euch, füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel...." usw.

Wir sehen heute klarer denn je, dass die Menschheit diesen göttlichen Auftrag hundertprozentig ausgeführt hat, worauf wir weiter noch kommen werden.

Aber in krassem Gegensatz dazu lesen wir in Psalm 90,5: „Du lässest sie (die Menschen) dahinfahren wie einen Strom; sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird."

Und in Hiob 14, 1 und 2 sagt der schwergeprüfte Hiob: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht". - Also: Wenig niedriger geschaffen denn Gott und mit Herrschergewalt ausgerüstet, und doch im Gegensatz dazu vergänglich wie eine Blume, ja, wie der Psalmist in Psalm 90, 10b weiter fortfährt, „es (das Leben des Menschen) fähret schnell dahin als flögen wir davon."

Dieser Gegensatz in unserem Dasein ist offensichtlich und die Menschheit muß mit ihm leben. -

Was hat wohl der Psalmsänger gemeint mit diesem 'wenig niedriger denn Gott' und was hat den Menschen befähigt, diese Herrschergewalt über die Kreatur auszuüben und sich die Erde untertan zu machen? - Die Antwort dürfte sein, dass Gott den Mensch im Gegensatz zu den anderen Lebewesen mit einem Verstand und mit einem - ich möchte sagen - eisernen Willen ausgerüstet hat.

Wahrlich, der Mensch hat es weit gebracht mit seinen geistigen Fähigkeiten, mit seinen Erfindungen und Errungenschaften, insbesondere im Zeitalter der Technik, in dem wir heute leben.

Eine Gruppe älterer Personen fuhr in diesen Tagen mit einem Mietbus zu einem Kraftwerk im Staate Washington in den USA. Ich hatte die Freude, mich dieser Gruppe anschließen zu dürfen. Das Kraftwerk, das die Stadt Seattle mit elektrischer Energie versorgt, ist in einer erhabenen Felsenwildnis in den Kaskaden gelegen, am Ausfluß des Skagit-River, wo das Wasser mit ungeheurer Wucht in drei Etappen aus schwindelnder Höhe in die Tiefe stürzt, wo die Hänge der himmelanstrebenden Berge zu beiden Seiten des Sees fast senkrecht abfallen, rohes Felsgestein, mit Nadelwald bewachsen, ein Anblick von grauenerregender Schönheit.

Diese wilde, unüberwindlich scheinende Naturkraft haben die Menschen mit fast übernatürlich zäher Willenskraft gezähmt, und zwar mit einem Aufwand von 165 Millionen Dollar und in einem Zeitraum von etwa 50 Jahren. Man hat diese Naturkraft in elektrische Energie umgewandelt und sie zur Nutzung der Großstadtbevölkerung dienstbar gemacht, 786.000 Kilowatt Kapazität, wahrlich eine unvorstellbare Leistung.

Wenn man dann weiterdenkt, wie viel Groß- und kleinere Städte es gibt, die alle reichlich mit elektrischem Strom versorgt sind, dann kann man sich ein wenig vorstellen, was alles geleistet worden ist zur Erzeugung all der Elektrizität, die dazu erforderlich ist.

Und all die Millionen Kraftfahrzeuge zu Land, zu Wasser und in der Luft, ja, die ganze riesenhafte Technik der Gegenwart, die nun schon bis zum Mond, ja heute sogar bis zum Mars reicht; - regt sich in uns beim Überlegen alles dessen nicht unwillkürlich die Frage: Was ist der Mensch? Etwa tatsächlich ein wenig niedriger denn Gott? -

Leider, ach leider gereicht aber diese große Intelligenz und der eiserne Wille, gewirkt durch die Sünde, der Menschheit zum Verhängnis. Immer tiefer strebt der Verstand in die Geheimnisse der Natur, ja des Universums, einzudringen. Alles will der Verstand, der menschliche Geist, mit mathematischer Genauigkeit ergründen, wodurch der Glaube an einen Schöpfer immer weiter zurückgedrängt wird. Man will wissen und nicht glauben. Die Sünde des Hochmuts regt sich. Sie stellt heute den Menschen in den Mittelpunkt und verherrlicht den menschlichen Geist als das allein Schöpferische. Alles andere ist, wie man die Menschheit zu überzeugen sucht, durch reine glückliche Zufälle entstanden und entwickelt sich immer mehr der Vollkommenheit entgegen.

Neid und Haß verfinstern den Verstand des Menschen und haben den Geist der Vernichtung geschaffen. Millionen und Abermillionen Dollar werden für die sogenannte Aufrüstung verausgabt. Die Vernichtungstechnik schreitet immer weiter fort, so dass heute das Auslöschen alles Lebens auf unserer Erde durch den Willen des Menschen durchaus im Bereich des Möglichen liegt. Die gesamte Menschheit lebt heute in Furcht und Zittern vor den Dingen, die da kommen sollen.

Hal Lindsay schreibt in seinem aufsehenerregenden Buch 'Sind wir die letzte Generation?' von dieser Furcht und von der Verzweiflung, die die gesamte Menschheit erfaßt hat, Verzweiflung in der Kunst, Verzweiflung in der Musik, Verzweiflung in der Mode, der Sittlichkeit usw. Lindsay ist, wie er schreibt, fest davon überzeugt, dass wir die letzte Generation sind und in ganz naher Zukunft welterschütternden Ereignissen entgegengehen. Was ist

der Mensch? Wohin hat ihn die Sünde seiner Überheblichkeit über alles Göttliche gebracht?

Und nun der große Gegensatz zu der Größe des menschlichen Geistes. Dieser Gegensatz ist das weltweite menschliche Leid und die Vergänglichkeit alles Lebens. Fast auf Schritt und Tritt sind wir mit diesem Gegensatz konfrontiert. Nahezu jedes Heim ist davon betroffen oder wird früher oder später davon berührt.

Wie viele zerrüttete Ehen oder auseinandergerissene Familien gibt es heutzutage, die tiefe Seelenwunden verursachen! Wie vielen Krüppeln oder anderswie körperlich Behinderten begegnen wir auf den Straßen! Wie groß ist die Zahl der Kriegsinvaliden oder durch Autounfälle Verletzten! Besonders viel Elend und Leid trifft man in den Hospitälern, den Nervenheilanstalten, Blindenheimen und anderen karitativen Institutionen an. Der Krebs frißt um sich und fordert immer zahlreichere Opfer. Herzanfälle werden immer häufiger. Und in den Alters- und Invalidenheimen, wie groß ist da die Not und wie wird man erschüttert von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. Wie eindringlich predigen die Friedhöfe davon, dass unseres Bleibens nicht hier ist und wir alle früher oder später davon müssen.

Was ist der Mensch? - Wie leidvoll und begrenzt ist sein Dasein auf dieser Erde! Millionen Menschenopfer haben die zwei großen Weltkriege unseres Jahrhunderts gefordert. Und wie lähmend ist der Schrecken, wenn man im Blick auf den gegenwärtigen Stand der Rüstung - Atom und Wasserstoffbomben und andere Vernichtungsmittel - an zukünftige weltweite Kriege denkt.

Wird wohl die Menschheit selbst den bevorstehenden Weltuntergang herbeiführen, wie es heute schon viel glauben, und wird das womöglich bald, etwa schon in der nächsten Zukunft, geschehen?

Wir denken an die gegenwärtige verzweifelte Weltsituation und vergleichen sie mit den Prophezeiungen der Heiligen Schrift, sowohl des Alten als auch des Neuen Testaments. Wie exakt erfüllt sich in unseren Tagen die biblische Prophetie!

Was ist der Mensch? Wohin steuert die gesamte Menschheit? Aber im letzten Kapitel des Buches der Offenbarung sagt der Herr Jesus Christus: „Siehe ich komme bald.“ Und zu seinen Jüngern sagt er in Lukas 21, 28: „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, dann sehet auf und erhebet eure Häupter, darum, dass sich eure Erlösung naht.“

Wie tröstlich für uns als wiedergeborene Gotteskinder, dass wir in dieser sturmbewegten Zeit, wo alles drunter und drüber zu gehen droht, wo alle höheren Werte ins Wanken geraten sind, diese selige Hoffnung in uns tragen dürfen, dass der Herr uns heimholen wird in eine bessere und über die Maßen herrliche Welt!

Jerusalem droben, du Schöne; ich bin auf dem Wege dahin,
wo singend die Scharen Erlöster die himmlischen Hallen durchziehn.
Ein Sehnen nach Oben erfaßt mich
zur Heimat, von Gott mir erbaut. -
Wie wird uns geschehn, wenn Jesum wir sehn
in der herrlichen himmlischen Stadt!

Ein Nachruf für den verstorbenen Missionar und Prediger Gerhard B. Giesbrecht (1978)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 18. Jan. -78)

In der Mennonitischen Rundschau Nr. 45 vom 7. Dezember 1977 lasen wir einen Artikel von Br. Gerh. B. Giesbrecht unter der Überschrift: „Die MBG im Chaco erlebt Segenstage". Br. Giesbrecht beschreibt in demselben unter anderem die Jubiläumsfeier des vor 25 Jahren errichteten Bethauses der Filadelfia MBG im Chaco von Paraguay. Aus dem Artikel klingt die Freude heraus über die vielen Segnungen, die der Herr der Gemeinde in diesem großen und schönen Bethause in den 25 Jahren seit der Einweihung desselben geschenkt hat.

Diese Freude über die großen Taten Gottes in der Gemeinde, wie auch in der Indianermission, kennzeichnete das Leben des Bruders Giesbrecht und fand ihren sichtbaren Ausdruck in seinen immer strahlenden Gesichtszügen. Und so war auch das Leben des Bruders in all den Jahren des Bestehens der Kolonie Fernheim ein Wandel mit seinem Herrn, den er liebte, dem er vertraute und dem er ohne Unterlaß diente.

Und in der nämlichen Nummer der Rundschau wurde in den 'Nachrichten' die Nachricht gebracht von dem plötzlichen Abscheiden des Bruders Giesbrecht auf der Danksagungsfeier in Filadelfia für die wunderbare Errettung aus Rußland vor 48 Jahren.

In eben demselben Bethause, dessen 25 jähriges Jubiläum am 6. November Br. Giesbrecht in dem obengenannten Artikel beschreibt, holte wenige Wochen später, das heißt, am 25. November, der Herr seinen treuen Knecht heim.

Br. Giesbrechts Leben war, wie schon gesagt, ein ununterbrochenes Wirken für seinen Herrn und Meister. In den ersten Jahren nach der Gründung der Kolonie Fernheim wurde, wohl hauptsächlich durch die Initiative und unter der Leitung zweier Brüder, des Ältesten Jakob Isaak und des Predigers Gerhard Giesbrecht, der Missionsbund „Licht den Indianern" gegründet. Bald darnach wurde von diesem Missionsbund ein Landstück südlich der Kolonie käuflich erworben und die Missionsstation „Yalve Sanga" wurde auf diesem Landstück errichtet. Br. Giesbrecht wurde als Missionar eingesegnet und er verlegte dann auch bald mit Familie seinen Wohnsitz dorthin, wo ihm für den Anfang ein ganz bescheidenes Häuschen gebaut worden war.

Ohne Geldmittel und ohne Kenntnis der Indianersprache mußte mit der Arbeit begonnen werden. Br. Giesbrecht scheute aber keine Entbehrungen, und mit ganzem Eifer ging er an die Erlernung der Sprache. Glücklicherweise fand sich für diese Sache ein Indianer, namens Sepe Thama, der Br. Giesbrecht lieb gewann und der ihm eine große Hilfe wurde, indem er mit beachtenswerter Geduld und Hingabe Br. Giesbrecht im Sprachstudium unterrichtete. Dieser Indianer wurde auch der erste Christ unter seinen Stammesbrüdern und wechselte bald auch seinen Namen, indem er sich Johann Giesbrecht nannte, wohl aus Sympathie für seinen gelehrigen „Schüler".

Ganz allmählich konnte mit der Verkündigung der Frohbotschaft begonnen werden; doch es dauerte mehrere Jahre, bis ein sichtbarer Erfolg zu verzeichnen war.

Die Indianer mußten sich umstellen, mußten Vertrauen gewinnen und sich von ihrem Leben als ganz wilde und unzivilisierte Menschen lösen, bevor das Wort Gottes bei ihnen Eingang finden konnte.

Br. Giesbrecht wurde indessen nicht mutlos. Im Vertrauen auf seinen Herrn predigte er das Wort, unterrichtete die Indianer im Erlernen von Lesen und Schreiben (das freilich in spanischer Sprache) und fing an, das Neue Testament in die Sprache der Indianer zu übersetzen, wobei er wiederum in dem Indianer Sepe Thama eine große Hilfe fand.

Endlich zeigte sich nach Jahren unter der Leitung des Heiligen Geistes die Frucht, anfänglich sehr bescheiden, indem einige Wenige den Herrn als ihren Erlöser annahmen und sich taufen ließen, und dann nach und nach in immer größerer Fülle. Ein Tauffest nach dem andern konnte gefeiert werden. Oft waren es auf je einem Tauffest viele Seelen, die den Schritt der Nachfolge Jesu durch die Taufe wagten.

Wie groß die Freude des Bruders Giesbrecht über diese Siege Jesu Christi über die Macht der Finsternis war, zeigte sich unter anderem auch auf einem dieser Tauffeste, als Br. Giesbrecht vor seiner Taufansprache das Lied anstimmen ließ: 'Neunundneunzig der Schafe lagen schon...'

Beim Versingen der Strophe:

'Neunundneunzig der Schafe hast ja du;

Sind sie nicht genug für dich? -

Doch der Hirte spricht: Ich hab keine Ruh,

Ich sehn' nach dem Einen mich' konnte Br. Giesbrecht sich der Tränen nicht mehr erwehren und er weinte bitterlich. So sehr zeigte sich seine große Liebe zu den armen Indianerbrüdern und so überwältigend war seine Freude über jeden dieser Leute, der Buße tat und ein Eigentum Christi wurde.

Das Werk der Mission im Chaco ist gewachsen und hat heute eine Ausdehnung parallel zu allen drei Chacokolonien. Die ganze dort lebende Indianerbevölkerung ist heute von der Mission erfaßt und die Zahl der getauften Christen unter ihnen war schon vor ein paar Jahren, wenn ich mich recht erinnere, bei 2000 Seelen, also wohl nicht viel kleiner als die Gliederzahl aller Gemeinden der Mennoniten im Chaco.

Viele Jahre lang hat Br. Giesbrecht in dieser Arbeit gestanden und unermüdlich für die Sache des Herrn gewirkt. Als dann sein Sohn Gerd herangewachsen und für die Sache der Mission ausgebildet und zubereitet war (er wurde ein Schwiegersohn des oben erwähnten Ältesten Jakob Isaak), konnte Br. Giesbrecht das inzwischen große Werk „Licht den Indianern“ in dessen Hände legen und einem Ruf der Filadelfia MB-Gemeinde als deren Leiter folgen, da Br. Gerhard Balzer, der bisherige Leiter, aus Gründen seiner Gesundheit das Amt niederlegen mußte.

Nun setzte sich Br. Giesbrecht ganz für die Belange dieser Gemeinde ein, die er lieb gewann und der er wiederum mehrere Jahre in aller Treue und Hingabe als deren Leiter und Hirte diente.

Viele Tauffeste konnten in diesen Jahren gefeiert werden und die Gemeinde verband sich in inniger Liebe zu Jesus Christus, ihrem Haupt, und zueinander.

Das Janz-Team und andere Evangelisten aus Nord und Süd Amerika besuchten die Gemeinde und ließen Spuren des Segens zurück, die zur Förderung und zum Wachstum der Gemeinde dienten.

Br. Giesbrecht war auch führend in der Arbeit der KfK und in der Organisierung und Tätigkeit der Paraguayischen und der Südamerikanischen MB-Konferenzen.

Ganz allmählich nahmen in den letzten Jahren seine physischen Kräfte ab und seine Gesundheit ließ zu wünschen übrig. Sein Zustand verschlimmerte sich derart, dass Br. Giesbrecht die Leitung der Gemeinde abgeben mußte. Sein Neffe, Br. Erich Giesbrecht, trat nun in den Riß und übernahm die Leitung.

Das bedeutete aber nicht, dass Br. Gerhard Giesbrecht nun ganz in den Ruhestand trat. O nein! - Er arbeitete auch weiterhin als Prediger, war tätig in der KfK und in der Konferenzarbeit und übernahm sogar noch einen Dienst als Lehrer an der Bibelschule der Menno-Kolonie in Loma Plata. Als solcher durfte er noch ein paar weitere Jahre dienen.

Bis dann der Herr, am 25. November 1977, seinen treuen Diener auf dem Dankfest im Bethause zu Filadelfia vor den Augen seiner Gemeinde heimrief.

Br. Giesbrecht ruht nun von seiner vielseitigen Arbeit und seine Werke folgen ihm nach.

Sein Ruf wird wohl nicht so bald verklingen. In treuem Gedenken zeichnet sein Verehrer.

Seminar über Hungersnot (1978)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Bote' 1. Feb. -78)

Immer wieder wird hier und da in den Zeitschriften, nicht zuletzt auch in unseren mennonitischen Blättern, auf den Umstand hingewiesen, dass die Welternährungsmittel unzureichend sind und dass ein großer Prozentsatz der Weltbevölkerung hungert. Es ist geradezu schockierend, wie hoch die Zahl der hungernden oder zumindest der Unterernährten angegeben wird.

So berichtet auch der Bote in seiner 50. Nummer vom 21. Dezember, 1977, von einem Seminar über Hungersnot, das in Mountain Lake, Minnesota, am 18. und 19. November abgehalten wurde, auf welchem der Hauptredner, ein Mr. Russel Mast, über die Hungersnot in der Welt berichtet hatte.

Der Bote schreibt: „Es gibt heute", so erklärte Mast, „462 Millionen Menschen in der Welt, die tatsächlich hungern, und zusätzlich eine halbe Milliarde Menschen, die an chronischer Unterernährung leiden".

Das ist in der Tat alarmierend und herzbeklemmend; und oft schon habe ich über dieses Problem nachgedacht und mir Sorgen gemacht.

Ja, einige Zeitungen wollen sogar wissen, dass die halbe oder sogar zwei Drittel der Weltbevölkerung Hunger leiden. Das beharrliche Nachdenken über dieses Problem drängt mir aber unweigerlich die Frage auf: Wo sind denn nun diese Menschen, die da so sehr unter diesem Hungergespenst zu leiden haben? Sind das wirklich Menschen mit Fleisch und Blut?

Oder sind es am Ende nur Zahlen, die sich aus Berechnungen in wissenschaftlichen Studierzimmern und Laboratorien ergeben haben?

In diesem Zusammenhang ist ein Artikel außerordentlich aufschlußreich, der in der Mennonitischen Rundschau vom 5. Oktober 1977 erschien, unter der Überschrift: Hungert die Dritte Welt wirklich? Der Artikel ist der Zeitschrift Welt-Report entnommen und von einem Herrn Colin Clark geschrieben. Die Mennonitische Rundschau bemerkt, dass Herr Clark als eine der größten Autoritäten in Welternährungsfragen gilt.

Herr Clark schreibt sehr nüchtern und widerlegt verschiedene von hohen Wissenschaftlern aufgestellte Thesen über die Ernährungslage der Weltbevölkerung und über die Zahl der Hungernden, die er als viel zu hoch gestellt erklärt und die, wie er schreibt, unwissenschaftlich sind, weil sie zu ungenügend untersucht wurden und nicht bewiesen werden können.

Er, Herr Clark, hat selbst die Ernährungslage sehr genau untersucht und ist, wie er schreibt, zu folgenden Ergebnissen gekommen (ich zitiere aus der Mennonitischen Rundschau): „Wenn wir eine größere Schätzung für den Hunger in China mit einrechnen, scheint es, dass 10 Prozent der Weltbevölkerung Hunger leiden, das heißt, die notwendige Kalorienzahl nicht erreichen. Das ist eine sehr hohe Zahl, doch weicht sie stark von dem Gerede ab, das man immer noch hören kann: Dass die Hälfte oder Zwei Drittel der Weltbevölkerung Hunger leiden“. (So weit die Mennonitische Rundschau.)

Ich persönlich möchte in diesem Beitrag von Kalorienzahlen und Eiweißnormen absehen und einen Blick in die wirkliche Welt tun, um zu erfahren, ob es wirklich Menschen mit Fleisch und Blut sind, die da hungern.

Wenn die Zahl der tatsächlich Hungernden, wie oben erwähnt, etwa 462 Millionen sind und darüber hinaus noch eine halbe Milliarde, die unterernährt sind, dann müßten diese Menschen doch irgendwo sichtbar in Erscheinung treten; dann müßte die Umgebung doch Kenntnis von ihnen haben. Darum meine Frage: Wo sind sie, die Hungernden?

Viele Reisebeschreibungen werden in den Zeitschriften veröffentlicht. Es wird heutigen Tages über die Landesgrenzen hinaus, in ferne Länder und Kontinente gereist. Wohl nirgends liest man, dass die Reisenden auf hungernde Menschen gestoßen sind.

In den Armenvierteln der Großstädte trifft man wirklich große Armut an. Kaum sieht man jedoch Menschen, die merklich unterernährt sind. Viele Missionare kehren, etwa auf Urlaub, von ihren Missionsfeldern zurück und beichten in ihren Heimatgemeinden über ihre Kämpfe, Entbehrungen und Probleme. Sie können meistens aber auch von herrlichen Segnungen und Glaubenserfahrungen berichten. Bekanntlich erstrecken sich in der Gegenwart die Missionsfelder fast über alle Erdteile. Wohl kaum jemals berichtet ein Missionar von Hungersnöten auf ihren Feldern, wobei doch in der Regel die Missionsfelder unter der ärmsten Bevölkerung der jeweiligen Länder errichtet worden sind.

Ich selbst habe 44 Jahre in Paraguay gelebt. Bekanntlich gilt Paraguay als eines der ärmsten Länder Südamerikas. Und anfangs der dreißiger Jahre wurden wir, eine Gruppe mennonitischer Flüchtlinge, die aus Rußland über Moskau und Deutschland kamen, in dieses Land versetzt.

Nicht in den reicheren und fruchtbaren Gefilden wurden wir angesiedelt, sondern in dem verrufenen Chaco, der als die Graugrüne Hölle bezeichnet wurde. Hier stießen wir auf In-

dianerstämme, die bis dahin völlig unberührt von jeglicher Kultur waren. Diese Indianer hatten keinen Zugang zu den Kornkammern der Welt. Keines der uns bekannten Nahrungsmittel war bis dahin jemals bis zu ihnen hindurchgedrungen. Sie waren ausschließlich auf das angewiesen, was der tropische Urwald für sie bereit hielt. Schoten von Bäumen und Sträuchern, Kaktusbeeren und andere Früchte der unberührten Wildnis, dazu Tiere und Vögel, die sie erlegten, waren ihre einzige Ernährungsquelle.

Mit Ausnahme einiger Alter und Kranker waren aber diese Menschen wohlernährt und viele unter ihnen strotzten geradezu von Gesundheit. So auch die ganz wilden Moro-Indianer, die sogenannten Moros, mit denen wir ein paar Jahrzehnte später in Berührung kamen, obzwar fast ganz nackt, blühten sie geradezu und zeigten keine Spur von Hunger oder Unterernährung. Zwar waren sie sehr begierig nach unseren Speisen, doch das wohl hauptsächlich weil ihnen die ganz neu waren und womöglich besser mundeten als ihre der Wildnis entnommenen Nahrungsmittel.

So haben wir Mennoniten im Chaco, die wir selbst in den ersten Jahren sozusagen an Unterernährung litten, um uns her unter der einsäßigen Bevölkerung kaum etwas von Mangel an Nahrungsmitteln kennen gelernt.

In den letzten Jahrzehnten hat sich dann auch die Situation in Paraguay und namentlich im Chaco erheblich gebessert. Die Indianer wurden angesiedelt und christianisiert und die Paraguayer haben vieles von den Mennoniten abgeschaut und ihren Lebensstandard erhöht.

Wir sehen also, dass die hungernden und unterernährten Menschen, wie es scheint, unsichtbar sind, obzwar die Ernährungszentren und Wirtschaftsfachleute so ein großes Hallo von ihnen machen.

Dennoch glaube ich, dass es Länder gibt, wo Unterernährung herrscht und vielleicht auch Menschen hungern, besonders in den Katastrophengebieten, deren es heute nicht wenige gibt, ist Nahrungsmittelhilfe dringend zu empfehlen. Auch in Ländern, wo Kriege und Revolutionen wüten und als Folge davon sich Hunger und Krankheiten melden, muß in weitem Maße Unterstützung geleistet werden.

Ich möchte durchaus nicht so verstanden werden als ob ich gegen christliche Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft, die über das angeführte hinausgeht, mich ereifere. Nur möchte ich nochmals unterstreichen, dass nach meinem Dafürhalten, die alarmierenden Berichte über Hunger und Unterernährung mit ihren fast astronomischen Zahlen lediglich gegeben werden, um die Weltöffentlichkeit auf die vermeintlich drohende Gefahr des nicht Schritthaltens der Produktion von Lebensmitteln mit dem Anwachsen der Weltbevölkerung immer wieder aufmerksam zu machen.

Ob nun diese Gefahr in Wirklichkeit besteht und wie groß sie ist, darüber scheinen sich die Experten auseinanderzugehen. Ich glaube, es mangelt weithin, auch in christlichen Kreisen, an Gottvertrauen. Man ist zu sehr geneigt, dem lieben und allmächtigen Gott in seinem weisen Walten vorzugreifen. Man meint, selbst die Probleme lösen zu müssen, die sich doch oft viel schneller und leichter ohne menschliches Dazutun lösen lassen.

Wie sind wir abhängig! (1978)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Bote' 24. Okt. -78)

Die Zeit der Erntedankfeste ist nun wieder vorüber, wo die Gemeinden dem Schöpfer aller guten Gaben den Dank darbrachten für die Ernte, die er uns wieder geschenkt hat. In unserem kanadischen Kalender ist sogar ein Tag festgelegt (wenn ich nicht irre, der zweite Montag im Oktober jeden Jahres), der als „Thanksgiving"-Tag festlich begangen wird und an dem alle Arbeit zu ruhen hat.

Sind wir uns aber immer bewußt, dass alles, was alljährlich die Erde hervorbringt und was die Farmer ernten, aus des Schöpfers Hand kommt? - Wir hier in dem reichen Kanada, besonders, die wir in den Städten wohnen, sind es so gewohnt, alles, was wir zur Nahrung, Kleidung und überhaupt zum Leben brauchen, aus den überfüllten Handelshäusern zu holen und mit dem in schwerer Arbeit verdienten Geld zu bezahlen, dass es uns gar nicht immer gegenwärtig ist, dass alles, aber auch alles, aus der reichen Fülle kommt, die uns von oben dargereicht wird.

In Paraguay, wo ich 44 Jahre gelebt habe, war das etwas anders. Dort konnte der Vorrat mit dem Konsum lange nicht immer Schritt halten. Zudem wechselten die spärlichen Regen oft mit monatelangen Dürreperioden ab, wo weder Regen noch Tau die Erde feuchteten, was namentlich in den Chaco Kolonien oft der Fall war. Die Sonne stand über Mittag im Zenit und bedachte uns mit einer Hitze, die des öfteren fast unerträglich war. Dort wußten wir, dass uns Hilfe und Erleichterung nur von oben kommen konnten. Wie haben wir da sehnsüchtig nach oben geschaut und wartend geseufzt, ob nicht endlich der Himmel sich mit Wolken bedecken und uns einen erlösenden Regen senden würde.

Wenn die Regen rechtzeitig kamen, die ja stets eine gewisse Abkühlung für ein paar Tage brachten, dann erwachte die verdorrte Natur wieder zu neuem Leben und wir Menschen fühlten, dass Gott sich unser erbarmt hatte. Kamen aber die Regen zu selten und zu spät, wie es in manchen Jahren der Fall war, dann gab es Mißernten; und wenn es aufs Höchste kam, dann setzte ein großes Rindersterben ein, da weder Wasser noch Weide vorhanden war. Dort wußten wir, von wo wir Hilfe zu erwarten hatten und dorthin, nämlich nach oben, richteten sich allezeit unsere Blicke und Gebete.

Alles, was in den verschiedenen Fabriken verarbeitet und erzeugt wird, alles Rohmaterial, das gewonnen wird, alle Frucht, die die Erde hervorbringt, ja überhaupt alles, was uns für Nahrung, Kleidung, Obdach und für unseren ganzen Lebensunterhalt zur Verfügung steht, kommt aus der reichen Fülle, die des Schöpfers Hand in die Natur gelegt hat und die er uns fähig gemacht hat, zu unserem Wohl auszubeuten und zu verarbeiten.

All das Aufgezählte, wie auch Gesundheit, Kraft, Denkvermögen, Augenlicht, Gehör, Sprache und anderes mehr, sind Gnadengaben Gottes, die uns täglich neu geschenkt werden. Wir Menschen sind völlig von ihnen abhängig.

Dazu gehören auch Weisheit und Fähigkeit, wem solche geschenkt sind. So ist auch wenig Ursache, sich derselben zu rühmen, als sei das eigener Verdienst. Und Paulus sagt daher in 2. Kor. 10,17: „Wer sich aber rühmt, der rühme sich des Herrn!" Alles Leben auf

unserer Erde würde wohl im Augenblick zu nichts erstarren, wenn uns der Schöpfer die Gesamtheit dieser Gnadengaben eines Tages entziehen sollte.

Mit dieser Tatsache der absoluten Abhängigkeit von oben haben wir hier auf Erden zu leben. Und auch alle wissenschaftlichen Theorien, die das nicht wahrhaben möchten, die sich über die Gottheit erheben und die das Entstehen alles Existierenden von Zufällen ableiten wollen, können daran nichts ändern.

Wie fadenscheinig, lückenhaft und unglaubwürdig scheinen doch solche Theorien zu sein, die im Grunde nichts von ihren ausgestellten Prinzipien beweisen können und die daher von den Anhängern derselben auch nur geglaubt werden müssen, zumal sie sich gegenseitig widerlegen und außerdem durch neu hinzukommende Erkenntnisse ständig korrigiert werden müssen.

Für uns als gottgläubige Christen gelten die überwältigenden Ausrufe des Psalmsängers: erstens in Psalm 90, 1.2: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe den die Berge und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Und zweitens in Psalm 104, 27. 28. 29: „Es wartet alles auf dich, dass du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand auftust, so werden sie mit Gut gesättigt. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie. Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub".

Wir dürfen so dankbar sein für diese Abhängigkeit, nicht von Menschen oder von Zufällen, sondern von der ewigen, unwandelbaren Treue unseres Gottes, die uns täglich trägt und umgibt.

....und Gott lenkt (1979)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 14. Feb. -79)

Unlängst las ich in einem Monatsheft eines amerikanischen Magazins einen Bericht darüber, wie angeblich das wohlbekannte und weitverbreitete Buch 'Ben Hur' entstanden ist. Es ist das ein in viele Sprachen übersetztes und sehr beliebtes Buch, dessen Inhalt neuerdings auch verfilmt worden ist und hin und her auf dem Bildschirm gezeigt wird.

Der Verfasser des Buches, Lewis Wallace (geb. 1827, gest. 1905), war General, Diplomat und Schriftsteller und hat durch das genannte Buch Weltberühmtheit erlangt.

Er war, so der Bericht in dem genannten Monatsheft, bis dahin (1880) ein Freidenker und Gottesleugner, und auf Anraten seines Freundes Robert G. Ingersoll sammelte er Quellenmaterial aus der Zeit Jesu, um ein Buch zu schreiben, welches das 'Märchen' von der Geburt und dem Erdenleben Jesu widerlegen und so den Glauben an Jesus Christus aus der Welt schaffen sollte.

Jahrelang war er mit der Sammlung des Materials beschäftigt, das er aus vielen Bibliotheken hin und her in den Vereinigten Staaten zusammentrug. Zufrieden mit seiner umfangreichen Sammlung begann er dann, mit großer Begeisterung das Buch zu schreiben.

Als er aber die ersten 4 Kapitel geschrieben hatte, wobei er inzwischen immer noch an der Sammlung herumstudierte, fand er plötzlich, dass Jesu Erdenleben, das er doch in seinem Buch widerlegen wollte, wissenschaftlich bewiesen sei und gar nicht geleugnet werden könne. Diese Erkenntnis brachte ihn in große innere Schwierigkeiten und Konflikte.

Und des Weiteren drängte sich ihm das Problem der Gottessohnschaft Jesu Christi auf, das logischerweise ebenfalls nicht widerlegt werden könne.

Überwältigt von dieser neuen Offenbarung, kam Lewis Wallace zum überzeugenden Glauben an Gott und dessen Sohn Jesus Christus. Er wurde ein frohes Gotteskind.

Was sollte nun aber mit seinem Buch werden, das nun schon so weit vorgeschritten war? - Auf den Rat seiner Frau, die eine gläubige Christin war, arbeitete er die geschriebenen vier Kapitel um und schrieb dann weiter, bis das Buch fertig war, das unter dem Namen 'Ben Hur' weltweite Verbreitung gefunden hat und vielen Menschen ein Wegweiser zu Christus geworden ist.

Beim Lesen dieses interessanten Berichtes wurde ich an Bileam erinnert, welcher auf Befehl Balaks, des Königs der Moabiter, nach 4. Mose 22, 23 und 24 den Kindern Israel fluchen sollte, der aber auf Gottes Weisung das Volk segnen mußte. Balak versuchte drei Mal von verschiedenen Orten aus, den Bileam zum Fluchen zu veranlassen, aber alle drei Mal mußte Bileam auf Gottes Geheiß das Volk Israel segnen.

Und eine weitere Parallele finden wir im Neuen Testament, und zwar in der Apostelgeschichte, im neunten Kapitel, wo von der Bekehrung des Saulus, des späteren Apostels Paulus, die Rede ist. Dieser Saulus wütet wider die Jünger des Herrn und die Gemeinde Jesu. Er wollte ebenfalls den Glauben an Jesus Christus ausrotten und verfolgte die Gläubigen, wo er sie finden konnte. In diesem Bestreben, der Jünger oder Gläubigen habhaft zu werden, kam er auch nach Damaskus, mit Beglaubigungsschreiben von den Hohenpriestern.

Paulus bezeugt später selbst nach Apg. 22, 4: „Ich habe die neue Lehre verfolgt bis auf den Tod. Ich band und überantwortete ins Gefängnis Männer und Frauen“.

Vor den Toren von Damaskus trat ihm aber der Herr entgegen und gebot ihm Halt. Das wurde nun die Stunde, in der Saulus sich dem Herrn übergab und sich ihm bedingungslos auslieferte. Und in Damaskus, wo er hingekommen war, um die Gläubigen zu fangen und nach Jerusalem abzuführen, fing Paulus nun als Resultat der Begegnung mit Christus an, das Evangelium zu predigen und zu bezeugen, dass Jesus Gottes Sohn sei.

Der Prophet Jona wollte nicht dem Befehl Gottes gehorchen und floh vor dem Herrn, weit über Land und Meer. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Gott wußte Mittel und Wege, auf denen er Jona willfährig machen konnte, und Jona mußte in der großen Stadt Ninive den Befehl des Herrn ausrichten.

Die Söhne Jakobs „gedachten es böse mit ihrem Bruder Joseph zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen“, nach 1. Mose 50,20.

Die Brüder hatten in ihrer Bosheit den Joseph nach Ägyptenland verkauft, ohne zu wissen oder auch nur zu ahnen, dass sie damit Gottes Plan ausführten, die Kinder Israel in den sieben Jahren der großen Teuerung vor dem Hungertod zu bewahren und sie zu einem großen Volk zu machen.

So könnten noch viele Begebenheiten aus der Heiligen Schrift angeführt werden, die es ersichtlich machen, dass Gottes Gedanken weit höher sind als unsere Gedanken und Gottes Wege, als unsere Wege, nach Jesaja 55, 8 und 9.

Und sehr oft ist es so, dass die Menschen mit ihrem allzu menschlichen und boshaften Handeln, ohne es zu wissen oder zu wollen, Gottes Pläne verwirklichen müssen, die oft ihren Absichten völlig entgegengesetzt sind. Das ist immer so gewesen, und das ist heute genau so, wie es im biblischen Zeitalter war.

Und nicht zuletzt ist es auch auf politischer Ebene der Fall. Die Reiche und Völker der Erde hassen sich leider allzu oft gegenseitig, rüsten immer mehr auf und bekämpfen sich. Aber letzten Endes geschieht nichts, was Gott nicht vorher in seine Pläne einkalkuliert hat.

Heute stehen sich Ost und West mit den modernsten Vernichtungswaffen gegenüber, was eine allgemeine Weltangst ausgelöst hat. Die Spannungen scheinen immer größer zu werden, und es liegt durchaus im Bereich des Möglichen, dass wir ganz nahe vor einem nie dagewesenen Völkerringen stehen, das die ersten zwei Weltkriege sehr wahrscheinlich weit in den Schatten stellen wird und dazu angetan sein könnte, die ganze Erde in ein Chaos zu verwandeln.

Aber wir als Christen dürfen getrost in die Zukunft schauen, denn es geschieht nichts, was nicht von Gott zugelassen wird und was nicht in seine Pläne inbegriffen ist.

Wir dürfen angesichts der Zeichen der Zeit unsere Augen aufheben in dem Bewußtsein, dass sich unsere Erlösung naht und dass Christus wiederkommt, um die Seinen heimzuholen.

Ja, der Mensch denkt und Gott lenkt.

Keine Wunder mehr heute? (1979)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Bote' 6. Juni -79; 'Rundschau' 20. Juni -79)

Von Zeit zu Zeit hört oder liest man, wie Menschen sich die Frage stellen, warum heutzutage keine Wunder mehr geschehen. Von verschiedener Seite und aus sehr verschiedenen Motiven wird immer wieder diese Frage hervorgehoben.

Der Unglaube fragt verächtlich und spöttisch: Wenn es einen Gott gibt, warum macht er sich dann nicht bemerkbar und läßt Wunder geschehen, damit wir an ihn glauben?

Dem Skeptiker ist das anscheinende Fehlen von Wundern neben anderen Dingen, die er nicht zu erklären vermag, ein Faktor mehr, um an einem göttlichen Walten zu zweifeln. Schon zu Jesu Zeiten forderten die Schriftgelehrten und Pharisäer von Jesus immer wieder Zeichen vom Himmel, obzwar sie doch die Zeichen und Wunder sahen, die Jesus tat.

Im Gegensatz dazu hat, nebenbei bemerkt, die heutige materialistische Philosophie die Theorie aufgestellt, dass es keine Wunder geben kann und niemals gegeben hat, weil das ganze Universum an das eherne Gesetz von Ursache und Wirkung (Kausalgesetz) gebunden ist.

Aber auch ernste Christen fragen sich oft mit bekümmerten Herzen: Warum läßt Gott es zu dass so viel durch Gesetzlosigkeit und Tyrannei gelitten werden muß und seine Ehre geschändet wird? Gott, der Allmächtige, könnte doch durch ein Wunder seine Widersacher sänftigen und dem weltweiten Leiden ein Ende machen.

Geschehen denn aber wirklich keine Wunder mehr in der Gegenwart, wo doch die Heilige Schrift des Alten und auch des Neuen Testaments so viel von Wundern, von göttlichem Eingreifen, zu berichten weiß? ...

Ja, doch, es geschehen Wunder. Man muß sich nur bemühen, sie zu sehen.

Wunder im Einzelleben: Nicht selten haben Familien es erlebt, wie schwere Krankheiten, von den Ärzten als hoffnungslos erklärt, plötzlich wichen und die betreffenden Personen sich von der Krankheit erholen durften. Ich persönlich durfte folgende Erfahrung machen: Meine verstorbene Frau litt an schwerem Magenkrebs. die Ärzte wollten sie operieren. Doch als sie den Schnitt machten, mußten sie leider feststellen, dass keine Operation mehr möglich sei, weil die Krankheit bereits viel zu weit vorgeschritten sei. Sie mußten nur noch schnell wieder zunähen und konnten mir nur den niederschmetternden Bescheid geben, dass meine Frau höchstens noch drei Monate überleben könne. Wir sahen es als ein Wunder göttlicher Gnade an, dass meine Frau sich bald danach auffallend erholte und wir ein paar Jahre später von Paraguay eine Reise nach Kanada unternehmen konnten, wo sie sich nach vielen Jahren der Trennung mit ihren Geschwistern und auch mit einigen unserer Kinder wiedersehen durfte. Sieben Monate weilten wir in Kanada und fuhren später auch noch nach Buenos Aires, Argentinien, um uns mit den dort wohnenden Kindern zu treffen. Erst etwas mehr als vier Jahre nach dem erwähnten Operationsversuch, starb meine Frau.

Es sind Auto Unglücksfälle gewesen, wo die zusammengestoßenen Wagen ganz zerschmetterten, die betreffenden Insassen aber wie durch ein göttliches Wunder davonkamen.

Aber auch im politischen Geschehen der letzten Jahrzehnte können wir nur staunen über das wunderbare Walten der göttlichen Allmacht, das dem Haß der sich bekämpfenden Mächte und Völker entgegenwirkte.

Mitten in einer den Juden feindlich gesinnten arabischen Völkerwelt entstand anno 1948 der Staat Israel der den verfolgten und gequälten Juden jener Jahre ein freundliches und willkommenes Asyl bot.

Und unter den Händen dieser Heimwanderer in ihr gelobtes Land wurde das viele Jahrhunderte wüst gelegene Land fast über Nacht zu einer blühenden Oase. Wie wunderbar erfuhren auch die Juden anno 1967 in dem Krieg mit den syrischen Völkern das Eingreifen Gottes in ihre Angelegenheiten, der ihnen nach sechseinhalb Tagen des Krieges einen herrlichen Sieg über eine große Übermacht schenkte und dem Blutvergießen ein Ende setzte. Und mit Ägypten, das die israelische Regierung all die Jahre als ihren Feind Nummero Eins bezeichnete und das durch die Sowjets bis an die Zähne bewaffnet war, für Israel eine fortwährende und drohende Gefahr, durfte nun in den letzten Monaten unter den Augen einer staunenden Welt eine Verständigung erreicht und ein Friedensvertrag erhandelt werden.

Wahrlich, Wunder über Wunder!....

Wie riesengroß und weltweit wurde die Gefahr, als dazumal sich das große China dem Marxismus-Leninismus zuwandte und dem Kommunistischen Block beitrat. Nun war, wie es schien, der Dritten Internationalen der Weg zur Weltrevolution offen und es war anscheinend nur noch eine Frage der Zeit, bis die Rote Fahne über allen Erdteilen wehen würde. Hatte doch Lenin ganz unzweideutig vorausgesagt, dass nichts den Vormarsch der arbeitenden Massen aufhalten könne und dass der Sieg des Marxismus, verbunden mit der Weltrevolution unvermeidlich sei. Und damit wäre dann, wie Lenin schlußfolgerte, der Weltfriede gesichert und das Kommunistische Paradies (freilich ohne Gott) erkämpft. Es ist jedoch bestimmt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dass der Weltkommunismus einen Riß erhalten könnte, das hatte Lenin wohl nicht vorausgesehen. Wie groß wurde aber der Riß, als Sowjetrußland und Rotchina sich entzweiten und sich zu erbitterten Feinden entwickelten. Auch dass Jugoslawien, obzwar es kommunistisch war, bis heute nicht dazu bewogen werden konnte, sich der Sowjetrussischen Hegemonie zu unterordnen, ist bezeichnend.

Also die Barrikaden, die sich dem Vormarsch der Dritten Internationale entgegenstellen, sind dochwohl größer, als sich die Schöpfer dieser Institution damals träumen ließen. Wieso dass? - Weil eine höhere Hand die Geschicke der Menschen und Völker lenkt und Halt gebietet, wenn die irdischen Mächte seinem Willen entgegenwirken. So konnte auch das Dritte Reich Adolf Hitlers, das zu einer Weltgefahr heranwuchs und dem die Schöpfer desselben tausend blühende Jahre voraussagten, nur eine Dauer von zwölf Jahren erleben, bis es unter unsagbarem Blutvergießen zusammenbrach.

Und die so furchtbar drohende Gefahr eines Dritten Weltkrieges konnte bisher gebannt werden, weil die Angst vor der Atombombe, die die Welt in ein Chaos verwandeln könnte, die Regierungen vor diesem Zugreifen zu diesem Völkerringen bis zur Gegenwart zurückschrecken ließ. Ich sehe auch darin eine gnädige Bewahrung Gottes, dessen Stunde für ein Weltgericht offenbar noch nicht geschlagen hat.

Statt sich durch die Atomwaffe gegenseitig zu vernichten, konnte sich der Osten und der Westen einstweilen durch Verhandlungen näher treten. Verschiedene Vereinbarungen wurden in den letzten Jahren getroffen, wie : Wirtschafts- und Handelsabkommen, Nichtangriffspakte, Abrüstungsverträge, Verträge zur Einschränkung der Versuche mit Kernwaffen und andere mehr. Und als Folge dieser Abmachungen ist nun auch der Eiserne Vorhang, der so drohend und undurchdringlich zwischen den zwei Weltblocks hing, allmählich stark durchlöchert worden und hat bedenkliche Risse bekommen.

Gegenseitige Besuchsreisen, an die noch vor ein paar Jahren niemand zu denken wagte, sind möglich geworden. Ein Kulturaustausch findet statt, der sowohl für den Osten als auch für den Westen von nicht geringer Bedeutung ist.

Und, was für uns Mennoniten ganz besonders verblüffend war und ist, weil vorher gar nicht vorauszusehen, ist die Tatsache, dass nun tausende unserer leidgeprüften Brüder und Schwestern aus dem Osten in den Westen hinüberwechseln durften, aus der Knechtschaft in die Freiheit. Laut Mennonitischer Rundschau sind es bis jetzt schon über achttausend, welche die Freiheit erlangen konnten. Und der Strom der Rückwanderer hält immer noch an.

Auch durfte durch einen Dissidentenaustausch zwischen den USA und der UdSSR der bekannte Baptisten-Prediger George Vins (wohl ein gebürtiger Mennonit) der so viele Jahre lang in schwerer Haft verleben mußte und unsagbar viel gelitten hat, nun in die Vereinigten Staaten und damit in die Freiheit gelangen.

Ich möchte abschließend noch auf ein weiteres Wunder unserer letzten Jahrzehnte hinweisen. Unzweifelhaft ist das das größte und bedeutendste Wunder, das uns Christen in Erstaunen setzen und zu denken veranlassen sollte. Mitten in der Finsternis dieser Welt mit ihrer sittlichen Verderbtheit, wo Atheismus, Unsittlichkeit, Genußsucht und Tyrannei an der Tagesordnung sind, erstrahlt ein helles Licht, das nun schon den ganzen Erdenrund umspannt: Das Licht des Evangeliums.

Auf allerlei Weise, durch Radio, Television, Presse, Mission und Evangelisation wird die Frohbotschaft von der Erlösung immer weiter hinausgetragen und hat bereits alle Kontinente erreicht. Und immer mehr Türen werden dem Evangelium geöffnet. Es ist geradezu erstaunlich, wie sich heute die farbigen Völker der Botschaft vom Kreuz zuwenden. Man denke an die Billy Graham Evangelisationsfeldzüge in Manila, in Madras, Kalkutta und Singapur, wo zu Tausenden die Menschen sich für Christus entschieden. Auch in Afrika öffnen sich immer mehr Türen für das Evangelium, und der Hunger nach dem Lebensbrot des Gotteswortes scheint auch dort immer mehr Menschen zu erfassen, wie es in den Missionsberichten lautet.

Nicht einmal der Eiserne Vorhang, hinter dem der Atheismus sozusagen Staatsreligion ist, konnte sich ganz dem Licht des Evangeliums verschließen. Mit offenen Armen wurde Billy Graham zuerst in Ungarn und später auch in Polen aufgenommen, und der verblüffend große Zustrom zum Gnadenthron zeigte, wie groß der Hunger und der Durst nach dem Brot und dem Wasser des Lebens auch in den Ländern des atheistischen Ostens ist.

Und so weit ist es nun schon, dass wie die Rundschau schreibt, Bibeln, von den Baptisten auf legalem Wege nach Rußland importiert, in der ganzen Sowjet Union in den Kirchen Verteilt werden. Die Regierung der UdSSR hat die Einfuhr von 25000 Bibeln und 5000 Konkordanzen genehmigt. Ja, des Herrn Wort ist wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt (Jer. 23,19). Wollen wir angesichts all der aufgezählten Tatsachen, die wir alle miterlebt haben, noch daran zweifeln, dass auch heute noch Wunder geschehen und zwar ganz große, erdumspannende, göttliche Wunder? - Wie viele Gebete sind zum Thron der Gnade emporgestiegen, besonders auch um die Rettung verlorener Seelen in allen Ländern, um die Glaubensfreiheit in Rußland und auch im die Errettung und Befreiung unserer Glaubensbrüder aus der Knechtschaft. Und nun dürfen wir die wunderbare und herrliche Erhörung unserer Gebete erleben.

Ja, Gott sitzt im Regiment und seine Allmacht durchbricht alle Schranken, die sich ihm entgegenstellen.

Zu: Evangelium und Kultur (1979)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Bote' 18. Jul. -79)

Mit Interesse las ich ein paarmal den Artikel mit obiger Überschrift im Mennoblatt vom 1. Mai, 1979. Herr Peter P. Klassen gibt in dem Artikel einen Bericht über eine Studientagung in Dorfweil im Taunus, Deutschland. Es handelt sich um die nun schon jahrealte Frage der Überfremdung der Stammeskulturen der indianischen Völker durch die christliche Mission.

Im dem Bericht heißt es, dass die sogenannte Barbadoserklärung die Einstellung jeder missionarischen Tätigkeit fordert, weil durch dieselbe die indianische Kultur überfremdet wird, was zur Ausbeutung der Indianer beiträgt.

Man behauptet, dass durch die Evangelisierung der Indianer die europäische Kultur den braunen Völkern aufgezwungen und dadurch deren eigene Kultur zu deren Nachteil verdrängt wird. Allerlei Fragen stiegen in mir auf während des Lesens dieses Berichtes. Was ist eigentlich europäische Kultur? - Europa wird von sehr verschiedenen Völkern und Stämmen bewohnt. Jedes Volk und jeder Stamm hatte einmal seine eigene Kultur der indogermanischen Völker mit ihren verschiedenen aus Asien mitgebrachten Nebenerscheinungen hinzu.

All diese Kulturen stießen aufeinander und wurden vom Christentum befruchtet. So lösten sich als Folge nach und nach die verschiedenen Kulturen auf und es entstand die christliche Kultur, auch europäische oder westliche Kultur genannt. Haben die so zusammengewürfelten Völker dadurch gelitten oder zum mindesten einen Nachteil davongetragen? Haben beispielsweise die barbarischen Germanen dadurch an Werten verloren, dass sie aufhörten an Wodan und Walhalla zu glauben und ihre Mitmenschen auf grausame und barbarische Weise umzubringen?

Oder gereichte es etwa den amerikanischen Indianern zum Nachteil, als sie mit dieser westlichen Kultur zusammenstießen und als Folge aufhörten, Kannibalen (Menschenfresser) zu sein und ihre Mitmenschen ihren Göttern zu opfern? Inwieweit sind beispielsweise auch die heutigen im paraguayischen Chaco lebenden Indianer dadurch zu kurz gekommen, dass sie durch den Einfluß der mennonitischen Tüchtigkeit und Arbeitswilligkeit und nicht zuletzt auch unter dem Einfluß der missionarischen Tätigkeit ihre Lebensweise grundlegend geändert haben?

Wo sie früher im Busch wohnten und in ständiger Angst vor den in ihrer Vorstellung sie bedrohenden bösen Geistern leben mußten, wovon ihre allnächtlichen weit durch den Chacobusch schallenden Klagegesänge zeugten.

Wo die Mütter ihre neugeborenen Kinder, die sie doch sicherlich nach Mutterart sehr geliebt haben, töten mußten, indem sie den armen Würmlein den Mund voll Sand schütteten, bis diese erstickten.

Wo bei schweren Krankheiten die Zauberer herangeholt wurden, die durch allerlei Künste versuchten, die bösen Geister aus den Kranken herauszutreiben.

Wo in ihren gefährlichen Spielen mit schweren Klötzen und groben Knüppeln die Männer sich gegenseitig die Füße und Beine wund schlugen, wodurch es viele lebenslängliche Krüppel unter ihnen gab.

Wo die sich feindlich gesinnten Stämme sich gegenseitig bekämpften und aufrieben.

Wo sie in Grashütten wohnten und immer wieder ihren Aufenthaltsort wechseln mußten, in der Hauptsache, um den bösen Geistern, von denen sie sich ständig bedroht fühlten, auszuweichen.

Wo sie fast nackt und immer barfüßig dem tropischen Wetter, Hitze und Kälte, Sturm und Regen, ausgesetzt waren und ihnen für ihre Nahrung ausschließlich das zur Verfügung stand, was der armselige Chacobusch für sie bereit hielt.

Das alles hier Aufgezählte gehörte zu der Stammeskultur der Chaco-Indianer. Und was haben dem gegenüber die christianisierten Indianer gewonnen? Sie sind zu ehrbaren Menschen herangebildet worden. Wohl die meisten von ihnen, besonders unter den jungen Menschen, haben das Lesen und Schreiben erlernt. Sie haben bereits ihre Schulen, in denen ihre eigenen Leute als Lehrer die Kinder unterrichten. Sie sind heute seßhaft, sind aus ihren Grashütten in regelrechte, wenn auch primitive Wohnhäuser übergezogen und betreiben Landwirtschaft.

Viele unter ihnen haben das Maurerhandwerk gelernt und sind tüchtige Bauarbeiter. Im Indianer Krankenhaus zu Yalve Sanga arbeitet einer von ihnen als bewährter Zahnarzt und junge Indianermädchen dienen als Krankenschwestern. In ihrer Kooperative sind ihre eigenen Leute als Verkäufer angestellt. In ihren Kirchen sitzen sie in stattlichem Sonntagsschmuck gekleidet, haben ihre eigenen vierstimmigen Singchöre, und ihre eigenen Prediger dienen in der Wortverkündigung.

Die jungen Männer sind sehr eifrig und tüchtig im Fußballsport. Sie werden von Zeit zu Zeit nach Asunción eingeladen, wo sie ihre Künste in diesem Spiel unter Beweis stellen können. Die paraguayische Regierung achtet sie, ist ihnen wohlgesinnt und gewährt ihnen allerlei Privilegien.

So ist es also sehr fraglich, ob die Chaco-Indianer je wieder dazu bewegt werden könnten, all das Angelernte beiseite zu legen und wieder zu ihrer alten Stammeskultur zurückzukehren. Und es wäre direkt ein Verbrechen, wenn man sie dazu zwingen wollte. Und aus all diesem ergibt sich für mich eine weitere Frage, die mich nicht zur Ruhe kommen läßt:

Was bezwecken die Anthropologen, Ethnologen und die Verfechter der Menschenrechte für die Indianer mit dieser so heftigen Kampagne gegen die christliche Mission? Sollen etwa die Indianer in ihrer Dunkelheit verharren, damit die Wissenschaftler ihre Studien an den Stammeskulturen dieser bemitleidenswerten Menschen weiterführen können? Wie verträgt sich das mit den so lautstark gepredigten Menschenrechten? Haben nicht auch die Indianer ein Recht, an den Errungenschaften der Technik mit Teil zu haben und zu ehrbaren Menschen herangebildet zu werden?

Und haben ihre Seelen, die sie ja auch Menschen mit unsterblicher Seele sind, nicht einen höheren Wert als die Kulturen, in die sie ohne ihren Willen hineingeboren und in denen sie aufgewachsen sind?

Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, dass womöglich diese Bestrebungen der betreffenden Fachleute eine wenn auch versteckte und getarnte, so doch gezielte marxistisch-atheistische antireligiöse Maßnahme sind, eine Frucht des Materialismus und der Modernen Theologie.

Und ihnen ward Macht gegeben (1979)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 12. Sept. -79)

Um und um geht heute die Sorge, die Angst. Welches Heim, welche Ortschaft, welches Land, welche Regierung hat es nicht ständig mit der Sorge um die Zukunft, ja mit der Angst zu tun?!

In Sacharja 10,11 heißt es: „Und er wird durchs Meer der Angst gehen". Und Jesus sagt zu seinen Jüngern in Joh. 16,33: „In der Welt habt ihr Angst.."

Wohl zu keiner Zeit war die Angst und die Sorge so universal wie in der Gegenwart. Fast Tag für Tag bringen die Nachrichtenmedien uns neue Nahrung für die Sorge und die Angst ins Haus. Da ist zum Beispiel gerade heutzutage die Ölkrise, die so vielen Menschen über Land und Meer schwere Kopfzerbrechen verursacht. Die ölerzeugenden Länder schrauben die Preise immer höher, und ständig ist es eine Bedrohung, dass sie eines Tages die Zufuhr des Öls ganz unterbinden könnten, was für viele Länder fast eine Katastrophe bedeuten würde. Auch ist zu befürchten, dass der Osten, der unablässig seine Hände nach den Ölquellen ausstreckt (man denke an die Unruhen und Revolutionen im Iran und in anderen mittelasiatischen Ländern), über kurz oder lang in den Besitz dieser Quellen gelangen könnte. Was das für die westliche Welt bedeuten würde, ist schwer auszudenken.

Und immer neue Naturkatastrophen werden gemeldet. Die jüngste Überschwemmung war wohl die, welche vor einigen Monaten am Red River stattfand, die in den Staaten und um Winnipeg herum große Verheerungen anrichtete. Viel größere Überschwemmungen wurden in den letzten Jahren aus verschiedenen asiatischen Ländern gemeldet: Aus China, aus Pakistan, Indien, Persien und anderen Ländern. Unzählige Menschen wurden dadurch heimatlos und viele verloren ihr Leben. Die Wellen der Überschwemmung nahmen vielen Familien alles, was sie hatten.

Von einer großen Dürre werden zur Zeit die Prärieprovinzen Kanadas heimgesucht. Und langanhaltende und verheerende Trockenperioden treten immer wieder in Südamerika und in anderen Ländern auf, denen tausende von Rindern und vielversprechende Getreide - Erdnuß- oder Baumwollfelder zum Opfer fallen. Erdbeben und Wirbelstürme nehmen immer mehr zu an Zahl und an Heftigkeit und haben im letzten Jahrzehnt unberechenbare Schäden und Menschenopfer gefordert.

Wie wird in den letzten Jahrzehnten die Menschheit durch den Krebs, durch Herzanfälle und durch andere Krankheiten in Spannung gehalten! - Die medizinische Wissenschaft, die auf dem Gebiet der Krankheitsbekämpfung schon so viele Fortschritte errungen hat, scheint dem Krebs gegenüber machtlos zu sein. Immer mehr Menschen werden von dieser gefährlichen Krankheit befallen, und wohl die meisten dieser Bedauernswerten finden ein frühes Grab. Und ähnlich ist es auch mit den Herzanfällen, durch die immer mehr Menschen dahingerafft werden.

Leider fehlen mir jegliche statistische Daten, aber schon die einfache Beobachtung zeigt uns, dass die Linie der akuten Fälle sich ständig aufwärts bewegt. Und immer neue

Krankheiten scheinen aufzutreten, die bis dahin unbekannt waren. In wie vielen Heimen herrscht tiefe Trauer um liebe Familienangehörige, die jeweils einem Herzschlag oder dem tückischen Krebs oder sonst einer unheilbaren Krankheit zum Opfer fielen! -

Der Wettkampf in der Aufrüstung zwischen Ost und West nach den zwei großen Weltkriegen unseres Jahrhunderts ist ebenfalls ein Faktor, der dauernd die Welt in Spannung hält. Zwar machen, wie gemeldet wird, die betreffenden Regierungen die größten Anstrengungen, um durch Abrüstungsabkommen, beziehungsweise durch Verträge zur Beschränkung der Aufrüstung den Wettkampf zu dämpfen. Aber derartige Verträge bieten wenig Sicherheit. Wie leicht können sie gebrochen werden! Und hinter den Kulissen wird fieberhaft weitergerüstet. Auch wird die Kriegstechnik immer weiter ausgebaut. Immer gefährlicher werden die Vernichtungswaffen, die der Luftwaffe, der Marine und der Infanterie zugefügt werden. Sie werden ständig weiter vervollständigt und modernisiert.

Vor der grauenerregenden Atom- und Wasserstoffbombe, vor den gefährlichen Langstreckenraketen und vor anderen Kriegstechnischen Errungenschaften ist wohl kein Platz auf dieser Erde mehr sicher. Und die politischen Spannungen zwischen den Großmächten sind oft derart, dass man zu jeder Zeit und Stunde den Ausbruch eines Weltatomkrieges zu befürchten hat. Wer wird wohl dann überleben?

In Sorge und Angst wird die westliche Welt auch durch das siegreiche Vordringen der kommunistischen Länder ins Ostasien gehalten. Wir haben heute das Bild des brutalen Vormarsches in Vietnam vor Augen, der die kopflose Flucht der Tausenden von Vietnamesen verursacht hat. Diese irren nun heimatlos umher und finden „keinen Ort, da sie wohnen können.“ Auch Afrika kann gar nicht mehr zur Ruhe kommen, weil auch da der Marxismus-Kommunismus am Werk ist, dessen Ziel ja immer gewesen ist, die ganze Welt zu erobern und zu beherrschen. Wo will das alles noch hinaus?! -Noch viele andere Zeiterscheinungen sind es, die die Gemüter der heutigen Menschheit beunruhigen. Nur ganz kurz möchte ich einige davon nennen: Da sind es die gewissenlosen Entführungen, die oftmals mit Tötung der Geiseln verbunden sind. Da sind die lästigen Guerillatätigkeiten in vielen Ländern. die Furcht vor der vermeintlichen Überbevölkerung der Erde und die damit verbundene Familienplanung und Geburtenkontrolle. Da ist die sexuelle Unmoral, die immer weiter um sich greifenden Ehescheidungen und vieles andere.

Auch sind ernste Christen heute in Sorge über das Eindringen der Welt und verschiedener modern-liberaler Gedankengänge in die Gemeinde, die den auf die Heilige Schrift gerichteten Blick verdunkeln.

In Offb. 6,8 heißt es: „Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd. Und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten mit dem Schwert und Hunger und Tod und durch die wilden Tiere auf Erden“.

Das Wort „Hölle“ möchte ich an dieser Stelle übersetzten mit „Gottentfremdete Mächte“. Und für die vier Plagen, über die dem Reiter auf dem fahlen Pferd die Macht gegeben wird, „Schwert, Hunger, Tod und wilde Tiere auf Erden“, dürfte folgende Interpretation gegeben werden: Schwert - Neuzeitliche Kriege. Tod - Naturkatastrophen und todbringende Krankheiten, wie Krebs, Herzanfälle und andere. (Hesekiel 14,21 braucht dafür den Namen 'Pestilenz'). Wilde Tiere auf Erden - Moderne Vernichtungstechnik und moderne Zü-

gellosigkeit Hunger - Teure Zeiten, verbunden mit Lebensmittelknappheit und Hunger. Dann hätten wir ungefähr das oben Geschilderte und noch vieles andere, wovor die heutige Menschheit in ständiger Angst und Sorge lebt.

Wir sehen also, dass die Zeit sehr ernst ist und dass sich die Gesichte des Sehers Johannes vor unseren Augen erfüllen. Und menschlich gesehen haben wir wirklich viel Ursache, mit Angst und Sorge in die Zukunft zu schauen.

Aber Jesus sagt in dem oben angeführten Zitat aus Joh. 16,33: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden". Wir sind also nicht allein gelassen; Jesus Christus ist mit uns; er hat die Welt überwunden und er fordert uns auf, in der Angst getrost zu sein. Er sitzt am Steuer und er wird uns, seine Kinder, sicher hindurchbringen. Wir dürfen ihm vertrauen!

Jesus Christus und die Weltgeschichte (1979)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 5. Dez. -79)

Ich wurde angeregt, über dieses Thema nachzudenken, indem ich in der Rundschau vom 10. Oktober 1979 die Frage der Schriftleitung las, ob nicht jemand der Leser sich einmal die Mühe machen wolle, etwas zu der Frage zu schreiben „Was sagt die Geschichte über Jesus?"

Zwar fühle ich mich durchaus nicht der Aufgabe gewachsen, etwas Konkretes darüber zu berichten, zumal ich kein Historiker bin und nur sehr elementare Kenntnis über den Gang der Geschichte besitze. Aber es drängt mich doch, den schüchternen Versuch zu unternehmen, meine Gedanken, die mir beim Nachdenken über dieses hohe wissenschaftliche Thema kamen, niederzuschreiben, und sie unserem mennonitischen Leserkreis zuzuführen.

Ich möchte aber das Thema, das die Schriftleitung angibt, etwas umbiegen. Nicht möchte ich schreiben über das, was die Weltgeschichte über Jesus sagt, sondern über das, ob und wie die Geschichte auf Jesus und seine Lehre reagiert hat. Sie hat reagiert, und zwar auf sehr verschiedene Weise.

Ja, das Wirken Jesu auf Erden und seine Lehre haben den Gang der Geschichte geradezu revolutioniert und in eine ganz neue Richtung getrieben. Schon Jesu Zeitgenossen wurden durch seine Lehren völlig umgeworfen. Ein Fragen und Suchen entstand nach neuen Lebensrichtungen. Sehr verschiedenen Boden fand der Same seiner Lehren bei seinen Zuhörern. Viele wurden angezogen, andere fühlten sich abgestoßen. Alle aber wurden aufs äußerste aufgewühlt.

Besonders die intelligenten Kreise der Schriftgelehrten und Pharisäer, die das mosaische Gesetz ausgezeichnet kannte, und es so strenge beobachteten, empfanden die Lehren Jesu als gotteslästerliche Selbstüberhebung und veranlaßten schließlich, dass Jesus gekreuzigt wurde.

Und nun begann das einzusetzen, was Jesus in Matth. 10,34 vorausgesagt hatte: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert“. Ströme Märtyrerblutes sind geflossen im Laufe der Geschichte. Grauenerregende Verfolgungen hat die Geschichte zu verzeichnen, und zwar bis auf den heutigen Tag. Sie wurden betrieben gegen die sich zu Christus Bekennenden und an ihn Gläubigen. Und zwar wurden sie veranlaßt in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten von seiten der weltlichen Mächte und später, im Mittelalter, gar von seiten der verweltlichten Kirche. Heute indessen sind es wieder die weltlichen Mächte, von denen die Verfolgungen in Szene gesetzt werden.

Im Altertum begannen die Verfolgungen bald nach Christi Himmelfahrt und wurden besonders blutig unter Nero und die nach ihm kommenden römischen Kaiser. Man wollte das aufblühende Christentum im Keim ersticken, da man es als eine Gefahr für das Staats- und Gesellschaftsleben jener Zeit ansah. Erst Kaiser Konstantin setzte den Verfolgungen ein Ende und erhob den christlichen Glauben zur Staatsreligion. Aber mit der so erlangten Freiheit und mit dem Beginn der Staatskirche setzte allmählich die Verweltlichung derselben ein. Und im Mittelalter ergriff die Kirche selbst die Initiative und begann mit furchtbarer Grausamkeit die wahren Bekenner Jesu Christi zu verfolgen und zu unterdrücken. So weiß die Geschichte zu berichten von den blutdürstenden Inquisitionstribunalen, von grausamen Folterungen, von Ketzerverbrennungen, wo die Christusbekenner auf hohen Scheiterhaufen verbrannt wurden und zwar bei lebendigem Leibe, und von vielen anderen Martern. Und wo die Bekenner (damals Ketzer genannt) sich zur Wehr setzten, da gab es blutige Religionskriege, wie unter anderen die Hussiten- und die Hugenottenkriege. Man denke an die furchtbare Bartholomäusnacht in Frankreich zur Zeit der Hugenottenkriege, wo in einer einzigen Nacht über ganz Frankreich ungefähr 22.000 Menschen ums Leben kamen.

Wie verheerend war auch der Dreißigjährige Krieg als Folge der Reformation, welcher Deutschland fast an den Rand des Untergangs brachte!

Ich möchte ferner an die Brutalität der Kreuzzüge erinnern, die von der Kirche „im Namen Gottes“ im frühen Mittelalter ausgetragen wurden und zwar mit so gewissenloser Grausamkeit, um das von den damaligen Sarazenen besetzte Palästina und insonderheit das Heilige Grab Jesu zurückzuerobern. Denjenigen Kriegern, welche in diesen „Heiligen Kriegen“ fallen würden, wurden von der römischen Kirche Vergebung aller Sünden und die Ewige Seligkeit zugesichert.

In der Gegenwart werden die Christenverfolgungen wieder, wie schon erwähnt, von den weltlichen Mächten inszeniert. Wir erinnern uns noch alle gut an die Martyrien der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts im damaligen Dritten Reich und an die atheistischen Tyranneien gegen die Gläubigen in den Sozialistischen Staaten, insonderheit in der Stalinschen Ära und, in geringerem Maße, bis auf den heutigen Tag. Ja, die Geschichte hat reagiert. In großer Schwachheit und mit viel Fehlern und Irrungen, oft auch mit entsetzlicher Grausamkeit, wie wir sahen, hat die Geschichte geantwortet. Aber nicht allein durch das 'Schwert' ist die neue Richtung im Gang der Geschichte gekennzeichnet, sondern auch vielseitig durch positivere Leistungen. Die Zeitrechnung erfuhr eine Umstellung, und zwar mit dem Jahr der Geburt Jesu als das Jahr Nummero Eins.

Die bildenden Künste, die Malerei und die Architektur wurden umgestaltet, indem christliche Momente hineingerufen wurden. Großartige Kirchen, Dome und Kathedralen entstanden, die mit herrlichen Kuppeln oder zum Himmel zeigenden schlanken Türmen versehen wurden.

Wie war ich überwältigt, als ich seinerzeit in Sankt Petersburg (dem heutigen Leningrad) staunend vor der prächtigen Isaakskathedrale stand, die ungefähr dem Petersdom in Rom nachgebildet ist. Oder auch vor etwas mehr als einem Jahr, als ich den kunstvoll gestalteten gotischen Kölner Dom in Deutschland mit seinen zwei gleichen, in sanftem Stil errichteten Türmen bewunderte. Welch eine Vielfalt von kunstreichen Formen!

In der Literatur, der Gesetzgebung und im gesellschaftlichen Leben, sowie auch im Humanismus der vorrefromatorischen Ära sehen wir ebenfalls eine Beeinflussung durch die Lehren des Neuen Testaments. Und die durch fast das ganze damalige Europa getragene Reformation des sechzehnten Jahrhunderts war mit ganzem Ernst bestrebt, die verloren gegangene Reinheit der apostolischen Kirche wiederherzustellen und die Lehren der Heiligen Schrift neu zur Geltung zu bringen.

Nur zum Teil ist ihr das gelungen. Der Dreißigjährige Krieg war damals die blutige Antwort.

Ein Zweig der Reformation, nämlich das Täufertum, hat heute fast weltweite Verbreitung gefunden und ist bestrebt, die Lehren Jesu und der Apostel auszuleben. Weltweite Evangelisationsfeldzüge werden unternommen, und durch Rundfunk, Television und durch die fast alle Länder umspannende Missionstätigkeit ist man bemüht, das Evangelium in die ganze Welt hinauszutragen, wie es Jesus Christus vor seiner Himmelfahrt den Jüngern antrug.

All die Irrfahrten der Geschichte mit ihren blutigen Szenen haben nicht vermocht, das Wort Gottes und die Gemeinde aus der Welt zu schaffen. Nur um so mehr hat sich das Wort ausgebreitet, und die Gemeinde ist dadurch stets neu angeregt worden, die Lehren ihres Meisters von den ihr immer wieder anhaftenden Schlacken zu reinigen. Jesus sagt in Matth. 24, 35: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“. Er, Jesus Christus, ist und bleibt Sieger. Ihm sei die Ehre!

Was tut sich im Osten? (1979)

(In ‘Ein Jegliches hat seine Zeit’)

Acht Männer sitzen in Clearbrook, B.C., in einem kleinen Zimmer und pflegen eine sehr eifrige Unterhaltung. Es ist ein freundlicher Frühlingstag und die warme Spätnachmittags-Maisonne blickt vergnügt durchs Fenster und wärmt und erhellt das Zimmer und auch die Gemüter.

Einer der Männer, die im Kreise dicht beisammen sitzen, ist ein Ausländer. Er ist von weit her gekommen und muß nun den anderen Rede und Antwort stehen, die alle sehr gespannt seinen Ausführungen lauschen.

Der Ausländer kommt von der anderen Hälfte der Erdkugel, und zwar aus dem Asiatischen Rußland. Sein Wohnort ist Nowosibirsk am Ob-Fluß und sein Name ist Jakob Fast. Als Mitglied einer Delegation des Allrussischen Bundes der Evangeliumschristen-Baptisten ist er auf Einladung des MCC nach Amerika gekommen, um hier Fühlung zu nehmen mit den Gläubigen der westlichen Hemisphäre, wohl in der Hauptsache mit den Mennoniten.

Es ist nicht meine Absicht, hier wiederzugeben, was gesprochen wurde. Ich möchte nur erwähnen, dass jeder der Anwesenden tief beeindruckt war von dem, was der Sprecher als Antwort auf die vielen Fragen, die gestellt wurden, bekundete. Alle standen sie unter dem Eindruck, dass sich im Osten etwas tut, dass nämlich der schwere Druck, der nun schon 57 Jahre lang über den Gläubigen dort gelastet hat, sich zu lockern beginnt und dass ein Aufatmen durch die Reihen der Kinder Gottes hinter dem Eisernen Vorhang geht. Dürfte das vielleicht das Morgenrot einer neuen Zeit sein, die etwa im Anzuge ist? - So fragte man sich. Der folgende Tag war ein Sonnabend. In der Kirche der Eben-Ezer-Mennonitengemeinde versammelten sich am Abend viele Zuhörer und lauschten mit Interesse den Liedern des Sängerchores der russischen Abteilung der Radiomission 'Gospel Light Hour', der unter der Leitung des Dirigenten Br. David Dürksen stand und meistens mit russischen Liedern diente.

Prediger David Borissowitsch Wiens, der Redner des Programms, gab einen Bericht über die Arbeit der russischen Abteilung. Diese wurde vor nunmehr 19 Jahren gegründet und Br. Wiens ist von Anfang an ihr Redner gewesen. Seine Predigten in russischer Sprach, sowie auch die Lieder des Chores, werden über fünf starke Sender in alle Teile der Sowjetunion hineingestrahlt, und zwar von folgenden Ländern aus: Monte Carlo in Monaco, Quito (Ecuador), Manila (Philippinen), Korea und Alaska.

Viele Dankesbriefe von Hörern aus Rußland zeugen davon, dass das Programm gehört und geschätzt wird. es ist ergreifend, mit welchem Heißhunger Predigt und Lied von vielen Tausenden aufgenommen werden und wie herzlich die Dankbarkeit der Hörer in den Briefen bekundet wird.

Am darauffolgenden Tag, Sonntag, wurde vormittags in der Clearbrook-Kirche der Mennoniten-Brüdergemeinde noch einmal ungefähr dasselbe Programm von den Sängern und von Prediger D.B. Wiens gebracht.

Und am Abend desselben Tages füllte sich die genannte Kirche aufs neue, und zwar wohl bis auf den letzten Platz. Ein Männerchor sang einige schöne Lieder, darunter ein russisches. Und dann trat Br. Jakob Fast, der oben erwähnte Gast aus NowosIbirsk auf und gab einen Bericht über das Leben der Gläubigen in der Sowjetunion, über das Ergehen und das Wachstum in den Gemeinden und über die Arbeit des Allrussischen Bundes der Evangeliums-Christen-Baptisten, dem auch viele Mennoniten- und Mennoniten-Brüdergemeinden angeschlossen sind.

Auch diesmal vermittelten die Ausführungen des Redners den Eindruck, dass anscheinend etwas Neues in Rußland sich zu entwickeln beginnt und dass der schwere Druck so vieler Jahre merklich nachgelassen hat.

Nach dem Vortrag brachte Br. Fast noch eine Botschaft, in welcher er der Auferstehung des Herrn Jesu Christi von den Toten und seiner baldigen Wiederkunft gedachte. Br. Fast

ist der Leiter der großen Mennoniten-Brüdergemeinde von Nowosibirsk. Diese Gemeinde hat, wenn ich recht verstanden habe, 900 Mitglieder.

War es Zufall oder war es Planung, ich bin mit den Zusammenhängen nicht bekannt, aber unter den Zuhörern befand sich auffallenderweise auch Br. Peter Dyck, der MCC-Leiter für Europa. Sehr freundlich wurde er von Br. Hermann Lenzmann begrüßt und gebeten, auch noch einige Worte der Versammlung zu sagen.

Br. Dyck trat nach vorne, begrüßte Br. Lenzmann mit Händedruck und dann umarmte er Br. Fast, mit dem er schon von früher her bekannt war, und drückte ihn in warmem Empfinden an sein Herz.

Diese Umarmung beeindruckte mich und vielleicht auch viele andere mit mir ganz außerordentlich. War sie doch gleichsam ein Symbol dessen, dass nun, nach so langer Trennung, endlich die Gläubigen des Ostens und des Westens sich begrüßen und in warmer Bruderliebe in die Arme fallen dürfen.

Br. Dyck führte in seiner bezeichnenden Rede aus, dass nach Epheser 2,14, der Herr, der unser Friede ist, den Zaun (die Mauer nach der englischen Übersetzung) abgebrochen hat, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft. Es sind, wie Br. Dyck weiter erläuterte, heute allerorten Zäune (Mauern) aufgerichtet. Wie es in Berlin, in Korea, in Jerusalem und anderen Orten Mauern gibt, so werden heute Mauern gebaut zwischen Nationen, zwischen Gemeinden und oft zwischen Bruder und Bruder. Das ist das Werk der finsteren, satanischen Mächte, die bemüht sind, wo es angeht, Feindschaft und Trennung zu schaffen.

Wir als Gläubige, als Kinder Gottes sind mit dem erwähnten Vers aus Epheser 2, 14, aufgerufen, mit Christus Mauern abzubrechen und Getrenntes wieder zu vereinigen. So ist auch, wie Br. Dyck sagte, das MCC bestrebt, in der ganzen Welt Trennungen zu beseitigen und Mauern abzubrechen. Aus diesem Bestreben heraus wurde auch vom MCC die Einladung an den Allrussischen Bund der Evangeliums-Christen und Baptisten gemacht, eine Delegation zu entsenden, um mit den Gläubigen Nordamerikas Fühlung aufzunehmen.

All das in den erwähnten drei Tagen Gehörte und Geschaute hat mich innerlich stark aufgewühlt. Ich fragte mich, was wohl die Ursache dessen sei, dass das, was viele Jahre lang ganz unmöglich war, heute möglich ist, dass nämlich in Rußland wieder mehr Raum für die gemeinsame Erbauung der Gläubigen geschaffen wird und dass auch die Fühlungnahme mit den Gläubigen des Westens heute mehr und mehr zustande kommen kann.

Wesentlich haben zu dieser Entwicklung wohl die verbesserten Beziehungen Nordamerikas mit der Sowjetunion und die abgeschlossenen Verträge für Handel und kulturellen Austausch beigetragen.

Aber die eigentliche Ursache liegt nach meinem Dafürhalten viel tiefer, Gott, der Allmächtige, ist am Werk, und er hält die Geschicke der Völker in seiner starken Hand. Alles im Himmel und auf Erden leitet er nach seinem heiligen Willen und Wohlgefallen.

Und auch die vielen Gebete der Gotteskinder in aller Welt, die nun schon so viele Jahre lang für die Unterdrückten in Rußland zum Thron der Gnaden emporgesandt wurden,

dürften ebenfalls zur Entspannung beigetragen haben, indem sie bei Gott ihre Erhörung fanden.

Ich glaube, wir als Kinder Gottes haben alle viel Ursache zu unaussprechlichem Dank unserem Vater im Himmel gegenüber. - Und wir dürfen ihm vertrauen, dass er auch weiter helfen wird.

Wo steuern wir hin? (1980)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 16. Jan. -80)

Wir sind nun im Begriff, die Schwelle eines neuen Jahres zu übertreten. Damit schließt sich ein Jahrzehnt ab, und wir steigen ein in ein neues Jahrzehnt, das zweitletzte Jahrzehnt unseres zwanzigsten Jahrhunderts und damit unseres zweiten Jahrtausends.

Ein Rückblick auf das abgeschlossene Jahrzehnt und auf die acht Jahrzehnte unseres Jahrhunderts genügt, um mit einigem Grauen dem neuen Jahrzehnt entgegenzusehen. Was wird es uns bringen?

Unsere ganz alten Leute erinnern sich noch gut, wie es war, als unser Jahrhundert seinen Anfang nahm. Das war die gute alte Zeit, als wir noch so gemütlich lebten. Die meisten von uns wohnten in Dörfern auf dem Lande, hatten unsere Wirtschaften, die Ställe voll Pferde und Kühe und bebauten das Land, womit im Sommer allerlei Arbeit verbunden war.

Doch im Winter ruhten wir aus, lasen unsere Bibel oder auch christliche Literatur, saßen an den Abenden bei der Petroleumlampe am Familientisch, die Frauen spannen Wolle, strickten Strümpfe, häkelten oder hatten Kleider zu flicken für die Angehörigen der Familie. Ach, es war so traut, so heimisch! -

Vielfach wurde in der Saatzeit das Getreide noch mit der Hand ausgestreut. In der Erntezeit wurde es mit Sichel oder Sense gemäht. Es war schon ein Fortschritt, als die ersten Haspel-Mähmaschinen aufkamen. Auf der hartgewalzten und getretenen runden Tenne auf dem Hof wurde das Getreide gedroschen und zwar mit dem schweren Dreschstein, der von Pferden gezogen wurde. Fast war man überwältigt, als dann bald die ersten noch sehr primitiven Dreschmaschinen aufkamen, die mit Pferden am Roßgang angetrieben werden mußten. Sehr stolz war derjenige Bauer, der sich so eine Dreschmaschine leisten konnte.

Mit Pferden wurde auch das Getreide zur nächsten Bahnstation gefahren, wo es verkauft werden konnte. Auch sonst wurde jeglicher Transport mit Pferdefuhrwerken betrieben. Für Kirche, Spazier- und Hochzeitsfahrten spannte man die Pferde vor schöne Federwagen oder Droschken.

Sehr selten fuhr mal ein Auto, damals den Droschken nachgebildet, durchs Dorf. Dann liefen wohl die Kinder, was sie laufen konnten, zur Straße, um das Wunderwerk zu sehen und anzustaunen. Es mutete aber auch wie ein Wunder an, dass ein Wagen, eine

Droschke, sich von selbst, ohne Pferdekraft, bewegte und sogar noch schneller als ein Pferdefuhrwerk.

Wollte man eine lange Reise unternehmen, dann mußte man zur nächsten Bahnstation fahren und dort in einen Zug steigen. Züge gab es damals schon; sie wurden aber noch von primitiven Dampflokomotiven gezogen.

Also, das war zu jener Zeit, in den Anfängen unseres Jahrhunderts. Und was haben wir heute nach 70 oder 80 Jahren?

Die rapide Entwicklung der Technik und die zwei großen Weltkriege, verbunden mit furchtbaren Revolutionen, haben unsere Erde radikal verändert. In alle Winde haben die Ereignisse der Jahrzehnte unser Völklein mit noch anderen Völkern auseinandergetrieben. Es gibt kaum einen Kontinent oder ein Land, wo nicht Splitter unseres Volkes hingeweht sind. Und wenige unserer Leute wohnen heute noch auf dem Lande. Die meisten sind wohl vom Schicksal in Städte verpflanzt worden.

Die Einrichtung und Ausstattung in den Wohnhäusern haben sich seit damals grundlegend geändert. Fast jedes Heim hat heute einen Eisschrank, Wasch- und Trockenmaschinen und einen Gas- oder elektrischen Koch- und Backofen. In vielen Heimen gibt es auch bereits den Geschirrwascher; wohl alle Heime haben elektrischen Anschluß. Fast der ganze Haushalt wird elektrisch betrieben.

Viele Familien haben mehr als ein Auto, einige gar drei oder vier. Reisen kann man heute mit dem Auto, mit dem Bus mit der Eisenbahn oder auch mit dem Flugzeug. Mit hochmodernen und mit allem Komfort ausgestatteten Jetflugzeugen kann man in wenigen Stunden die Ozeane überqueren und ferne Kontinente erreichen.

Menschen haben bereits ihren Fuß auf den Mond gestellt. Raumschiffe und Fernraketen kreisen durch das All, hinauf bis zum Mars und dem fernen Jupiter.

Die medizinische und chirurgische Technik konnte man auf solchen Stand erheben, dass heute verhältnismäßig leicht fast alle Krankheiten geheilt werden können, was zur Folge hat, dass das Durchschnittsalter der Menschen fast auf das Doppelte angestiegen ist.

Und das Evangelium, die Frohbotschaft von Jesus Christus, wird heute fast in jeden Winkel der Erde hineingetragen, sei es durch Evangelisationsfeldzüge oder durch Predigt, Radio, oder die fast alle Länder umspannende Missionstätigkeit.

Das alles ist erhebend und man könnte fast meinen, das Tausendjährige Reich wäre angebrochen, wenn, ach wenn das Negative nicht wäre. Aber gerade dieses Negative stellt sozusagen all das Erreichte weit in den Hintergrund. Und dieses Negative ist die Sünde, die immer stärker auftritt und geradezu zum Himmel schreit von der Erde.

Der Unglaube greift weiter und weiter um sich. Der Alkohol und das Rauschgift ziehen immer mehr Menschen in ihren Bann. Millionen und Abermillionen Dollar werden jedes Jahr für diese Gifte ausgegeben.

Die Sünden der zwei grauenhaften Weltkriege mit ihren unmenschlichen Begleiterscheinungen, wie die gewissenlosen Bombenabwürfe auf Städte, wodurch diese buchstäblich in Trümmer gelegt wurden und unzählige unschuldige Menschen ums Leben kamen; weiter Hiroschima, Vergewaltigungen, bestialisches Hinmorden unschuldiger Menschen durch gesetzlose Banden. Verschleppungen und vieles andere, sowie die Schandtaten des Dritten Reiches und der Stalinschen Ära sind bei uns allen und wohl

des Dritten Reiches und der Stalinschen Ära sind bei uns allen und wohl ebenso auch bei Gott noch in so lebhaft schmerzlicher Erinnerung.

Und fieberhaft wird weiter aufgerüstet und immer schreckenerregendere Vernichtungswaffen werden ausgekünstelt. Das wütende Drohen der Völker gegeneinander versetzt heutigentages die ganze Welt in Angst und Grauen.

Die allergrößte Sünde der Gegenwart scheint mir aber die abgrundtiefe Versunkenheit der weißen Rase in den letzten Jahrzehnten auf sittlicher Linie zu sein: und zwar erstens die sexuelle Unmoral, wo die jungen Menschen sich nicht genug tun können an der Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden, sowie andererseits die verschiedenerweise betriebenen Geburtenverhütungen, die ein schreckenerregendes Ausmaß erreicht haben, und drittens, die Lockerung der Ehen mit den immer zahlreicher werdenden Ehescheidungen.

Ich habe das anklagende Gefühl, dass hier die weiße Rasse sich selbst das Todesurteil gesprochen hat und ihr eigenes Grab schaufelt, und das zu einer Zeit, wo die farbigen Völker zur politischen Selbständigkeit erwacht sind und ihre Unabhängigkeit erlangt haben, und wo sie dem Familienzuwachs keine Schranken entgegensetzen.

Sieht unsere hochkultivierte Weiße Rasse nicht das 'Mene Tekel', das über sie verhängt ist? Eine kleine und sehr einfache Illustration liegt vor mir, die den Heilsplan Gottes veranschaulicht. Da ist angegeben das Zeitalter der Nationen von Adam bis Abraham mit 2000 Jahren, und weiter das Zeitalter des Volkes Israel bis Christus mit ebenfalls 2000 Jahren. Dann kommt das Zeitalter der Gemeinde mit ebenfalls 2000 Jahren. Und als letztes zeigt die Illustration die Entrückung der Gläubigen und dann das tausendjährige Friedensreich.

Das wären somit im ganzen 7000 Jahre, also die Vollzahl der Schöpfungsgeschichte in 1. Mose 1, wenn man in Betracht zieht, dass bei Gott tausend Jahre wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre sind.

Aus diesem können wir schlußfolgern, dass, wenn das Zeitalter der Gemeinde wirklich 2000 Jahre zählt, dann nur noch 20 Jahre (2000 minus 1980) uns von dem Schlußpunkt trennen. Nur noch 20 Jahre bis zur Wiederkunft Jesu Christi! -

Wenn wir aber weiter den Umstand in Betracht ziehen, dass die vorhergehenden zwei mal 2000 Jahre nicht exakt, sondern nur ungefähr berechnet werden konnten, dann wäre es leicht anzunehmen, dass auch das Zeitalter der Gemeinde nicht nur auf das Datum genau vorgesehen ist; es könnte leicht einige Jahre mehr oder weniger sein. So sehen wir denn, dass auch diese letzten noch verbliebenen Jahre nicht genau berechnet werden können. Wir dürfen aber damit rechnen, dass zu jeder Zeit und Stunde die Wiederkunft unseres Herrn und Heilandes erwartet werden kann.

Sind wir bereit, Ihm zu begegnen? Wird sein Erscheinen bei uns Freude auslösen oder Schrecken? Wie sollten wir doch ernstlich beflissen sein, an den Zeichen der Zeit nicht achtlos und gleichgültig vorüberzugehen, denn die Zeit ist sehr ernst!

Zur Weltlage anfangs 1980

(In 'Wechselvolle Pfade')

Es wetterleuchtet am Firmament
und schwarze Wolken sich türmen.
Wie banges Ahnen zieht's durch die Welt,
wie Ahnen von furchtbaren Stürmen.

Nicht UNO, wie's scheint, und nicht Sicherheitsrat,
kein Freundschaftsvertrag ist imstande
zu schlichten, was nunmehr entzündet sich hat,
in lodernden Flammen entbrannte.

Die Völker, sie treten zum Kampfe an,
die Völker verschiedenster Rassen.
Ein Feuer, wie niemals die Menschen es sah'n;
die ganze Welt will es erfassen.

Es klirren die Waffen, sie rufen zum Streit,
zum weltweiten Völkerringen.
Dämonen der Tiefe sind scheinbar bereit
was lebt und webt - zu verschlingen.

Die Glut sich entzündete hell im Iran.
In Vietnam, Kambodscha es lodert.
Schon traf das Feuer Afghanistan.
In Afrika gärt es und brodelt.

Der Stiefel der östlichen Großmacht droht
die ganze Welt zu bezwingen.
Er versetzt die Völker in Angst und Not,
die verzweifelt sich wehren und ringen.

O Erde, du arme, wie bist du in Not!
Nie kannst du zur Ruhe mehr kommen!
Vier Kontinente sind ernstlich bedroht.
Der Friede ist von dir genommen.

Ist nicht die Apokalypse zur Hand,
todbringender Reiter und Pferde?
Die siegend ziehen von Lande zu Land,
Verwüstung bringend zur Erde?

O Menschheit, laß ab! Sieh, der Preis ist zu hoch!
Laß ab doch vom Drohen und Hassen!
Der Friede, die Eintracht, wie sind diese doch
so hehr, nicht in Worte zu fassen!

Erbarme dich, Höchster, du Gott auf dem Thron!

Du woll'st deine Schöpfung bewahren!
Obzwar wir die Strafe verdienet zum Lohn,
laß Gnade vor Recht uns erfahren!

Dein Volk, Herr, du hast es so hart schon gestraft.
So viel hat's erduldet, gelitten.
O steu're die Lage! Du hast Macht und Kraft.
Laß, Herr, um Erbarmen uns bitten!

Eine 'köstliche Perle' (1980)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 23. Apr. -80)

Ich hörte in diesen Tagen eine Predigt. Das Thema der Predigt war „Die christliche Einheit". Die Predigt war sehr gut durchdacht und ausgearbeitet. Sie ging zu Herzen. Sie war gleichsam ein Mahnruf zur Einheit der Gläubigen in dieser argen Welt. Der Herr Jesus hat, wie der Redner aufführte, in seinem Hohepriesterlichen Gebet so innig zu seinem Vater um die Einheit (nicht Einerleiheit) der Gläubigen gebetet, und wir sehen eine so erschreckende Un-Einheit in der christlichen Kirche.

Von diesem Notschrei der Christenheit um ihre so vielen Spaltungen, ja um ihre Zerrissenheit, lesen wir so oft in den christlichen Zeitschriften. Nicht selten hören wir in den Predigten davon. Die Christenheit bangt und zittert wegen dieser ihrer Zerrissenheit, wo es doch dem Herrn Jesus so sehr um ihre Einheit zu tun war.

Das ist sehr verständlich und vielleicht auch sehr richtig. So soll es sicherlich sein. Wir sollen mit Jesus Christus um die Einheit der Kinder Gottes ringen.

Und doch kam mir beim Anhören der Predigt ein Gedanke, den ich hier weitergeben möchte. Ich bekam den Eindruck, dass man vielfach übersieht, dass es zwei Arten der Einheit gibt, und zwar eine äußere und sichtbare Einheit und eine innere, unsichtbare und verborgene Einheit. Man ist so sehr besorgt um die äußere Einheit und läßt dabei, vielleicht ungewollt, die innere Einheit, diese köstliche Perle, ganz außer acht.

Dieses Ringen um die äußere Einheit der christlichen Kirche tritt immer intensiver zutage, und leider ist aus diesem Ringen der Gedanke der Ökumene, der Vereinigung aller Kirchen, herausgeboren, der in der letzten Zeit sich sogar bis zur Theorie der Vereinigung aller Religionen entwickelt hat.

Und, sollte das so weit kommen, dann bliebe womöglich nur noch ein Schritt bis zur Weltkirche und bis zum Antichristentum. Jedenfalls wäre damit die innere Einheit völlig zerstört. Es ist ja so; die Geschichte hat es bewiesen: Je mehr äußere Einheit, desto weniger innere Einheit. Warum ist man denn eigentlich so sehr besorgt um die äußere Einheit der Gläubigen? Haben wir doch aus der Geschichte der christlichen Kirche zur Genüge gesehen, dass die Trennungen sich in den meisten Fällen zum großen Segen ausgewirkt haben. War nicht die Reformation, diese größte aller Trennungen, ein bedeutender Schritt zurück zur Reinheit der Apostolischen Kirche? Wo doch die vorreformatorische - damals noch eine einheitliche - Kirche so sehr verflacht und verweltlicht und durch die Jahrhun-

derte in Formen erstarrt und vom biblischen, neutestamentlichen Standpunkt so weit abgewichen war.

Die damalige große Trennung, dieser äußerst schmerzhafte Riß in der bestehenden Kirche, brachte die reine biblische und apostolische Lehre wieder näher; und wir dürfen noch heute, vielleicht mehr denn je zuvor, die segensreichen und weltweiten Auswirkungen dieser Trennung im damaligen Reformationszeitalter genießen. Ja, selbst die katholische Kirche hat durch die Abtrennung gewonnen, denn auch sie selbst erwachte aus ihrer Erstarrtheit (Lethargie) und hat sich nachhaltig reformiert.

So könnte man fortfahren mit Beispielen aus der Kirchengeschichte und auch mit Beobachtungen aus unserer gegenwärtigen Zeit, dass mit wenigen unliebsamen Ausnahmen die Trennungen eine Notwendigkeit wurden, um die Christenheit von Zeit zu Zeit wieder zur reinen Quelle, das heißt, zur neutestamentlichen Lehre zurückzuführen.

Wir sehen also, dass die äußere Einheit der Gläubigen wenig Wert hat und notwendigerweise zur Verflachung und Verweltlichung führen muß.

Es ist daher auch gar nicht anzunehmen, dass der Herr Jesus in seinem Hohepriesterlichen Gebet um diese äußere Einheit gerungen hat.

Nein, vielmehr ging es Ihm in seiner Bitte um die innere, verborgene Einheit seiner Kinder, der wiedergeborenen Gläubigen. Und Christi heiliges fürbittendes Ringen hat bei Gott, dem Vater, die volle Erhörung gefunden. Diese innere Einheit ist vorhanden. Um sie brauchen wir uns gar nicht zu bemühen.

Und um dies zu veranschaulichen, brauchen wir uns nur das Gleichnis vom guten Hirten vor Augen zu führen. Da heißt es zum Beispiel in Ev. Johannes 10,27: „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir“. In diesen wenigen Worten ist die ganze Einheit der Gläubigen enthalten. Wie eine Schafherde auf den Hirten schaut und einmütig seiner Stimme folgt, so besteht auch unwiderruflich eine innere Einheit derer, die ihren Herrn und Meister kennen und seiner Stimme folgen. - Trotz Verschiedenheit nach außen hin, eine innere Einheit der Nachfolge Jesu.

Bedarf es noch eines weiteren Beweises? -

Und in Vers 28 sagt der Herr Jesus „...niemand wird sie aus meiner Hand reißen“. Weiter in Vers 29: „...niemand wird sie aus meines Vaters Hand reißen“. Und dann noch in Vers 30: „Ich und der Vater sind eins“.

Diese innere Einheit besteht auch zwischen dem Sohn und seiner bluterkauften Schar, sowie zwischen deren Glieder untereinander, insoweit sie auf ihren Meister schauen und seiner Führung folgen. Das hat mit der äußeren Einheit der Kirche nichts zu tun.

Innere Einheit zwischen dem Vater und dem Sohn, zwischen dem Sohn und seiner Gemeinde, der Ekklesia, der Herausgerufenschaft, und innere Einheit der Glieder untereinander, das ist die Herrlichkeit, von der der Herr Jesus in seinem hohenpriesterlichen Gebet spricht; und das ist weiter der Schatz im Acker und die köstliche Perle, die er in Matth. 13, 44-46 erwähnt, und um dieselbe er alles verkaufte, das heißt verließ, auf diese Erde kam und mit seinem teuren Blut den hohen Preis dafür bezahlte; alles verließ, was er beim Vater besaß.

Wie die Gemeinde Jesu, die Braut des Lammes, eine weltweite unsichtbare Kirche ist und aus wahrhaft wiedergeborenen Gotteskindern besteht, so ist auch die innere Einheit derselben eine unsichtbare, die aber ihre segensreichen Auswirkungen nach außen hin offenbart und, wie das „Salz der Erde“ (Matth. 5,13), die Welt vor Fäulnis bewahrt.

Wir brauchen uns also meines Erachtens nicht um die (innere) Einheit der Gläubigen zu sorgen. Die ist vorhanden. Die hat Jesus Christus in seinem hohenpriesterlichen Gebet geschaffen.

Vielmehr sollten wir ernstlich bemüht sein und ringen, um die Reinheit des Herzens, die absolute Reinheit der Lehre, um die Ausbreitung der Frohbotschaft, die Seelengewinnung, die Seelsorge, die christliche Bruderliebe und um einen unbescholtenen Lebenswandel als Gläubige. Und das um so mehr, als wir sehen, dass die Wiederkunft unseres hochgelobten Herrn und Meisters nahe ist.

Erinnerungen (1980)

(In ‘Ein Jegliches hat seine Zeit’; ‘Bote’ 21. Mai -80)

Allerlei Berichte und Fotos anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums des Bestehens der Kolonie Fernheim sind bereits im Mennoblatt veröffentlicht worden. Und alle diese Berichte, wie auch insonderheit die Fotos, wecken in mir, dem fanatischen Chaco-Patrioten, so lebhafte Erinnerungen.

Beim Betrachten der Fotos, ob es sich um die ersten Siedler der einzelnen Dörfer oder um die ersten Lehrer der Fernheimer Zentralschule, oder auch um die Prediger und Diakone der ersten Predigerkonferenzen handelte, waren die Eindrücke oder Erinnerungen zunächst recht schmerzlich, da ich so viele liebe Geschwister erkannte, die heute nicht mehr am Leben sind.

Andere sind abgewandert, so dass in Fernheim nur noch ganz einzelne derer wohnen, die auf den Fotos erkennbar sind.

Und diejenigen, die damals jung und lebensfrisch waren und tapfer am Aufbau der Kolonie ihren Teil beitrugen, sind heute, sofern sie noch am Leben sind und in Fernheim wohnen, alt und zum Teil abgelebt. Ein neues Geschlecht ist herangewachsen und hat den Betagten die Arbeit abgenommen.

Mit großem Interesse lese ich auch die Artikelserie „50 Jahre Kolonie Fernheim“ von Herrn Peter Wiens. Alles, was Herr Wiens in diesen Artikeln zum Ausdruck bringt ist mir so wohlbekannt, da ja auch ich in den 44 Jahren meines Wohnens in Fernheim das Vorrecht hatte, mitzuarbeiten und aus nächster Nähe die Entwicklung Fernheims mitzuerleben.

'Gemeinnutz vor Eigennutz' lese ich als Losungswort über eine Kolonie-Bürgerversammlung der ersten Jahre, die ein Foto auf der ersten Seite des Mennoblattes Nr. 6 vom 16. März 1980 zeigt. Und unter diesem Losungswort sieht man auf dem Foto (ganz klein, nur mit dem Vergrößerungsglas leserlich) den vielsagenden und bedeutsamen Sinnspruch: „Glaube und wisse: der angefangene Gemeinschaftsbau ist die Zukunft

unserer Kinder.“ Den damaligen Oberschulzen, Herr Jakob Siemens, erkennt man auf dem Foto, auf dem Podium stehend und zu den Delegierten sprechend.

Das genannte Plakat hing viele Jahre über dem Podium des damaligen Koloniehauses (heute würden wir vielleicht sagen, des Verwaltungszentrums oder der Munizipalität).

An einen anderen Leitspruch erinnere ich mich, der in den Jahren vor dem genannten Plakat an derselben Stelle hing. Der lautete: „Bete und arbeite!“ Ja, in Fernheim wurde und wird auch heute noch gebetet und gearbeitet. Und Gott der Herr hat seinen Segen gegeben.

Ich hoffe, die ausländischen (vielleicht auch alle) Besucher des Jubiläums am 4. Juli 1980 werden von dem Segen des fünfzigjährigen Betens und Arbeitens beeindruckt werden. Einen neuen Oberschulzen hat seit Anfang dieses Jahres die Kolonie Fernheim. Es ist Herr Helmut Giesbrecht, der bisherige Hauptbuchhalter der großen Kooperative Fernheim. Er ist wohl der Jüngste in der Reihe der Oberschulzen, die das Kolonieschifflein in den 50 Jahren geleitet haben. Er ist der Nachfolger des bisherigen Oberschulzen, Herrn Heinrich Dürksen, der aber noch die Vorbereitungen zum Jubiläumsfest leitet und auch für die Feier selbst die Verantwortung trägt. Sein - Herrn Dürksens - Foto erscheint in Nr. 7 des Mennoblattes vom 1. April 1980 auf Seite 4.

Lange habe ich dieses Foto betrachtet, und auch dabei wurden viele Erinnerungen in mir wachgerufen. Manche Jahre war es mir vergönnt, mit Herrn Dürksen zusammenzuarbeiten. Ich habe oft sein Administrationstalent und seinen Weitblick bewundert. Dass die Kolonie im letzten Jahrzehnt so vielseitig mechanisiert wurde, wie auf dem Gebiet der Landwirtschaft als auch weitgehend auf dem Gebiet der Industrie, war vielleicht in der Hauptsache sein Verdienst. Wie wohltuend hat sich ferner auf das geistliche Leben Fernheims die Organisation der K.f.K. (Kommission für kirchliche Angelegenheiten) ausgewirkt. In brüderlicher Liebe und Verbundenheit wurden in dieser Organisation alle gemeinsamen Probleme der drei Gemeinderichtungen der Kolonie gelöst. Und als Folge dieser Verbundenheit war auch das Zusammenleben und Zusammenarbeiten der drei Richtungen durch all die Jahre ein ungetrübtes und brüderlich harmonisches.

Am ersten Sonntag jeden Monats feiert jede Gemeinde für sich ihre Hauptversammlungen mit entsprechender Gemeindearbeit, beziehungsweise in Abständen mit Abendmahl und Tauffesten. Während an den anderen Sonntagen des Monats gemeinsame Gottesdienste ohne Rücksicht auf Gemeindezugehörigkeit gefeiert werden. Diese Einrichtung habe ich immer sehr geschätzt und ich wäre beinahe geneigt, sie auch für uns hier in Kanada zu empfehlen.

Abschließend möchte ich noch auf die Missionstätigkeit in Fernheim kommen, obzwar darüber schon vieles geschrieben worden ist. Die Gründer der Mission „Licht den Indianern“ waren wohl hauptsächlich Prediger Gerhard Giesbrecht und Ältester Jakob Isaak. Aus den damaligen ganz kleinen Anfängen hat sich in den fünf Jahrzehnten ein großes Missionswerk ergeben und als Frucht der unermüdlichen Tätigkeit der Missionsarbeiter hat sich eine große Indianergemeinde gebildet. Heute wird das Werk von allen drei Chacokolonien betrieben und es wurden bereits fast alle Indianerstämme des Chaco erfaßt.

Und auch ein großes Indianersiedlungswerk wurde in Angriff genommen, wodurch fast alle Indianer seßhaft gemacht wurden, die nun, in Dörfern wohnend, sich mit Landwirtschaft

auf eigener Scholle beschäftigen dürfen. Das ist wahrlich ein großes Unternehmen, das sich auch trotz gelegentlicher heftiger Angriffe von auswärts durchgesetzt hat und ein friedliches Zusammenleben der Mennoniten und Indianer ermöglichte. Das Werk wird heute von einer Indianer Beratungs Behörde geleitet, die einenteils aus Mennoniten und andernteils aus Indianern zusammengesetzt ist. Den Vorsitz der Exekutive führt Herr Jakob B. Reimer, langjähriger Oberschulze der Kolonie Menno, und ein eifriger und erfolgreicher Förderer der Arbeit der Behörde ist Herr Wilmar Stahl, Anthropologe, der aus den Reihen der Fernheimer Siedler sich zu dieser hohen Stellung emporgearbeitet hat.

Ich kann nicht umhin, anschließend an dieses eine Begebenheit kurz zu erzählen, die schon viele, viele Jahre zurückliegt, die mir aber klar ins Gedächtnis eingeprägt ist als wäre sie erst kürzlich geschehen. Der Vorstand des damaligen Missionsbundes hatte auf Yalve Sanga eine Bestandsaufnahme. Zugegen waren Missionar Gerhard Giesbrecht, Ältester Jakob Isaak, Br. Jakob Klassen, einige Helfer und ich. Gelegentlich war auch Ältester Gerhard Rosenfeld aus Brasilien zugegen, der Fernheim einen Besuch abstattete und der sich auch das Missionswerk ansehen wollte.

Nach vollbrachter Tagesarbeit genossen wir draußen auf dem Missionshof die kühlende Abendluft nach der tropischen Sonnenglut des Tages. Es war ein wunderschöner Abend. Der südliche Sternenhimmel auf dunklem nächtlichem Hintergrund mit seinen Tausenden von schimmernden Sternen und seinen prächtigen Sternbildern, wie, Kreuz des Südens, Orion, Centaurus, Skorpion und vielen anderen, war so klar und leuchtete in einer Pracht, wie nur selten. Wir waren alle überwältigt und unsere Augen waren auf dieses Sternenwunder gerichtet.

Da stimmte Ältester Rosenfeld das Lied an:

Dort über jenem Sternenmeer
dort ist ein schönes Land,
Mit seinen Bergen hoch und hehr,
dem Glauben wohl bekannt.
Dort glänzet schönster Blüten Pracht
in ew'ger Herrlichkeit;
Dort winkt dem Müden in der Nacht
die Ruhe nach dem Streit.

Wir alle fielen ein in diesen Gesang und weit in die stille und friedliche Chaconacht erscholl das Lied, das von allen Anwesenden mit tiefbewegtem Herzen und aus voller Kehle gesungen wurde. Dann betete Br. Rosenfeld mit uns.

Das war für mich eine der schönsten und ergreifendsten Andachtsstunden meines Lebens, die ich nie vergessen werde.

Tief bedauere ich es, dass ich aus finanziellen Gründen nicht die Möglichkeit habe, an der bevorstehenden 50-jährigen Jubiläumsfeier der Kolonie Fernheim teilzunehmen. Aber ich möchte erwähnen, dass ich mit Dankbarkeit und auch mit einigem Stolz auf die 50 Jahre der Emporentwicklung der Kolonie zurückschaue, von denen die ersten 44 Jahre ja auch meine Jahre waren, in denen auch ich an den schweren Lasten der Ansiedlungszeit mit-

getragen habe, so dass auch ich mich mit gutem Recht in die Reihen der Pioniere Fernheims stellen darf. Ich wünsche dem Jubiläum ein gutes Gelingen und vollen Erfolg, sowie dem ferneren Bestehen der Kolonie den reichsten Segen Gottes. Möge den Siedlern Fernheims ein friedliches und erfolgreiches Mitbauen am großen Werk unseres weltweiten Mennonitenvölkleins gegeben werden!

Abendrot oder Morgenrot? (1980)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 8. Okt. -80)

In Nr. 16 der Mennonitischen Rundschau vom 13. August dieses Jahres finden wir auf den Seiten 2 bis 5 ein längeres Referat, das einst Prediger B.B. Janz auf der Kanadischen Konferenz in Virgil, Ontario, am 4. Juli 1954 als Konferenzansprache gebracht hat. Es ist das ein ernster und zur Besinnung mahnender Aufruf an unsere Mennoniten-Brüdergemeinden. Die Überschrift lautet: „Wo stehen wir?"

Und über diese Überschrift steht in kleineren Lettern der vielsagende Satz: „Im Abendrot der Weltgeschichte". Dieser kurze Satz veranlaßte mich zum Nachdenken. Ja, stehen wir wirklich im Abendrot? Befindet sich die Menschheit zur Zeit am Sonnenuntergang ihrer vielseitigen Geschichte? -

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts hieß es anders. Damals waren die politischen Zeitschriften voll von dem Anbruch einer bessern und gerechteren Weltordnung. Der „tyrannischen und ausbeutenden Kapitalistischen Ordnung" sollte nun eine gerechte, eine Ordnung der Freiheit der Gleichheit und der Brüderlichkeit folgen. Die neue Regierung nannte sich damals „Bauern- und Arbeiterregierung". Und allerorten hörte man die Sirenengesänge von dem herrlichen Arbeiterparadies, das nun anbrechen würde. Arbeiter- und Bauernräte (Sowjets) wurden in den Dörfern und Städten organisiert, die die Interessen der Bauern und Arbeiter vertreten sollten. Jeder Bürger sollte in voller Freiheit denken und tun können, was ihm beliebte.

Die 'Dritte Internationale' wurde ausgerufen; und der Refrain ihrer Hymne, der sogenannten 'Internationale', lautete: „Das ist unsre Erhebung, unser letztes Gefecht. Die Internationale erkämpft das Menschenrecht".

Ja, das Morgenrot einer Neuen Zeit war angebrochen, wo das Menschenrecht, die Gleichheit und die Brüderlichkeit sehr stark betont wurden.

Und dann kamen die dreißiger Jahre. Von einer ganz anderen Richtung wurden plötzlich all diese herrlichen Zukunftsträume übertönt von der sehr überzeugenden Prognose eines tausendjährigen 'Dritten Reiches'.

Also, kein Abendrot! - Nur lauter Morgenröte einer gerechten und glücklichen Zukunft. - Und wieder von einer anderen Richtung wurde, anfangs noch sehr zögernd, dann aber immer lauter und überzeugender, die These aufgestellt, dass alle Menschen mit ihren verschiedenen Kulturen und Religionen doch eigentlich Brüder seien und dass all ihre religiösen Überzeugungen zu einer einzigen Weltreligion zusammengeschmolzen werden müßten. Das würde die Menschheit mehr verbinden und der Weltfriede wäre so gut wie gesi-

chert. Die unseligen Kriege und Revolutionen würden dann ein Ende haben, besonders auch, wenn auch politisch alle Völker sich zu einer einzigen Weltregierung zusammenfinden könnten. So haben Politiker, Philosophen und Theologen hin und her gegrübelt und Theorien aufgestellt, die die Welt verbessern sollten. Und viele dieser Theorien hörten sich recht verlockend an und haben viele Menschen stark in ihren Bann gezogen.

Was hat aber die Wirklichkeit in den letzten, beziehungsweise 60 oder 70 Jahren, gezeigt? - Ach, es brauchte kaum erwähnt zu werden. Wir wissen es ja alle, wie viele Ströme unschuldigen Blutes geflossen sind, um all diese herrlichen Theorien in die Praxis umzusetzen. Wir wissen, wie furchtbar und verheerend die zwei großen Weltkriege und die blutigen Revolutionen und Bandenüberfälle waren, die alle zusammen Millionen und Abermillionen Opfer an Menschenleben forderten. Es ist noch sehr klar in Erinnerung, wie Millionen von Menschen in den arktischen Regionen, in den Verbannungsorten Sibiriens und in den Konzentrationslagern Westeuropas ihr Leben aushauchen mußten, wo doch jedermann wußte, dass sie unschuldig waren.

Ja, wir Menschen sind allesamt 'Brüder', und das Blut unserer von uns ermordeten Brüder schreit zu Gott von der Erde. Die schönen Sinnsprüche von Menschenrecht, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit haben sich allzumal als leere Phrasen erwiesen. Die furchtbare und blutige Stalin-Ära war die Antwort. Sie zeigte mit erschreckender Deutlichkeit, wie man jene Phrasen auszulegen hatte.

Und das vielversprechende und hochgepriesene tausendjährige 'Dritte Reich' hatte nur eine sehr kurze Lebensdauer. Es wurde bis auf die Wurzeln ausgerottet.

Heute lebt die Menschheit, in zwei sich feindlich gegenüberstehende Lager geteilt und bis an die Zähne bewaffnet, in ständiger Spannung und Angst und Grauen vor bevorstehenden politischen Ereignissen, die sehr leicht dazu angetan sein könnten, alles Leben auf dieser Erde zu vernichten.

So hat also die rauhe Wirklichkeit all den schönen Fanfaren Gesängen de Weltverbesserer Hohn gesprochen und gezeigt, dass eine Welt, wo der allmächtige Gott vom Thron gestoßen wird und man mit seinen Problemen selbst fertig werden will, nicht bestehen kann und elendiglich zugrunde gehen muß.

Wer aber an Gott glaubt und Seinem Wort vertraut, der weiß, dass all das Geschehen unseres unseligen Jahrhunderts in der Heiligen Schrift, insonderheit in der Offenbarung Jesu Christi, ganz klar vorausgesagt ist. Und es ist uns bewußt, dass laut Heiliger Schrift all dieses Geschehen der Anfang vom Ende ist. Wir dürfen also mit Bestimmtheit die Behauptung aufstellen, dass die Welt im Abendrot ihrer Geschichte sich befindet und dass ihr Ende womöglich unmittelbar bevorsteht.

Aber wir dürfen laut Gottes Wort unsere Häupter emporheben und darauf vertrauen, dass ein neues Morgenrot uns, den durch Christi Blut erkauften, entgegenwinkt, das Morgenrot einer glorreichen Zeit, wo Jesus Christus, der Herr Himmels und der Erde, herniederkommen und mit Seiner Lammesbraut, der Gemeinde, das Regiment antreten wird. Das wird Herrlichkeit sein!

Ach, könnten, wir doch allezeit bereit sein, dem Herrn bei seiner Wiederkunft zu begegnen und zu jener seligen Schar zu gehören!

Darum wachet! heißt es warnend in der Heiligen Schrift.

Es brennt ein Feuer (1980)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit')

Unlängst sprach in einer Abendversammlung in unserer Kirche ein Bruder Adi Matolycz aus Linz, Österreich. Er erzählte, wie der Herr ihn gefunden hatte, wie er aus der katholischen Kirche ausgetreten sei und welche Kämpfe das im Kreise seiner Eltern, Verwandten und Bekannten verursacht hatte. Man habe ihn nicht verstehen können und viel Feindschaft sei ihm allseitig entgegengebracht worden.

Bekanntlich ist Österreich in seiner weit überwiegenden Mehrheit ein katholisches Land, wo der evangelische Glaube erst wenig Eingang gefunden hat.

Ganz allmählich habe sich dann in der Folgezeit eine kleine Gemeinde in Linz gebildet, wie Br. Matolycz weiter ausführte, welche bestrebt sei, sich auszubreiten und das Evangelium hinauszutragen in die weitere Umgebung.

Zuletzt zeigte Br. Matolycz einige Lichtbilder über das Werden und Wachsen dieser kleinen Gemeinde. Das letzte dieser Bilder war ein Feuer, das da brannte; und der Redner führte aus, dass das Feuer brenne nach Luk. 12, 49. Wörtlich sagte er ungefähr wie folgt: „Das Feuer brennt, das der Herr Jesus angezündet hat. Es brennt auch in Österreich. Es brennt nicht in hohen Flammen, wie wir es vielleicht gerne haben möchten, aber es brennt". - Diese Worte waren mir ein Anlaß zum Nachdenken, und ich möchte hier einiges hervorheben, was mich in den folgenden Tagen beschäftigte.

Schon bald zweitausend Jahre brennt dieses Feuer. Mit der Ausgießung des Heiligen Geistes begann das Feuer, das Christus angezündet hatte, zu brennen und es brannte durch die Jahrhunderte hindurch, ohne jemals aufgehört zu haben. Wieviel Feindschaft hat man diesem Feuer entgegengebracht und wie ist man bestrebt gewesen, es auszutreten und zu löschen! Wohl kein Jahrhundert ist dahingegangen, wo man nicht an irgendeinem Ort der Erde die Christen verfolgte und bemüht war, das Feuer des Evangeliums zu ersticken. Wieviel Märtyrerblut ist geflossen und wieviel Bibeln und christliche Literatur sind vernichtet worden, um das verhaßte evangelische Christentum zu vernichten und auszurotten.

Und was sehen wir in der heutigen „humanistischen" Zeit, wo Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gepredigt wird, wo Demokratie (Volksherrschaft), Gleichberechtigung, Toleranz und andere „Tugenden" so stark betont werden? - Wohl nie vorher in der Welt- und Kirchengeschichte ist um des Glaubens willen so viel und schwer gelitten worden und ist das Blut der um ihrer christlichen Überzeugung willen Getöteten so stark geflossen als in unserer heutigen modernen Zeit. Um das bestätigt zu finden, brauchen wir nur einen Blick hinter den Eisernen Vorhang und nach dem fernen China (hinter den Bambusvorhang) zu werfen. Aber auch in anderen Teilen der Welt, namentlich im Kongo und anderen afrikanischen Ländern, wird dem Christentum immer noch viel Feindschaft entgegengebracht.

Trotz all dieser Ausrottungsbestrebungen durch all die Jahrhunderte hindurch hat aber das Feuer des Evangeliums gebrannt und brennt heute mehr und in helleren Flammen als je zuvor.

Die Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte, die Zeiten der mittelalterlichen Inquisitionsgerichte, der Ketzerverbrennungen auf den Scheiterhaufen, der Hussitenkriege, des Dreißigjährigen Krieges, der Hugenottenverfolgungen und vieler anderer gegen das evangelische Christentum gerichteten Grausamkeiten und Greueltaten haben ebensowenig vermocht, das Feuer des Evangeliums zu löschen wie die modernen Gaskammern und die Verbannungsorte am Eismeer und in den weiten nördlichen Regionen Sibiriens. Und wo das Feuer zertreten wurde, da lodert es an anderen Orten in um so helleren Flammen wieder auf. Und wo es nur schwach brannte und gar auszugehen drohte, da stand die Verheißung Gottes nach Jesaja 42, 3: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zertreten und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen“.

Wie erhebend ist es, dass heute, in der Zeit so starker atheistischer Bestrebungen zur Ausmerzung des Glaubens an Gott und an Jesus Christus, das Banner des Evangeliums so hoch getragen wird. Die weltweite Missionstätigkeit, Rundfunk Fernsehen, Evangelisationsfeldzüge, christliche Literatur, Predigt, theologische Lehranstalten und Bibelstudium und Bibelübersetzungen sind die Mittel, durch welche heute die Frohbotschaft allen Völkern der Erde zugänglich gemacht wird. Und in Scharen finden Menschen aus fast allen Völkern und Nationen den Weg zu Gott durch Jesus Christus, unseren Erlöser.

In Lukas 12,49 sagt der Herr Jesus: „Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, als es brennete schon“. Heute brennt dieses Feuer über dem ganzen Erdenkreis.

Und der Seher Johannes sieht in Offb. 7, 9-17 die große Schar der Erlösten, welche niemand zählen kann, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen vor dem Thron stehend und vor dem Lamm. Ja, Christus bleibt Sieger. Gott sei gepriesen!

Ein Frauenschicksal hinter dem Eisernen Vorhang (1980)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 3. Dez. -80)

Sie wohnt irgendwo am südöstlichen Fuße des Uralgebirges. Die Wogen des grauenhaften Zweiten Weltkrieges hatten sie mit ihrem Mann und den Kindern aus Südrußland dorthin verschlagen.

Als Folge des Krieges war die wirtschaftliche Lage des Riesenreiches fast bis auf den Nullpunkt heruntergesunken, so dass die Frau mit ihrer Familie die äußerste Not und Armut erleiden mußte. Ein Kampf ums Überleben mußte begonnen werden, wo für die Kinder lange nicht immer genug da war, deren Hunger zu stillen.

Wir wollen die Frau in dieser wahren, einer Reihe von Briefen entnommenen, Erzählung 'Susi' nennen. Ihr Mann soll Korni (Verkürzung von 'Kornelius') genannt werden.

Im Arbeitsdienst, den jeder, ob Man oder Frau, für die Regierung ableisten mußte, wurde Korni in den Kohlenschacht geschickt, wo er in der feuchten und kalten stickigen Luft und in schwerer Arbeit sich ein unheilbares Arthritisleiden zuzog. Später wurde er dann als Lehrer in einer Sowjetschule engagiert, wodurch sich ihr äußeres Leben etwas erträglicher gestaltete. Um aber Lehrer sein zu können, muß man in jenem Lande Mitglied der Kommunistischen Partei sein, die sich dem Atheismus verschrieben hat. Der Lehrer ist verpflichtet, die Kinder im Geist des Atheismus, das heißt, im Geist des Unglaubens an einen Gott und Schöpfer zu unterrichten. So wurde auch Korni veranlaßt, Parteimitglied zu werden und sich vom Glauben an Gott loszusagen.

Die Auflösung des Privatbesitzes und die Errichtung der Kollektivwirtschaften auf dem Lande hat die Privatinitiative so gut wie vernichtet, wodurch unter der Bevölkerung ein Unwille, eine Verbitterung und eine Passivität ausgelöst wurde. Die Folge ist, dass viele Menschen sich dem Alkohol zuwandten.

So ist leider auch Korni nach und nach ein Opfer der Trunksucht geworden, wodurch er seine Familie fast an den Rand des Ruins brachte. Wie sehr Susi darunter gelitten haben muß, das kann man sich wohl nur schwer vorstellen.

Immer tiefer versank Korni in seine Leidenschaft. Barmherzige Menschen mußten ihn zuweilen aus dem Wirtshaus nach Hause bringen. Susi ist ein gläubiges Gotteskind. An liebenden Ermahnungen ließ sie es nicht fehlen. Täglich rang sie im Gebet und Flehen um die Rettung ihres Mannes und um die Befreiung aus den Ketten seiner Leidenschaft.

All ihre Tränen, ihr Ringen und Flehn, schienen aber ungehört und unbeantwortet zu bleiben. Bei Korni änderte sich nichts zum guten hin; es wurde im Gegenteil immer schwerer, sein durch das Trinken verändertes Wesen zu ertragen. Es fand sich nun auch, dass er seiner Frau die Treue brach und in einer früheren Mitschülerin an der Zentralschule seine Geliebte fand. Seine Leidenschaft brachte es so weit, dass er den Lehrerberuf aufgeben mußte. Zu den Gottesdiensten ging er schon lange nicht mehr und versuchte auch so viel er konnte, Susi von der Kirche fernzuhalten.

Susi hatte das herzliche Verlangen, sich taufen zu lassen und Anschluß an die Gemeinde zu finden. Doch das verbot Korni ihr ganz und gar. Erst viel später konnte sie es durchsetzen, obzwar gegen seinen Willen, die Taufe zu empfangen.

Zu allem Schweren, das Susi zu tragen hatte, kam noch, dass Kornis Mutter, schon sehr betagt, bei ihnen wohnte und vielseitig Susis Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nahm. Gar oft geschah es auch, dass sie sich in Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen der Eheleute auf Kornis Seite stellte, was für Susi äußerst entmutigend werden konnte. Als ihre zwei Söhne erwachsen waren, sich verheirateten und ihren eigenen Hausstand gründeten, wurde Susie einsam, da sie in Korni keinen Gefährten mehr hatte. Ach, wie sehnte sie sich nach ihrem Bruder, dem es möglich gewesen war, nach Deutschland zu entkommen. Und viel mehr noch sehnte sie sich nach ihrer Schwester die in Kanada und mit der sie sich nun schon bald 50 Jahre lang nicht mehr gesehen hatte.

Zu der Zeit war für viele der Weg nach Deutschland offen. Die Schwester aus Kanada könnte eventuell nach Deutschland zu Besuch kommen; dann wäre sowohl mit dem Bruder, als auch mit der Schwester ein Wiedersehen ermöglicht. Dieser Gedanke beschäftigte Susi zuweilen fast Tag und Nacht.

Aber nein, das konnte bei Kornis Uninteresse und mit der alten Mutter gar nicht in Frage kommen, auch dann nicht, wenn sie die Ausreisebewilligung erhalten sollten. Es bestand bei diesen verzwickten Umständen keine Aussicht auf eine Abwanderung nach Deutschland.

Aber, könnte es vielleicht mit einer Besuchsreise nach dort ermöglicht werden, die Geschwister wiederzusehen? Da Korni für ein Mitreisen nicht in Frage kam, weil er kein Interesse daran zeigte, Susi aber auf keinen Fall allein fahren wollte, da sie sich mit den Erfordernissen einer Reise ins Ausland nicht auskannte, so schrieb sie kurz entschlossen an ihre Halbschwester, die im fernen Sibirien wohnte, und ermunterte sie, mit ihr die Reise zu unternehmen. Und wirklich, Käthe, ihre Halbschwester, erklärte sich bereit dazu.

Nun wurden von beiden Seiten die Papiere ausgefüllt und um die Bewilligung zur Ausreise wurde eingereicht. Korni sollte die schriftliche Bestätigung geben, dass er gegen die Reise seiner Frau nichts einzuwenden hatte. Lange Zeit wehrte er sich mit aller Energie dagegen, doch da er nicht glaubte, dass die Genehmigung zur Ausreise gegeben werden würde, unterschrieb er schließlich das Dokument. Und wie durch ein Wunder wurde beiden Frauen von den Behörden die Besuchsreise nach Deutschland bewilligt. Nun war die Freude übergroß, und es wurde fieberhaft mit den Vorbereitungen zur Reise begonnen.

Leider aber ereignete sich in dieser Zeit ein schweres Unglück. In Ermangelung an Brunnen hatte die Stadt, um den Wasserbedarf der Bewohner zu decken, hin und her große Reservoire gebaut, in die das Wasser des nahen Flusses hineingeleitet wurde. Aus dem ihnen am nächsten gelegenen Reservoir mußten Korni und Susi ihr Wasser beziehen.

Nun geschah es eines Tages, dass Korni auf einem Gang zum Reservoire, um Wasser zu holen, es ist nicht klar, ob im nüchternen oder angetrunkenen Zustand, über einen Gegenstand stolperte und so unglücklich fiel, dass er sich den linken Fuß derart verrenkte, dass er nicht aufstehen konnte und nach Hause gefahren werden mußte. Ärztliche Hilfe mußte in Anspruch genommen werden, und der Fuß wurde in Gips verpackt. Drei Monte lang mußte Korni auf dem Rücken liegen und konnte sich weder nach rechts noch nach links drehen.

In diesem hilflosen Zustand mußte Susi ihn nun ganz und gar und allein pflegen. Und das war unendlich schwer für sie, besonders auch, weil Korni so mißmutig wurde und mit seinem Schicksal zu hadern begann.

Die Besuchsreise nach Deutschland, auf die Susi sich so sehr gefreut hatte, mußte nun weiter und weiter hinausgeschoben werden. Es war nicht zu übersehen, wann sie dieselbe würde realisieren können.

Nachdem der Gipsverband endlich entfernt werden konnte, war es für Korni nur möglich, am Stock einige Schritte durchs Zimmer zu machen. Der verrenkte Fuß, zusammen mit der quälenden Arthritis, verursachten ihm mit jedem Schritt, den er tat, ganz unausstehliche Schmerzen. Seine Mutlosigkeit steigerte sich fast von Tag zu Tag.

Es wurde angeordnet, dass Korni täglich massiert und in warmem Salzwasser gebadet werden sollte. Das Wasser dazu mußte Susi jeweils aus dem Reservoir holen und auf dem Kochherd anwärmen. Da Korni sich vor großer Schwäche selbst nicht in die Badewanne begeben konnte, mußte Susi ihn hineinhelfen, was bei der Schwere seines Körpers für sie eine ungeheure Anstrengung erforderte.

In Schweiß gebadet war sie, wenn sie ihn endlich wieder ins Bett zurückmanövriert hatte. Und das mußte so nun eine Reihe von Tagen täglich wiederholt werden.

Doch Kornies Zustand verschlimmerte sich immer mehr und seine Ungeduld und Mutlosigkeit steigerten sich fast bis zur Unerträglichkeit. Das linke Bein mit dem verrenkten Fuß fing an zu verkrüppeln, und auch das rechte Bein krümmte sich langsam. Es zeigte sich, dass das Unglück damals viel schwerer gewesen war, als es anfänglich den Anschein gehabt hatte. Korni konnte nun überhaupt nicht mehr gehen. Er blieb jetzt ganz ans Bett gebunden. Ganz unbegreiflich ist es, wo Susi die Kraft hernahm, ihn zu jeder Mahlzeit und für all seine leiblichen Bedürfnisse aus dem Bett zu heben und ihn dann wieder zurück ins Bett zu befördern. Wie viel Schweiß, Tränen, Mut und körperliche Überbelastung das von ihr erforderte, dass weiß nur Gott allein, von dem sie sich immer wieder im Gebet und Flehen die Kraft und den Mut zum Tragen errang.

Oft war Korni, statt dankbar für so viel Liebe und Fürsorge von seiten seiner Frau zu sein, trotzig und wehrte sich gegen die Behandlung. Und dadurch verlor auch Susi zuweilen allen Mut zum Weitermachen. Sie mußte sich denselben dann wieder neu von Gott erbeten. Und die alte Mutter wurde inzwischen 92 Jahre alt und war ebenfalls eine große Bürde für Susi, wiewohl sie eben noch rüstig genug war, allein mit ihren körperlichen Nöten fertig zu werden.

Susi schrieb nun in ihrer Verzagtheit zu ihrem Bruder nach Deutschland, dass für eine Besuchsreise keine Aussicht mehr bestehe und dass sie dieselbe nun ganz aufgegeben habe. Was muß wohl dieser Entschluß für sie gekostet haben?!

Ihre Schwägerin aus Sibirien besuchte unlängst die leidgeprüfte Susi. Ihre Eindrücke daselbst beschrieb sie in einem Brief nach Deutschland. Der Brief hatte unter anderem folgenden Wortlaut: Aber da ist es traurig! - Korni ist wirklich ein Krüppel, der ganz bedient werden muß. Er kann nicht einen Schritt machen. Gestützt auf seine Hände kann er sich ein wenig weiterschieben zur Seite hin. Aber das ist auch alles. Er kann nicht einmal stehen. Da braucht er viel Geduld. Susi muß auch viel Geduld haben; liegt doch alles auf ihren Schultern. Sie hatte zum Winter Holz gehackt und auch zersägt; war oft schon um 5

Uhr aufgestanden. Sie hatte so schöne große Pomidoren (Tomaten) hängen, den süßen Pfeffer, na, alles Gemüse. Es muß alles besorgt werden. Am Haus war so viel zu verschmieren gewesen. Großmutter ist ja schon 92 Jahre alt, aber sie schafft auch noch rum und hilft so viel, sie kann. Wenn Susi muß ausgehen, ist doch immer wer bei Korni.

Ich bat Susi Sonntag, sie solle Gitarre spielen und singen. Sie sang auch, und zwar das Lied:

'Und löst sich hier das Rätsel nicht
der Tränen all, die du geweint...'
Als sie zum dritten Vers kam, sagte sie: 'Horch nur, dieses sind meine Verse'.
'Ob über deinem Leben nie
des Lebens lichte Sonne scheint,
nur düstre Wolken spät und früh,
einst wirst du seh'n, wie Er's gemeint...'
Da sagte sie, wie gerne sie ihre Schwester und ihren Bruder sehen möchte, - aber keine Hoffnung. -
'Entlaubt der Hoffnung grüner Baum
Einst wirst du seh'n, wie Er's gemeint'.
Ja, Susi ist eine Dulderin. Und in ihrem Erdulden, Harren, Gottvertrauen und in ihrer Treue zu ihrem Mann ist sie eine Heldin.

Der Herr wolle sie stärken in ihrem schweren ihr auferlegten Kreuz und wolle in Seiner Gnade und Gerechtigkeit ihr vergelten, wenn nicht hier auf Erden, dann einst Droben im Jenseits, was sie in so langer Zeit erdulden und entbehren mußte.

Grund ewiger Freude (1981)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Eine Kurze Probe der Gedichte von A. J. Loewen')

Das Leben ist ein Wandern;
ein Tag löst ab den andern.
Nie stehet still die Zeit.
Es gibt hier kein Verweilen;
die Jahre schnell enteilen
Ins Meer der Ewigkeit.

Was wir als Glück empfunden,
bald wieder war's entschwunden.
Wir kommen nicht zur Ruh.
So wandern wir, ergeben,
in diesem flücht'gen Leben
dem letzten Stündlein zu.

An manchem schweren Tage
regt sich die bange Frage:
Was war des Lebens Sinn?

Wer zählt die vielen Tränen?
Warum das heiße Sehnen
tief in dem Herzen drin?

Warum so wenig Freuden?
Wozu die vielen Leiden?
Wo findet Trost das Herz?
In Wehmut, Krankheit, Sorgen,
am Abend, wie am Morgen,
was stillt den herben Schmerz?

Doch horch! Die Glocken klingen,
und Engelscharen singen:
„Gott in der Höh' sei Ehr!“
Der Himmel steht nun offen.
Zu Trost, zu neuem Hoffen,
kam Christus zu uns her.

Der Heiland ist geboren!
Er hat uns Heil erkoren
und ward ein Kindlein klein.
Wir dürfen froh nun treten
mit gläub'gem Fleh'n und Beten
zu Seinem Krippelein.

Sein gnadenvolles Lieben
hat Ihn zu uns getrieben.
So wird nun alles gut.
Uns ward Sein Wohlgefallen.
Wir dürfen froh nun wallen
mit neuem Glaubensmut.

Nicht sinnlos ist das Leben.
Frei dürfen wir erheben
das Haupt zu Gott empor.
Nach diesen Erdentagen
wir werden heimgetragen
durch's gold'ne Himmelstor.

Dort weint man nicht mehr Tränen;
dort ist das tiefe Sehnen
gestillt für alle Zeit.
Dort singt man Jubellieder.
Dort preist man immer wieder
den Herrn - in Ewigkeit.

Abram J. Loewen

Streiflichter aus dem Herzen Südamerikas (1981)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 25. Feb. -81)

In diesen Tagen wurden in Clearbrook, B.C., zwei Filme gezeigt: „Heimat für Heimatlose" und „Fünfzig Jahre Kolonie Fernheim". Diese Filme dokumentierten die Einwanderung in den Chaco von Paraguay in den Jahren von 1930 bis 1932, den dramatischen und ungeheuer schweren Kampf mit den ungewohnten tropischen Verhältnissen daselbst und den endlichen Sieg der Siedler in diesem Kampf.

Die Filme werden auch in Vancouver, in Winnipeg und an andern Orten vorgeführt. Auch im paraguayischen Chaco hat man sie bereits gesehen.

Anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums des Bestehens der Kolonie Fernheim, wurden diese Filme in Filadelfia, Paraguay, gedreht. Sie sollen nun auch ins Englische übersetzt werden, und damit werden sie wohl weite Verbreitung in verschiedenen Ländern finden.

Für mich, der ich mich auch zu den Pionieren der schweren Anfangsjahre der Chaco-Siedlung zähle, da ich ja die ersten 44 Jahre dieser Kolonie miterlebt habe, ist es erhebend, dass die Weltöffentlichkeit nun endlich durch die Filme über das wirkliche Geschehen im Herzen Südamerikas in einer Zeitspanne eines halben Jahrhunderts unterrichtet wird. Wo sich in dem letzten Jahrzehnt so viel Fragen und Mißverständnisse ergaben, die nach einer Klärung verlangten. Insonderheit wird hoffentlich die heikle Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis zwischen Mennoniten und Indianern ihre Antwort finden.

Und besonders erfreulich ist, dass hier klargestellt wird, dass in einer sogenannten „Graugrünen Hölle", wo bis dahin keine menschliche Kultur (außer der zweifelhaften der damals völlig wilden Indianer) Eingang gefunden hatte, nun durch verbissenen Fleiß und in selbstaufopfernder Arbeit und nicht zuletzt durch göttliche Hilfe, auf die die Siedler so felsenfest vertrauten, in nur fünf Jahrzehnten etwas entstanden ist, das in der Weltgeschichte wohl kaum seinesgleichen hat.

Mit völlig leeren Händen kamen die mennonitischen Siedler als Flüchtlinge aus der Sowjetunion in den Chaco von Paraguay, fanden ganz ungewohnte und unbekannte Verhältnisse vor und wurden gezwungen, mit Typhus, Malaria, mit Heuschrecken, Ameisen, Raupen, quälenden Dürreperioden und mörderischer Hitze fertig zu werden.

Und sie gingen zuletzt als Sieger aus diesem so schweren Kampf hervor. Ungeheure Opfer hat der Kampf gefordert. Das völlig ungewohnte Klima, übermenschliche Arbeitsbedingungen in heißer Sonnenglut und vielerorts auch Unterernährung und Entbehrungen des Allernötigsten, sowie schwere tropische Krankheiten und vieles andere, rafften viele Siedler dahin, und die Friedhöfe in den Ortschaften füllten sich mit Gräbern.

Auch die vielen Abwanderungen solcher Siedler, die des Kampfes müde wurden, haben die Siedlung merklich geschwächt und die Zurückgebliebenen entmutigt. Wieder und wieder wurden die Fernheimer vor die bange Frage gestellt: „Lohnt es sich noch? - Hat es noch einen Sinn, weiterzukämpfen?" - Doch immer wieder raffte man sich auf und ging mit neuer Zähigkeit an die ermüdende Arbeit.

Und Gott, der Herr, gab Segen und Erfolg.

Auch reichten uns liebe Brüder aus Nordamerika und Deutschland, das MCC und andere christliche Organisationen, wie auch die Bundesdeutsche Regierung eine helfende Bruderhand. Große Kredite wurden gewährt, die den Siedlern halfen, die Not zu überwinden. Wir wurden in dem schweren Kampf mit der tropischen Wildnis und den ungewohnten Verhältnissen nicht allein gelassen.

Es muß aber doch klargestellt werden, dass der Hauptteil dieser Hilfeleistungen erst in den späteren Jahren kam. In den ersten Siedlungsjahren waren die Siedler fast ganz auf sich allein angewiesen, was den Anfang so überaus tragisch machte.

Ganz allmählich konnte mit Gottes Hilfe ein Aufschwung erzielt werden. Das fünfzigjährige Jubiläum der Kolonie Fernheim anfangs Juli 1980 hat der Welt nun unmißverständlich gezeigt, was Beten, Gottvertrauen, Arbeiten und gemeinsames Vorgehen unter diesen widerwärtigen Verhältnissen, wie sie hier aufgezählt sind und wie sie in den obengenannten Filmen veranschaulicht werden, aufzubauen vermag.

Mein Fernheim, du bist nun ein stattlicher Ort;
bist gar vielen zur Heimat geworden.
Dich begehrt man zu schau'n allerorten.
Und ein Sehnen mich ziehet nach dir immerfort.

Es drängt mich jedoch, hier auf ein Faktum hinzuweisen, das im allgemeinen Fortschritt der Siedlung einen Rückschritt erlitten hat, was meines Erachtens sehr bedauerlich ist. Ich hoffe zuversichtlich, dass die Führung der Kolonie dieses Negative ebenfalls sieht und bemüht sein wird sobald es die Umstände zulassen, der Sache abzuhelfen.

Das Problem der Beförderung der Passagiere und Reisenden zwischen Asunción und Filadelfia. Wo vor einigen Jahren die Reisenden in Flugzeugen der T.A.M. (Militärflugtransport) Linie befördert wurden und für den Flug nur ungefähr 90 Minuten benötigten, und das in den Tagesstunden, müssen jetzt die Fahrgäste - unter ihnen sehr viele, die aus dem Ausland kommen, um die Chacokolonien kennenzulernen - bei stockfinsterer nacht in klapprigen Privatbussen Asunciónер Geschäftsleute in etwa 8 bis 10 Stunden auf dem noch nur zu zwei Dritteln asphaltierten Transchaco Weg die Strecke zurücklegen. Die Busse sind meistens überfüllt, so dass die Leute sich drängen und durch die ganze lange Nacht alles andere als angenehme Ruhe finden.

Die Passagiere können noch dankbar sein, wenn sie unterwegs keinen Regen antreffen, denn dann wird die noch unasphaltierte Strecke für den Verkehr geschlossen und es muß auf offener Straße angehalten und gewartet werden, bis der Weg wieder geöffnet wird, mitunter erst nach ein paar Tagen.

Ganz übernächtigt und ermüdet kommen die Reisenden gewöhnlich auf ihrem Bestimmungsort an. Das ist für Fernheim keine gute Reklame und paßt durchaus nicht in das schöne Bild des allgemeinen Fortschritts. Ich bin der Ansicht, dass die Kooperative der Kolonie Fernheim stark genug ist, den Passgiertransport Filadelfia-Asunción selbst in die Hand zu nehmen, um der Abhängigkeit von auswärts und dem damit verbundenen Übel ein Ende zu setzen. So überaus teuer würden die Busse doch sicherlich nicht sein, dass

das nicht zu realisieren wäre. Und die Sache wäre doch sicher nicht unrentabel. Unzweifelhaft würden die vielen Besucher aus fernen Ländern, sowie alle Bewohner Fernheims und der Nachbarkolonien diesen Schritt freudig begrüßen.

Der Ernst der Zeit (1981)

(In 'Ein Jegliches hat seine Zeit'; 'Rundschau' 25. März -81)

Wir sind auf dem Wege von Clearbrook nach Vancouver. Die Entfernung ist ungefähr eine Stunde. Während die Räder rollen und der Wagen über den Asphalt des gepflegten Hochweges gleichmäßig und mit vielleicht 70 Stundenkilometern dahingleitet, betrachte ich durch das Fenster die Landschaft.

In der Ferne erheben sich sie stolzen Riesen des Küstengebirges, viele davon noch mit tiefem, einige gar mit ewigem Schnee bedeckt. Dunkelblau heben sie sich vom klaren Himmel ab und ihr Anblick begleitet uns auf dem ganzen Wege bis Vancouver.

Und das sehr breite Fräsertal bietet dem Auge abwechslungsreiche Bilder. Hohe Tannen- und Fichtenwälder, unter die sich viele Birken und andere Laubbäume mischen, wechseln ab mit fruchtbarem Ackerland und sehr häufig mit größeren und kleineren Siedlungen oder Farmen. Es ist anfangs März und ein Frühlingsahnen hängt in der Luft. Langsam erwacht die Natur zu neuem Leben. Die Wiesen überdecken sich mit einem frischen Grün und die Laubbäume wollen nicht mehr kahl dastehen. Wenn man genau hinsieht, dann merkt man, dass auch sie langsam anfangen sich zu verfärben und dass ein zartes und saftiges Grün durchbrechen will. Die Sonne schaut freundlich zu uns herab und beginnt schon, die Luft mit ihrem hellen Schein zu erwärmen.

Ja, der holde Frühling ist im Anzug; die Vögel beginnen, ihre Nester zu bauen und die Menschen recken ihre Glieder zu neuer Feld- und Gartenarbeit. Wie schön ist doch das Leben, oder vielmehr, wie schön könnte es sein, wenn, ach wenn das viele Leid nicht wäre! -Aber wir fahren nicht nach Vancouver aus purer Lebensfreude, sondern wir fahren, um einen lieben Bruder zur letzten Ruhe zu geleiten. Es ist das der weithin bekannte und erfolgreiche Prediger und Sprecher der russischen Radiomission, Br. David Borissowitsch Wiens, den der Herr inmitten seiner vielseitigen und unermüdlichen Arbeit heim und in die ewige Ruhe gerufen hat.

Warum das? Fragen wir bangen Herzens. Warum, wo doch sein Dienst ein so notwendiger war und aus seiner Tätigkeit so viel Frucht und Segen hervorging, was unter anderem immer wieder aus Rußlandbriefen bestätigt wurde? - Wer wird jetzt die große Lücke ausfüllen, die Bruder Wiens zurückgelassen hat? -

Aber so fragten wir auch damals, als vor etwa zwei Jahren der liebe Bruder J. A. Töws in Winnipeg so plötzlich aus seiner vielseitigen Tätigkeit herausgerufen wurde und dem Ruf des Herrn in eine bessere Welt folgen durfte.

Ja, wir verstehen vieles nicht, aber der Herr weiß, was er tut und er weiß auch, die Lücken wieder auszufüllen, die durch den Tod so treuer Boten im Reiche Gottes entstehen. Meine Gedanken gehen weiter und Wehmut ergreift mich, die sich auch trotz des freundlichen

Frühlingstages nicht wegscheuchen läßt. Allerorten holt der Tod sich seine Beute, möglicherweise heute mehr denn je zuvor, was vielleicht auch neben vielem anderen heutigen Geschehen ein Zeichen der Zeit ist und uns aus unsrer Gedankenlosigkeit aufschrecken sollte.

Nicht nur ältere Personen, sondern sehr oft auch junge lebensfrohe Menschen werden plötzlich aus ihrem blühenden Leben dahingerafft. Ich denke an die beiden jungen Studenten in Asunción, Paraguay, Alvin Teichgräf und Helmuth Klassen (siehe Mennoblatt vom 1. Februar 1981), die zur Zeit der Weihnachtsferien nach Montevideo, Uruguay, und von da weiter nach Punta del Este fuhren, um am Strande des Atlantischen Ozeans ihre Ferien zu genießen. Sie stiegen in die salzigen Fluten, um zu baden. Nach fünf Tagen wurden ihre bereits stark zersetzten Leichen am felsigen Strand aufgefunden. Der Ozean hatte sie mitleidsvoll an den Strand gespült.

Hoffnungsvoll in die Zukunft blickend hatten sie durch das Studium ihr Leben bereichern wollen. Erbarmungslos riß der grausige Tod sie in seine Arme. -

Vier Bauarbeiter stürzten laut 'Bote' vom 31. Januar 1981, in Vancouver, B.C., vom Baugerüst des sechsunddreißigsten Stockwerkes eines im Bau begriffenen Hochhauses und waren sofort tot.

Dieselbe Boten-Nummer berichtet auch, dass 270 Personen ertranken, als ein Flußboot im Jarifluß in Brasilien versank.

Eine Feuersbrunst zerstörte völlig das moderne MGM Grand Hotel in Las Vegas, Nevada, USA im November 1980 während der Zeit eines Billy Graham Evangelisations Feldzuges in

derselben Stadt. 84 Personen wurden ein Opfer der Flammen. Das berichtet die Märznummer. Und, wie der Bote vom 11. Februar schreibt, mußten 464 Personen als tot oder vermißt erklärt werden durch ein Feuer, das auf dem Passagierschiff 'Tampomas' in den Gewässern Indonesiens ausbrach.

Weiter meldet der 'Bote' in seiner Ausgabe vom 18. Februar 1981 den Tod durch Ertrinken von rund 200 Menschen, als der Fluß 'Buffalo' in Südafrika infolge wolkenbruchartiger Regen aus seinen Ufern trat.

Wie furchtbar das Erdbeben in Süditalien und die Nachklänge desselben in der Zeit vor dem Ende des verflossenen Jahres waren, ersehen wir aus den Schilderungen in der 'Mennonitischen Rundschau' vom 17. Dezember 1980. Die Überschrift über diesen Schilderungen lautet: „Überlebende frieren. Es gießt in Strömen. Seuchengefahr“. Es heißt da unter anderem: „....Nach dem Erdbeben die Verzweiflung, die Hilflosigkeit angesichts der Trümmerberge, aus denen die Schreie und das Stöhnen der lebendig Begrabenen ertönen.“ Und dann weiter: „Seit über zwei Tagen haben sich alle Schleusen des Himmels geöffnet. Dazu fegt ein eisiger Wind über das Land.“ Und dann weiter: „Es regnet auf die Opfer und Helfer aus allen Teilen des Landes, auf die Zeltstädte, die endlich, wenn auch noch nicht allerorten, entstanden sind, auf die Feldlazarette, auf die Biwakfeuer am Straßenrand, um die sich die vom Schicksal Geschlagenen frierend drängen“, usw. Wohl mehr als 3000 Tote hat man aus den Trümmern geborgen, wie es in anderen Blättern heißt.

Als noch schrecklicher und verheerender darf vielleicht das Erdbeben anfangs Oktober 1980 in Al Asnan, Algerien, bezeichnet werden. Es heißt im 'Boten' vom 22. Oktober 1980: „Man befürchtet, dass 20.000 Tote, sowie eine Viertelmillion Verletzte und Heimatlose die direkten Opfer eines massiven Erdbebens sein könnten. 80 Prozent der Stadt Al Asnan liegt in Ruinen“. Und in der folgenden Nummer vom 29. Oktober fährt der 'Bote' fort: „In dieser von einem furchtbaren Erdbeben heimgesuchten Stadt (Al Asnan) hatte man bis zum 14. Oktober etwa 1600 Leichen von den befürchteten 20.000 Toten aufgefunden. Öfters konnte man die Schreie der unter den Trümmern begrabenen Opfer hören, ohne Hilfe leisten zu können“. In der gleichen Nummer vom 29. Oktober berichtet der 'Bote' weiter unten: „Der Vulkan St. Helens (in dem Staat Washington USA), wurde am 16. Oktober wieder aktiv, indem Dampf und Asche 13 Kilometer hoch in die Luft getrieben wurden. Eine schwarze Wolke trieb langsam in den Südwesten“. Das war wohl meines Wissens der dritte Ausbruch des Vulkans im Verlauf einiger Wochen.

All die hier aufgezählten Naturkatastrophen haben sich ungefähr in der Zeit eines halben Jahres zugetragen, der letzten sechs Monte von jetzt, anfangs März zurückgerechnet. Sehen wir darin den aufgehobenen Finger Gottes? Merken wir, dass die Zeit sehr ernst ist und dass vielleicht „das Ende aller Dinge“ nach 1. Petri 4,7 viel näher ist als wir zu glauben wagen? „Darum wachet“ sagt der Herr Jesus in Matth. 24, 42, „denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird.“

Was haben wir zu erwarten? (1981)

(In ‘Ein Jegliches hat seine Zeit; ‘Rundschau’ 17. Juni -81)

Presse, Rundfunk und Fernsehen werden nicht müde, uns über das Geschehen in der Welt zu unterrichten. Und leider nimmt wohl in den Nachrichten, die sie verbreiten, das Negative, das Erschreckende, einen weit größeren Raum ein, als das Positive, das Erfreuliche.

Faßt man dann die negativen Momente einer gewissen Zeitperiode, sagen wir, eines halben oder ganzen Jahrzehnts, zu einem Ganzen zusammen, dann kann man es richtig mit der Angst und mit der Sorge um unsere arme Erde zu tun kriegen. Es mutet an, als treibe alles Geschehen auf unserem Planeten auf eine weltweite Katastrophe hin. Und, wie es scheint, halten sich in dieser Abwärtsbewegung zur Katastrophe hin die Betätigungen der menschlichen Gesellschaft mit den Naturerscheinungen die Waage.

Ich möchte hier auf das Tun der menschlichen Gesellschaft kommen und sodann die Erscheinungen in der Natur etwas beleuchten.

Es muß zugegeben werden, dass die wissenschaftliche Forschung in Zusammenarbeit mit den Errungenschaften der Technik ungeheure Fortschritte erzielt hat. Nur ungefähr 180 Jahre hat es gedauert von der Erfindung der ersten primitiven Dampfmaschine bis zur Landung von Menschen auf dem Mond. Und nicht mehr als 40 Jahre nahm es von der Konstruktion der ersten Fernrakete bis zum Start der großen Jupiter-Rakete und ihrer

Umkreisung dieses größten unserer Planeten. Man hat nun gleichsam den Weltraum erobert, was aber die Wissenschaftler nicht hindert, immer weiter und weiter zu streben.

Auch die medizinische und chirurgische Wissenschaft hat schwindelerregende Rekorde erreicht. Viele Krankheiten, die früher als unheilbar angesehen wurden (Kinderkrankheiten, die Tuberkulose, Lepra und andere) sind heute fast kein Problem mehr. Bei richtiger Pflege und Behandlung kann man sie heilen. Vor keinem chirurgischen Eingriff scheuen die Spezialisten zurück, und sogar Transplantationen menschlicher Glieder, ja menschlicher oder auch künstlicher Herzen werden vorgenommen.

Aber parallel zu diesen vielleicht positiven Errungenschaften (obzwar auch die mitunter zu einigem Grauen Anlaß geben) läßt sich ein negatives Phänomen erkennen, wie es in der Geschichte der Menschheit vielleicht an Ausmaß nicht Seinesgleichen hat.

Haß, Machthunger, Geld- oder Habgier, Gesetzlosigkeit und materialistisch-atheistische Gesinnung sind heute die Triebe, die im Menschen alles Edle und Höhere zu verdrängen suchen. So haben blutdürstige und herrschsüchtige Motive in dem letzten Viertel unseres aufgeklärten 20. Jahrhunderts in vielen Ländern den Terrorismus zur Blüte getrieben, unter dessen gesetzloser Geisel so viele Völker zu leiden haben. Sie haben beispielsweise auch das gegenwärtige fast weltweite Flüchtlingselend hervorgerufen, das heute die Welt in Spannung hält. Man denke an Vietnam, Kambodscha, Afghanistan und insbesondere an Äthiopien (mehr als 1,5 Millionen Flüchtlinge allein aus Äthiopien, die zur Zeit in Somaliland Zuflucht suchen, laut Mennonitische Rundschau vom 6. Mai 1981).

Auch hält heutigen Tages die unerhört weit fortgeschrittene Kriegsrüstung mit ihren zerstörerischen Raketen, mit ihren Atom- und Wasserstoffbomben, die in der Lage sind, alles Leben auf der Erde auszulöschen, die Menschheit in ständige Angst und Spannung.

Erschreckend ist ferner, wie tief die heutige Menschheit in Sittenlosigkeit und Unmoral versunken ist. Pornographie, freie Liebe und Schamlosigkeit, Zerfall der Ehen und Familien, Drogen, Alkohol, Jugendkriminalität, das sind heute die Früchte der an Anarchie grenzenden Gesetzlosigkeit und Sinnlichkeit.

Das materialistische Denken des atheistischen Marxismus und Leninsimus hat auch in der westlichen Welt weiten Eingang gefunden und unübersehbaren Schaden angerichtet. Die Ungerechtigkeit nimmt Überhand. Die Welt starrt in Waffen und der Dritte Weltkrieg mit seinen unausdenkbaren Folgen scheint unabwendbar zu sein. „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“ (1.Mose 8,21). „Da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer“. (Ps. 14, 3b).

So ist auch, wie es scheint, das Geschehen in der Natur dem „Gesetz der Sünde“ unterordnet; auch da ist gleichsam eine Abwärtsbewegung erkennbar. Orkanartige Stürme, Überschwemmungen und Erdbeben in verschiedenen Teilen der Erde nehmen immer mehr zu an Zahl und Heftigkeit, welche ungeheure Opfer an Menschenleben und materiellen Gütern erfordern. Tausende von Familien werden obdachlos und verlieren alles, was sie haben. Der Ausbruch im vorigen Jahr des Vulkans Sankt Helens in den Vereinigten Staaten war sicherlich ein aufgehobener Finger Gottes, der der genußsüchtigen und haßerfüllten Menschheit als Warnung dienen sollte.

Fast aus allen Teilen der Welt werden zur Zeit große und drohende Trockenperioden gemeldet, welche schwere Mißernten und Ausfälle in der Ernährung vermuten lassen, so

dass mit Hungersnöten in verschiedenen Ländern gerechnet wird. Ausnahmsweise katastrophal für die Dritte Welt könnte es werden, wenn die großen Agrarländer, wie die Vereinigten Staaten und Kanada durch Mißernten nicht mehr in der Lage wären, das Mindestmaß an Lebensmitteln zu exportieren.

So meldet beispielsweise die Mennonitische Rundschau, ebenfalls vom 6. Mai dieses Jahres, von großen Staubstürmen in Saskatchewan und Manitoba infolge von Dürre, die die Luft verfinstern, so dass man auf den Verkehrsstraßen mit Licht fahren muß. Eine derartige Dürre, ist, wie das Blatt berichtet, seit den 30er Jahren nicht dagewesen.

Und in der nämlichen Nummer heißt es, dass in China mehrere Millionen chinesischer Bauern von einer Hungersnot bedroht sind infolge großer Dürre in einigen Teilen und Überschwemmungen in anderen Teilen des Landes.

Erschreckend ist auch das Ansteigen der Krebs- und Herzkrankheiten in den letzten Jahren. Wo die medizinische Wissenschaft in der Bekämpfung anderer Krankheiten so große Fortschritte erreichen konnte, ist sie hier beinahe machtlos. Es sterben immer mehr Menschen an Krebs und an Versagen des Herzens. Und nicht allein alte, sondern sehr oft auch junge und lebensfrohe Menschen fallen diesen Krankheiten zum Opfer.

Abschließend möchte ich noch auf Eines hinweisen. Ich weiß nicht, ob das allen Lesern bekannt ist. Es ist das die sogenannte „Parade der Planeten“. Die Astronomen sagen uns, dass im Jahre 1982, also schon im nächsten Jahr, alle neun Planeten unseres Sonnensystems, sich in einer schnurgeraden Linie an einer Seite der Sonne „aufpflanzen“ werden, was seit Menschengedenken nicht der Fall gewesen ist. Sie haben sich bisher alle 179 Jahre einmal in einer „beinahe“ gleichen Linie, vielleicht mehr in einer Zickzacklinie aufgestellt, was jedesmal schwere Reaktionen im Kosmos und auf unsere Erde ausgelöst hat. Jetzt aber werden, wie die Wissenschaftler behaupten, die Planeten in ihrer Aufstellung eine ganz gerade Linie einnehmen.

Wie es in einem kleinen Traktat heißt, das uns aus Deutschland zugeschickt wurde, erwarten die Wissenschaftler auf Grund eingehender Studien als Auswirkung dieser Konstellation der Planeten die größte aller kosmischen Störungen, die seit der Schöpfung der Welt je bekannt wurden.

Diese Störungen werden sich kundtun in Steigerungen der magnetischen Energieentladungen auf der Sonne mit erhöhten Magnetstürmen, Sonnenflecken und gewaltigen Eruptionen. Es kann Änderungen in der Erdatmosphäre geben, Radio- und Fernseh-Störungen, erhöhte Lichteffekte, Störungen in den Windrichtungen, Veränderungen in den Temperaturen, gravierende Beeinflussung der Erdrotation, Erdbeben und vieles andere mehr.

Die englische Zeitschrift „Newsweek“ stellt in ihrer Ausgabe vom 16. September 1974 diese astronomische Erwartung für das Jahr 1982 „einer apokalyptischen Prophezeiung „gleich, kurz gesagt, einer Prophezeiung des Endes.

Ist das nicht höchst bemerkenswert? Sollten wir da nicht stille stehen und aufhorchen?

Viel haben in den letzten Jahren die christlichen Blätter über den Ernst der heutigen Zeit und über die vermutlich sehr nahe Wiederkunft unseres erhöhten Herrn und Heilandes berichtet. Sollte diese Wiederkunft am Ende in Verbindung stehen mit der für das Jahr 1982 vorausberechneten Parade der Planeten?

Was haben wir zu erwarten? - Die Bibel schließt ab in Offb. 22.20 mit den Worten: „Es spricht, der solches bezeugt: Ja, ich komme bald. Amen. Ja komm, Herr Jesus!“

Leni Penner 1976 gestorben (1981)

Ein Nachruf

(In 'Rundschau' 20. Mai -81; 'Schauen und Erleben')

Ein großer Verwandten- und Freundeskreis nahm am 20. April 1981 an der Begräbnisfeier von Frau Leni Penner in der Bakerview Kirche in Clearbrook, B.C. teil. Die Feierlichkeit wurde erhöht durch zwei trostreiche Lieder gesungen von einer Frauengruppe.

Pastor Ben Zerbe las in englisch den Lebenslauf der Verstorbenen und Br. J. Ekkert in deutsch.

Die deutsche Botschaft brachte Prediger Heinrich Klassen von Vancouver. „Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein". (Ps. 118, 24). Mit diesen Worten begrüßte er die Trauerversammlung. Das ist kein Widerspruch zur heutigen Begräbnisfeier, führte er aus, denn nach der schweren und schmerzvollen Krankheit ist endlich Leni erlöst und genießt nun die selige Ruhe bei ihrem Herrn und Heiland.

Der Pastor der Gemeinde, Br. Ben Zerbe, brachte die englische Botschaft an Hand des Wortes aus Apg. 7, 54 - 59. Stephanus sah den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen. So ist auch heute noch für Kinder Gottes, die in dem Herrn sterben, ein offener Himmel bereitet, und Jesus Christus, zur Rechten Gottes stehend, begrüßt dort die heimkehrenden Seelen.

Nach der Beisetzung auf dem Hazelwood Friedhof wurde noch ein Trauermahl gegeben, bei dem mehrere Personen Zeugnis gaben von dem, was ihnen Leni im Leben gewesen war.

Lebensverzeichnis: Leni Penner wurde am 21. März 1931 in Alexanderkrone, Südrussland, geboren. Ihre Eltern waren Jakob und Lili Goossen.

Sie war noch nur sechs Monate alt, als ihre Eltern mit ihr die folgenschwere Flucht in das asiatische Rußland bis nach Alma Ata und von da weiter über die Grenze bis nach China unternahmen. Leni mußte ihre Kinder- und frühen Jugendjahre in Kuldja, im westlichen China, verleben. Vier Geschwister kamen noch hinzu: Peter, Frieda, Otto und Martin, Leider starben Frieda, Martin und Otto als Kinder. Es überlebten also nur Leni und Peter. Ihr Vater Jakob Goossen wurde 1939 inhaftiert und zwei Jahre später nach Rußland zurückgeschickt, wo er spurlos verschwunden ist.

Im Jahre 1946 konnte die kleine Gruppe Kuldja verlassen und weiterwandern. Und weitere zwei Jahre dauerte die ermüdende Reise quer durch ganz China bis Shanghai. Zuletzt, 1948, als Leni bereits 17 Jahre alt war, landete die Mutter mit den Kindern in Vancouver, Kanada. Sie fanden Unterkunft und Arbeit in Yarrow, B. C.

Im selben Jahr konnte Leni auf das Bekenntnis ihres Glaubens getauft und in die Mennoniten Brüdergemeinde aufgenommen werden. Auch fand sie Aufnahme in der Yarrow Bibelschule, die sie nach drei Jahren absolvierte.

1954 zog die Mutter mit den Kindern nach Vancouver, wo Leni sich am 21. März 1959 mit Herrn Peter Penner, aus Brasilien eingewandert, verheiratete.

Sie wurde eine treue und liebende Ehegattin und später den Kindern eine betende und fürsorgende Mutter. Auch war sie eine Kunstliebhaberin und bildete sich aus in allerlei Handfertigkeiten.

Sie liebte die Natur, den Garten mit den schönen Blumen, wie auch die Arbeit in der Sonntagsschule und in der Gemeinde. Für alles hatte sie ein offenes Auge und ein warmes Herz. Ihr reiner und strahlend freundlicher Blick, ihre Gastfreundlichkeit und fürsorgendes Entgegenkommen wurden von vielen geschätzt und bewundert und verschafften ihr einen großen Freundeskreis.

Peter, ihr Bruder, starb 1967.

Bei Leni meldete sich allmählich ein inneres Leiden. Im März 1974 wurde Krebs festgestellt und sie wurde schweren Bestrahlungen unterzogen. Vier Operationen mußten zwecks Krebsuntersuchungen gemacht werden. Aber der Herr erhörte die vielen Gebete der Gläubigen und sie durfte sich wieder erholen und als geheilt erklärt werden.

Sie und ihr Mann verlegten 1976 ihren Wohnort nach Clearbrook, B.C. Nach der schweren Krankheit konnte Leni noch weitere sieben Jahre der Familie erhalten bleiben. Anfangs April 1981 mußte sie ins Krankenhaus, wo sie zwei Wochen lang sehr große Schmerzen erdulden mußte. Bis sie am 15. April um 6 Uhr morgens im Alter von 50 Jahren und 25 Tagen sanft entschlafen durfte.

Ihr Gedenken bleibt für uns alle im großen Segen.

Es betrauern sie ihr Mann Peter Penner, ihre Mutter Lili und deren Mann Abram Löwen, ihre 3 Kinder: Rudolf, Karl und Lili und ein großer Verwandten- und Freundeskreis.

Zwei Bäume (1981)

(In 'Schauen und Erleben'; 'Mennoblatt' 16. Jan. -82)

Ich sah eine Trauerweide
in ihrem Spätsommerkleide.
Sie senkte in tiefer Trauer ihr Haupt.
Sie wußte: „Bald werd' ich vom Herbst entlaubt."
Ihr graute, mit heimlichem Klagen,
vor den frostreichen Wintertagen.

Daneben stand eine Zeder
in dunkelgrünem Gefieder.
Vertrauensvoll hob sie ihr Haupt empor
und säuselte dieses Lied mir ins Ohr:
„Mensch, mögen die Stürme auch toben,
es ist ein Erhalter dort droben.

Er läßt, was der Winter genommen,
im Frühling dir wiederkommen.
Und, wenn einst dein letztes Stündlein dir schlägt,

dann seine Gnade hinüber dich trägt
zu herrlichen Frühlingsgestaden,
wo dir Winter und Herbst nicht mehr schaden“.

Vorzeichen kommender Ereignisse (1982)

(In ‘Rundschau’ 24. Feb. -82; ‘Schauen und Erleben’)

In diesen letzten Tagen, erlebten wir hier in Clearbrook etwas ganz Außergewöhnliches. Die Temperatur stand auf etwas unter Null Grad nach Celsius. Ein sanfter Regen träufelte hernieder, der aber die ganze Nacht und auch den folgenden Tag über anhielt. Auf der kalten Schneedecke wurden die Regentropfen zu Eis, was ein gefährliches Glatteis verursachte. Und dieser Prozeß ergab ferner, dass auch die Bäume immer mehr beeist wurden, wodurch schließlich die Äste zu schwer wurden und viele derselben abbrachen. Auch geschah es, dass ganze Bäume umstürzten und in vielen Fällen auf die Drähte der elektrischen Leitungen fielen und diese mit sich herunterrissen.

Das Resultat war, dass innerhalb weniger Stunden fast ganz Clearbrook ohne Licht und Strom war. Man muß sich vergegenwärtigen, was das für uns bedeutete, plötzlich der Kraft beraubt zu sein, die fast unser ganzes Leben ausmacht, namentlich zur Zeit des Winters. Die Heizung setzt aus, die Zimmer werden kalt, keine Möglichkeit, die Mahlzeiten zu bereiten. Kein warmes Wasser, die Wäsche zu waschen, das Geschirr zu spülen und sich zu bereinigen. Die Eisschränke und Tieffrierer halten den Inhalt nicht mehr kalt. Kein Licht, sondern tiefe Dunkelheit, nicht nur in den Zimmern sondern auch draußen, da auch die Straßenbeleuchtung nicht schafft und der Himmel mit dicken Regenwolken bedeckt ist. Und wenn das schon in den Heimen fast katastrophal wird, wie viel mehr noch in den öffentlichen Unternehmungen, wie: Altersheime, Krankenhäuser, Restaurants, oder auch in Banken und Geschäftshäusern.

Bis dann so ein allgemeiner Schaden behoben ist, das dauert seine Zeit. Wir persönlich waren in unserem Hause mit einer kurzen Unterbrechung 20 Stunden vom Strom abgeschnitten. Einige Außenbezirke sind auch heute noch, nach fünf Tagen, ohne diese Kraftquelle, und die Betroffenen müssen sehen, wie sie mit der Situation fertig werden.

Wenn das auch nur eine lokale Angelegenheit ist und der Sachschaden nicht allzu hoch war, so ist doch die Tatsache bemerkenswert, dass so etwas in Britisch Kolumbien nicht oft vorkommt. Die Bewohner von Clearbrook können sich nicht entsinnen, ähnliches jemals erlebt zu haben.

Viel folgenschwerer war jedoch die monatelange Dürre, die im letzten Halbjahr des nun hinter uns liegenden Jahres den paraguayischen Chaco und die Mennonitenkolonien daselbst heimsuchte. Wo die Wasserreserven austrockneten und die Weide für das Vieh von der tropischen Sonne verbrannte. Es setzte wieder ein Viehsterben ein, und der Schaden für die Viehzüchter und Landwirte war ein ganz erheblicher.

Hin und wieder berichten die Nachrichtenmedien von schweren Erdbeben auf verschiedenen Stellen unserer Erde. Und die Aufregung, die vor beinahe zwei Jahren der Ausbruch

des Vulkans Sankt Helens im Nordwesten der Vereinigten Staaten verursachte, ist uns wohl allen noch in lebhafter Erinnerung.

Ein Grauen überkommt uns beim Lesen wissenschaftlicher Abhandlungen über die drohende Überbevölkerung der Erde und die sich daraus ergebende Lebensmittelknappheit und Unterernährung, welche sich zu weltweiten Hungersnöten ausweiten kann. Auch die alarmierenden und immer lauter werdenden Warnungen der Experten vor Umweltverschmutzung und Vergiftung der Atmosphäre durch die Berge von Abfällen in den Großstädten und durch Abgase der Millionen Kraftwagen und vielen Fabriken sind alles andere als beruhigend.

Und wie zeichnet sich das politische und militärische Geschehen unserer Tage ab? - Es ist wie ein riesiges Damokles Schwert, das am seidenen Faden über unserem armen Planeten Erde hängt. Kein Leben, weder auf den fünf Kontinenten noch im tiefen Grund der Meere und Ozeane, ist angeblich heute sicher vor der Vernichtung, die durch die atomare Rüstung einer Reihe von Staaten in den Bereich der Möglichkeit gerückt ist. Und die ungeheuren Spannungen zwischen Ost und West rufen gleichsam immer dringender nach dem Einsatz dieser Rüstungen!!

Der östliche Stiefel schreitet in seinem Bestreben, die ganze Welt seiner atheistischen Herrschaft zu unterordnen, weiter und weiter voran. Und anscheinend kann ihm von nirgendwo ein „Halt“ entgegengesetzt werden.

In Asien war es Afghanistan, das ihm vor etwas mehr als einem Jahr in die Hände fiel. In Osteuropa ist nun auch Polen, von seinem Militär besetzt worden. Und in Mittelamerika sind zur Zeit die Länder El Salvador, Guatemala, Honduras und Nicaragua ernstlich in Gefahr, von Kuba, beziehungsweise Sowjetrussland „verschlungen“ zu werden. Auch in Afrika fühlt sich der Kommunismus ständig weiter vorwärts.

Der vom Osten gesteuerte Terrorismus nimmt immer schärfere Formen an. Unlängst wurde sogar berichtet von einem geheimen Mordkommando, das Oberst Khadhafe, der Präsident von Libyen in die Vereinigten Staaten abkommandiert hatte mit dem strikten Auftrag, Präsident Reagan zu ermorden.

In Konfusion über den gegenwärtigen politischen Wirrwarr und aus Furcht vor dem immer weiteren Ausbau der nuklearen Rüstungen, die ständig gefährlicher werden, hat sich in Deutschland und Europa eine Stimmung herausgetan, die nachhaltig und in großen Demonstrationen verlangt, dass Amerika sich aus Europa zurückzieht, um einem Vernichtungskrieg vorzubeugen. „Lieber Rot als Tot“ ist heute die Parole vieler Bewohner Europas.

Kann man sich wohl noch etwas Grauenhafteres vorstellen als die Aussichten für die Zukunft unter diesen entmutigenden Zuständen, mit denen das Jahr 1982 begonnen hat?

Nach meinem Dafürhalten sind all die hier aufgezählten Tatsachen, und noch viele andere dazu, ernste und zur Besinnung mahnende Vorzeichen kommender schrecklicher Ereignisse.

Man hat den Eindruck, dass wir Erdbewohner uns am Rande eines „gähnenden Abgrundes“ dahinbewegen, welcher alles Leben zu vernichten im Stande ist.

Angesichts dieser niederdrückenden Perspektive können wir nichts tun als mit dem Psalmsänger in Psalm 39,8 auszurufen: „Nun Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf Dich!“

Meditation im Zedernwald (1982)

(In ‘Schauen und Erleben’; ‘Rundschau’ 28. Jul. -82; ‘Bote’ 23. Jun. -82)

Hoch himmelan die stolzen Zedern ihre Blicke lenken;
von großer Kraft sie strotzen und von zäher Festigkeit,
und ihre Wurzeln tief sie in die feuchte Erde senken.
Und kühlen Schatten spenden sie zur heißen Sommerzeit.

Daneben siehet man, von tausenden verschied'nen Wagen,
ein Rennen und ein Jagen auf der breiten Autobahn
Die ihre Konsumgüter von und zu der Großstadt tragen.
Ein richt'ges Schauspiel, dran das Auge sich ergötzen kann.

Und weiter hinten sieht der Blick - auf fettem grünem Rasen,
an klarem frischen Quell, umsäumt von dunelgrünem Wald
von Schafen und von Rindern große Herden friedlich grasen.
Und Vöglein zwitschern; Glockenton von fern herüberschallt.

O, dies Idyll, zu unserer Freude einst so schön erschaffen
vom Schöpfer, der uns hieß, die Erd' im Frieden aufzubau'n!
Statt dessen starret sie zur Zeit von mörderischen Waffen.
Des Menschen Haß und Zwietracht schuf statt Frieden - Angst und Graun.

Man predigt Menschenrecht, man spricht von Gleichheit, Bruderliebe,
und hinterrücks ein Rüstungswettkampf, wie noch nie bisher.
Der Krieg, das Blutvergießen, sind die Frucht der Bösen Triebe.
O, schenk der Welt den wahren Frieden, Herr, Allmächtiger!!

"So werden die Steine schreien" (1982)

(Lukas 19,40)

(In ‘Bote’ 22. Dez. -82; ‘Schauen und Erleben’)

Hat wohl die unbelebte Welt auch eine Sprache? Jawohl, und gar eine sehr deutliche und eindringliche, eine Sprache, die jeder dafür aufgeschlossene Mensch verstehen kann, sei er Deutscher oder Engländer oder Russe oder wer er auch sein mag.

Sprechen nicht die Jahreszeiten uns an? - Der Frühling spricht von der sich immer erneuernden Natur und von den sorgenlosen Jahren unserer Kinderzeit. Der Sommer erinnert

uns an unsere Erwachsenenjahre und an das kraftgeladene und mutige Streben nach Glück und Wohlstand. - Die fallenden Blätter im Herbst wollen uns daran erinnern, dass alles auf dieser Welt der Vergänglichkeit unterordnet ist und dass auch wir früher oder später davon müssen. Und der Winter versinnbildlicht das Abscheiden des Menschen aus diesem Leben.

Die Blumen in Feld und Garten in ihrer Pracht, die reifenden Kornfelder und die undurchdringlichen grünen Wälder sprechen von der gütigen und liebenden Fürsorge unseres Gottes.

Die hohen Berge mit ihren schneegekrönten Gipfeln, die breiten Flüsse und vielen Seen, das tiefe Meer, ja, die ganze Natur erzählt uns von der Größe und Majestät des Schöpfers, der neben unserer Erde auch das ganze Sonnensystem mit seinen Planeten und Monden, ja die erhabene Sternenwelt und das unendliche Universum ins Dasein gerufen hat.

Vulkanausbrüche, Erdbeben, Überschwemmungen, Orkane, Dürreperioden und andere Naturkatastrophen, veranschaulichen uns den Ernst des Lebens, und vielleicht auch den Zorn Gottes über eine gefallene und sich von ihm abgewandte Menschheit.

Aber auch die Erzeugnisse des menschlichen Schaffens sprechen zu uns. Wir staunen über die altägyptischen Pyramiden und Sphinxe, die heute noch dastehen, gebaut vor 4 bis 5 tausend Jahren, ausschließlich von menschlicher Hand und ohne jegliche Maschinenkraft, und die zu uns reden von einem mächtigen Pharaonenreich aus jener fernen Vergangenheit.

Ebenso erfüllt uns mit Ehrfurcht die große Chinesische Mauer, 1200 Meilen (fast 2000 Kilometer) lang und 18 bis 30 Fuß breit, die vor mehr als 2000 Jahren errichtet wurde, ebenfalls ohne die Hilfe der heutigen technischen Kraft, und die uns heutigen Menschen etwas ahnen läßt von der Größe und Macht des damaligen Kaiserreiches im „Lande der Mitte“.

Wir begegnen in Europa und namentlich in Deutschland fast überall in Stadt und Land der mittelalterlichen Baukunst, die verkörpert ist in Burgen, Schlössern, Domen Kathedralen, Klostern und anderen Bauwerken, und die uns oft in Staunen versetzt. Wie ist man zum Beispiel hingenommen von der erhabenen Schönheit und Großartigkeit des Kölner Domes, der im frühen Mittelalter erbaut wurde und der noch heute tagtäglich zu hunderten von Besuchern aus aller Welt von einstiger Größe, Kunst und Willenskraft redet.

Aber was geht heute in Europa, an der Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland vor sich? - Die Nachrichtenmedien melden, dass die Deutsche Demokratische Republik (Ostdeutschland) mit dem Bau einer Mauer begonnen hat, die in einer Länge von beinahe 1400 Kilometer die DDR von der Bundesrepublik abtrennen soll. Und zu welchem Zweck? Um den Flüchtlingsstrom aus der DDR in die Bundesrepublik ein für allemal zu stoppen. Der bisherige Stacheldrahtzaun soll mit einer 3 bis 4 Meter hohen Mauer ersetzt werden.

Sicherlich hat diese Nachricht vielen Lesern oder Hörern im Westen fast den Atem zerschlagen. War man doch vielerorts der Meinung, dass der sogenannte Eiserne Vorhang in den letzten Jahren bedeutende Risse erhalten habe und vielleicht eines Tages ganz wegfallen werde. Und nun scheint es so, als solle er verewigt werden. Die Mauer soll, wie es scheint, die Menschen eines Volkes, die deutschen Brüder und Schwestern, für alle Zeiten voneinander trennen.

Werden nicht die Steine in dieser Mauer schreien? Vielleicht Jahre oder Jahrzehnte lang predigen? Was werden sie uns wohl zu sagen haben?

Nicht zu Schutz gegen Invasionen von außerhalb wird diese Mauer errichtet, wie etwa die Städtemauern und Festungen früherer Jahrhunderte oder Jahrtausende, nicht wie die genannte große Chinesische Mauer oder auch die französische Maginotlinie zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, sondern sie ist gegen die Bürger des eigenen Landes, der DDR, gerichtet, die unter keinen Umständen ohne ausdrückliche Genehmigung das Land zu verlassen haben.

So ein Unternehmen findet in der Weltgeschichte wohl kaum eine Parallele. Es ist meines Wissens einmalig. Jedes andere Land unterbindet oder beschränkt vielleicht irgendwann einmal die Einreise, bzw. die Einwanderung aus einem anderen Land. Aber die Ausreise ist doch jedem Bürger freigestellt. Wo ist noch ein Land (außer vielleicht die Ostblockländer), wo das nicht der Fall ist?

Die Mauer spricht ferner von augenscheinlicher großer Unzufriedenheit in der DDR über das waltende Regierungssystem. Anders wäre sie ja wohl nicht erforderlich. Wie bekannt, ist das System ein kommunistisches. Aber, wollte nicht der Kommunismus ein irdisches Paradies aufrichten mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Wie verträgt sich das mit der Unzufriedenheit? Warum ist bei so vielen Bewohnern der DDR das große Verlangen vorhanden, aus dem „Paradies“ in die „ausbeuterische kapitalistische Welt“ überzuwechslen?

Die Steine werden schreien, und so ist zu hoffen, dass ihre Schreie vielen Menschen in der westlichen Welt, die heute noch so lüstern nach den Segnungen des vielgepriesenen Marxismus-Leninismus schielen und den vielen entgegengesetzten Berichten von Augenzeugen keinen Glauben schenken, die Augen öffnen werden. Wahrlich, eine sehr fragwürdige Reklame stellt die Mauer für die Verfechter des Kommunismus dar.

Wie zufällig traf ich in diesen Tagen in meiner Bibel auf eine Stelle in dem Propheten Habakuk (Habakuk 2, 10.11). Die lautet: „Aber dein Ratschlag wird zur Schande deines Hauses geraten; denn du hast zu viele Völker zerschlagen und hast mit allem Mutwillen gesündigt. Denn auch die Steine in der Mauer werden schreien und die Sparren im Bollwerk werden ihnen antworten“.

Bezieht sich vielleicht diese ernste Prophetie auf das, was in diesen letzten Wochen an der Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland angefangen worden ist?

Der Herr Jesus sagt in Lukas 19,40: „Ich sage euch: Wenn diese (die Jünger und Nachfolger Jesu) werden schweigen, so werden die Steine schreien“.

Über 60 Jahre lang hat nun schon der Osten mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln und mit großer Verbissenheit und unmenschlicher Grausamkeit versucht, die Jünger Jesu, das heißt, die Kirche Christi, zum Schweigen zu bringen.

Und nun beginnen, wie es scheint, die Steine zu schreien. Jeder Stein, der in die Mauer eingefügt wird, ist und wird eine Anklage sein, in erster Linie gegen diejenigen, die den Bau der Mauer veranlaßt haben, dann aber auch gegen alle politisch-atheistische Tätigkeit und gegen die tiefe menschliche Verderbtheit der gegenwärtigen Zeit.

Goldene Hochzeit (1983) der Geschwister Peter H. und Anna Löwen.

(In 'Rundschau' 23. Feb. -83; 'Schauen und Erleben')

„Bis hieher hat uns der Herr geholfen". Das war der Leitspruch der Geschwister P.H. Löwen auf ihrer goldenen Hochzeit, die am 29. Dezember 1982 in der neuerbauten Kirche der King Road Mennoniten Brüdergemeinde zu Clearbrook, B.C. stattfand.

Prediger Heinrich Löwen, der älteste Sohn des Jubelpaares, eröffnete die Feier mit dem Liede: „Großer Gott, wir loben dich!" und mit Gebet.

Dann begrüßte er die Gäste und stellte die Familienglieder vor. Die Kinder und Großkinder waren alle erschienen, auch der Sohn Rudolf mit seiner Familie aus Witmarsum, Brasilien, sowie Sohn Theodor und Tochter Hildegard mit ihren Familien aus Asunción, Paraguay.

Auch die Geschwister der Jubilarin waren aus Ontario zugereist, der Bruder Johann Klassen mit seiner Frau und die Schwester, Witwe Sara (Gerhard) Friesen. Nach einem von den Großkindern vorgetragenen Musikstück und einem Gedicht brachte Prediger Abe J. Klassen die Botschaft an Hand des Leitspruchs.

Es bedurfte schon der Hilfe des Herrn für diese Geschwister. Er wurde in Südrußland geboren. Von da mußte er mit seinen Eltern nach Sibirien und später nach dem Amur ziehen. Im Jahre 1930 flüchtete er über den Amurfluß nach Harbin, China, und zwei Jahre später landete er im Chaco von Paraguay. Dort lernte er seine heutige Frau Anna Klassen kennen, die mit ihren Eltern von Südrußland über Moskau und Deutschland dorthin gekommen war. Sie feierten ihre Hochzeit in Kleefeld, Paraguay.

Von Paraguay ging es nach Montevideo, Uruguay, dann wieder zurück nach Paraguay, und nach vielen Jahren fanden sie sich in Ontario, Kanada, von wo sie dann später nach Clearbrook, B.C. übersiedelten.

Nachdem Br. Klassen seine Botschaft beendet hatte, traten alle Kinder des Jubelpaares nach vorne und sangen das Lied: „Ich werde kein Fremdling dort sein".

Der Jubilar kam nun zu Wort und bekundete seinen tiefen Dank und sein Staunen über die wunderbaren und herrlichen Führungen Gottes bis zu dieser Stunde.

Nachher fanden sich die Gäste im Kellergeschosse der alten Kirche, wo liebende Hände ein schmackhaftes Essen zubereitet hatten.

Nach dem Mahl wurde von den Kindern ein Programm vorgetragen. Die Kinder traten der Reihe nach vor und brachten Anekdoten aus dem Leben und den Erfahrungen mit ihren Eltern.

Ein kurzes Bühnenstück wurde vorgeführt, das ein Erlebnis des Vaters zeigte. Auch wurden Lichtbilder auf der Leinwand gezeigt.

Dann wurde ein Tisch mit polierter Tafel hereingetragen, in welche die Fotos der Eltern und all ihrer Kinder und Großkinder hineingearbeitet waren. Der Tisch wurde von den Kindern aus Dankbarkeit den Eltern als Jubiläumsgeschenk dargereicht.

Frühling, wie bist du so schön! (1983)

(In 'Bote' 18. Mai -83; 'Schauen und Erleben')

Es ist der 27. April. Der Himmel hat sich über Nacht geklärt und eine strahlende freundliche Sonne geht im Osten auf.

Das ganze weite Fräsertal, umgeben von hohen, zum Himmel strebenden Bergen, jubelt ihr zu und läßt sich von ihren wärmenden Strahlen liebkosen. Die Millionen Tautropfen auf den frisch emporschießenden Gräsern werfen die Strahlen der Sonne zurück, und verursachen ein Schimmern und Flimmern, das aussieht, als wolle sich die Sonne in liebender Zärtlichkeit mit der Erde vereinigen zu unbeschreiblicher Pracht und Herrlichkeit.

Es treibt mit hinaus aus der dumpfen Stube in diese Frühlingsschöne Gottesnatur, und ich denke angestrengt, was ich heute beginnen soll, um den selten schönen Tag gebührend auszukosten.

Nicht lange brauch ich mich indessen zu besinnen. Ich werde den nächsten Bus nehmen und nach Harrison zu den heißen Quellen (Harrison Hot Springs) fahren.

Der Bus kommt von Vancouver genau um 11 Uhr vormittags hier auf der Clearbrook Haltestelle an. Ich bezahl die Fahrkarte - 5 Dollar - für die Hin- und Rückfahrt. Und nun geht es los in die wunderschöne Gotteswelt von Britisch Kolumbien.

Zunächst fahren wir die Süd Fräserwaystraße entlang bis Abbotsford. Auf der Busstation daselbst steigen einige Passagiere aus und andere steigen ein. Der Busfahrer regelt die Post und verstaut das Gepäck einiger Passagiere. Dann fahren wir weiter.

Als wir nun auch Abbotsford hinter uns haben, nimmt uns die verschwenderische Fülle der Natur in ihre Arme. Wir fahren auf der breiten vierspurigen Trans Kanada Autostraße in Richtung Chilliwack. Zur Rechten grüßt uns der ungefähr 65 Kilometer entfernte, 10760 Fuß (3310 Meter) hohe und mit ewigem Schnee bedeckte Mount Baker, der hinter den viel näher liegenden Bergen entschwindet.

Weit dehnt sich das liebliche Fräsertal zu beiden Seiten aus, umrahmt zunächst zur Rechten von den weiter ab sich erhebenden Vedderbergen, und zur Linken von den niedrigeren Gipfeln der Sumasregion, an die wir auf unserer Fahrt ganz nahe herankommen.

Hinter der Brücke, die nach Yarrow führt, sowie hinter dem Sumas Fluß und dem Vedder Kanal wechselt die Szene. Die Vedder Berge werden von dem Cheam Gebirge abgelöst, während links von uns die Sumas Berge in die Chilliwackerhebungen übergehen.

Das Fräsertal ist weit und breit besiedelt. Neben vielen Farmen, an denen wir vorbeifahren, passieren wir zunächst Arnold, das übrigens weit rechts liegen bleibt und am Fuße der Vedderberge zu kleben scheint. Dann kommt Yarrow, das auf der sich abzweigenden Straße Nr. 3 zu erreichen ist. Weiter fahren wir an Greendale, Achelitz und Sardis vorbei.

Frisch gepflügte und zur Aussaat vorbereitete Acker und Felder wechseln ab mit ausgedehnten Viehweiden, auf denen Herden von Kühen, vorwiegend der Holländer Rasse, friedlich grasen oder unter der warmen Sonne liegend gemächlich wiederkauen.

Die Luft ist so rein und morgenfrisch, dass man fast nicht genug derselben in seine Lungen aufnehmen kann. Von einer sogenannten Umweltverschmutzung oder von Sauerstoffentzug aus der Atmosphäre ist durchaus nichts zu spüren.

Nun biegen wir von der Trans Kanada Autostraße ab in die Yale Road und fahren hinein in Chilliwack, wo auf der Busstation wieder viele Passagiere aus- und einige wenige einsteigen, da Harrison die Endstation unserer Fahrt ist.

Chilliwack ist eine freundliche Stadt und ihre Umgebung ist außerordentlich schön. Rundherum ist sie von hohen, meistens jetzt im Frühling noch schneebedeckten Bergen umgeben, unter denen die sogenannten „Vier Brüder“, die höchsten vier in gerader Linie aufgestellten Gipfel des Cheam Gebirges, mit ihren zerklüfteten Felsabhängen, die fast bis unten noch schneegekrönt sind, in ungefähr 7000 Fuß (2513 Meter) Höhe ganz besonders hervortreten.

Wir verlassen Chilliwack und fahren weiter auf der Yale Road, zunächst in Richtung Rosedale. Freundliche Farmen mit blumenreichen und baumbestandenen Gärten, mit Äckern und Weideplätzen für das Vieh ziehen wieder am Auge vorüber, bis wir in Rosedale einbiegen. Das ist eine kleine, aber in lieblicher Umgebung gelegene Siedlung, die wir bald hinter uns haben. Nun kommen wir an den Fräser Fluß heran und passieren die lange Brücke über denselben.

Bald darauf sind wir in Agassiz, das in der Municipalität Kent gelegen ist. Hier halten wir für ein paar Augenblicke und der Busfahrer wechselt die Post. Dann biegen wir in die Harrison Hot Springs Road ein, fahren um einen Bergvorsprung - und nun liegt der herrliche Harrison See vor unseren Blicken.

Wir biegen in die Esplanade ein und der Bus kommt vor dem großen sechsstöckigen Seehotel zum Stehen. Alle Passagiere steigen aus. Wir sind am Ziel unserer Reise.

Die Entfernung von Clearbrook bis Harrison ist nur ungefähr 40 Kilometer, aber die Fahrt zusammen mit den Aufenthalten hat genau eine Stunde und 25 Minuten gedauert.

Bis zur Rückfahrt um 5 Uhr nachmittags habe ich nun ungefähr 4 ½ Stunden Zeit, die ich ausgiebig auszukosten versuche.

Vor mir breitet sich der stille, aber großartige See aus, zwischen hohen Bergen eingebettet. In einiger Entfernung vom Ufer ragt aus dem See eine liebliche Insel hervor, die gleichsam den See in zwei Teile teilt und an beiden Seiten nur je eine schmale Durchfahrt zu dem hinteren langgestreckten Ende des Sees lässt. Das mag für die Bootfahrer vielleicht ein Hindernis sein, der Erhabenheit des Panoramas ist es aber keineswegs abträglich. Im Gegenteil, es erhöht den Reiz, da die Insel mit ihrer sanften Erhebung und ihrem gedrängten Baumwuchs sich hundertprozentig der Schönheit der Umgebung anpaßt. Und hinter der Insel, weit im Hintergrund, erheben sich wiederum mit ewigem Schnee bedeckte blaue Berge, ein majestätischer Ausblick, der das Herz höher schlagen läßt.

An der anderen Seite der Espalanade, der schnurgeraden Straße entlang der Breite des Sees, laden Hotels, Motels, Restaurants und Handelshäuser zum Besuch ein, unter denen das bereits erwähnte sechsstöckige Seehotel den ersten Platz einnimmt.

Hinter diesen Geschäftshäusern sieht man, von mehreren Straßen durchkreuzt, die Wohnhäuser des dienenden Personals und der anderen Bewohner der Ortschaft.

In erhabener Majestät erheben sich dahinter, zwischen näher liegenden und niedrigeren Bergen, wiederum die zerklüfteten steinernen riesigen Vier Brüder des hohen Cheam Gebirges.

Also ist es nach allen Seiten hin ein Anblick, der an Schönheit und Großartigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Fast will es mich überzeugen, dass es kaum noch schönere Plätze auf unserem Planeten Erde geben kann als dieses Schönheitsidyll am Harrison Hot Springs See.

Da der Aprilmonat noch nicht zu Ende ist und also die Tage und Nächte immer noch kühl sind, ist die Badesaison noch nicht eröffnet, und die Schwimmbecken sind noch geschlossen. Von dem Segen des Mineralwassers und der heißen Quelle ist also vor der Hand noch nichts zu merken. Das kommt erst in den späteren und wärmeren Monaten des Jahres.

Es war übrigens auch durchaus nicht meine Absicht, hier nach einer Badegelegenheit Ausschau zu halten. Ich wollte den außergewöhnlich schönen Frühlingstag genießen und bin ganz auf meine Rechnung gekommen.

Und auf dem Rückwege nach Hause denke ich darüber nach, warum es so sein muß dass einerseits die Erde so schön und reich ins Dasein von ihrem Schöpfer gerufen wurde und die Menschheit in Frieden und Wohlstand auf ihr leben könnte, da die Erde trotz gegenseitiger Behauptungen genug Reserven für alle Menschen hat, wogegen andererseits die Erdbewohner in Neid, Habsucht, Haß und Eifersucht sich gegenseitig zu vernichten suchen und immer gefährlichere Mittel ausfindig machen, um alles Leben auf der Erde zu zerstören.

Statt Lebensgenuss findet man vielerorts Lebensüberdruß, und eine allgemeine Angst vor der Zukunft wurde der Menschheit auferlegt durch die immer drohender werdenden Aufrüstungen der führenden Weltmächte und ihrer Verbündeten.

Gott sprach vorzeiten ein mächtiges „Werde!“
Und also schuf er die herrliche Erde.
Doch wehe! - Der Menschheit Trachten und Dichten
Ist nun am Werke, sie zu vernichten.

Ach, dass auch hier das Psalmwort aus dem zweiten Psalm, Vers 4, sich bewahrheiten möchte: „Aber der im Himmel ist, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer!“

Evolution oder Schöpfung? (1983)

(In ‘Rundschau’ 29. Jun. -83; ‘Schauen und Erleben’)

Ich wand're durch die Frühlingspracht
wo alles mir entgegen lacht,
wo alles grünt und blühet.
Die Blumen, rot und gelb und blau;
das zarte Grün in Feld und Au'
an mir vorüberziehet.

Der Rinder Glockenton erschallt;

und in dem dunkelgrünen Wald,
da regt sich's ohne Ende.
Die Vöglein ihre Nester bau'n
Es ist so lieblich anzuschau'n.
Wie sind sie so behende!

Die Tiere der verschied'nen Art;
der Hirsch, der Bär, das Eichhorn zart.
Sie alle finden Speise
im Wald, wo alles zirpt und singt
und tausendstimmig es erklingt
auf die verschied'ne Weise.

Das Bächlein strebt dem Meere zu;
es wandert ohne Rast und Ruh'
oft über Stock und Steine.
In seinem klaren Wässerlein
da tummeln sich gar nett und fein
viel Fischlein, groß und kleine.

Im Hintergrund die Bergeshöh'n
erheben sich gar stolz und schön;
hoch himmelan sie streben.
Sie sind gekrönt mit Eis und Schnee.
Zu ihren Füßen zieht ein See
dem sie das Wasser geben.

Der Sonne Glanz verklärt die Welt,
und Wolken ziehn am Himmelszelt
vorbei, in weite Ferne.
Und abends, wie in dunkler Nacht
so freundlich mir entgegen lacht
der Mond und all die Sterne.

O sagt wo kam dies alles her?
Ist alles das von ungefähr
durch Zufall nur entstanden?
Kam uns're Welt zuerst in Schwung
durch „Urknall“ und „Entwickelung“
wie's „kluge Köpfe“ fanden?

„Durch Zufall kam“, man weiß es gar.
das Leben selbst - wie sonderbar!
„auf diese tote Erden“.
Und ach, wer glaubt der „klugen“ Mähr?
„Der Mensch, er kommt vom Affen her,
und alles ist im Werden“

Nein, solchem Unsinn glaub' ich nicht.
Ich glaube, was die Bibel spricht.
Ein Gott, ein weiser Schöpfer,
ließ durch sein Allmachtswort entsteh'n
die Welt so groß, so wunderschön,
Ich Ton; Er ist der Töpfer.

Ist es tatsächlich so hoffnungslos? (1983)

(In 'Bote' 14. Sept. -83; 'Schauen und Erleben')

Ja, man kann schon Gänsehaut bekommen und es mit der Angst zu tun kriegen, wenn man die heutige politische Lage in Betracht zieht und das Hin und Her in den Kommentaren der Nachrichtenmedien am Auge vorüberziehen läßt.

Immer dunkler werden die Wolken, die sich am politischen Himmel zusammenballen, vielleicht zu einem baldigen furchtbaren Gewittersturm, aus dem es womöglich kein Entrinnen auf unserer armen Erde geben wird.

Das immer wahnsinniger werdende Wettrüsten der Großmächte, die mit jeder neuen Erfindung gefährlicher werdenden nuklearen Vernichtungswaffen und die wachsenden Spannungen zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden Lagern in Ost und West, haben tatsächlich die gesamte Menschheit in Angst und Schrecken versetzt. Diese allgemeine Angst hat nicht zuletzt auch die führenden Politiker der zwei Lager erfaßt und sie nun einmal wieder zu Abrüstungsverhandlungen in Genf zusammengetrieben.

Der Atomwaffenstopp steht zur Verhandlung.

Aber im Blick auf all die vorhergehenden Verhandlungen, welche sämtlich an der Weigerung Moskaus, auf Kompromisse einzugehen, und an dem gegenseitigen Mißtrauen scheiterten, setzt man allgemein auch auf diese Verhandlungen in Genf nur sehr mäßige Hoffnungen.

Und im Falle, dass auch diese Verhandlungen, wie vorherzusehen ist, scheitern sollten, gedenkt Amerika im Einvernehmen mit den Atlantikpaktstaaten, noch in diesem kommenden Herbst in Westeuropa seine Mittelstreckenraketen aufzubauen, und zwar als Antwort auf die gefährlichen sowjetischen SS-20 Raketen.

Der Unwille gegen dieses Unternehmen hat nun die sogenannte Friedensbewegung hervorgerufen, welche scharfen Protest erhebt und kategorisch die nukleare Abrüstung fordert. Sie hat in Europa sogar, wie es heißt, mit Gewaltanwendung gedroht, falls ihre Forderungen unbeachtet bleiben sollten, vorrangig die, welche sich gegen die Installierung der amerikanischen Raketen auf europäischen Boden richten.

Und gegen diese Forderungen der Friedensbewegung erheben sich ernstzunehmende Stimmen, welche geltend machen, dass der Sowjetunion ein wirkliches Abrüsten auf Grund genügender Erfahrungen nicht zuzutrauen ist, und dass ein einseitiges Abrüsten

des Westens den Osten ermutigen könnte, auf den so geschwächten Westen herzufallen, zumal, wie behauptet wird, er sowieso dem Westen in der konventionellen Rüstung weit überlegen ist.

So ist also augenscheinlich die politische Weltlage eine bis zum Zerreißen gespannte und verworrene, und es scheint Grund genug zu sein, sich auf eine auf uns zukommende Weltkatastrophe gefaßt zu machen.

Aber bei genauerem Hinsehen will es mir scheinen, dass es vielleicht doch nicht ganz so gefahrvoll ist, wie es den Anschein hat, oder, klarer ausgedrückt dass die große Gefahr vielleicht auf einer ganz anderen Linie zu suchen ist. Weder der Westen noch der Osten will im Grunde den Atomkrieg. Jede Seite weiß genau, dass so ein Krieg die Vernichtung nicht allein der Gegenseite, sondern auch seine eigene Vernichtung bedeuten würde. Und eigentlich ist ja das verzweifelte Wettrüsten auch nur auf die Angst jeder Seite vor der etwaigen Überlegenheit der anderen Seite zurückzuführen. Jede Seite fühlt sich von der Gegenseite bedroht.

Es ist wahr, der Kommunismus, oder in diesem Falle richtiger ausgedrückt, die Kommunistische Internationale (Komintern), strebt als ihr oberstes Ziel die Vernichtung der Religion und der kapitalistischen Gesellschaftsordnung auf der ganzen Welt an und hat daher die Weltrevolution sehr groß auf ihre Fahnen geschrieben. Und die Mittel zur Erreichung dieser Ziele dürften doch sicherlich zur Genüge bekannt sein. Sie sind in Lenins Politischem Testament sehr ausdrücklich niedergelegt.

Zunächst will Lenin den tiefsten Frieden, um so im Trüben fischen zu können. Er fordert die Unterhöhlung der Moral und damit die Schwächung des Widerstandes unter den breiten Massen der westlichen Länder. Das soll erreicht werden durch geschickte Propaganda, durch Aufklärung und Hetze und nicht zuletzt durch durchgreifende Sabotageakte. In alle Bereiche und Tätigkeit der freien Welt will Lenin seine Agenten und Spitzel hineinpflanzen, um zersetzende und den Fortschritt hemmende Arbeit zu leisten.

Und wo durch diese satanische Untergrundarbeit ein Land genügend geschwächt ist, da ist es Aufgabe der Roten Armee, einzuspringen und durch einen Handstreich das betreffende Land militärisch niederzuzwingen und es zu besetzen, bis zuletzt die ganze Welt besiegt zu den Füßen des Kommunismus liegt und von ihm zum „Irdischen Paradies“ nach dem Muster der Sowjetunion umgestaltet werden kann, wo freilich Gott und Religion keinen Platz mehr haben.

Dieses „heilige“ Vermächtnis Lenins wird heutigen Tages von seinen Nachfolgern mit äußerst zäher Verbissenheit in die Tat umgesetzt und zwar, wie wir sehen, mit nicht geringem Erfolg. Vor den Augen der Welt konnte bereits der ganze europäische Osten, sowie Kuba in Amerika und Afghanistan in Asien bezwungen werden, die nun als Trittbrett zu weiteren Erfolgen dienen, wie wir es in den gegenwärtigen Unruhen in fast ganz Mittelamerika und auch in anderen Teilen der Erde beobachten können.

In dieser raffinierten Tätigkeit der Komintern liegt meines Erachtens die weit größere Gefahr, die leider der Westen anscheinend nicht genügend erkennt und vor der er nicht gewappnet zu sein scheint.

Es gab zu Lenins Zeiten noch keine Kernwaffen, und daher ist im politischen Programm der Komintern ein Atomkrieg auch nicht vorgesehen. Womit wäre wohl auch dem Kom-

munismus im Falle eines Atomkrieges gedient, aus dem, wie immer wieder betont wird, weder Sieger noch Besiegte hervorgehen würden?

Auch weiß Moskau sehr genau, dass es zur Stabilisierung seiner durch die unsinnige Kollektivierung und die Liquidierung seiner besten Arbeitskräfte (man denke an die vielen Verbannungsorte in den arktischen Regionen Sibiriens) so arg heruntergekommenen Wirtschaft weitgehend vom Westen abhängig ist, was vielleicht auch Ursache genug wäre, sein Militär von der Installierung eines Atomangriffs auf den Westen zurückzuhalten.

So ist es also durchaus verständlich, warum Moskau den Atomkrieg nicht will und daher sich so verzweifelt gegen eine westliche militärische, beziehungsweise nukleare, Übermacht wehrt.

Es wäre also meines Erachtens durchaus empfehlenswert, dass die westlichen Politiker neben der Sorge um die Abrüstung die nach meinem Dafürhalten größere Gefahr nicht aus den Augen verlieren und sich geschlossen gegen die zersetzende kommunistische Unterwanderung des Westens zur Wehr setzen würden.

Aber über allem Geschehen wacht und waltet das Auge Gottes, und er lenkt die Geschikke der Menschen und Völker. Ohne seinen Willen oder sein Zulassen geschieht nichts auf unserer Erde, auch nicht auf der so verworrenen politischen Linie unserer Tage.

So dürfte die Lage vielleicht doch nicht so hoffnungs- und aussichtslos sein wie es nicht selten den Anschein haben mag.

Ein alt-testamentliches Evangelium (1984)

(In 'Rundschau' 19. Sept. -84; 'Schauen und Erleben')

Der 103. Psalm
frei in Gedichtsform umgearbeitet von Abram J. Löwen.

Lobe den Herrn, meine Seele; das sei dein Verlangen!
Denk' an das Gute, das alles von ihm du empfangen!
Sie eingedenk dessen, wie sehr Er dicht liebt,
dich leitet, dir all deine Sünden vergibt!

Er ist dein Helfer, bei Ihm kannst du alles erwerben,
Hilfe in Nöten, Erlösung vom ew'gen Verderben.
Dann fühlst du wieder so jung und so schön,
wie Adler sich schwingen in himmlische Höh'n.

Er schafft Gerechtigkeit allen, die Unrecht erfahren.
Barmherzig und gnädig will dich seine Güte bewahren.
Er schafft Gerechtigkeit allen, die Unrecht erfahren.
Barmherzig und gnädig will dich seine Güte bewahren.
Er trägt uns're Schwachheit mit großer Geduld
und züchtigt uns nicht nach dem Maß uns'rer Schuld.

Denn, wie die Gestirne des Himmels sich endlos gestalten,
so weit läßt der Herr seine Gnade wohl über uns walten,
und nach dem Verhältnis vom Morgen zur Nacht
wird uns'rer Übertretungen nicht mehr gedacht.

Ob schon sich ein Vater erbarmt seiner Kinder,
Wahrlich, der Herr tut's der Seinen nicht minder.
Denn Er weiß; vor ihm können wir nicht bestehn.
Wir sind Staub und müssen gar bald vergehn.

Gleich wie am Morgen die Blumen so schön sich entfalten
und schon am Abend verwelken, verwehn und veralten,
so sind auch wir Menschen dem Tod geweih't
und müssen davon, wenn erfüllt uns're Zeit.

Doch über die, welche wandeln auf göttlichem Pfade,
waltet in Ewigkeit seine unendliche Gnade.
Und unentwegt leuchtet sein strahlender Stern.
Drum auf, meine Seele, auf, lobe den Herrn!

Ein unvergeßliches Erlebnis (1984)

Zum Besuch des Papstes in Abbotsford, B.C.

(In 'Bote' 10. Okt. -84; 'Schauen und Erleben')

Es ist das wohl ein altarabisches Sprichwort, welches folgenderweise lautet: „Wenn Mohammed nicht zum Berg gehen kann, dann kommt der Berg zu Mohammed".

Ungefähr dasselbe erlebten wir Bewohner des schönen Fräsertals in Britisch Kolumbien und mit uns noch viele andere aus weiter Umgebung bis hinab nach Kalifornien, U.S.A., in diesen Tagen, das heißt, am Dienstagnachmittag, den 18. September 1984. Wir konnten, um den Papst zu sehen, der weiten Entfernung wegen nicht nach Rom gehen, und so kam er, der „Heilige Vater", Johannes Paul II, denn zu uns ins Fräsertal.

Schon lange vorher hatten wir davon gehört, dass er, der Oberhirte aller Katholiken, die Absicht habe, gelegentlich seines Kanadabesuchs auch nach B.C. und sogar ins Fräsertal zu kommen, um auf dem Abbotsford Flugplatz mit den Talbewohnern eine Messe zu zelebrieren, aber uns kam das unglaublich vor. Wenn schon nach Vancouver, und Viktoria, aber doch nicht ins Fräsertal! - Aber es wurde immer lauter und zuversichtlicher davon gesprochen, und auch die Zeitungen fingen an, das Gerücht zu bestätigen, so dass wir dazu übergingen, mit wachsender Spannung dem Ereignis entgegenzusehen.

Und dann kam der Nachmittag des 18. Septembers. Angefangen schon vom Tag vorher wälzte sich eine ungeheure Menschenmenge aus allen Richtungen kommend dem Abbotsford Flughafen zu, wo der Papst, mit einem Hubschrauber von Vancouver kommend

landen sollte. Es wurden nachher, wie die Zeitungen berichteten, ungefähr 200.000 Besucher gezählt.

Ungeheuer kostspielige Vorbereitungen waren getroffen worden, um den Vater der katholischen Gläubigen würdevoll zu empfangen. Ein riesengroßes gelbfarbenes Kreuz in einer 108 Fuß hohen weißen Aluminiumeinfassung war aufgestellt, vor dem die Tribüne, 20 Fuß hoch, 88 Fuß breit und 388 Fuß lang, aufgebaut war. Die Mitte der Tribüne, das Podium, war überdacht. Neun 40 Fuß hohe Türme für die Lautsprecheranlagen waren errichtet worden.

Zu beiden Seiten der Tribüne zog sich je ein „Zaun“ senkrecht aufgestellter hoher Banner (Fahnen), abwechselnd in gelb und blau, welche das Stadium von den Außenbezirken abgrenzte, die ihrerseits als riesiger Parkplatz für die zu tausenden zählenden Autos, Busse und Motorräder dienten.

Mit wachsender Spannung wurde von der Volksmenge die Ankunft des Papstes erwartet, die sich fast eine Stunde über die vorherbestimmte Zeit hinauszögerte. Endlich, um 3.30 Uhr, kamen die Hubschrauber angeflogen, und bald danach trat der Pontiff inmitten seiner zahlreichen Begleitung hinter der Bühne hervor. Priester, Bischöfe und hohe Würdenträger der Kirche, alle in weiße Talare gehüllt, begleiteten ihn.

Johannes Paul grüßte mit erhobenen Händen die Menschenmenge, die ihrerseits stehend in begeisterte Rufe und Schreie ausbrach, klatschte und Fahnen schwenkte.

Nun folgte eine ungefähr zwei und einhalb stündige Messe. Der Erzbischof von Vancouver, Mons. James Cornery, verlas die Begrüßungsansprache, in der er dem Papst im Namen aller Gläubigen von B.C. ein herzliches Willkommen zurief. Die Ansprache wurde unterbrochen von Hymnen und Gesängen des etwa 300 - 400 stimmigen Maßenchors von auserlesenen Sängern in Schwarzweißen Uniformen. Die Gloria und das Credo wurden intoniert, abwechselnd von Solo und Chor. Auch das „Ave Maria“ wurde gesungen, alles mit Hingabe und heller Begeisterung.

Dann brachte der Papst seine Botschaft, die mit Händeklatschen entgegengenommen wurde. Er dankte für den herzlichen Empfang in diesem schönen Britisch Kolumbien und rief auf zu christlicher Liebe, zum Frieden und zur Einheit aller Gläubigen in Christus Jesus.

In seinem Gebet bat er Jesus Christus, dass er Gott in uns verherrlichen möge, damit wir ihn erkennen könnten in seiner herzlichen Liebe zu uns Menschen. Abschließend bat er die „Gottesmutter, die heilige Maria,“, uns arme Sünder bei Gott dem Vater zu vertreten.

Den Höhepunkt der Messe bildete die Eucharistie, das heilige Abendmahl, das an die Gläubigen katholischen Glaubens verabreicht wurde wobei hundert dazu vorher auserlesene Gläubige vom Papst eigenhändig die Hostie empfingen.

Dann verabschiedete sich der Papst mit erhobenen Händen von der Volksmenge. Er sagte unter anderem ungefähr wörtlich: „Noch einmal grüße ich euch alle und jeden persönlich; die verschiedenen Gruppen, die verschiedenen Nationen, von Asien, von Europa, alle Kanadier, jeden mit seinem speziellen Erbe. Und zum Abschluß der Messe möchte ich einen besonderen Gruß ausrichten auch an alle hier anwesenden gläubigen Ukrainer und an die polnischen Brüder und Schwestern“. (Dieses Zitat ist der Beilage zum Papstbesuch der Abbotsford, Sumas und Matsqui NEWS vom 19. Sept. 1984 entnommen).

Damit kam die große für uns einmalige Zusammenkunft zu ihrem Abschluß. Die unübersehbare Menschenmenge fing nun an, sich nach alle Richtungen zu zerstreuen. Es dauerte über 2 Stunden, bis alle Autos, Busse und sonstigen Fahrzeuge den Flugplatz verlassen hatten.

Das Ganze hinterließ für uns alle einen unvergeßlichen Eindruck, zumal es einmalig und historisch und so sorgsam und großzügig vorbereitet war. Eine so ungeheure Menschenmasse auf einem Platz konzentriert hatte vielleicht niemand von uns zuvor jemals gesehen. Außer von verschiedenen Städten und Ortschaften Britisch Kolumbiens (die Großstädte Vancouver und Viktoria mit eingeschlossen) waren Besucher von jenseits der Grenze mit den U.S.A., also von Seattle, Portland, Spokane, von Oregon, von Idaho und sogar aus dem weit entfernten Kalifornien gekommen, und zwar in großer Zahl, um den geistlichen Vater aller Katholiken zu sehen.

Und so wollen wir denn versuchen, das Gesehene und Erlebte zu überdenken und in uns zu verarbeiten bis zum nächsten Monat, wenn vom 14. bis zum 21. Oktober von einer ganz anderen Warte her die Göttliche Botschaft erneut an uns herantreten wird und zwar diesmal in Vancouver in der Evangelisation des Weltevangelisten Billy Graham. Der Herr wolle seinen reichen Segen dazu schenken!

Billy Graham in Vancouver, B. C. (1984)

Vom 14. bis 21. Oktober 1984

(In 'Rundschau' 12. Dez. -84; 'Bote' 21. Nov. -84; 'Schauen und Erleben')

Große Vorbereitungen waren für diesen Evangelisations-Feldzug getroffen worden. In allen Kirchen der weiten Umgebung (Viktoria, Vancouver und Fräsertal) waren durch viele Wochen Gebetsversammlungen um des Herrn Segen für dieses Unternehmen abgehalten worden. Einige tausend Seelsorgehelfer und andere Mitarbeiter waren für ihren Helferdienst trainiert, beziehungsweise unterrichtet worden.

Man hatte als Behausung für diese große „Crusade" das unlängst nach dem Muster des noch in Ruinen erhaltenen antiken Kolosseums in Rom, Italien, errichtete Bauwerk, bekannt als B.C. Place Stadium, gerentet.

Das Innere des B.C. Place hat in der Mitte eine riesige Arena, die mit drei Runden von Sitzreihen übereinander, gleichsam in drei Stockwerken, umgeben ist, wo das genannte Kolosseum in Rom nur eine Runde hatte. In diesen drei Runden hat es denn auch Sitzplätze für 60.000 Besucher.

In weiter Umgebung des Stadiums waren an allen Straßenkreuzungen riesige Schilder angebracht mit dem Namen „Billy Graham" in großen roten Lettern und mit der Einladung zum Besuch der Evangelisation.

Von den acht Abenden der „Crusade" hatten meine Frau und ich nur die Möglichkeit, an den letzten zwei Abenden teilzunehmen, und zwar am 20. und 21. Oktober. Für Sonn-

abend, den 20. Oktober hatten wir eine spezielle Einladung erhalten für einen Extragottesdienst des Graham-Teams.

An diesem Gottesdienst durften wir denn auch mit teilnehmen, neben einigen seiner Mitarbeiter sprach auch Billy Graham zu der zahlreichen Zuhörerschaft, und die erfolgreiche Sängerin brachte ein ergreifendes Solo. Sie ist bekannt unter dem Namen Norma Zimmer. Nachher gab es dann noch einen kleinen Imbiß mit Kaffee.

Nun kam der Abend heran, unser erster Abend auf dieser Evangelisation. Langsam füllten sich die drei Stockwerke des großen Stadiums. Nach meiner leider ungeübten Schätzung dürften es ungefähr 35.000 Besucher an diesem Abend gewesen sein. Auf der Arena blieb ein geräumiger Raum für diejenigen reserviert, die nachher der Einladung folgen würden, nach vorne zu kommen und eine Entscheidung für Christus zu treffen.

Vorne auf der Arena war das Podium mit der Kanzel errichtet. Hoch über dem Podium war eine Art Bildschirm angebracht, auf welchem auch die am weitesten entfernten Zuhörer die Redner und ihre Bewegungen in vielfacher Vergrößerung klar sehen konnten.

Ein Massenchor (ich schätze, es dürften etwa ein paar tausend Sänger gewesen sein) wurde geleitet von Cliff Barrow, dem Mitarbeiter des Teams, welcher auch den allgemeinen Gesang der Vollversammlung dirigierte. Von den Sängern des Graham-Teams, Norma Zimmer und Kenny Marks, wurden einige Solostücke vorgetragen. Die Lautsprecheranlagen arbeiteten so tadellos, dass alles gut aufgenommen werden konnte. Leider aber ließ der Widerhall von den entfernten Wänden jeden Laut doppelt ertönen, was die Aufnahme des Gebotenen stark behinderte.

Nachdem Georg M. Wilson und andere Evangelisten des Teams die Bekanntmachungen und Eröffnungsansprachen gebracht hatten, betrat Billy Graham die Kanzel. Trotzdem er vor nur wenigen Wochen von seinen ermüdenden Feldzügen in Korea und durch die Sowjetunion zurück war und kurz davor drei Monate lang in England evangelisiert hatte, wirkte er auffallend frisch, sprach in Vollmacht und seine Predigt war herzbewegend.

Er sagte unter anderem etwa folgendes: „Auch in Unglücksfällen, etwa beim Sport, beim Ski in den Bergen oder durch Autounglück oder sonstigen, wo ihr vielleicht Geld oder Gesundheit oder auch Glieder am Körper verliert und zu Invaliden werdet oder gar das Leben verliert, könnt ihr Gewinner werden, und zwar durch das Verdienst, das Jesus Christus durch sein Leiden und Sterben am Kreuz für uns alle erworben hat. Wer in Reue und Busse zu Gott kommt, dem schenkt Er in Christus ein neues Leben. In all unseren verschiedenen Nöten will Er uns Helfer sein“. Anschließend brachte Dr. Graham die traditionelle Einladung, nach Vorne zu kommen, wer sich durch die Predigt getroffen fühle und das Verlangen habe, sein Leben dem Herrn Jesus zu übergeben.

Und die Menschen kamen. Von allen drei Stockwerken und aus allen Richtungen des riesengroßen Raumes strömten sie zu hunderten und tausenden nach vorne, bis sie den weiten leeren Raum der Arena füllten. Es war ergreifend, das anzusehen und mitzuerleben.

Am nächsten Abend, dem letzten dieses Feldzuges wiederholte sich ungefähr dasselbe Bild. Noch mehr Besucher als am Abend vorher füllten nun den weiten Raum im Stadium, da es ja der letzte Abend sein sollte. Wieder strömten sie als allen Straßen und von allen

Richtungen herzu. Es dürften diesmal bei 45.000 gewesen sein. Man sprach sogar von 46.000 Besuchern.

Billy Graham bezog sich diesmal auf die Nachwirkungen dieses Feldzuges. Er führte ungefähr folgendes aus: „Wenn Christen zusammen kommen und singen und beten und lauschen dem Wort Gottes, das gepredigt wird, dann ist viel gewonnen. Aber ich glaube, viel mehr geschieht dann. Jesus sagt, wenn das Evangelium gepredigt wird, dann geschehen Wunder. Menschen werden verändert und aus der Finsternis der Sünde in das helle Licht des Evangeliums und der Christusgemeinschaft geführt. Allabendlich sind wir nun in diesem Raum Zeugen dieses Wunders gewesen. Und das geschieht nicht nur hier, sondern allerorten, wo nachhaltig und in Vollmacht gepredigt wird. Aber, sollte dies das Ende sein, dann wäre wenig oder nichts erreicht. Wir müssen und wollen uns neu entscheiden für ein gottwohlgefälligeres Leben. Betend und in neuem Gehorsam wollen wir um ein Leben allein mit Christus ringen. Der nun zu Ende gehende Feldzug soll nur der Anfang und nicht das Ende sein. Gott wolle seinen Segen dazu schenken!“

Viel mehr Menschen noch, als den Abend vorher treten jetzt nach vorne, um ein neues Leben mit Christus zu beginnen oder auch um ihren Wandel mit Christus neu zu ordnen.

Mir steht vorläufig keine Statistik zur Verfügung über die Zahl derer, die der Einladung des Evangelisten Folge leisteten, ihre Plätze verließen und nach vorne kamen, aber ich schätze, dass es in den acht Tagen der Evangelisation einige 18 bis 20 Tausend gewesen sein könnten.

Ach, dass sie alle zur Ehre Gottes in ihren Neuentscheidungen gegründet und gefestigt werden könnten! Und Gott der Herr wolle auch dem Evangelisten noch viele Jahre Gesundheit, Mut und Kraft verleihen, damit auf unserer armen sündigen Erde noch viele irrende Seelen aus der Dunkelheit ins Licht geführt werden könnten!

Wohin, du rauschender Strom, wohin? (1985)

(In ‘Bote’ 23. Jan. -85; ‘Schauen und Erleben’)

Die Überschrift ist der Anfang eines altbekannten Chorliedes, das früher sehr beliebt war, heute aber nur noch selten gesungen wird. Mit dem „rauschenden Strom“ möchte ich hier das heutige Weltgeschehen vergleichen. Wie der Strom auf seiner Wanderung zum Meer viele Quellen und Nebenflüsse aufnimmt, die ihm ihr Wasser zufließen und er dadurch anschwillt, breiter und kraftvoller wird, je näher er dem Meer oder Ozean kommt, in das oder den er einmündet, so nimmt auch das Weltgeschehen ständig mehr an größeren und kleineren Ereignissen auf und wird dadurch, namentlich in diesem letzten Viertel unseres zwanzigsten Jahrhunderts, immer unübersehbarer und verworrener.

Und unwillkürlich steigt die Frage auf: „Sind wir vielleicht schon nahe bei dem Punkt angelangt, wo das Geschehen auf dieser Welt in den Ozean der Ewigkeit einmündet?

Bekanntlich hat die Technik des sogenannten Maschinenzeitalters die Welt grundlegend verändert. Während im achtzehnten Jahrhundert Schiller und Göthe für ihre Reisen noch die Postkutsche benutzen mußten, fährt man heute in Luxuriösen Autos, in Expressbus-

sen oder in elektrisch betriebenen Schnellzügen. Für weitere Entfernung benutzt man die schnellen Düsen- oder andere Flugzeuge.

Und bereits beginnen die Forscher, den Mond und die Planeten anzufliegen. Fast will es so scheinen, als seien dem menschlichen Können keine Grenzen gesetzt. Man hat das Gefühl, als wolle sich das Maschinenzeitalter in ein Zeitalter der Weltraumeroberung, ja, der Eroberung des Universums entwickeln.

Und man spricht von einem Atom- und Raketenzeitalter. Ja, wir sind bereits mitten drin. Die unselige Kriegstechnik will keine Grenzen anerkennen. Sie ist bereits so weit ausgebaut, dass die ganze Menschheit heute in Unsicherheit lebt, dass mit ein paar oder gar mit einer einzigen Rakete alles Leben auf dieser Erde ausgelöscht werden kann.

Und mit Verbissenheit wetteifern die Kriegsministerien des Ostens und des Westens in ihrem Sinnen auf gegenseitige militärische Überlegenheit und mit ihrem weiteren Ausbau der Vernichtungstechnik.

Neben der durch dieses unsinnige Wettrüsten allen Völkern aufgezwungenen Weltangst, in der wir heute leben, hat die ungeheuer kostspielige Sucht der Forscher, das Universum zu durchdringen, verbunden mit der Raketen- und Kriegstechnik, so unendlich viel an Dollarmilliarden und finanziellen Werten verschlungen, dass sich dadurch eine allgemeine Verarmung bemerkbar macht. Es ist noch nicht viele Wochen her, als die Zeitungen von Schließungen großer Banken und Handelshäuser berichteten.

Immer höher werden die Regierungssteuern und Versicherungsverpflichtungen angekurbelt. Das Ansteigen der Inflation (wohl in allen Ländern) will kein Ende nehmen.

Größer und größer wird die Armee der Arbeitslosen. Die Hilferufe aus den hungerbedrohten Ländern dringen lauter und lauter zu uns herüber.

Nicht zuletzt nehmen auch die Verschuldungen der Regierungen ein Ausmaß ein, das zu großen Sorgen Anlaß gibt und das bei den unterentwickelten Ländern gar die Rückzahlungsmöglichkeiten (die Aktivposten) weit übersteigt.

Alle bisher festen Gesellschaftsordnungen werden gelockert. Die allgemeine Verarmung treibt neben den Männern auch die Frauen in den Beruf, wodurch vielfach die Ehe- und Familienbande aus ihrer traditionellen Festigkeit gelöst werden, was immer mehr zu Familienzerwürfnissen und Ehescheidungen führt. Wie sehr sind die verwaisten Kinder solcher Eltern zu bedauern, die die heiligen Bande der Ehe und Familie von sich werfen, sei es aus Zwang oder freiwillig!

Das Eindringen des Darwinismus und der marxistischen und materialistischen Philosophie in das Gedankengut der Völker, vornehmlich der höherkultivierten Nationen, und die allgemeine Weltangst (Angst vor der Vernichtung durch die Kernwaffen, Angst vor der angeblich drohenden Überbevölkerung unserer Erde, vor der Vergiftung der Atmosphäre durch die Abgase der Milliarden von Kraftfahrzeugen und die Ausscheidungen der Industrie u.a.) haben so verheerende Folgen gezeitigt, dass es nicht auszudenken ist.

Unglaube, Atheismus, Willkür, Terrorismus und Gesetzlosigkeit einerseits, Verhütungspillen, Familienplanung, Geburtenkontrolle, Abtreibungen, Geschlechtssünden, Genußsucht, Trunk- und Drogensucht andererseits, das sind die großen Sünden, die die heutige Menschheit an den Rand des Abgrunds treiben.

Die Hunderttausende, die unlängst der Beisetzung (Veräscherung) der Leiche der durch bestialisches politisches Attentat ermordeten indischen Permierministerin Indira Ghandi beiwohnten, und die Tausende Sikh-Gläubiger, die der Rache der Hindus wegen dieser Mordtat zum Opfer fielen, und zu gleicher Zeit die riesengroßen Menge der Trauernden bei der Beerdigung des polnischen Priesters Popielusko, der wegen seiner angeblich antikommunistischen Einstellung einem kommunistischen Komplott zum Opfer fiel, durch welch beide tragische Ereignisse die Weltöffentlichkeit erschüttert wurde, sprechen eine weitere klare Sprache, wie weit die Menschheit bereits in Richtung Abgrund vorangeschritten ist.

Viele hochqualifizierte Wissenschaftler sind sich heute darüber einig, dass das gegenwärtige Weltgeschehen nicht lange mehr weitergehen kann und dass die heutige Menschheit einem Abgrund zutreibt.

Wie ein „Menetekel“ steht das Jahr 2000 vor uns, dem wir entgegengehen und das die Menschheit erzittern macht, wenn sie das auch nicht wahr haben will. Nur noch 15 Jahre trennen uns davon. Was werden uns wohl diese fünfzehn Jahre bringen?

Wohin du rauschender Strom der heutigen Weltereignisse wohin??!

Das Positive und das Negative (1985)

(In dem Heft ‘Eine kurze Probe der Gedichte von A. J. Loewen’, ohne Datum. Könnte ca. 1985 geschrieben sein)

Gott sprach Vorzeiten ein mächtiges „Werde“.
Und also schuf er die herrliche Erde.
Doch wehe! Der Menschheit Trachten und Dichten
Ist nun am Werke, sie zu vernichten.

Segenstage in Clearbrook (1985)

(In ‘Rundschau’ 29. Mai -85; ‘Schauen und Erleben’)

Zwei Sonntage und dazwischen sechs Wochentage, das sind zusammen acht Tage, die für mich und insonderheit für meine liebe Frau Lili eine ganz außergewöhnlich angespannte aber auch segensreiche Zeit waren.

Es begann mit Sonntag, den 28. April dieses Jahres (1985). In der englischen Morgenandacht hatten wir als Gastredner Roy Just, dem Direktor des Columbia Bibelinstituts, unter uns. Seine Ausführungen waren sehr interessant. Das Institut ist nun daran, sich weiter auszubauen und allmählich den Grad eines College zu erreichen, wofür hohe finanzielle Ansprüche gestellt werden. Die Gemeinden werden zur Unterstützung der Projekte aufgerufen.

Am Abend desselben Tages hatte unsere Gemeinde Besuch aus Kenya, Ostafrika. Ein Missionar, Larry Locken, brachte mit einer kleinen Gruppe Negerchristen ein Programm mit Berichten in englischer Sprache, sowie mit Gesang und Musik, teils in englisch, teils in der Sprache und Kultur der Afrikaner. Auch folgte ein kurzer Bildbericht mit Dias.

Abends am Montag waren wir wieder in der Kirche. Das Okanagan Bibelcollege brachte ein Programm. Zuerst wurde eine Kantate vorgetragen, mit kunstvollen Melodien, und nachfolgend wurden einige Bilder auf der Leinwand gezeigt.

Am Mittwoch nachmittags (den 1. Mai) fand in unserer Kirche ein großes Begräbnis statt. Der liebe Bruder und Prediger Heinrich Thielmann, vor vielen Jahren der erste Missionsarbeiter in Japan, später nacheinander Pastor in Clearbrook und Yarrow, wurde jetzt, 80 Jahre alt und nach mehr als dreijähriger sehr schwerer Krankheit, zu Grabe getragen. Die Kirche war fast überfüllt. Prediger John Enns und Pastor John E. Klassen dienten mit dem Wort und der große Frauenchor unserer Gemeinde brachte zwei zu Herzen gehende Lieder: „Im Himmel ist keine Enttäuschung“ und „Das Goldene Himmelstor“, beide Lieder auf Wunsch der Schwester Thielmann. Es war eine schöne und gesegnete Feier. Die Gemeinde ist dankbar, dass Bruder Thielmann nun endlich von seinem so schweren Leiden erlöst ist und nun bei seinem Herrn sein darf, dem er so viele Jahre treu gedient hat.

Des Abends an diesem Tage fuhren meine Frau und ich zur King Road MB Kirche, wo 13 Kandidaten die sich zur Taufe gemeldet hatten, geprüft werden sollten, unter welchen sich auch unser Sohn, Jakob Löwen, befand, dessen Zeugnis wir uns als Eltern anhören wollten. Er ist nicht mehr jung, und wir sind so dankbar, dass der Herr ihm in seinen langen und schweren Kämpfen zu stark wurde und er sich ihm ergeben durfte. Sein Zeugnis war klar und die Gemeinde bezeugte einstimmig ihre Bereitschaft, ihn zu taufen.

Den nächsten Tag, Donnerstag, am Nachmittag sprach der langjährige MCC Direktor, Peter J. Dück, in unserer Kirche. Sein Vortrag war sehr interessant und gipfelte in der Werbung um finanzielle Unterstützung in dem vielseitigen Hilfswerk des MCC in so vielen Ländern. Es war ferner ein Aufruf an die jüngere Generation, in die Reihen der Nothelfer zu treten, statt sich selbst zu leben, wo in dieser Zeit so viel Not in der Welt ist.

Abends an diesem Tag feierten die fünf Frauenvereine unserer Gemeinde ihren gemeinsamen Jahresabschluß, an dem selbstverständlich auch meine Frau als Mitglied des Tabea-Vereins teilnehmen mußte.

Und nach der Feier hatte der Frauenchor, wo auch meine Frau Mitglied ist, noch eine kleine Übstunde, um für die nächsten Dienste gerüstet zu sein.

Und der nächste Dienst kam sehr bald. Schon am Sonnabend mußte der Chor in unserer Kirche auf dem Begräbnis der alten Schwester Katharina Fast dienen. Die Schwester hatte ein Alter von 92 Jahren erreicht und war in den letzten Jahren im Menno-Altenheim hier in Clearbrook.

Und nun, nach dieser so aufregenden und ausgefüllten Woche, wo nebenbei meine Frau auch noch für das Aufstellen der Blumensträusse in der Kirche für die verschiedenen Veranstaltungen Sorge tragen mußte, kam der nächste Sonntag, der 5. Mai, heran, der für meine Frau und mich der aufregendste, aber auch der glücklichste Tag war. In unserer Kirche, wo wieder der Frauenchor mit Liedern dienen mußte, konnte meine Lili diesmal nicht dabei sein, weil wir uns wieder zur King Road Kirche begeben mußten, wo nun das

Tauffest gefeiert wurde, auf dem zusammen mit den anderen 12 Täuflingen auch unser Jakob die heilige Taufe empfing. Es war eine gesegnete Feier, die von Prediger Abe Klassen, dem Pastor der Gemeinde, sehr geschickt geleitet wurde.

Die Taufansprache brachte Br. Viktor Töws, bisheriger Leiter der Vancouver Culloden MB-Kirche, an Hand des Wortes aus Kolosser 3,1 und ferner: „Seid ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist.“ Und Vers 3: „Denn ihr seid gestorben und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott“. Der Sünde gestorben und mit Christus zu einem neuen Leben auferstanden, das war das Kernstück der sehr wichtigen Predigt.

Sehr beeindruckend war nun die Taufhandlung an den 13 Täuflingen. Abends fand dann die Aufnahme der Getauften statt und anschließend wurde das Mahl des Herrn unterhalten.

So kamen die angespannten und aufregenden acht Tage zu ihrem Abschluß. Es war für den Körper ermüdend, das alles mitzuerleben, aber am inwendigen Menschen waren wir neu gestärkt und reich gesegnet worden.

Wir sind dem Herrn sehr dankbar, dass Er in so kurzer Zeit so viele Segnungen bereit hielt. Er, der Herr ist mit uns; wir dürfen täglich seine Nähe erfahren.

Gesegnet sei das Band,
das uns im Herrn vereint.
Geknüpft von Christi Liebeshand
Bleibt's fest, bis Er erscheint. -

Unsere Heimat war die Steppe (1985)

Erinnerungen auf einer Goldhochzeit

(In ‘Bote’ 4. Dez. -85)

Das war vor vielen, vielen Jahren. Wir wurden auf einer Goldenen Hochzeit am Samstag, den 19. Oktober dieses Jahres (1985), wo unsere Geschwister Abram A. Löwens von Kelowna, B. C., die Jubilare waren, so stark daran erinnert.

Die Feier fand statt in der Heigland Kirche zu Abbotsford, B. C., in der die Kinder der Jubilare das Treffen vorbereitet hatten, da die meisten von ihnen in Abbotsford und Umgegend wohnen, weshalb also die Eltern von Kelowna für die Veranstaltung nach hier kommen mußten. Mit 10 Kindern ist die Ehe der Eltern gesegnet, die alle auf der Feier mit dabei sein konnten. Auch vier Geschwister des Jubilars waren zugegen. Ich, Abram J. Löwen, mit Frau Lili war eingeladen, weil meine verstorbene erste Frau Lena ebenfalls die Schwester war. Und Peter H. Löwen, der Sohn des damals in Sibirien weithin bekannten Reisepredigers Heinrich Löwen, welch letzterer der Cousin des Jubilars war, war mit seiner Ehehälfte auch zugegen.

Es war die große Kulundinsche Steppe in dem damals Barnauler, später Slawgoroder Kreis im westlichen Sibirien. Eine öde Steppe war das, ohne Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten. Der Boden war aber einigermaßen fruchtbar, und, da das Land in den Anfangsjahren dieses Jahrhunderts von den Behörden zur Besiedlung freigegeben wurde

und leicht zu bearbeiten war, wurde es bald stark besiedelt und es entstanden sehr viele Dörfer.

Früher meistens nur von einigen Kirgisen mit ihren Herden und Kamelen bewohnt, strömten nun in großen Scharen Russen und viele Deutsche, darunter eine namhafte Zahl Mennoniten, aus allen Himmelsrichtungen des großen Russischen Reiches in diese Steppe.

Die einzigen Naturschönheiten waren vielleicht die seltenen Luftspiegelungen bei klarem Sonnenaufgang, wenn sich weit entfernte Dörfer, sonst hinter dem Horizont unsichtbar, sehr klar am Himmel spiegelten, ein eindrucksvoller Anblick am Rande des Horizonts, bis dann die Sonne höher stieg und die Spiegelungen langsam wieder verschwanden.

Neben der großen Orloffer Ansiedlung mit ihren etwa 60 Dörfern, wohl hauptsächlich von Mennoniten bewohnt (es waren auch einige Kolonistendörfer dabei. Lutheraner und Katholiken) entstanden auch kleinere mennonitische Siedlungen wie: Gljadjen, Uglowoj, Pashnja und die fünfziger und achtziger Dörfer. In dieser letzteren Siedlung, im Dorfe Saratow, Nr. 89, welches zu Anfang der Gründung „Saizewo“ hieß, wohnten wir sieben Personen des zweiten Bildes mit unseren Angehörigen.

Das Klima in dieser weiten Steppe war nicht sehr einladend; im Sommer war es heiß mit meistens nur wenig Niederschlägen, wogegen es im Winter grimmig kalt, oft bis zu 45 Grad unter Null und darunter nach Celsius werden konnte. Es gab oft starke Winde und heftige Schneestürme, in denen haushohe Schneedünen zusammengeweht wurden, welche nicht selten die damals niedrigen Häuser fast völlig unter sich begruben.

Es wurde neben den vielen Siedlungen auch eine Stadt gebaut, die Stadt Slawgorod, die bald zur Kreisstadt für die Steppe erhoben wurde. Allmählich wurde auch die Stadt durch den Bau einer Eisenbahn mit der 400 km entfernten Bahnstation Tatarskaja unweit Omsk und damit mit der großen Transsibirischen Eisenbahn verbunden. Das wurde für uns Siedler eine ungeheure Erleichterung im Absetzen unserer landwirtschaftlichen Erzeugnisse, hauptsächlich Weizen, sowie im Erwerb unserer Lebensnotwendigkeiten.

Schulen und Kirchen wurden gebaut und Gemeinden wurden gegründet. Getreu unserer mennonitischen Tradition und dem Muster der großen Mutterkolonien in Südrußland wurde das Gesellschafts- und Gemeindeleben in den mennonitischen Siedlungen eingerichtet. Fleißige Arbeit erbrachte durchschnittlich mittelmäßige Getreideernten. Und bald machte sich ein Aufblühen bemerkbar, das die russischen Nachbarn in Erstaunen setzte.

Vielerorts wurde schon das Getreide mit Selbstbindern abgeerntet. Und wohl überall wurde mit Dreschmaschinen (freilich mit Pferdeantrieb) gedroschen. In großen Dampf- oder Motormühlen wurde der Weizen zu Mehl verarbeitet. Und neben der Landwirtschaft entstand in den Dörfern das traditionelle mennonitische Handwerk, wie: Tischlereien, Schmieden, Schustereien, Sielenmachereien und anderes.

Was hätte es wohl in dieser verrufenen sibirischen Steppe mit ihren vielen wirtschaftlichen Möglichkeiten noch geben können, wenn, nur wenige Jahre nach der Besiedlung derselben, der große Erste Weltkrieg mit seinen welterschütternden Folgeerscheinungen nicht gekommen wäre?! Als Folgeerscheinungen möchte ich nennen: den Sturz des Kaisers, des bisher allmächtigen Selbstherrschers aller Reussen, dann die furchtbare Revolution

und die blutigen Bürgerkriege an verschiedenen Fronten des Reiches, und zuletzt den Kommunismus mit seinem Atheismus und den schrecklichen Stalinismus.

Wie überall in der nun errichteten Sowjetunion wurden auch in der Kulundinschen Steppe alle bisherigen Errungenschaften über den Haufen geworfen. Das Vermögen der Siedler wurde enteignet und statt der bisherigen Privatinitiative wurden nun die Kollektive gegründet, in denen das Land gemeinsam von den Siedlern bearbeitet werden mußte.

Das hatte freilich zur Folge, dass das große Rußland, bisher die Kornkammer Europas, nun all die folgenden Jahre, bis auf den heutigen Tag, ungeheure Mengen Getreide aus dem Ausland beziehen muß.

Wohl in die Millionen gehende Zahlen von Männern und Frauen, ehrbare und tatkräftige Bürger der Sowjetunion, wurden erbarmungslos in die europäischen und sibirischen Eisregionen des hohen Nordens verbannt, von wo Abertausende nie wieder zurückgekommen sind. Viele Familien retteten sich durch die Flucht ins Ausland und landeten nach langwieriger und ermüdender Odyssee schließlich in Brasilien oder in Kanada oder auch in Paraguay.

Das war sozusagen das Ende vom Lied, nicht zuletzt auch hier in der so vielversprechenden Kulundinschen Steppe. Auch wir, die genannten und auf dem zweiten Bilde gezeigten sieben Personen waren von denen, welchen die Flucht ins Ausland die Lebensretterin wurde. Wir durften in den zwanziger Jahren Rußland verlassen, teils über Moskau, über Deutschland und teils auch über den Amurfluß nach China und fanden schließlich, einige früher, andere später, ich persönlich nach 44 Jahren über Paraguay am allerspätesten, ein Land, da wir wohnen konnten. Wir fanden eine liebe Heimat im freien und freundlichen Kanada, was wir als eine unverdient gnädige Führung Gottes ansehen und wofür wir so überaus dankbar sind. Gott, der Herr, führte uns buchstäblich „aus Nacht zum Licht“.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf mein Buch „Vor Vielen wie ein Wunder“ mit dem Untertitel „Führungen durch 85 Jahre meines Lebens“ hinweisen. Das Buch ist noch erhältlich und zwar portofrei, für nur 6.00 Dollar pro Exemplar.

Anmerkung: Was weiter in der Kulundinschen Steppe geschehen ist, ihr Schicksal auch während des Zweiten, noch schrecklicheren Weltkrieges, und in den weiteren Jahren, darüber vermag ich nicht zu berichten, da wir nicht mehr dabei waren und ich somit nicht Kenntnis darüber habe.

Abram J. Löwen, 2781 Centennial Str. Clearbrook, B.C. V2T 2V4

Ein Dutzend Jahre (1987)

(In ‘Bote’ 8. Jan. -87; ‘Rundschau’ 4. März -87; ‘Schauen und Erleben’)

Jawohl, ein Dutzend Jahre, also 12 Jahre sind es nun, seit ich Ende des Jahres 1974, von Paraguay kommend, als Tourist in Kanada eindrang. Ich bekam übrigens einige Monte später die Einreisegenehmigung von den Behörden. Und was dabei für mich so Wichtiges

herauskam, was meines Erachtens des Schreibens wert ist, ist die Tatsache, dass ich hier in Vancouver, Britisch Kolumbien, nach fünfjähriger Witwerschaft eine Frau fand. Und diese Frau wurde später durch ein Buch, das 1981 von Canadian Mennonite Bible College Publications, Winnipeg, herausgegeben wurde, für viele Leser in Kanada und weit darüber hinaus, bekannt unter dem Namen Lili Goossen. Heute ist sie meine Frau und nennt sich Lili Löwen. Das genannte Buch trägt den Titel „Immer weiter nach Osten“ mit dem bezeichnenden Untertitel „Südrußland, China, Kanada; ein siebzehnjähriger mennonitischer Leidensweg“.

Nachdem Lili Goossen siebzehn Jahre lang als Flüchtling in dem damals unruhigen China unter Kriegswirren und Revolutionen sich durchschlagen mußte, und dann wie durch ein Wunder nach Kanada kam, wo sie 1948 ankam und später nach Vancouver übersiedelte, wo sie sich mit ihren zwei Kindern (drei Kinder waren in China gestorben) ihr tägliches Brot verdienen mußte, und ich meinerseits fast 44 Jahre lang in Paraguay leben und dort den überaus schweren Anfang der Mennonitensiedlungen im paraguayischen Chaco mitmachen mußte, fanden wir uns im Jahre 1974 in Kanada und konnten am 11. Januar 1975 unsere eheliche Verbindung feiern. Die Feier fand in der Culloden-Kirche zu Vancouver statt.

All diese nicht alltäglichen Umstände, ich würde sagen wollen „göttliche Führungen“, veranlaßten uns nun nach 12 Jahren darüber nachzudenken, und ich konnte nicht umhin, gleichsam wie in einer Jubiläumsbotschaft darüber zu schreiben und das Geschriebene zu veröffentlichen.

Nicht allein bis zu unserer Hochzeit standen wir unter diesen „göttlichen Führungen“, die ich übrigens in meinem Buch „Vor Vielen wie ein Wunder“ beschrieben habe, sondern auch nachher und bis heute haben wir immer wieder gestaunt über das, was uns fast alltäglich begegnete und uns an die weisen Führungen unseres großen Gottes erinnerte. Liebe Tage, liebe Monate und liebe Jahre durften wir erleben.

In Vancouver durften wir uns der Culloden Mennoniten Brüdergemeinde anschließen. Dann aber nach einem Jahr und ungefähr drei Monaten zogen wir nach Clearbrook, zuerst in ein Apartmenthaus und dann, im Oktober 1976, in ein schönes und freundliches Wohnhaus in der Centennial Straße mit Gemüse- und Blumengarten um das Haus herum. Das war was für meine Lili, die so viel auf Blumen und Gemüsezucht hält. Hier fühlten wir uns zu Hause, und erlebten gute Tage und Jahre.

In Clearbrook schlossen wir uns der Clearbrook Mennoniten Brüdergemeinde an, zumal die Kirche dieser Gemeinde in unserer Nähe stand. Auch der Handelsmarkt war nicht weit ab, für uns von Bedeutung, da wir kein Auto besaßen.

Als ich drei Jahre lang in Kanada gewohnt hatte, konnte ich ohne Schwierigkeit die Einbürgerung erlangen. Das Recht auf die Alterspension stand mir aber erst zu, als ich 10 Jahre in Kanada gewohnt hatte, also ab Januar 1985. Jetzt bekomme ich sie regelmäßig.

Wir haben in diesen 12 Jahren auch Reisen gemacht: Zwei große Reisen nach Paraguay, Südamerika, zwei große Reisen nach Deutschland und einige kürzere Reisen nach Ontario, nach Winnipeg, nach Saskatoon und hier in Britisch Kolumbien zu verschiedenen Sehenswürdigkeiten. Ja, die Welt ist groß und schön. Man kann sich so ergötzen an den Schönheiten der göttlichen Schöpfung.

Von Oktober 1976 bis August 1986, also beinahe 10 Jahre lang wohnten wir in unserem freundlichen Haus an der Centennial Straße. In den Sommermonaten staunten die Passanten über unseren herrlichen Blumengarten an der Straßenseite des Hauses.

Dann aber merkten wir „plötzlich“ (in Anführungszeichen, da dies Plötzlich sich doch durch Monate hinzog und für uns schmerzhaft war, weil der Abschied von diesem lieben Haus uns schwerfiel), dass wir alt wurden und das Bearbeiten des Gartens allmählich über unsere Kräfte ging. Wir zogen nach Evergreen Village, dem Apartmentviertel mit über 200 Wohneinheiten, das auf Initiative der Clearbrook Mennonitischen Altersvereinigung in den '80er Jahren errichtet wurde. Hier suchten wir uns eine Wohnung im untersten Stockwerk des zehnstöckigen Wohnkollosses nahe bei den Ausgängen und den Elevatoren aus. Und bald merkten wir, dass wir gut gewählt hatten und dass es uns auch hier wieder sehr gut ging. Nach dem neuesten „Schnitt“ ist das Apartmentviertel gebaut worden, und seine Bautechnik entspricht voll und ganz den modernen Ansprüchen der Schönheit und Bequemlichkeit.

Ja, wir haben viel Ursache, dem Herrn von Herzen dankbar zu sein. Wie kann ein Rückblick auf diese zwölf Jahre unsere Herzen erfreuen!

Aber leider sagt ein Sprichwort: Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen. Das weiß unser himmlischer „Führer“ auch, und in seiner Weisheit hat er uns in Abständen schwere, ja mitunter 'sehr' schwere Prüfungen auferlegt, die wir fast nicht tragen konnten, wohlgemerkt, in diesen zwölf Jahren.

1979, also vor nunmehr sieben Jahren mußte meine Frau sich innerhalb einiger Monate zwei großen Operationen unterziehen, einer an der Brust, wobei die linke Brust entfernt werden mußte, und einer an der Galle. Auch sie mußte entfernt werden, da sich Steine in derselben gebildet hatten.

Und dann kam 1981 über uns der große Schmerz, dass Leni Penner, meiner Frau einzige Tochter, starb, nachdem sie, meine Frau, in ihren früheren Jahren vier Kinder abgeben mußte, drei in China und ihren damals einzigen Sohn schon hier in Kanada. Nun war sie kinderlos, was ihr in ihrem Schmerz fast das Herz abreißen wollte.

Auch ich blieb vor schweren Prüfungen nicht verschont. Nachdem ich, zusammen noch mit meiner ersten Frau, unseren Sohn Hans, 30jährig, durch ein schweres Unglück am Starkstrom in Filadelfia Industriewerk in Paraguay abgeben mußte, und meine Frau anno 1969, also vier Jahre später, ebenfalls in Filadelfia an Krebs verstarb, starb nun in diesem Jahr, 1986, in Paraguay eine Großtochter von mir, ein etwa 15 Jahre altes sehr lebensfrohes Mädchen, an Blutkrebs. Bis der Tod herankam, glaubte sie noch, dass sie leben und wieder gesund werden würde. Ihr Tod war für uns alle ein herber Schmerz. Besonders ihre Mutter, meine Tochter Lotte, kann sich auch heute nach fast einem Jahr immer noch nicht trösten lassen. Die Verstorbene hieß Ingelore und wurde von allen ringsumher geliebt.

Und nun, seit Beginn des Jahres 1986, fühlen meine Frau und ich die Bürde des Altwerdens. Ich höre schwer, leide an Appetitlosigkeit und das Gehen wird schwerer und unsicherer. Die Kräfte nehmen ab, es will „Abend“ werden. Ich habe viel geschrieben in meinem langen Leben, aber nun muß ich den Stift aus der Hand legen. So muß ich mich mit diesem Schreiben von den Lesern verabschieden.

Aber trotz Widerwärtigkeiten und Kümmernissen dürfen wir, meine Frau und ich, auf zwölf schöne Jahre zurückblicken und in inniger Dankbarkeit mit dem Psalmsänger im 23. Psalm ausrufen: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“

Von meinen Büchern ist noch ein ansehnlicher Haufen zum Verkauf vorhanden. Unsere neue Adresse ist folgende:

Abram J. und Lili Loewen
115-31955 Old Yale Road
Clearbrook, B.C. Kanada
V2T 4N1

Gott befohlen!

C. Immer weiter nach Osten

IMMER WEITER NACH OSTEN

Flucht vor dem Kommunismus
und siebzehn Jahre Wüstenwanderung durch China

Ein Tatsachenbericht von Abram J. Löwen

(Bem.: Die Kopie die mir zur Verfügung steht, ist ein Exemplar das in Deutschland vom Schneiderverlag gedruckt wurde, und wo als Datum der März 1980 hineingestemmpelt ist. Die spätere Version mit Bildern ist etwa 2 Jahre später herausgekommen, gedruckt von CMBC Publications in Winnipeg).

Erstes Kapitel

Man schrieb das Jahr 1929. Nachdem die sogenannte Neue ökonomische Politik einige Jahre lang der Bevölkerung des riesigen Sowjetstaates ein Aufatmen gestattet hatte, wurde nun unter der Herrschaft des Diktators Joseph Stalin die Schraube sehr schnell wieder festgezogen.

Der neue Fünfjahresplan des Sownarchos (Volkswirtschaftsrat) wurde ausgerufen. Allerlei Ziele hatte man sich gesteckt, die unbedingt verwirklicht werden sollten. Unter anderen waren es folgende: Die Industrialisierung und Elektrifizierung des Landes, die Kollektivierung der Landwirtschaft, die Entkulakisierung des Bauernstandes, der schonungslose Kampf gegen die Religion, die ja bekanntlich von Wladimir Iljitsch Lenin als das „Opium für das Volk“ bezeichnet worden war und daher mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse, und verschiedene andere.

Rücksichtslos wurde die Getreidesteuer (Prodnalog) eingefordert, und wer sie nicht zahlen konnte, wurde eingekerkert. Um die letzten Reste des Kapitalismus und der Bourgeoisie zu vernichten, wurden die mehr bemittelten Siedler arretiert und in die Verbannung geschickt. Und der Kampf gegen die Religion gebot, dass die Priester, Prediger, Diakone, Sonntagschullehrer und andere aktive Mitarbeiter in den Kirchen und Gemeinden stimmentrechtet und später ebenfalls in die Verbannungsorte im hohen Norden Rußlands befördert wurden, wo Millionen unschuldiger Menschen durch übermenschliche Arbeit und Unterernährung in den Tod getrieben wurden. Alles Eigentum wurde verstaatlicht, und die Landbevölkerung wurde in die Kollektive gedrängt, die vom Staat geleitet wurden, und wodurch alle Privatinitiative den Siedlern genommen wurde.

Es war die Absicht der kommunistischen Regierung, alles Alte zu vernichten und nach und nach eine ganz neue Gesellschaftsordnung aufzubauen, und zwar unter der Diktatur der selbstherrlichen kommunistischen Partei. (Früher hieß es zwar „unter der Diktatur des

Proletariats“, aber das erwies sich bald als eine leere propagandistische Phrase). Für Gott und für jede leiseste Regung der Religion sollte kein Platz mehr gelassen werden.

War es unter diesen Umständen verwunderlich, dass viele Siedler in allen Teilen des riesigen Reiches schockiert waren und verzweifelt nach einem Ausweg suchten? - Allerorten regte sich - besonders auch unter der deutschen Bevölkerung, die ja, weil sie mehr bemittelt war, am meisten durch die geschilderten Maßnahmen der Regierung betroffen wurde - der Gedanke an eine Flucht ins Ausland.

In den früheren Jahren hatten noch viele Familien die staatliche Erlaubnis zur Auswanderung erhalten. Aber seit einiger Zeit war jegliche Reise ins Ausland blockiert. Es wurden keine Reisepässe mehr ausgegeben, und jeder Gedanke an eine Auswanderung wurde als Feindschaft gegen die Regierung bezeichnet und schwer geahndet.

Vielerorts wurden daher heimliche Fluchtversuche unternommen. Dabei hatte mancher Wagemutige Glück und konnte dem schweren Druck entkommen. Wehe aber denen, die von den Grenzwachen ertappt wurden! Ein furchtbares Los, wenn nicht gar der Tod durch Erschießen, wartete ihrer.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1929 geschah nun etwas ganz Außergewöhnliches. Ohne jegliche Führung und kaum, dass einer vom andern wußte, entstand eine Bewegung aus den deutschen Kolonien in Richtung Moskau. Aus allen Richtungen - fast aus allen Teilen des Reiches - kamen deutsche Familien in die Sowjetrussische Hauptstadt und siedelten sich in den Vororten dieser Millionenstadt an. Der Zustrom und Andrang wurde immer größer, bis es weit mehr als 14000 Personen waren, die nun, gestärkt durch ihre Vielzahl, in aller Entschiedenheit die Ausreisebewilligung von den Behörden verlangten.

So etwas hatte die kommunistische Regierung nicht erwartet, und sie wurde unruhig und gab schließlich dem Druck nach. Zwei kleinere Transporte gingen nun als erstes nach Leningrad, von wo sie dann später ins Ausland abgeschoben werden sollten. Man stellte auch weitere Bemühungen an. Die Pässe wurden ausgestellt, um auch alle anderen „Plagegeister“ loszuwerden. Offenbar fürchtete die Regierung, dass das Ausland aufmerksam würde, was ihrem politischen Ansehen schaden konnte.

Doch o weh! - Kanada, das Land, wohin die Mehrzahl der Ausreisewilligen wollte, verhängte die totale Einreisesperre. Auch alle anderen Länder (nicht zuletzt auch Deutschland) verweigerten die Aufnahme dieser „Aufständischen“.

So sah sich denn die Moskauer Regierung gezwungen, diese Bedauernswerten wieder in ihre Heimatorte zurückzuschicken, was denn auch mit aller Gewalt und Rücksichtslosigkeit durchgeführt wurde. Das veranlaßte ein Jammern und Wehklagen, besonders auch unter den Frauen und Kindern, das mit Worten zu beschreiben unmöglich ist. Vielerorts geschah es, dass die Männer arretiert und eingekerkert und die Frauen und Kinder ohne ihren Ernährer zurückbefördert wurden.

Mittlerweile wurde in aller Eile von diesen Bedrängten ein Notschrei und von der Deutschen Botschaft in Moskau ein SOS-Ruf an die deutsche Regierung und an das deutsche Volk entsandt. Hierdurch sowie durch Vermittlung des Herrn Professor Benjamin H. Unruh, Karlsruhe-Rüppurt, der den Aufruf „Brüder in Not“ durch das ganze deutsche Land ergehen ließ, wurde die Regierung in Berlin unter der Führung des Reichspräsidenten

Paul von Hindenburg veranlaßt, die Tore für die Einwanderung der großen Gruppe zu öffnen.

Leider waren aber zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als 9000 Personen von Moskau zurückgeschickt worden. Die verbliebenen etwa 5000 Personen waren nun die Glücklichen, denen es vergönnt war, nach Deutschland zu entkommen, von wo sie dann später doch noch teils nach Kanada, teils nach Brasilien und nach Paraguay übersiedeln durften, um sich dort eine neue Heimat zu schaffen.

Der in ihre Heimatorte Zurückgeschickten harrte dagegen ein unsagbar schweres Los. Vielen hatte man alles Geld abgenommen, und Hab und Gut hatten sie entweder vor der Moskaureise für einen Spottpreis verkauft oder einfach stehen gelassen. Es war nun von anderen Menschen oder von den Behörden beschlagnahmt worden. Und so mußte man denn sehen, wie man in der Heimat, die nun zur Fremde geworden war, fertig wurde. Manche Familien wurden auch gar nicht in ihre Heimatorte zurückgeschickt, sondern in anderen Gegenden, die ihnen ganz fremd waren. Nicht wenige - Männer oder ganze Familien - wurden einfach in die Verbannung oder in die sogenannte Trud-Armia (Arbeitsdienst) geschickt, wo ihrer ein grausiges Geschick harrte.

Zweites Kapitel

Weit unten im Süden Rußlands, unweit des Asowschen Meeres und der Stadt Melitopol, eingebettet in dem Dreieck zwischen der Molotschnaja und ihrem Nebenfluß Juschanlee, lag die große deutsch-mennonitische sogenannte Molotschnaer Ansiedlung, bestehend aus etwa 60 Dörfern. Diese Ansiedlung war zur Zeit der Zarenregierung eine sehr blühende und aufstrebende Kolonie mit den großen Dörfern Halbstadt und Gnadenfeld als ihren administrativen, geistigen und kulturellen Mittelpunkten. Diese Kolonie war - weil wohlhabend - in ganz besonderem Maße von den Bestrebungen des Fünfjahresplanes betroffen, alles Alte und an „Kapitalistische Ausbeutung“ Erinnernde niederzureißen.

Im Dorf Alexanderkrone, das zu dieser Ansiedlung gehörte und das an dem Juschanlee-Fluß gelegen war, wohnte eine Familie Jakob Schmal. Die Frau hieß Anna und war früher eine Frau David Harder. Da ihr Mann vor vielen Jahren gestorben und sie darauf nach Deutschland gefahren war, hatte sie dort Jakob Schmal kennengelernt, und sie hatten geheiratet. Nachher sind sie nach Rußland in die frühere Heimat der Frau Anna (Harder) zurückgekommen.

Von ihrem ersten Mann hatte die Frau vier Kinder: Zwei Jungen, David und Nikolai, und zwei Mädchen, Lili und Frieda. Unser Hauptaugenmerk müssen wir in dieser Erzählung auf die Tochter Lili richten, da es in der Hauptsache ihre Erlebnisse sind, die hier niedergeschrieben werden sollen.

Lili Harder war ein junges, blühendes Mädchen mit blonden Locken, das hoffnungsvoll in die Zukunft schaute. Sie war 19 Jahre alt, und auch in ihr junges Herz war schon die Liebe eingezogen. Sie liebte einen Jüngling aus ihrem Dorfe mit Namen Jakob Goossen, der auch sie innig liebte. Die Goossens waren wohlhabend, hatten eine ausgedehnte Land-

wirtschaft und zählten zu den Großbauern in ihrem Dorf. Daher war des Auge der GPU (staatliche politische Verwaltung) ganz besonders auf diese Familie gerichtet, und sie lebten in ständiger Furcht und Unsicherheit. Kein Wunder, dass unter diesen Umständen die Gedanken des Jakob Goossen und seiner Brüder Nikolai und David ständig auf Flucht gerichtet waren.

Als dann im September 1929 die Kunde von der großen Massenbewegung nach Moskau, wo man die Ausreisebewilligung von der Zentralregierung erflehen wollte, auch zu ihnen hindurchdrang, da entschlossen sich auch die Brüder Goossen, alles irdische Gut stehen und liegen zu lassen und nach Moskau, der Sowjetrussischen Metropole, zu fahren, um den ständig lauernden Häschern zu entfliehen.

Jakob wollte aber um nichts auf der Welt seine Geliebte im Stich lassen. Die Trennung wäre womöglich für immer gewesen. Er sann hin und her und sprach darüber auch zu Lili. Sie entschlossen sich zu einem gewagten Schritt. Eines Tages traten sie beide vor Lilis Eltern, und Jakob bat, seine Geliebte nach Moskau mitnehmen zu dürfen. Dies verursachte bei den Eltern natürlich einen großen Schock. Die Mutter gab zu verstehen, dass sie ihre Tochter nicht so in die Welt entlassen dürfe, es sei denn, dass die beiden vorher heirateten. Dabei blieb es denn auch.

Nun wurden in aller Eile die Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen. Auf einer Bibelstunde wurde die Verlobung des jungen Paares bekanntgegeben, und für Ende September, also zwei Wochen später, wurde der Hochzeitstag festgelegt. Die Einladungen zur Hochzeit wurden ausgegeben.

Als aber der Druck von seiten der GPU immer fühlbarer wurde und es sogar im Hause der Goossens bereits zur Haussuchung kam, da konnte man keine Zeit mehr verlieren. In aller Eile wurden die notwendigsten Sachen eingepackt, und gerade am Vorabend des geplanten Hochzeitstages wurde nach Sonnenuntergang und mit Anbruch der völligen Dunkelheit zur nächsten Bahnstation aufgebrochen. Dem Brautpaar gesellten sich noch Jakobs Bruder Nikolai Goossen mit Familie, seine Schwester Anna und Familie Letkemann hinzu, die ebenfalls die Flucht in die Hauptstadt wagen wollten. Der andere Bruder, David Goossen, kam einige Zeit später nach Moskau. Sie kamen glücklich auf der Bahnstation an, konnten die Fahrkarten erstehen, und bald ging es los nach Moskau, einer ungewissen Zukunft entgegen.

In Moskau angekommen, trafen sie tausende deutscher Auswanderungswilliger an, die bereits alle Ortschaften um Moskau belegt hatten. So mußte denn unsere kleine Gruppe mit der Bahnstation Puschkino, etwa 40 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, vorlieb nehmen, wo sie auf einer Datscha Unterkunft fanden und sich einquartieren konnten. Täglich kamen neue Familien hinzu, so dass die Quartierfrage immer problematischer wurde.

Es galt nun, der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Die Tage wurden zu Wochen und die Wochen zu Monaten. Endlich, in der zweiten Hälfte des Monats November, bemächtigte sich aller dort Wartenden eine unaussprechliche Freude. Das Außenkommissariat der Regierung bewilligte die Ausreise und stellte die notwendigen Pässe aus. Alle Gemüter waren nun voll froher Hoffnung, dass es bald weitergehen und das Land der Freiheit sie mit offenen Armen aufnehmen werde.

Dann wurde es aber in den Reihen der Wartenden plötzlich sehr still. Eine ungeheure Spannung trat ein, und niemand wußte, was los war. Viele Männer und Jünglinge, auch diejenigen unserer kleinen Gruppe wurden arretiert und abgeführt. Sie wurden in die Butyrka, das Gefängnis für Schwerverbrecher, eingeliefert. Die Frauen mit ihren Kindern blieben sich selbst überlassen.

Und nun setzte die große und gewaltsame Rückbeförderung in die Heimatorte ein. Es sikkerte auch durch, dass Kanada die totale Einwanderungssperre verhängt hatte und dass auch kein anderes Land willig sei, die Deutschen vor den Toren Moskaus aufzunehmen, was eine ungeheure Enttäuschung unter den Bedauernswerten auslöste. Die Zurückgebliebenen, meistens Frauen und Kinder, wurden in Viehwaggons gesteckt und abgeführt.

Lili Harder und die anderen Mitglieder der kleinen Gruppe aus der Molotschnaer Ansiedlung erlitten dasselbe Schicksal. Zunächst wußte niemand, wohin die Fahrt ging. Die Waggons hatten keine Fenster, und so war der Ausblick versperrt, und jegliche Orientierung war unmöglich. War etwa Sibirien oder irgendein anderer Verbannungsort das Ziel dieser Reise? - Würde es jemals ein Wiedersehen mit den Männern geben, die gewaltsam von ihnen getrennt worden waren? --

Endlich - in finsterer Nacht - hielt der Zug auf einer Station an, die niemand der Insassen kannte. Volle drei Tage blieb der Zug hier stehen. Was würde weiter geschehen?...

Plötzlich wurde die Tür des Waggons, in dem unsere Gruppe eingesperrt war, leise und vorsichtig geöffnet, und herein schlüpfte Nikolai Goossen. In abgerissenen Worten berichtet er hastig, dass die Gefangenen aus der Butyrka ebenfalls in Viehwaggons geladen und abtransportiert worden seien. Nicht weit von hier waren sie auf ein Nebengleis geschoben worden und warteten auf das Weitere, das über sie verhängt werden sollte. Ihm sei es gelungen, aus dem Waggon zu entschlüpfen, und wie durch ein Wunder sei er auf diesen Zug aufmerksam geworden und habe hier seine Lieben entdeckt. Die Freude war groß. Aber Nikolai war voller Furcht und mußte sich verstecken. Eilig schlüpfte er unter die Bretter der Lagergestelle, um nicht entdeckt zu werden.

Am anderen Tag fand auch David und wenig später auch Jakob aus dem Gefangenenwaggon heraus und entdeckten ebenfalls den Aufenthaltsort ihrer Lieben. So konnten sich die Brüder Goossen alle drei bei ihren Verwandten verstecken. Jakob und Lili begrüßten sich in überschwenglicher Freude.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Nach langer Fahrt wurde wieder Halt gemacht. Doch diesmal entdeckten die Reisenden, dass sie nun doch in Lichtenau an der Molotschna, der Endstation ihrer Fahrt, angekommen waren. Sie durften aussteigen. Jakob und David Goossen fuhren jedoch noch weiter bis Melitopol, um einiges für den Winter einzukaufen. Die anderen wurden alle in ihre Heime nach Alexanderkrone gebracht.

Lili Harder fand das Haus ihrer Eltern leer - wie ausgestorben. Längere Zeit wartete sie und konnte sich nicht erklären, was vorgefallen war. Dann ging plötzlich die Tür auf, und ihre Mutter kam herein. „Lili!“ rief sie in höchster Überraschung aus, „wo kommst Du her? Wir meinten, du müßtest längst in Kanada sein, und wir gedachten ernstlich, dir bald nachzukommen. Und nun bist du plötzlich wieder da“. - Auch der Stiefvater kam bald herein, und auch sein Erstaunen war groß. Nun ging es ans Erzählen; es gab ein Fragen und

Antworten, das kein Ende nehmen wollte. Lili, die geliebte Tochter, war wieder da, und man war über vieles getröstet.

Am anderen Tage kamen dann auch David und Jakob von Melitopol an und hatten vieles zu berichten. Wegen der großen Gefahr, entdeckt zu werden, waren sie zu Fuß von Melitopol aufgebrochen. Als sie bis zum Russendorf Astrachanka gekommen waren, tauchte plötzlich die Polizei auf und fragte nach den Ausweisen. Sie hatten aber keine bei sich. Mit dem Vorwand, dass sie diese schnell holen würden, waren sie der Polizei entkommen. Sie waren gelaufen, über Felder und Umwege geflohen und mußten zeitweise schleichen oder sich zu Boden werfen, denn trotz der finsteren Nacht verfolgte sie die Polizei und suchte mit Scheinwerfern die Gegend ab. Bei dieser Flucht war Jakob in ein Brunnenloch gefallen, und erst, als die Polizei die Suche aufgegeben hatte, war es David möglich, ihm mit viel Mühe und Not herauszuhelfen. Fast zu Tode ermattet hatten die Brüder dann das Heimatdorf wieder erreicht.

Nun wurde zum zweiten Mal zur Hochzeit vorbereitet, die, wie erwähnt, damals wegen der überstürzten Abreise nicht stattfinden konnte. Am 29. Dezember 1929 - zwischen Weihnachten und Neujahr - konnte dann endlich die Hochzeit im kleinen Kreise der Angehörigen und Verwandten gefeiert werden.

Am Hochzeitstage kam auch Franz Letkemann aus Moskau zurück. Er war irgendwie aus dem Gefängnis dort entkommen. David, der Bruder von Lili Harder, kam als letzter erst im nächsten Frühling nach Hause. Er war im Moskauer Gefängnis zu Tode erkrankt, von den Ärzten aufgegeben und von der Gefängnisverwaltung entlassen worden. Blaß und abgemagert kam er zu Hause an, und es dauerte monatelang, bis er sich wieder erholt hatte und zu Kräften kam.

Drittes Kapitel

Der große Versuch, der kommunistischen Gewaltherrschaft zu entkommen, war nun gescheitert. Man mußte sich eben in die schwere Lage schicken und versuchen, irgendwie durchzukommen.

Jakob Goossen und Lili Harder waren nun Mann und Frau, und so hieß Lili nun „Frau Goossen“. Wir wollen sie auch in dieser Erzählung so nennen (Lili Goossen oder Frau Goossen).

Sie mußten neu anfangen, da sie durch den unseligen Fluchtversuch vieles verloren hatten. Jakob fand glücklicherweise Arbeit auf einem Gut, so dass sie ihr Brot hatten und nicht hungern brauchten.

Bald jedoch wurde Jakob stimmentrechtet, weil er die ihm von der Regierung auferlegte Getreidesteuer nicht zahlen konnte. Das hieß nun, dass auch er früher oder später in die Verbannung geschickt würde wie so viele seiner Leidensgenossen.

Auf seiner Arbeitsstelle wurde ihm, weil das Geld keinen Wert hatte, die Arbeit mit Weizen entschädigt. Allmählich ersparten sie auf diese Weise fünf Sack Weizen (etwa 300 Kilogramm), die sie verstecken mußten, da die Agenten der GPU immer wieder Hausdurch-

suchungen veranstalteten, wobei sie ihr Augenmerk in besonderer Weise auf Getreide gerichtet hatten.

Goossens wohnten nun im Hause der verstorbenen Eltern des Jakob Goossen. Haus und Hof hielten sie in peinlichster Ordnung und Sauberkeit. Ihre Gedanken waren aber ständig auf Flucht gerichtet, da die Gefahr, in die Verbannung geschickt zu werden, immer größer wurde.

Als nun die Nachricht zu ihnen durchdrang, dass viele Deutsche und auch Russen sich in den weiten Osten, nach Turkestan, begaben und von dort nach China flüchteten, da waren auch die Goossens-Brüder in höchster Aufregung. Es wurde nicht lange gesäumt. Der älteste der Brüder, Nikolai, wollte zuerst den Sprung wagen. Er brach im Jahre 1930 mit seiner Familie auf, fuhr nach Alma Ata, und es gelang ihm, zusammen mit der Familie und noch etlichen anderen nach vielen Schwierigkeiten und Abenteuern über die Grenze zu entkommen. Er ließ sich in der chinesischen Stadt Kuldja unweit der Grenze nieder, um dort auf die Möglichkeit einer Weiterreise zu warten. Von dort schrieb er Briefe an seine Brüder zu Hause, in denen er die großen Schwierigkeiten der Flucht schilderte, aber auch die Hoffnung ausdrückte, dass in China die Möglichkeit zum Leben gegeben sein müsse.

Inzwischen sah Frau Goossen ihrer ersten Niederkunft entgegen. Am 21. März 1931 wurde dem jungen Paar ihr erstes Kind geboren, ein Töchterlein, das sie Leni nannten. Die Geburt ging ohne besondere Schwierigkeiten vonstatten. Mutter und Kind waren gesund und munter, was Jakob mit Stolz und großer Freude erfüllte.

Jakob arbeitete nun im Kolchos, und in den freien Stunden wurde emsig für die Reise vorbereitet - für die Reise ostwärts in das ferne Mittelasien. Was würde sie wohl dort erwarten?

Natürlich mußten die Vorbereitungen in aller Stille getroffen werden, um niemanden, auch nicht die nächsten Nachbarn, das leiseste davon merken zu lassen, da ja allerorts Gefahren lauerten.

Anfang September desselben Jahres erkrankte Jakob. Der Arzt stellte Malaria fest, und daraufhin wurde Jakob von der Kolchos-Verwaltung auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Sein Bruder, David Goossen, war vor einiger Zeit aus dem Forstdienst entlassen worden (vielleicht war er auch geflohen).

Nun mußte rasch gehandelt werden. Hühner wurden geschlachtet, und Zwieback mußte in großer Menge für die weite Fahrt gebacken und geröstet werden. Betten und Wäsche wurden eingepackt, Kleider geordnet und anders mehr.

Während dieser emsigen Arbeit öffnete sich leise die Tür, und Prediger Jakob Dück erschien im Rahmen. Allgemeiner Schrecken! Die Packenden meinten, verraten zu sein. Prediger Dück war bestürzt darüber, was hier vorging. Er überschaute aber schnell die Situation, und beruhigend sagte er, dass sie sich nicht zu fürchten brauchten. Auch er mit seiner Familie gedächten ernstlich, bald ebenfalls das Risiko der Flucht auf sich zu nehmen.

Am Abend desselben Tages kamen die Eltern und Geschwister von Frau Goossen, welche in den Fluchtplan eingeweiht waren, um Abschied zu nehmen. Bittere Tränen wurden

geweint, besonders auch von der Mutter und der Schwester Frieda, da es ja doch vielleicht ein Abschied für immer war und sie sich womöglich nie wiedersehen würden.

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
dass man vom Liebsten, das man hat,
muß scheiden.
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
dem Herzen, ach, so sauer fällt
als Scheiden. -

Das war ungefähr Mitte September 1931. Trotz der immer wiederkehrenden Fieberanfälle des Jakob Goossen wurde am frühen Morgen des nächsten Tages aufgebrochen. Auf der Bahnstation Lichtenau mußte man 3 Tage auf den Zug warten. Dem jungen Paar hatte sich auch Jakobs Bruder David Goossen angeschlossen. Obwohl es zunächst bis Moskau ging, konnten die Fahrkarten bis Alma Ata gekauft und bezahlt werden. Frau Goossen drückte ihr kleines Töchterlein an sich in großer Sorge, was wohl alles auf dieser Flucht ihrem geliebten Kind begegnen würde.

Am dritten Tag konnte die kleine Gruppe endlich in den Zug steigen, und los ging die lange Reise ins Ungewisse. Zunächst war Moskau ihr Ziel, von wo sie fast zwei Jahre zuvor so rücksichtslos in die Heimat zurückbefördert worden waren. Gegen Abend lief der Zug in Moskau in den Tulsky Wocksal (Tulaer Bahnhof) ein. Nun hieß es aussteigen, und es ging durch drei Untersuchungsstellen, wo sorgfältig die Ausweise, Fahrkarten und andere Dokumente nachgeprüft wurden.

Der große Wartesaal war so überfüllt mit wartenden Passagieren, dass einer neben dem anderen beinahe nicht Raum hatte. Jeder wartete auf seinen Zug, der ihn zu seinem Ziel oder Bestimmungsort bringen sollte.

Mit Hilfe eines Beamten mußten sich die Goossens durch das Gedränge arbeiten, wobei sie ihre Sachen hoch über den Köpfen der anderen tragen mußten. Frau Goossen hatte alle Mühe, ihr Töchterlein in dem Gedränge vor dem Erdrücktwerden zu bewahren. Der Beamte wurde entlöhnt, und nun ging es zu Fuß über eine hohe Brücke zum Fernost-Bahnhof. Dort wurden die Papiere nochmals geprüft und gestempelt. Dann hieß es wieder warten und irgendwie die Nacht hinter sich zu bringen.

Am anderen Tag konnte man endlich in den Schnellzug Moskau - Alma Ata einsteigen. Der Zug setzte sich in Bewegung, und die Räder rollten dem fernen Mittelasien entgegen. Die Gemüter waren aufs höchste gespannt. Welcher Zukunft, welchem Schicksal fuhren sie entgegen? Der Zug fuhr sehr schnell, und bald beruhigten sich die Reisenden. Das eintönige Singen der stark rollenden Räder bewirkte, dass die müden Körper unser kleinen Gruppe schläfrig wurden.

Nur selten hielt der Zug an. Sie fuhren über die breite Wolga, an Kuybyschew, dem früheren Samara, vorbei, auch an Orenburg und über den Uralfluß. Dann ging es durch die nicht endenwollende kirgisische Steppe, am großen Aralsee entlang, und dann folgte der Zug den Lauf des Syr-Darja-Flußes - immer in südöstlicher Richtung. Unweit der Großstadt Taschkent bog der Zug nach Osten ab, und nun zeigten sich bald die Ausläufer des Tien-Schan-Gebirges.

Die Reise schien kein Ende zu nehmen. Erst nach neun Tagen lief der Zug in Alma Ata ein und hielt auf der Station. Goossens waren am Ziel ihrer Eisenbahnfahrt. Es hieß nun aussteigen und sich fürs erste im Wartesaal niederzulassen.

Jakob und David gingen in die Stadt, um ein Fuhrwerk für die Weiterfahrt zu erstehen. Lili Goossen blieb mit ihrem Kind allein in dem Gedränge einer ganz fremden asiatischen Welt. die Menschen hier sind teils Russen, teils Mongolen, Turkmenen, Chinesen und andere Nationalitäten. Anscheinend ist Alma Ata eine internationale Stadt, und das Gepräge all dieser Völkerschaften ist rein asiatisch und bietet einen Vorgeschmack von dem, was die Flüchtlinge nun bald erwartete, wenn sie erst chinesischen Boden unter ihren Füßen haben würden.

Frau Goossen fürchtete sich. Ein Schaudern ging durch ihren müden Körper bei dem Gedanken an die ungewisse Zukunft. Was würde aus ihr, was aus der kleinen Leni werden, die ahnungslos in ihrem Schoße schlief? - Eine Sehnsucht bemächtigte sich ihrer nach der fernen Heimat, nach Heimatfrieden und Heimatluft, nach Mutter und Geschwistern und nach all den Lieben dort. Fremd und einsam fühlte sie sich unter diesen mongolischen Völkern und in dieser asiatischen Umgebung. Ihr graute davor. Leise rieselten Tränen ihre Wangen herunter und tropften auf das schlafende Kind. Wenn ihr Jakob erst einmal käme und sie weiter könnten, fort aus diesem so unfreundlichen Wartesaal! - Wo blieb er nur so lange?

Viertes Kapitel

Endlich erschienen Jakob und David am großen Eingang. Sie hatten ein Pferd und einen Einspänner sowie Sielen dazu gekauft. Auch ein Paar Tomaten und ein wenig Proviant für die weitere Verpflegung hatten sie erstanden. Es waren ja auch noch einige geröstete Zwieback aus der Heimat vorhanden.

Ohne Verzögerung wurden die Sachen auf den Wagen geladen, unsere Freunde saßen auf, und dann ging die Fahrt weiter der russisch-chinesischen Grenze entgegen - diesmal nicht in einem modernen Schnellzug, sondern auf einem kleinen Einspänner, den ein armseliges asiatisches Rößlein mühsam vorwärts zog.

Gegen Abend kamen sie in ein kleines Araberdorf. Sie fanden dort freundliche Aufnahme und blieben dort zur Nacht. Am anderen Tage zogen sie weiter. Um sich zu orientieren, mußten sie immer wieder Vorübergehende anhalten und sie nach dem Weg fragen, da sich die Wege oft kreuzen oder in verschiedene Richtungen teilen. Auch durch Schafherden, die ihnen begegneten, konnten sie sich hin und wieder orientieren und den richtigen Weg einschlagen.

Die Tage waren hier heiß und die Nächte kühl. Die Wüste setzte ein, und es war kein Trinkwasser zu finden. Unsere Freunde sowie auch das Pferd vor dem Wagen lechzten nach Wasser. Den ganzen Tag mußten sie fahren, ohne auch nur einen Tropfen des erfrischenden Tranks zu finden. Spät abends kamen sie an einer Karawanserei vorbei. Das

ist eine Wüstenherberge, umgeben von einer hohen Mauer, die den Wüstenkarawanen für gute Bezahlung geöffnet wird und wo sie nach langer Wanderung mit ihren Kamelen Unterkunft und Verpflegung finden können. Das große Eingangstor wird der Karawane geöffnet und hinter ihnen wieder sorgfältig geschlossen. Niemand findet hier Eingang, der nicht zahlt.

Wegen der großen Gefahr, als Fliehende erkannt zu werden, machte unsere kleine Gruppe einen Bogen um die Herberge und schlug ihr Nachtlager in einiger Entfernung davon auf. Nun mußte als erstes nach Wasser gesucht werden. Nach einigem Suchen fand sich ein alter Brunnen. Es war aber kein Eimer vorhanden. So mußten sie eine Kanne an einem Strick hinunterlassen und schöpfen. Endlich konnten sie ihren quälenden Durst stillen. Mit viel Mühe gelang es auch, das Pferd sattzutränken, wozu viele Kannen Wasser notwendig waren.

Nachdem man von dem kargen Speisevorrat etwas zu sich genommen hatte und das Pferd auf die Weide gebracht war, begab man sich zur Nachtruhe auf der nackten Erde unter dem asiatischen Himmel. In der Ferne entdeckten sie ein Lagerfeuer und bemerkten, dass sich auch dort eine Gruppe Wüstenwanderer gelagert hatte. Von allen Seiten drohte also Gefahr, und daher fanden die Fliehenden vor Furcht und Aufregung keinen Schlaf.

Früh am nächsten Morgen - bei völliger Dunkelheit - waren sie wieder auf den Beinen, nahmen noch einmal Trinkwasser zu sich, verzehrten die letzten Tomaten, spannten das Pferd vor den Wagen, und dann setzte sich der Troß wieder in Bewegung. Ringsum war trostlose Wüste, soweit das Auge schaute. Bald ging die Sonne auf und erwärmte die fröstelnden Glieder.

Am Nachmittag kamen sie bei Sonnenglut zu einem kleinen Kirgisenflecken. Die Kirgisen nahmen sie freundlich auf. Da jedoch keiner die Sprache des anderen verstand, mußte man sich mit Handbewegungen und Fingerzeichen verständigen. Unsere Freunde wurden mit einem kräftigen orientalischen Mahl bewirtet. Die Kirgisen zeigten ihnen den weiteren Weg. David und Jakob fanden heraus, dass ihre Gastgeber sehr erstaunt darüber waren, wie sie durch die Wüste kommen konnten, da doch überall bewaffnete Banden die Wege unsicher machten.

Gestärkt und neu belebt wurde die mühevolle Reise fortgesetzt. Alle waren aber jetzt in Furcht, dass plötzlich von irgendwo eine Bande auftauchen und sie überfallen würde. Heiß brannte die Sonne vom Himmel, und wieder meldete sich der qualvolle Durst.

Gegen Abend erreichten sie einen Wald und entschlossen sich, hier im Schutz der Bäume die Nacht zu verbringen. Sie fanden aus dass sie sich nahe der russischen Grenzstadt Dscharkent befanden. Das letzte in jenem Araberdorf gekaufte Gebäck wurde verzehrt, und man begab sich zur Nachtruhe. Dankenswerterweise wurden sie nicht gestört.

Am Morgen brachen sie wieder auf, und bald kamen sie in Dscharkent an. Langsam fuhren sie durch die Stadt. Am anderen Ende fanden sie ein verlassenes, leerstehendes Häuschen. Sie luden ihre Sachen ab und traten ein mit der Absicht, hier für ein paar Tage zu ruhen und sich für den Grenzübergang vorzubereiten.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis die kirgisische Polizei zur Stelle war. Schimpfend forderten die Polizisten unsere Freunde auf, die Dokumente vorzuzeigen. Diese besaßen je-

doch keine entsprechenden Papiere. In ihrer Ratlosigkeit stellten sie sich an, als verständen sie kein Wort und wüßten nicht, was man von ihnen verlangte. Nach längerem Schimpfen und Fluchen zogen sich die Polizisten zurück, da, wie sie meinten, mit diesen „Idioten“ nichts anzufangen sei. Jakob und David wußten nun, dass sie hier nicht bleiben konnten. Hurtig packten sie wieder auf und fanden weiter außerhalb der Stadt in einer ebenfalls leerstehenden Hütte Unterkunft. Viele Einwohner von Dscharkent hatten wegen der Banditenüberfälle, die immer häufiger wurden, und wegen der Gewaltherrschaft der Behörden ihre Häuser einfach stehen gelassen und waren ebenfalls über die Grenze geflohen, weil sie meinten, in China besser und sicherer leben zu können. So zog unsere Gruppe in eine solche kleine Hütte ein und wurde hier weiter nicht gestört.

Wieder mußten David und Jakob in die Stadt gehen, um Einkäufe zu machen. Da sie kein Geld zum Kaufen besaßen, nahmen sie etliches an Tischlergerät mit, das sie von zu Hause mitgebracht hatten in der Absicht, es in China zum Broterwerb zu benutzen. Jetzt mußte es als Zahlungsmittel dienen. Glücklicherweise konnten sie es verkaufen und hatten dadurch die Möglichkeit, ihre Einkäufe zu machen. Sie kauften auch ein junges Pferd und versorgten sich mit Proviant für die Weiterreise. Außerdem mußte für den Grenzübertritt ein Führer gedungen werden. Wie durch Zufall trafen die Brüder mit den Vordermännern einer größeren Baptistengruppe zusammen, die ebenfalls im Begriff war, einen Führer zu suchen. Die Brüder machten sich mit den Baptisten bekannt und baten sie, sie für den Grenzübergang in ihre Gruppe aufzunehmen. Dies wurde ihnen bewilligt. Es fand sich auch bald ein Führer, und zwar ein Russe, der sich bereit erklärte, die ganze Gruppe - einschließlich unserer Freunde - über die Grenze zu bringen. David und Jakob mußten den Führer mit Betten und Kissen entlöhnen, da es wieder einmal an baren Münzen mangelte.

Während dies alles verhandelt und vereinbart wurde, saß Frau Goossen einsam und verlassen in der kleinen Hütte am Rande der Stadt mit ihrem kleinen Töchterlein und mußte stundenlang auf die Rückkehr der beiden Männer warten. Furcht und Grauen bemächtigte sich ihrer, weil hier alles so unsicher war und, wie sei meinte, tausend Gefahren sie umlauerten. In heißem Gebt zu ihrem Gott fand sie endlich Trost und frohe Zuversicht. Sie erinnerte sich des Zuspruchs aus den Psalmen: „Der dich behütet, schläft noch schlummert nicht“. Ja, der dort oben über uns wacht, der wird auch sie hier in ihrer Verlassenheit behüten und sie nicht verlassen noch versäumen. Damit tröstete sie sich. Plötzlich aber vernahm sie ein lautes Klopfen. Sie erschrak und lauschte gespannt. Aber es blieb danach alles still, und Frau Goossen beruhigte sich wieder. Wie dankbar war sie, dass die kleine Leni so ruhig war und ihr keine Schwierigkeiten machte. Sie küßte ihren kleinen Liebling und drückte ihn an die Brust.

Fünftes Kapitel

Bei ihrer Rückkehr berichteten die Männer von ihren Erlebnissen. Man freute sich dass man nun nicht allein die gefahrvolle Flucht zu riskieren brauchte, sondern in der Geborgenheit der Baptistengruppe und des russischen Führers dem Fluchtabenteuer entgegen-

sehen konnte. Gemäß der Vereinbarung mit den Vordermännern der Baptistengruppe wurden nun außerhalb der Stadt im dichten Gebüsch die Vorbereitungen für die Flucht getroffen. Da man sich von hier an bis zur Grenze, die nur noch 30 Meilen entfernt war, nur auf den Pferderücken oder zu Fuß weiterbewegen kann, so mußten die Brüder ihren Einspänner einfach im tiefen Gestrüpp verstecken und stehen lassen. Die Sachen wurden auf das junge Pferd geladen und festgeschnürt, während Frau Goossen mit ihrem Kind auf das andere Pferd gesetzt werden sollte. Die Männer wollten zu Fuß gehen, da kein weiteres Pferd zur Verfügung stand.

Hin und her in den Wäldern hörte man von Zeit zu Zeit heftige Schießereien, wodurch die Gemüter erschreckt und beunruhigt wurden. Doch mit dem Aufbruch mußte man warten, bis es Abend wurde und die Dunkelheit sie in ihren Schutz nahm.

Als es nun soweit war, holte Jakob seine Lili aus ihrem Versteck (sie hatte sich nach ihrem Aufbruch - erschreckt durch die vielen Schießereien - mit der kleinen Leni in ein Versteck geflüchtet). Die Baptistengruppe sammelt sich in der Dunkelheit. Es wurde ein Wort Gottes gelesen, und einer der Baptisten betete ernstlich um göttliche Leitung und Gottes Schutz für das große Wagnis der Flucht.

Um Mitternacht setzte sich dann die große Gruppe in Bewegung. Alle, auch Frauen und Kinder, ritten auf Pferden - außer David und Jakob, die zu Fuß neben dem Pferd gingen, auf dem Frau Goossen mit ihrem Kind saß. Das zweite Pferd wurde von den Männern abwechselnd an den Zügeln geführt.

Es ging nun - in den Ausläufern des Tien-Shan-Gebriges - über Höhen und durch Tiefen. Ringsum gab es nur Wüste, und es mußte durch tiefen Sand gewandert werden, aus dem ab und zu hohes Dornengestrüpp hervorsteckte.

In dem nächtlichen Dunkel verlor Jakob seine Schuhe. Sie waren in dem tiefen Sand stekkengeblieben und konnten in der Finsternis nicht mehr gefunden werden. So mußte Jakob denn barfuß durch den scharfen Sand waten, während er sich, um festeren Schritt zu halten, an dem Schwanz des Pferdes festklammerte.

Die kleine Leni war ruhig und geborgen im Schoße der Mutter und machte keinerlei Schwierigkeiten, obgleich ihr in der Unruhe der Wanderung nicht die genügende Pflege und Nahrung gewährt werden konnte.

Bald wurden von dem scharfen Sand und den stacheligen Dornen Jakobs Füße sehr wund und schmerzten derart, dass er fast nicht weiter konnte. Seine Frau mußte ihm mit Lappen und Windeln die Füße bebinden und umwickeln. Es dauerte aber gar nicht lange, bis die Lappen zerfetzt waren, und wieder mußte angehalten und verbunden werden. Mit unsagbarer Qual schleppte sich der arme Jakob vorwärts.

Gegen Morgen entdeckte die Gruppe ein Rohrdickicht. Hier wurde Halt gemacht, um sich für den Tag darin zu verstecken und auszuruhen. Es konnte nur des Nachts gewandert werden. Am Tage mußte die Gruppe wegen der großen Unsicherheit im Versteck bleiben. Die Nahrung war knapp und unzureichend. Wer schlafen konnte, der schlief im dichten Rohr - trotz der ungewohnten Verhältnisse. Langsam verging der Tag.

Mit Anbruch der Dunkelheit schwang man sich wieder auf die Pferde, und es wurde aufgebrochen. Wieder ging es über hohe Hügel und durch tiefen Sand. Jakobs Füße hatten sich nun schon ein wenig an den Sand gewöhnt und sich auch am Tage etwas erholt. Sie

waren aber nun derart geschwollen, dass die Wanderung doch wieder äußert qualvoll wurde. Der Durst stellte sich wieder ein, und die Wanderung wurde immer ermüdender.

Gegen Morgen fand man wieder ein Versteck im dichten Rohr. Es wurde auch etwas Wasser gefunden, doch das war grün und schlammig und schmeckte äußerst bitter. Nicht alle Menschen der Gruppe konnten es trinken, sie blieben lieber durstig.

Am Abend ging die Reise weiter - bergab und bergauf durch die Sandwüste. Es gab viele Löcher im Boden, und die Pferde stolperten immer wieder. Das Pferd der Frau Goossen fiel einmal derart mit dem Vorderkörper, dass Frau Lili mit dem Kind kopfüber vor dem Pferd landete und sich blutig stieß. Der kleinen Leni war aber glücklicherweise nichts Schlimmes passiert. Und es mußte weitergewandert werden. Auf Einzelheiten und kleine Unfälle konnte man nicht Rücksicht nehmen. Auf dieser Reise wurde aber sehr viel gebetet und zu Gott um Hilfe und Schutz gefleht.

Der Führer ermunterte die Reisenden. Er versicherte ihnen, dass man noch heute die Grenze erreichen werde. Aber das dicke Ende sollte noch kommen. Vor dem Grenzfluß Chorgos (einem Nebenfluß des Ili, der in den Balchasch-See mündet) mußte ein hoher Berg erklommen werden. Nur mit großer Mühe und äußerster Not konnte die Gruppe ihn ersteigen. Auf der anderen Seite war aber der Abhang derart steil und sandig, dass das Erschrecken darüber groß war. Die Frauen wehrten sich und wollten nicht mitmachen, weil sie fürchteten, kopfüber hinunterzustürzen. In Zickzackwindungen gelang mit erheblichen Anstrengungen doch der Abstieg. Mehrere Pferde legten sich einfach hin und rutschten auf dem Bauch den Abhang hinunter.

Nun war man am Chorgos und damit an der chinesischen Grenze. Von Dscharkent bis hier waren es nur 30 Meilen, aber für diese Strecke hatte man volle drei Nächte gebraucht. Der Fluß hatte ziemlich hohe und steile Ufer.

Schnell und fast flüsternd, um nicht aufzufallen, gab der Führer die Anordnungen für das Überqueren des Flusses. Etwas Aufenthalt gab es, weil Frau Goossen mit ihrem Kind ein wenig zurückgeblieben war. Man mußte auf sie warten. Nun mußte jeder sehen, wie er mit seinem Pferd vom hohen Ufer ins Wasser kam. Einige Pferde warfen sich vornüber, und die Reiter fielen ins eiskalte Wasser. Man mußte ihnen heraushelfen. das gab beinahe eine Panik.

Die Pferde mußten jetzt mit ihrer Reiterlast durch das Wasser zum anderen Ufer schwimmen. Da für unsere kleine Gruppe nur ein Pferd zur Verfügung stand (das andere mit dem schweren Gepäck wurde hinten angebunden), so mußte Jakob zu seiner Frau auf das Pferd steigen und sie hinüberschwemmen. Er kehrte mit dem Pferd zurück und holte auf dieselbe Art auch seinen Bruder herüber.

Am anderen Ufer ging es dann wieder hinauf, aber dieses war glücklicherweise zwar auch hoch, aber nicht so steil. So gelangten alle Mitglieder der großen Gruppe wohlbehalten hinüber, obwohl einige bis auf die Haut durchnäßt waren. - Jakob hatte auf dieser beschwerlichen Wanderung wegen seiner wunden Füße ungeheuer gelitten.

Sechstes Kapitel

Da das Überschwimmen zuerst mit Frau und Kind und dann mit dem Bruder unsere kleine Gruppe einige Zeit aufgehalten hatte, war der Baptistentroß bereits in einiger Entfernung voraus. In der Dunkelheit war die Gruppe kaum noch zu erkennen, und man durfte sie nicht aus dem Auge verlieren. Daher galt es, sie in einem etwas stärkeren Tempo einzuholen.

Noch bevor die große Gruppe erreicht war, galoppierte hinter unseren Freunden die chinesische Grenzwache mit aufgepflanzten Bajonetten heran, umzingelte die ganze Gruppe, trieb sie in eine Niederung und forderte sie auf, umzukehren und unverzüglich chinesischen Boden zu verlassen. Da brach eine große Panik unter den Reisenden aus. Frauen und Kinder weinten und jammerten, und die Männer bemühten sich, mit der Wache zu verhandeln. Sie erklärten, dass sie in der Sowjetunion sehr bedrängt und verfolgt worden seien und deshalb die Absicht hätten, in dem freien Chinesischen Land Schutz zu suchen. Man vertraue darauf, dass ihnen die chinesische Regierung wohlgesinnt sein werde und man hier im Frieden leben könne. Doch die Wache reagierte nicht auf ihre Vorstellungen. Sie begann, zu rauben und zu plündern. Geld wurde gefordert. Bei Männern und Frauen wurden alle Taschen durchsucht, Ringe von den Fingern gerissen, vorhandene blanke Knöpfe abgeschnitten, Mäntel und Kissen geraubt (auch David und Jakob mußten ihre Mäntel hergeben) und verschiedenes andere. Ein Vater hatte bei seinem kleinen Jungen Geld (mehrere Banknoten) auf der Rückseite des Mantels eingenäht. Das fanden die Raufbolde, rissen den Mantel auf und entwendeten das Geld. Der Vater verfiel in ein verzweifeltes Wehklagen. Da kam kurzerhand ein Gewissenloser herangesprengt und riß ihm mit einem Gummiknüppel den Rücken auf, so dass das Blut durch die Kleider sickerte. Der Vater wand sich unter furchtbaren Schmerzen. Doch nun erlaubte die Grenzwache das Weiterziehen und sprengte davon.

Das war also die Begrüßung in dem freien Land China, auf das sie so große Hoffnungen gesetzt hatten. Was würde ihrer wohl weiter harren, wenn sie nun noch tiefer in das Land vordringen würden? - Wann würden sie je wieder in ein Land kommen, das ihnen wohlgesinnt ist und wo es ihnen vergönnt sein würde, in Ruhe und Frieden zu leben? - Eine niederdrückende Mutlosigkeit bemächtigte sich der Flüchtlinge, und sie wagten kaum weiterzuziehen. Doch hier konnte man nicht bleiben, und zurück in die kommunistische Sklaverei wollten sie nicht. So mußte die Wanderung denn wieder fortgesetzt werden. Langsam bewegte sich der Troß vorwärts, ohne inneren Antrieb, ohne Begeisterung, fast wie ein Leichenzug.

Wieder ging es durch tiefen Sand, über Höhen und durch Tiefen. Erneut kamen sie an einen breiten Fluß mit reißender Strömung und eiskaltem Wasser. Das Flußbett hatte Vertiefungen, und die Pferde stolperten beim Durchwaten. David fiel vom Pferd ins Wasser und mußte herausgefischt werden. Das kalte Wasser und die nassen Kleider bewirkten, dass er sehr fror und am ganzen Körper zitterte. Auch mehrere andere erlitten Schäden und zitterten vor Kälte.

Endlich kamen sie zu einem Rohrdickicht, wo sie anhielten und sich im Schutz des Rohres lagerten. Schnell wurde ein Feuer gemacht, um die erstarrten Glieder zu erwärmen. Man

stärkte sich, so gut es ging, an einem kargen Imbiß. Dann wurde das Feuer gelöscht, und man begab sich zur Nachtruhe.

Früh am anderen Morgen, es war noch völlig dunkel, kam der Führer und mahnte zum Aufbruch. Nun durften David und Jakob bei zwei Baptisten, die gute Pferde hatten, aufsteigen, und im Galopp ging es jetzt vorwärts, da hier das Land durch Räuberbanden besonders unsicher war. Drei Stunden lang ging es in starkem Trab, bis die Flüchtlinge zu einer Karawanserei in der chinesischen Grenzstadt Schampanse kamen. Diesmal wurde ihnen das Tor weit geöffnet, und im Galopp jagten sie in den Hof der Herberge, weil hinter ihnen eine Bande hersprengte. Frau Goossen war die letzte der Rettungsuchenden, und schon wollten die Führer der Bande sie erwischen, als hart hinter ihr das Tor ins Schloß fiel und sie gerettet war. Der Inhaber der Herberge hatte mit Blitzgeschwindigkeit das Tor geschlossen, und die Bande mußte abziehen, wenn auch mit Schimpfen und Drohungen.

Hier galt es nun, drei Tage zu verweilen und zu warten. Durch Pater Hufnagel, der die Interessen Deutschlands in dieser Stadt und Provinz vertrat, mußte eine Erlaubnis für das Betreten der Stadt Kuldja eingeholt werden.

In dieser Zeit erkrankte Frau Goossen an den Folgen der vielen Strapazen. Man konnte hier jedoch nicht bleiben. Es mußte weitergezogen werden. Jakob und David hatten von zu Hause eine Wanduhr mitgebracht, die ihnen sehr wertvoll war. Da sie nun nichts anderes mehr hatten, um das notwendige Geld zu beschaffen, mußten sie die Wanduhr verkaufen. Dadurch wurde es ihnen möglich, die Kosten für Proviant, Herberge und Weiterreise zu finanzieren. Es gelang ihnen auch, jemanden zu finden, der ihnen gegen Bezahlung sein Fuhrwerk leihweise zur Verfügung stellte.

Die eigenen Pferde wurden nun hinten an den Wagen gebunden, die Sachen aufgepackt, und der erkrankten Frau Goossen mit der kleinen Leni wurde auf den Wagen geholfen. Die Männer saßen auf, und die Reise wurde fortgesetzt. Hier war das Land flach und eben, und so gab es keine besonderen Schwierigkeiten. Noch anderthalb Tage dauerte die Reise, bis die Gruppe endlich durch das Tor einer Karawanserei einfahren konnte, die in Kuldja, der Provinzhauptstadt, gelegen war. Hier waren sie am vorläufigen Ziel ihrer langen und so mühevollen Reise angelangt. Sie durften zur Nacht bleiben und ausruhen, da Frau Goossen noch krank war und Erholung so nötig hatte.

Am anderen Tag erschienen Nikolai Goossen und einige seiner Gefährten, und es gab ein frohes Wiedersehen und ein herzliches Begrüßen. Nikolai war, wie schon im zweiten Kapitel dieses Buches erwähnt, der Bruder von David und Jakob Goossen. Er war schon ein Jahr früher nach Kuldja gekommen und kannte sich bereits mit den Verhältnissen in diesem fremden Land aus. Er fuhr mit ihnen zu seiner Wohnung, und sie fanden Unterkunft im Hause des Nikolai Goossen und seiner Familie.

Endlich - nach einer Reise von Südrußland über Moskau zur fernen russisch-chinesischen Grenze und weiter bis hierher, dem Land der aufgehenden Sonne, die mit ihren vielen Strapazen und Abenteuern einen ganzen Monat gedauert hatte, konnten sie sich wieder reinigen. Sie konnten baden, die Kleider wechseln, sich ordentlich satt essen. Frau Goossen konnte endlich die kleine Leni aus ihrer unsauber gewordenen Umhüllung befreien, sie abwaschen, ihr reine Wäsche anziehen - und man fühlte sich nach langer Zeit

wieder als Mensch und in diesem Hause einigermaßen heimisch. Wie wohltuend war das doch! ---

Siebtes Kapitel

Am nächsten Sonntag erschienen die Angehörigen jener Gruppe, die mit Nikolai Goossen zusammen vor einem Jahr nach Kuldja gekommen war, um die Neuankömmlinge zu begrüßen. Es gab ein frohes Wiedersehen, und es wurde eine kleine Dankfeier veranstaltet. Vieles gab es zu erzählen, und es wurden Dankeslieder angestimmt. Trotz all der Mühsal und Reisebeschwerden, die jene Gruppe vor einem Jahr erlitten hatte und die auch den jetzt Eingetroffenen nicht erspart geblieben waren, konnten doch alle klar erkennen und bezeugen, dass der Herr mit ihnen gegangen war, sie treu geführt und vor größerem Unglück bewahrt hatte. Es war eine frohe und dankbare Stimmung unter den Anwesenden. Aber Frau Goossen war krank und fühlte sich elend. Sie konnte nicht mitsingen und sich nur mit Mühe an dem Gespräch beteiligen.

Am nächsten Tag gingen die Männer in die Stadt, um die Pferde zu verkaufen, eine Wohnung zu suchen und andere dringende Geschäfte zu erledigen. Während dieser Zeit begaben sich Frau Nikolai Goossen und Frau Jakob Goossen zum Arzt. Die Frau des Nikolai Goossen hieß Agatha. (Wir wollen sie daher in diesem Kapitel „Agatha“ nennen und die Frau des Jakob Goossen wieder „Lili“, um zwischen den beiden Schwägerinnen zu unterscheiden.) Der Arzt, den sie aufsuchten, ein Herr Jankowsky, sprach deutsch und hatte eine russische Frau. Er wohnte aber weit entfernt. Die Frauen mußten durch die ganze Innenstadt gehen, am Markt, am Zentrum und an der Altstadt vorbei, um zu der Wohnung des Arztes zu gelangen. Zudem mußten sie abwechselnd die kleine Leni tragen. Für die kranke Lili war das ein viel zu schweres Unternehmen, und sie schleppte sich nur mühsam vorwärts.

Beim Arzt angelangt, wurde Lili untersucht, und der Arzt verschrieb einige Medizin. Auf dem Rückweg wurde es mit Lili immer schlimmer, und die kleine Leni mußte von Agatha allein getragen werden. Nur langsam und mit großer Mühe kamen sie vorwärts. Unweit ihrer Wohnung brach Lili zusammen und konnte nicht weiter. So mußte Agatha das Kind nach Hause tragen und dann zurückkommen, um Lili aufzuhelfen und nach Hause zu geleiten.

In ihrer Wohnung angekommen, wurde Lili ins Bett gelegt. Erschreckend stark verschlimmerte sich ihr Zustand. Ein Feldscher mußte herbeigeholt werden. Dieser stellte Unterleibstyphus fest. Nun folgten lange, schwere Wochen, in welchen sich Agatha in aufopfernder Liebe ihrer Schwägerin annahm, nach Möglichkeit der Kranken Beistand leistete und das Kind pflegte.

Da Goossens so weit außerhalb der Stadt wohnten und alle Besorgungen und Geschäfte zu Fuß erledigt werden mußten (was für jeden außerordentlich beschwerlich war), so suchten die Männer nach einer Wohnungsmöglichkeit in der Stadtmitte. Für David, Jakob und Lili fand sich eine Mietwohnung bei russischen Baptisten. Ein Vorzimmer mit einem großen russischen Ofen wurde ihnen als Wohnung zugewiesen. Für Nikolai Goossens

fand man ein Wohnhaus in einem anderen Stadtteil. Als Lili sich dann nach und nach etwas erholt hatte, konnte der Umzug stattfinden. Jetzt waren sie näher zum Markt und auch näher zum Arzt.

Lili war immer noch ans Bett gebunden, und nach einiger Zeit verschlimmerte sich ihr Zustand wieder ernstlich. Der schnell herbeigerufene Arzt Jankowsy stellte Rückfall-Typhus fest. Von Tag zu Tag fiel die Kranke immer mehr zusammen. Man mußte sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

Der Arzt mußte erneut gerufen werden. Nachdem er die Kranke sorgfältig untersucht hatte, zeigte er keinerlei Hoffnung, dass sie überleben würde. Er verschrieb einige Linderungsmittel, aber er gab zu verstehen, dass das Leben von Frau Lili am seidenen Faden hing. Eine Frau Maria Wiebe nahm nun die kleine Leni zu sich, damit diese die nötige Pflege erhielt. David und Jakob mußten sich selbst ihre Mahlzeiten zubereiten, obwohl Jakob immer noch sehr schwer an seinen Füßen litt. Ein ganzes Jahr dauerte es, bis seine Füße ganz ausgeheilt waren.

Zwei Wochen lang rang Frau Lili Goossen mit dem Tode. Jeder rechnete damit, dass sie sterben würde. Abwechselnd saßen David und Jakob an ihrem Bett und beobachteten jede Bewegung der Kranken, um, wenn nötig, schnell Hilfe leisten zu können. Sie durfte keine Nahrung zu sich nehmen. Man durfte ihr nur aufgekochtes Wasser tropfenweise einflößen, um ihren großen Durst zu stillen.

Dann kam die verhängnisvolle Krise, wo es sich entschied, ob die Kranke sterben oder am Leben bleiben würde. Sie war so sehr abgemagert, fast - wie man sagt - nur Haut und Knochen. Mit den Fingern einer Hand konnte man ihre Beine unter dem Knie umspannen. Wie atmeten alle erleichtert auf, als es sich zeigte, dass die Krise überstanden und Frau Lili dem Leben zurückgegeben worden war. Nun mußte ihr aber äußerst vorsichtig Nahrung verabreicht werden. Der Arzt ordnete an, dass ihr nur Milch (aufgekocht) in ganz geringer Menge eingetropft werden dürfe. Nur sehr langsam erholte sich die Kranke. Nach einer Woche verordnete der Arzt, etwas Fruchtsaft zu trinken. Doch dieser erwies sich als äußerst gefährlich und für die Schwerkranke als reines Gift. So blieb man denn bei der Milch, die ihr nun schon etwas reichlicher verabreicht werden durfte.

Da es tiefer Winter war und Frau Lili an der schweren Krankheit litt, konnten sich die Männer nicht um Arbeit bemühen. Dadurch wurde die Not immer größer. Der Arzt mußte bezahlt werden, und der Erlös durch den Verkauf der Pferde konnte nicht alle Ausgaben decken. Dies war Ursache für viele Sorgen und Überlegungen, und mit bangem Herzen schaute man der Zukunft entgegen.

Etwa im März feierten die dort wohnenden Mohammedaner ihre Fastenzeit (Urasa). Dann nehmen die rechtgläubigen Moslems ihre Mahlzeiten nur in den Nächten ein, während sie tagsüber oben in den Moscheen mit wenigen Unterbrechungen ihre Trommeln schlagen, was ein lautes, dumpfes und eintöniges Geräusch verursacht. Dieses lautstarke Trommelgetöse zieht sich ungefähr einen ganzen Monat hin. - Und dies mußte die kranke Frau Lili von ihrem Bett aus ständig mit anhören. Für ihre geschwächten Nerven war es fast untragbar. Sie litt nicht wenig darunter.

Allmählich wurde es aber besser mit ihr. Man konnte bereits leichte Brocken in die Milch tun, und bald fühlte sie, dass ihre Kräfte langsam wieder zurückkamen. Pater Hufnagel,

der sie schon früher in ihrer Krankheit besucht hatte, kam nun wieder mal gelengtlich herein. Als er sie sah, rief er in hellem Erstaunen aus: „Frau Lili, Gott hat ein Wunder an ihnen getan!“ Er schenkte ihr zwanzig Rubel und knüpfte daran die Bedingung, dass sie das Geld nur für sich selbst verwenden solle, um wieder völlig zu Kräften zu kommen.

Und endlich, als der liebliche asiatische Frühling ins Land zog und die ganze Natur mit neuem Leben erfüllte, da kam auch neues Leben in die leidgeprüfte Frau Lili Goossen, und sie konnte sich bald in Gesundheit wieder des Daseins freuen.

Die kleine Leni konnte ihr nun auch wieder zurückgegeben werden. Wie hatte sie sich doch nach dem Kind gesehnt! Doch o weh - das Töchterlein hatte sich von der Mutter weggewöhnt und wollte nun nichts von ihr wissen. Das schmerzte die Genesende. Doch mit viel Liebe und Freundlichkeit konnte die Mutter nach und nach ihr Kind wieder zu sich zurückgewinnen.

Drei Monate war sie krank gewesen. Unterleibs- und Rückfall-Typhus hatten sie sehr mitgenommen. Einen Monat lang war die kleine Leni bei anderen Leuten gewesen. Nun war endlich alles wieder gut.

Wie dankbar waren alle Freunde und Verwandten für diese Wendung zum Guten. Viele Gebete um Lilis Heilung waren zum Himmel emporgestiegen. Nun hatte Gott der Herr die Gebete so herrlich erhört.

Achtes Kapitel

Jetzt endlich, da der Winter vorüber und Lili Goossen wieder einigermaßen hergestellt war (wenn auch noch ziemlich geschwächt), konnten sich die Männer um Arbeit bemühen. Sie konnten als Brunnengräber anfangen. Es mußten einige Brunnen gegraben werden. Dies war anstrengend und auch sehr gefährlich, weil der Boden sehr sandig war und die Brunnenwände beständig einzufallen drohten, um die Grabenden zu verschütten.

In dieser Zeit brachen in der Stadt die Pocken aus. Um eine Ansteckunggefahr zu verhüten, ging Frau Goossen mit der kleinen Leni zum Feldscher, um sie impfen zu lassen. Leider verhütete in diesem Fall das Impfen nicht die Krankheit, sondern beschleunigte sie. Am Tage der Impfung überfiel die Kleine eine große Fieberhitze, und sie wurde sehr krank. Am dritten Tag brachen die Pocken aus, und es wurde das Schlimmste befürchtet. Abwechselnd saßen Vater und Mutter wachend am Bettchen der kleinen Leni. Frau Goossen flehte mit Zittern und Zagen zu Gott um die Rettung ihres Lieblings. O warum wurden sie so schwer heimgesucht? Jakob war immer noch nicht an seinen Füßen genesen. Lili war nur eben von ihrer schweren Typhuserkrankung geheilt, die sie nur wie durch ein Wunder überlebt hatte. Und jetzt mußte das unschuldige Töchterlein fast an den Rand des Todes geführt werden! - Da wurde ihr der Vers aus dem 23. Psalm zum Trost: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich“. Auch hier brachte die Krise die Entscheidung. Leni wurde dem Leben zurückgeschenkt. Langsam erholte sie sich.

Frau Goossen wollte nicht, dass die Pockenkrankheit Narben hinterlassen sollte. Beim Feldscher wurde eine Flüssigkeit erworben, die sie vorsichtig auf die geschwollene Haut tupfte. Damit die Kleine die Pockengeschwüre, die nun sehr zu jucken begannen, nicht zerkratzen sollte, beband Frau Goossen Lenis Händchen mit Lappen und Flicken. So konnten die Geschwüre heilen, und es bleiben tatsächlich keine Narben zurück. Dafür war Frau Goossen von ganzem Herzen dankbar. Es war nun ungefähr Mitte April 1932.

Jakob und David fanden jetzt Arbeit bei den Beamten des sowjetrussischen Konsulats. Der Konsul kaufte in der Stadt Häuser auf und ließ sie zu Büros, Ärztewohnungen, Laboratorien u.a. umbauen. Mit dieser Arbeit wurden die Brüder David und Jakob Goossen betraut. Das war für sie eine gute Beschäftigung, die ihnen zusagte und die auch verhältnismäßig gut bezahlt wurde.

Das Konsulat hatte auch gute Ärzte, die aber nur den Beamten der Sowjetbehörden dort zur Verfügung standen und für andere nicht zuständig waren.

In dieser Zeit kam Prediger Jakob Dück mit seiner Familie als Flüchtlinge von Alexanderkrone in Kuldja an. Herr Dück wurde später Missionar in Indien. Sie waren mit den Goossens gut bekannt. Als sie jedoch von der Pockenkrankheit der kleinen Leni hörten, wollten sie etwaige Ansteckungsgefahr für ihre Kinder vermeiden und blieben vorläufig dem Hause fern, in dem Jakob Goossens wohnten.

Um mehr und schneller Geld zu verdienen, war Nikolai Goossen vor einiger Zeit zusammen mit russischen Baptisten zu den Quellen des Kunjes-Flusses gefahren, um dort Bäume zu kaufen, sie zu Balken zu zersägen und dann nach Kuldja zu transportieren und sie zu verkaufen. Man erhoffte sich hiervon einen guten Profit. Einige Wochen war er bereits abwesend, und nun kam er zurück. Er war voll Lobes über das dortige schöne Land und die herrliche Gottesnatur jener Gegend.

Eines Tages, als Jakob und David Goossen am frühen Morgen zur Arbeit gingen, geschah es, dass David auf offener Straße plötzlich bewußtlos zusammenbrach. Jakob veranlaßte, dass der Bewußtlose unverzüglich nach Hause gebracht wurde. Bald stellte sich starker Schüttelfrost ein. Da sich die Brüder Goossen durch ihre treue Arbeit bei dem sowjetischen Konsulat Achtung erworben hatten, gestattete man, dass einer der Ärzte sich des Kranken annehmen und ihn untersuchen durfte. Der Arzt stellte schweres Malariafieber fest und ordnete unverzüglichen Klimawechsel an.

Weil dem Nikolai die Gegend am Kunjes so sehr gefallen hatte und er hoffte, dort durch Holzsägen und Stämmeverkaufen einen guten Verdienst zu haben und da außerdem David Klimawechsel benötigte, entschlossen sich die Brüder Goossen, mit Hab und Gut, Weib und Kind dorthin überzusiedeln. Und da alles drängte, wurde auch nicht lange gezögert.

In aller Eile wurden die Vorbereitungen getroffen. Sie fanden einen gutherzigen Mohammedaner, der ihnen 1000 Dollar in chinesischer Währung borgte. Dafür konnten sie sich ein Pferd, einen Ochsen und einen Wagen kaufen sowie die dazu notwendigen Sielen. Außerdem erwarben sie die für die Waldarbeit dort unentbehrlichen Geräte und Proviant für unterwegs. Es mußten auch Flinten und Munition angeschafft werden, da man mit einer sehr ergiebigen Jagd in jener Gegend rechnete. Nicht zuletzt mußten auch noch Jagdhunde mitgenommen werden, und man kaufte gleich elf dieser Tiere, da dort

Jagdhunde mitgenommen werden, und man kaufte gleich elf dieser Tiere, da dort am Kunjes sehr viele Wildschweine sein sollten, wie Nikolai berichtete.

Alle Sachen wurden aufgepackt. Anfang Juni 1932 traten sie die verhängnisvolle und folgenschwere Reise nach dem oberen Kunjes an. Mit zwei Wagen, vor jeden ein Ochse und ein Pferd gespannt, zogen sie aus. Auf einem Wagen befanden sich Nikolai Goossen mit Familie, Jakob Goossen mit Lili und Leni und der kranke David Goossen. Die beiden Familien Heinrich Schellenberg und Heinrich Wiebe, dazu Franz Letkemann und Gerhard Nachtigall, fuhren mit dem anderen Wwagen. Die Männer gingen indessen meistens zu Fuß.

Einige Familien blieben in Kuldja zurück, unter ihnen auch Familie Jakob Dück, die erst unlängst von Südrußland gekommen war.

Mit den Zurückbleibenden wurde ausdrücklich vereinbart, dass sie ihnen unverzüglich Nachricht nach dem Kunjes schicken sollten, sobald sich irgendwie die Möglichkeit zum Auswandern auftun würde. Denn sie wollten doch alle so bald wie möglich das Land wieder verlassen. Allen galt Kanada im Vordergrund als Einwanderungsland.

Nun waren sie also auf der Reise zum Oberlauf des Kunjes-Flusses, wohl etwa 200 Meilen östlich von Kuldja. Sie mußten einen Umweg nach Nordosten machen, da es in gerader Richtung keinen Weg gab. So kamen sie nach langer Wanderung am andern Tage an den Kasch-Fluß. Darüber führte eine Holzbrücke, die aber sehr schmal und unsicher war und dazu lange und breite Löcher aufwies, so dass ein Überfahren ganz unmöglich war. Ratlos stand unsere Gruppe da und wußte keinen Ausweg. Wie sollten sie über dieses tiefe und reißende Wasser kommen? - Da sahen sie von ferne eine Schafherde, die näherkam. Mohammedaner trieben die Schafe vor sich her. Ein Pferd mußte einen Stapel Bretter hinter sich herziehen. Ganz gespannt erwarteten unsere Reisenden, was geschehen sollte. Mit geschickter Hand lösten die Kasachen die Bretter, trugen sie auf die Brücke und flickten damit die breiten Öffnungen, so dass die Schaffe leicht hinübergetrieben werden konnten. Das Pferd ließ sich ebenfalls leicht am Zügel hinüberleiten, da es an solche Abenteuer gewöhnt war.

Die Männer unserer Gruppe baten die Kasachen, ihnen ebenfalls den Übergang auf den Brettern zu gestatten. Diese Bitte wurde ihnen gewährt, und nun begann eine rege Geschäftigkeit, an der sich jung und alt beteiligte. Die Sachen wurden von beiden Wagen abgeladen und hinübergetragen. Sie nahmen die Wagen auseinander und trugen alle Teile einzeln, zuerst die Räder und dann das übrige, über die Brücke. Am schwersten war es jedoch, die Pferde und Ochsen darüber zu befördern, da sie an so etwas nicht gewöhnt waren und sich mit aller Kraft zurückstemmten. Nur mit vielem Überreden, Schlagen und Schieben gelang schließlich die Prozedur. Darauf konnten die Kasachen ihre Bretter wieder aufnehmen, wobei ihnen unsere Männer halfen. Sie trieben dann mit ihren Schafen vergnügt weiter.

Nun hieß es für unsere Männer, die Wagen wieder zusammenzustellen, Pferde und Ochsen vor die Wagen zu spannen und die Sachen aufzuladen. Nach langem Aufenthalt konnte die Reise dann endlich fortgesetzt werden. Bald mußten sie jedoch wieder anhalten, um zu übernachten, da die Sonne inzwischen untergegangen war.

Am andern Morgen ging es weiter den Kasch-Fluß entlang. Etwa dreißig Meilen verlief die Fahrt einigermaßen ruhig. Dann führte der Weg südwärts durch hohes Gebirge. Es war aber leider kein richtiger Weg, sondern es waren nur Wagenspuren, denen die Gruppe zu folgen versuchte. Die Spuren führten jedoch nicht sehr weit. An dieser Stelle hatte der betreffende Fuhrmann anscheinend umgedreht und war zurückgefahren. Dies ließen die Spuren erkennen. So mußte denn angehalten werden, und die Männer prüften, ob irgendwo eine Möglichkeit zum Weiterfahren bestand. Nach emsigem Suchen fanden sie schließlich Reitspuren, die sie für den eventuell richtigen Weg hielten. Die Gruppe mußte kehrtmachen und versuchte, auf jenen Reitsteg zu gelangen. Dieser führte eine Anhöhe hinauf, die stellenweise so steil war, dass auch die Frauen und Kinder absteigen und zu Fuß gehen mußten. Oft mußten die Wagen von den Männern mit aller Kraft gestützt werden, um ein Umkippen zu verhüten, da nicht selten sehr schiefe Stellen zu passieren waren.

Bald kam die Gruppe an ein Tal, das mit schönem grünem Gras bedeckt war. Von der Höhe, wo die Gruppe jetzt Halt machte, konnte man es gut überschauen. Ein Schwefelgeruch steig aus dem Tal empor. Im Gras versteckt gab es dort auch Schlagen. Die Gruppe schlug hier oben ihr Nachtlager auf, spann Pferde und Ochsen aus und brachte die Tiere auf die Weide. Die Männer begaben sich auf die Suche nach Wasser, da man das kostbare Naß lange entbehren mußte. Auch suchten sie nebenbei nach einer Ausfahrt, da hier nur Reitstege waren und kein Wagen durchfahren konnte. Spät in der Nacht kamen sie zurück, brachten etwas Wasser mit und hatten auch eine Ausfahrt gefunden. Jeder durfte nur ein wenig trinken, damit das bißchen Wasser für alle reichte. Darauf begab man sich zur Nachtruhe unter dem weiten chinesischen Sternengezelt.

In der Frühe des nächsten Tages ging es weiter. Über die Ausfahrt, die am Tage zuvor von den Männern gefunden worden war, gelangten sie auf den richtigen Weg. Nach einer etwas leichteren Wanderung konnten sie an diesem Tage das Ili-Tal erreichen.

Es dauerte nicht lange, bis sie an den Kunjes kamen, nicht weit von der Stelle, wo er mit dem Tickes zusammenfließt und die beiden vereinigt den Ili-Fluß bilden. Hier machten unsere Reisenden Halt, denn sie mußten den Fluß überqueren. Sie entdeckten eine aus Stämmen zusammengebastelte Fähre. Bald war auch ein Fährmann zur Stelle, der bereit war, sie gegen Bezahlung überzusetzen. Die Tiere wurden mit den Wagen auf die Fähre geschoben, die Leute gingen auch hinauf, und der ganze Troß wurde über den Fluß geschwommen. Sie gelangten an das gegenüberliegende Ufer. Da dieses sehr hoch und steil war, mußten sie etwas abgraben, um die Fuhrwerke ans Ufer bringen zu können. Dann wurden die Tiere des einen Wagens angetrieben, und es gelang, diesen ans Ufer zu ziehen. Darauf zog man an dem anderen Wagen. Doch als sich dieser beinahe auf festem Boden befand, löste sich die Fähre und zog zurück. Der Wagen verlor den Halt, schnellte ebenfalls zurück und wollte ins tiefe Wasser rollen. Blitzschnell sprangen die Männer herzu. Sie mußten alle Kraft ansetzen, um den Wagen festzuhalten. Die Tiere wurden angetrieben, und nur mit äußerster Anstrengung gelang es Menschen und Tieren, den Wagen ans Ufer zu ziehen.

Man versuchte nun, indem man die Tiere antrieb, die steile Anhöhe zu erklimmen. Es gelang nicht, da es zu steil nach oben ging. Die Tiere konnten die Wagen nicht ziehen. So

mußten diese von allem Ballast entleert werden. Frauen und Kinder mußten sich zu Fuß hinaufschleppen. Mit Hilfe aller Männer, die kräftig nachschieben mußten, gelang es schließlich, zuerst den einen und dann den anderen Wagen hinaufzuziehen. An schiefen Stellen mußten die Männer mit ihrem ganzen Körpergewicht die Wagen stützen, damit sie nicht umkippten und zusammen mit Pferden und Ochsen zurückrollten. Doch endlich war es geschafft, und nach einer kurzen Ruhepause konnte die Reise fortgesetzt werden.

Die Fahrt ging noch etwa 100 Meilen am Kunjes entlang bis zu der Stelle, wo dieser Fluß in den Bergen anfängt. - Das Tal weitete sich allmählich, doch auch hier gab es nur Reitspuren. Es war jetzt leichter zu fahren, und man kam schneller vorwärts. Das Auge weidete sich an der herrlichen Gottesnatur ringsumher und konnte sich an dem wunderbaren Anblick nicht sattschauen. Südlich der Reisenden - zu rechter Hand - erhoben sie die majestätischen Berge des Tien-Shan-Gebirges mit ihrem ewigen Eis und Schnee auf den Gipfeln, und nördlich - links - zog sich von Osten nach Westen die imposante Alexanderkette. Unter den Schneegefilden deckten dichte dunkelgrüne Tannenwälder die Blöße der Berge zu. In den niedrigeren Regionen sah man Apfel- und Aprikosenwälder die Nadelwälder ablösen, und am Fuße der Berge gediehen Himbeeren, Erdbeeren und andere Strauchfrüchte. In den Tälern breiteten sich weite Weideplätze aus, wo Hirsche, Rehe und andere Tiere eine willkommene Nahrung fanden. Unvergeßlich blieb der Anblick dieser Pracht und Herrlichkeit.

Nach einigen weiteren Tagereisen kam die Gruppe zu den Quellen des Kunjes-Flußes. Dort wohnte in einer Schlucht ein reicher Mohammedaner namens Akalatsche. Er war hier in einem weiten Umkreis der souveräne Herrscher. Alles ringsumher gehörte ihm, und die Bewohner des Tales in seinem Bereich waren ihm untergeordnet.

In einer vor diesem Gebiet gelegenen Schlucht, der „Rusachun-Schlucht“, durfte die Gruppe übernachten, und unsere Leute wurden von Herrn Rusachun mit einem kräftigen Mahl bewirtet, d.h. mit Fleisch und Kumys (= gegorene Stutenmilch). Dann durften sich alle unter freiem Himmel nach der so ermüdenden Wanderung niederlegen. Bald schliefen alle den tiefen Schlaf des Gerechten.

Neuntes Kapitel

Die Gruppe war nun für einstweilen am Ziel ihrer Reise. Von Herrn Rusachun (auch ein reicher Mohammedaner) erhielten unsere Männer die Erlaubnis, hier Bäume zu fällen. Sie bauten ein hohes Gerüst, um die Bäume zu Brettern zu zersägen. Auf das Gerüst wurde der Stamm gelegt. Ein Mann stand auf dem Stamm und ein andere darunter. Mit einer langen Baumsäge schnitten die Männer die Bretter. Das ist ein langwieriges und ermüdendes Verfahren. Sobald der Baum gefällt ist, werden die Äste abgeschlagen, die äußere Rinde geglättet und der Baum etwa auf die Hälfte geschnitten. So gibt es zwei Stämme, die fertig zum Zersägen sind. - Die Männer waren fleißig dabei, recht viele Stämme zu fällen und sie für das Zersägen fertigzumachen.

Bei einem Baum gab es plötzlich ein großes Unglück. Beim Fällen schlug der Baum mit starkem dumpfem Knall auf und blieb hart am Abhang liegen. Um ihn für das Zersägen

vorzubereiten, wurden wieder zuerst die Äste abgeschlagen. Dabei geriet der Baum auf einmal ins Rollen. In den noch verbliebenen Ästen verfing sich Heinrich Schellenberg und rollte mit den Abhang hinunter. Glücklicherweise blieb der Baum an tiefer stehenden Bäumen hängen. Die herbeieilenden Männer konnten Heinrich Schellenberg befreien. Leider war bei ihm ein Bein gebrochen, und er hatte auch mehrere andere Verletzungen davongetragen. Schnell war eine Tragbahre angefertigt, und sie trugen ihn hinunter an den Wagen. Vorüberziehende Kasachen zeigten ihnen ein nicht weit entferntes Haus, in dem einer ihrer Stammesgenossen wohnte, der sich auf Beinbrüche verstand. Dieser Mann wurde unverzüglich herbeigeholt. Er rückte das Bein zurecht, schiente und verband es. So konnte das Bein langsam heilen. Aber Heinrich Schellenberg blieb ein Krüppel. Daher konnte er auch nicht mit den anderen ziehen, die hier nicht bleiben wollten, wo das schwere Unglück passiert war. Er wurde zu den in der Nähe wohnenden Russen gebracht, die ihn freundlich aufnahmen und pflegten. Er durfte bei ihnen wohnen.

In dieser Zeit erhielten unsere Freunde Besuch aus dem Ausland. es waren zwei Missionare, die sich auf der Durchreise befanden: Herr Otto Torwik aus Oslo, Norwegen, und Herr Dr. Pierson aus Schweden. Frau Lili Goossen und Frau Heinrich Wiebe bewirteten sie mit Kaffee. Die Herren fotografierten die Gruppe und hinterließen 20 Dollar für den verunglückten Heinrich Schellenberg. Nikolai Goossen begleitete sie 30 Meilen auf ihrer Weiterreise.

Die Gruppe zog nun bald zu Herrn Akalatsche, der sie sehr zuvorkommend empfing und ihnen einen leeren Schafstall zur Verfügung stellte, in dem sie fürs erste wohnen konnten. Er wies ihnen auch Plätze an, wo sie sich ansiedeln und Häuser bauen durften.

Der Stall wurde nun von der Gruppe einigermaßen wohnlich hergerichtet, und man versuchte, sich hier einigermaßen heimisch zu fühlen. Der Geruch von den einst darin lebenden Schafen hing noch scharf in der Luft, doch man mußte sich notgedrungen daran gewöhnen. Leider hatte der Stall keine Wände. Er ruhte auf hohen Pfosten und besaß ein flaches Dach.

Und gleich in der ersten Nacht empfing die Neuankömmlinge ein leichtes Erdbeben. Die Posten zitterten, und von der Decke fiel Erde herunter auf die Ruhenden. Sie erschraken und verließen fluchtartig die Behausung. Den Rest der Nacht verbrachten sie unter freiem Himmel und richteten sich auf grünem Grase Ruheplätze ein, wo sie sich noch einmal dem Schlummer hingeben konnten.

Am anderen Morgen gingen die Männer an die schwere Arbeit, die ihrer wartete. Sie suchten sich die passenden Stellen aus, wo sie die Häuser bauen konnten. Es war ja die größte Dringlichkeit, schnell und billig Häuser zu bauen, um möglichst bald aus diesem primitiven Schafstall herauszukommen. Drei Häuser wurden geplant. An einer Anhöhe wurde eine steile, senkrechte Wand für die Erdgeschoße ausgegraben. Diese Wand sollte den Häusern als Rückwand dienen. Daran bauten sie für jedes Haus zwei Seitenwände und eine Vorderwand. Als Baumaterial diente Gras, das in Lehm getaucht wurde. So wurden die Wände geklebt. Das Dach wurde von Rundholz gelegt. Darüber deckten sie Strauch, Hanf und Lehmerde. Hanf ist hier in genügender Menge vorhanden. Von innen wurden die Wände und der Fußboden mit Lehm verschmiert. Jedes Haus bekam zwei Räume, einen Schlafraum und eine Küche, Es wurden auch Fenster und Türen eingebaut, und schon

waren die Häuser fertig. Sie konnten einziehen. In ein Haus zogen David Goossen sowie Jakob und Lili Goossen mit ihrer Kleinen. Das andere Haus wurde von Familie Nikolai Goossen und von Franz Letkemann eingenommen. Und in dem dritten Haus richteten sich Gerhard Nachtigall und Familie Heinrich Wiebe ein. Die Bewohner machten es sich so wohnlich wie möglich und hofften, sich hier nun bald heimisch zu fühlen

Während die Männer fleißig bei der Arbeit waren, klöppelte Frau Lili Goossen Spitzen zum Verkaufen. In Kuldja hatte sie bei Tataren die Klöppelarbeit erlernt. Als Entschädigung für das Erlernen mußte sie den Tataren einen Tisch geben, den David angefertigt hatte, weil Geld zum Bezahlen nicht vorhanden war. Nun kam ihr das Klöppeln hier sehr gelegen, denn die Kasachenfrauen waren sehr begierig nach den Spitzen und gaben dafür als Zahlung allerlei Lebensmittel, die unsere Freunde hier gut konsumieren konnten. Lebensmittelgeschäfte oder Handelshäuser, wo sie hätten kaufen können, gab es in dieser Wildnis nicht. Im weiten Umkreis waren auch keine Ärzte vorhanden. Alles, was man zum Leben brauchte, mußte hier die Wildnis hergeben.

Daher kam es den Männern sehr gelegen, dass sie die Gewehre und Munition, dazu auch die Hunde mitgebracht hatten. Sie gingen recht oft auf Jagd und brachten Wildschweine oder andere Tiere nach Hause, die den Familien das nötige Fleisch lieferten.

David hatte sich nun völlig von seiner Malaria erholt. Er errichtete eine kleine Tischlerei und fertigte allerlei einfache Möbelstücke und andere Sachen an, für die er guten Absatz fand.

Zu ihren elf Hunden hatten die Männer später noch zwei hinzugekauft. Sie mähten auch Futter für das Vieh, da der Winter nun vor der Tür stand. Einige Arbeit fanden die Männer bei den Kasachen. Als Lohn dafür erhielten sie Lebensmittel. So konnten sie etwas zuversichtlich dem kalten Winter entgegensehen, der bald mit aller Schärfe ins Land zog.

Als das Weihnachtsfest heranrückte, lernten die Kinder Gedichte und Weihnachtswünsche. Auch ein Weihnachtsbaum sollte aufgestellt werden. Wenn man auch in dieser chinesischen Wildnis leben mußte, so wollte man doch das liebe Weihnachtsfest mit den Kindern nicht missen. Die kleine Leni war nun ein Jahr alt. Sie war gesund und munter und der Mutter Stolz und Freude.

Ein Kasach hatte ein Wildschwein geschossen. Er kam herein und meldete Nikolai Goossen und den anderen, dass sie das Schwein holen und für sich behalten dürften. Er hatte es weitab im Felsgestein erlegt, und er würde ihnen den Weg zeigen und sie dahin geleiten. Das war ihnen allen ein willkommenes Angebot, zumal ihnen das Fleisch für die Weihnachtstage sehr zugute kommen würde. So machten sie sich denn am nächsten Tag früh morgens auf die Wanderung: Nikolai Goossen und Heinrich Wiebe zu Fuß, und der Kasach ritt auf dem Pferde. Es war gerade der 24. Dezember, also Heiligabend. Sie nahmen auf Anraten des Mohammedaners Sporen und Strick mit. Auch trieben sie einen Ochsen vor sich her, auf den sie das Schwein binden wollten. Im Hochgebirge fanden sie das Schwein tief unten in einer Schlucht liegend. Sie versuchten, das Schwein mit dem Strick hochzuziehen, während ihnen die Sporen dazu dienten, sich an den steilen Felsen festzuklammern. Das Schwein war jedoch zu schwer und ließ sich nicht von der Stelle bewegen. Es blieb ihnen nichts anders übrig, als es auf die Hälfte zu zerteilen. Mit viel Mühe gelang es dann, zuerst die eine Hälfte und dann die andere emporzuziehen. Bis in

die späte Nacht dauerte diese Arbeit. Dann wurde das Wildschwein auf den Ochsen geladen, und man trat die Heimreise an.

Es war bitter kalt, Nikolai Goossen merkte plötzlich, dass ihm die Zehen angefroren waren. Er konnte nicht weiter und mußte sich zur Nacht bei einer Russenfamilie einquartieren. Heinrich Wiebe brachte die Beute allein nach Hause. - Nikolai merkte am andern Morgen, dass das eine Bein ganz geschwollen war. Der Russe mußte ihn nach Hause transportieren. Hier versuchte man, mit Alkoholeinreibungen und anderem die Frosterstarrung aus den Füßen herauszukriegen. Es gelang, den einen Fuß zu retten, doch der andere Fuß blieb unheilbar, und die Nägel daran faulten ab.

So war denn die Weihnachtsstimmung in den drei Häusern dahin, und die Feiertage wurden ohne Freude und Gesang zugebracht. Wochenlang dauerte die Behandlung des Fußes, doch allen Bemühungen zum Trotz faulten die Nägel ab, zwei davon sogar zusammen mit dem Fleisch. Diese beiden Zehen mußten später abgenommen werden, und da kein Arzt zur Stelle war, mußte die Operation in Selbsthilfe - ohne jegliche lindernde Betäubung - mit der einfachen Kneif- und Zuckerzange vollzogen werden. Drei lange Monate war Nikolai Goossen gehbehindert.

Inzwischen zog der Frühling ins Land. Man schrieb das Jahr 1933. Die Natur war wieder ringsumher von neuem Leben erfüllt. Die beiden jungen Männer Franz Letkemann und Gerhard Nachtigall waren bereits vor einiger Zeit nach Kuldja zurückgewandert, weil sie hier nicht länger mitmachen wollten.

Nun gedachten die Brüder Goossen sowie Heinrich Wiebe, gemeinsam den damals so schwer verunglückten Heinrich Schellenberg aus seiner Einsamkeit bei den Russen herüberzubringen. Am Tage, bevor sie losgingen, war Heinrich Wiebe irgendwie unruhig und bat jedermann um Verzeihung, wo er etwa zum Anstoß gewesen war und nicht recht getan hatte. Nachdem die drei Männer gegangen waren, um Heinrich Schellenberg zu holen, kam Frau Wiebe zu Frau Lili Goossen und bat sie inständig, doch zur Nacht zu ihr zu kommen, da sie sich sehr fürchte. Sie war sehr beunruhigt und erzählte, ihr Heinrich habe in den letzten Tagen allerlei Begräbnislieder gesungen, so als ob er irgendeine Vorahnung von etwas Schwerem gehabt habe, das auf ihn zukommen würde. Frau Goossen ging mit ihr. Hierdurch war Frau Wiebe etwas getröstet.

Nach Mitternacht hörten die Frauen plötzlich ein schweres Stöhnen, das langsam näher kam. Heinrich Wiebe erschien in der Tür, wimmerte und schrie um Hilfe. Er hatte furchtbare Leibscherzen. Man versuchte alles, um seine Schmerzen zu lindern. Wein, Wermut und anders wurden ihm eingeflößt, doch alles ohne Erfolg. Die Schmerzen wurden fast unerträglich. So quälte sich Heinrich bis zum übernächsten Morgen. Dann starb er.

Die Erschütterung darüber war allgemein groß, da Heinrich Wiebe von allen geliebt und geachtet war. Frau Wiebe wollte sich nicht trösten lassen. Sie geriet fast in Verzweiflung. Die Männer fertigten einen Sarg an, legten den Leichnam hinein und verschlossen den darüber gedeckten Deckel. So mußte der Sarg zwei Wochen im Hause stehen, da Frau Wiebe wünschte, dass irgend jemand von ihren Verwandten zum Begräbnis kommen sollte. Endlich kam ihr Vater aus Kuldja, und nun fand das Begräbnis unverzüglich statt. Die leidgeprüfte Frau Wiebe fand Unterkunft bei Nikolai Goossens, während Familie Heinrich Schellenberg bei Jakob Goossens untergebracht wurde. So stand das Haus, in dem Fa-

milie Heinrich Wiebe gewohnt hatte und wo der Sarg mit der Leiche zwei Wochen aufbewahrt wurde, verlassen da. Drei Tage nach dem Begräbnis fuhr Frau Wiebe mit ihrem Vater zurück nach Kuldja.

Einige Tage nach der Beerdigung erkrankte das Töchterlein der Familie Schellenberg und starb ein paar Tage später. Wieder gab es ein Begräbnis.

Frau Lili Goossen bekam große Zahnschmerzen. Kein Zahnarzt war aufzutreiben. Da die Schmerzen unerträglich wurden, versuchten Jakob und David, den Zahn mit einer Zuckerzange zu ziehen. Das gelang nicht: der Zahn rührte sich nicht. Frau Lili mußte es daher durchleiden, bis der Zahn herauseiterte.

Eines Morgens früh - noch bei Dunkelheit - ging Jakob Goossen mit den Hunden auf Schweinejagd. Er wollte es einmal allein versuchen. Zudem mangelte es in der Küche sehr an Fleisch. Jakob blieb nicht lange aus. Bald nach Sonnenaufgang war er zurück. Er hatte einen großen und starken Eber geschossen. Doch ehe er ihn schießen konnte, hatte der Eber mit seinen scharfen Hauern unter den Hunden eine große Verwüstung angerichtet, während Jakob eiligst auf einen Baum klettern mußte, um sich in Sicherheit zu bringen. Von dort konnte er dann den Eber erlegen. Das Fazit der Verwüstung: Zwei Hunde waren spurlos verschwunden, zwei andere waren derart verstümmelt, dass sie erschossen werden mußten. Ein weiterer mußte später auch getötet werden. Einen Hund operierten Jakob und Lili Goossen, da ihm die Gedärme aus dem Leib hingen, aber noch Hoffnung bestand, dass er gerettet werden konnte. Und wirklich, der Hund erholte sich und wurde wieder gesund. Leider verschwand er später spurlos. Die übrigen Hunde hatten leichtere Verletzungen davongetragen.

Da nunmehr in den Bergen und Wäldern die Äpfel und Aprikosen reif waren, versprachen sich unsere Freunde eine gute Einnahme von dieser Frucht und gingen täglich hinaus, um sie einzuheimsen. Besonders Jakob und Lili waren sehr emsig beim Pflücken. Sie fuhren dann die Äpfel und Aprikosen nach Hause. David beschäftigte sich damit, die Früchte zu zerschneiden und auf den Stellagen zu schütten, die extra dafür gebaut wurden. Hier mußte das Obst in der warmen Herbstsonne dörren. Nebenbei arbeitete David an seiner Hobelbank und mußte auf die kleine Leni aufpassen, die nun schon eifrig herumlief und sehr mit ihren Spielsachen beschäftigt war.

Dieses Einernten des Obstes dauerte mehrere Wochen. Allmählich wurden viertausend Pfund getrocknetes Obst sichergestellt.

Inzwischen fuhr David Goossen nach Kuldja, um sich für die Gruppe zu erkundigen, wie dort die Lage ist und was die zurückgebliebenen Freunde dort schaffen. Nach einigen Wochen kam er mit der Nachricht zurück, dass Prediger Jakob Dück mit seiner Familie und noch drei andere Familien in Richtung Kaschgar abgefahren waren, um von dort baldmöglichst weiterzufahren. Pater Hufnagel hatte ihnen die Ausreisebewilligung von den Behörden verschafft, und nun war Hoffnung vorhanden, dass sie vielleicht bald über die Grenze, womöglich nach Indien, gelangen könnten. Diese Gelegenheit sollte aber anscheinend einmalig gewesen sein, und unsere Gruppe hatte sie verpaßt.

Das schlug bei unseren Freunden wie ein Donnerschlag ein. - Ach, warum war man hierher gezogen? Warum waren sie nicht lieber in Kuldja geblieben? Dann hätten auch sie vielleicht alle weiterfahren können - der Grenze entgegen. Wieviele Strapazen wären ih-

nen dann erspart geblieben! - Es bemächtigte sich aller eine große Rat- und Mutlosigkeit. Was sollten sie nun noch weiter in diesem unwirtlichen Lande tun, wo sie auf Schritt und Tritt auf Widerwärtigkeiten stießen?

Doch man mußte weiterdenken. Auf diesem Punkt konnte man nicht stehen bleiben und sich der Verzweiflung hingeben, denn dann müßte man zugrunde gehen. Beten und arbeiten war alles, was man jetzt noch tun konnte. - Und die Gruppe ging wieder zur Tagesordnung über.

Franz Letkemann, der inzwischen von Kuldja zurückgekommen war, und Nikolai Gossen kauften Stämme auf, brachten sie zum Fluß und flößten sie zur Stadt, wo sie das Holz gut verkaufen konnten. Dann kehrten sie zu den Ihrigen zurück.

In dieser Zeit verfinsterte sich die politische Lage. Die verschiedenen Mohammedaner-Völker schlossen sich zusammen und wurden aufständisch. Sowjetrußland lieferte ihnen Waffen mit dem Ziel, die chinesische Regierung zu stürzen. - Bei Herrn Akalatsche gab es allerlei geheime Zusammenkünfte, und er, der bisher der Gruppe gegenüber wohlgesinnt war, zog seine Freundschaft zurück.

Die Situation wurde immer gespannter. Die Kasachen begannen, unseren Freunden allerlei Wertgegenstände wegzunehmen. Zuerst mußten die Männer den Kasachen ihre Jagdflinten abliefern. Pferde, Ochsen und Wagen mußten sie billig verkaufen, damit ihnen diese nicht auch fortgenommen wurden. Verschiedene Möbelstücke, dazu Hühner und anderes wurden genommen, ohne dass sie dafür eine Zahlung erhalten hätten. Das Trokkenobst wollten die Unersättlichen auch haben, doch auf inständiges Bitten und Klagen ließen sie es der Gruppe, vielleicht auch, weil sie damit nicht viel anzufangen wußten.

Herr Akalatsche erklärte der Gruppe, dass die Häuser, die sie mit soviel Schweiß und Arbeit aufgebaut hatten, nicht mehr ihnen gehörten. Da wußten unsere Freunde, dass sie hier nicht länger bleiben konnten, sondern sich beeilen mußten, um hier wegzukommen. Sie entschlossen sich, nach Kuldja zurückzukehren. Sie wollten Stämme zu Flößen zusammenbinden und darauf nach Kuldja treiben. Wenn sie die Stämme dann in Kuldja verkauften, würde es ihnen helfen, ihre große Schuld von 1000 Dollar zu entrichten und alles Notwendige dort einzukaufen. Für ein Floß lagen Bäume genug am Wasser, die sie früher einmal dorthin geschafft hatten. Für ein weiteres Floß kauften sie die Stämme und schafften sie zum Fluß.

Nun wurden die Flöße gebunden. Man band Doppelflöße, um genügend Raum für Menschen und Sachen zu haben. Die Männer schnitten auch Weidenruten und flochten einen großen Korb daraus. In diesen legten sie das Obst, um es mitzunehmen und in Kuldja zu verkaufen. Für 4000 Pfund Trockenobst wurde schon ein Korb mit ganz gehörigem Umfang benötigt.

Alles wurde zum Wasser befördert. Die Sachen verstauten sie auf den Flößen. Dann hieß es „Einsteigen“, und die Reise ging los. Das Wasser sollte sie auf seinem Rücken tragen, und zwar mit der Geschwindigkeit, mit der die Strömung flußabwärts trieb. Das eine Floß trug die Familien Nikolai und Jakob Goossen, auf dem anderen waren David Goossen, Franz Letkemann und einige Russen, die mit ihnen die Reise nach Kuldja auf diese seltsame Weise machen wollten. Familie Heinrich Schellenberg war schon früher nach Kuldja zurückgefahren.

Zehntes Kapitel

Wo das Wasser tief genug war, fuhren sie ruhig. Bald waren sie gehobener Stimmung, da dieses ruhige und friedliche Treiben auf der Oberfläche des Wassers, das die meisten unserer Freunde noch nie erlebt hatten, faszinierend wirkte und Zeit genug war, das Abenteuer zu genießen und sich an dem Anblick der herrlichen Gottesnatur ringsumher zu ergötzen. Doch da es Oktober war und der Fluß den niedrigsten Wasserstand des Jahres hatte, kamen die Flöße an sehr flachen Stellen vorbei, wo sie steckenblieben. Mit Stöcken und Stangen mußte man sodann nachschieben und die Flöße heben, bis sie wieder von der Strömung erfaßt wurden und weitertrieben.

Auf jedem Floß hatten die Männer einen kleinen Erdhügel aufgeschüttet, wo man Feuer anzünden konnte, um die Mahlzeiten zuzubereiten und auch, um sich in der kalten Herbstluft zu erwärmen.

Man hatte auch kleine Netze geflochten, mit denen man nun Fische fand, die das notwendige Fleisch ersetzten und ein wichtige Rolle in der Verpflegung spielten.

Frau Lili Goossen sah ihrer Niederkunft entgegen. Das bereitete ihr große Sorgen. Viele Seufzer entrangen sich ihrer Brust. Wie sollte es nur werden hier auf diesem Wasser und auf diesem Floß, wenn ihre Stunde kommen würde? Manch ein Gebet um göttliche Hilfe in dieser schweren Lage schickte sie zum Himmel empor.

Sie entdeckten am Ufer eine kleine Kasachen-Jurte. Die Männer waren neugierig, da hineinzuschauen. Sie hielten an und wurden in der Jurte freundlich aufgenommen. Gleich waren einige Kasachenfrauen zur Stelle. Es wurde ein Schaf geschlachtet, und sie bereiteten in Eile eine kräftige Mahlzeit zu, während sich die Kasachen mit unseren Männern unterhielten. Der Braten war schmackhaft, und die Gäste waren für die Bewirtung dankbar. Nur Frau Lili hatte keinen Appetit. Sie fühlte sich elend und spürte, dass ihre Stunde stark näherrückte.

Am nächsten Morgen setzen sie die Reise fort. Nun wurde die Sache mit Frau Goossen immer ernster. Gegen Abend dieses Tages gewahrten sie mehrere Kasachen-Jurten am Ufer. Es konnte nicht länger gezögert werden. Sie hielten an, und Frau Lili wurde in eine der Jurten geleitet. Frau Nikolai Goossen nahm sich ihrer an.

Sofort sammelte sich um die Jurte eine Menge Kasachen und Kasachenfrauen, die Frauen zu Fuß und die Männer teils zu Pferde, teils ebenfalls zu Fuß. Neugierig gafften sie die weißen Gäste an und waren gespannt auf das, was nun geschehen sollte. Bei den Kasachen gibt es die merkwürdige Sitte, dass sich bei der Geburt eines Kindes mehrere Männer versammeln, um dem Ereignis zuzuschauen. Dies durfte hier jedoch nicht geschehen, und unsere Männer versuchten, die Gaffenden zurückzudrängen. Nur mit Mühe und großer Überredungskunst gelang es, die Leute zu überzeugen, dass bei den Weißen so etwas nicht geduldet wird. Auch die Bewohner der Jurte, in die Frau Goossen geführt worden war, mußten abgeschoben werden. Das konnten sie gar nicht verstehen, fügten sich

zuletzt aber doch. Dass ein weißes Kind bei ihnen geboren werden sollte, schien für die Kasachen ein Ereignis ersten Ranges zu sein.

Eine Kasachenfrau, die sich angeblich auf Hebammenkunst verstand, wurde aber doch zugelassen, und zusammen mit Frau Nikolai Goossen erwartete sie nun den Augenblick der Entbindung. Als es dann soweit war, erwies sich die Kasachenfrau als eine vorzügliche Geburtshelferin. Am späten Abend desselben Tages erblickte der Sohn von Jakob und Lili Goossen das Licht der Welt. Es war der 6. Oktober 1933.

Früh am andern Tag brach die Gruppe wieder auf, um weiterzufahren. Jetzt gaben die Kasachen aber unmißverständlich zu verstehen, dass das Neugeborene ihnen gehöre, weil es in ihrer Jurte geboren wurde. Nach langen Verhandlungen und nachdem ihnen schließlich eine entsprechende Geldentschädigung in die Hände gedrückt worden war, ließen sie es zu, dass Frau Goossen ihren Sohn für sich behalten durfte. - Jakob und Lili Goossen gaben dem kleinen Erdenbürger den Namen Peter.

Frau Goossen wurde mit ihrem Jungen auf das Floß geleitet, und dann ging die außergewöhnliche Reise weiter. David Goossen und Franz Letkemann fuhren mit ihrem Floß voran, Nikolai und Jakob in einigem Abstand hinter ihnen. Einige Tage war die Fahrt ruhig, und sie kamen langsam weiter. Dann kamen sie an die Stelle, wo sich der Kunjes-Fluß, auf dem sie bis jetzt gereist waren, mit dem Tickes-Fluß trifft und diese beiden vereinigt den Ili-Fluß bilden. Hier war die Strömung sehr stark. Die Flöße wurden von einer furchtbaren Wucht mitgerissen und konnten nicht mehr gesteuert werden. Die Strömung trieb das hintere Floß an das Ufer. Da es nun nicht mehr weiter konnte, wurde es durch Strömung und Wasserdruck seitlich emporgehoben, immer höher, während sich die andere Seite immer tiefer neigte und unter Wasser ging. Das Floß zitterte und bebte, es hob und senkte sich, so dass die Menschen für Augenblicke ins Wasser getaucht und wieder hochgehoben wurden. Eine Panik entstand auf dem Floß, die Kinder schrien, und jedermann erkannte mit erschreckender Deutlichkeit, dass das Floß jeden Augenblick umkippen konnte. Das würde wohl für alle den Tod bedeuten.

Doch o Wunder Gottes! Das Floß wurde von der Brandung wieder vom Ufer weggerissen und kam wieder in normale Stellung. Als es dann von der starken Strömung die Flußbiegung entlang getrieben wurde und um die Ecke bog, da sahen die Fahrenden, dass sich auch das vordere Floß festgefahren hatte. Es war in einen engen Kessel geraten, wo sich das Wasser mit starker Wucht drehte. Eine vordere Floßeke stieß an den Felsen, und das Floß drehte sich quer. Durch den starken Anprall riß es auf, so dass sich das hintere Ende auseinanderteilte. Die Ruder zerbrachen. David Goossen fiel ins Wasser, und man sah ihn nicht mehr. Jeder glaubte, er sei ertrunken. In diesem Hexenkessel ist es ganz unmöglich, ihm rettend zu Hilfe zu kommen. Wieder geschieht ein Wunder Gottes. Die starke Strömung riß auch dieses Floß vom Ufer los, und beide Flöße kamen aufs neue in den Hauptstrom. Bald waren sie wieder in ruhigerer Strömung und waren somit gerettet.

Gleichzeitig mit David waren auch verschiedene Sachen vom vorderen Floß ins Wasser gefallen. Die Leute des hinteren Floßes konnten einiges davon herausfischen, da es auf dem Wasser trieb, so z.B. eine Decke, einen Backtrog und einen Stamm des Floßes. Diesen Stamm banden sie an das hintere Floß.

Doch wo war David? Hatte Gott es wirklich zugelassen, dass er so schmählich ertrinken mußte? Es bemächtigte sich ihrer aller wieder eine tiefe Niedergeschlagenheit. Da sahen sie oben auf einem hohen Felshügel einen Mann dahineilen. Der Hügel stieß mit seinem Fuß hart an den Fluß. Bald erkannten sie den Mann. Es war David Goossen. Er suchte eine Stelle, wo er den Hügel hinuntersteigen konnte. Die Flöße wurden angehalten, und David konnte aufsteigen. Mit großer Freude wurde er von seinen Freunden begrüßt. Er mußte berichten, wie er aus dem Wasser herausgekommen war. Er hatte mit aller Kraft versucht, schwimmend das Ufer zu erreichen, wobei er verzweifelt gegen die starke Strömung ankämpfen mußte. Glücklich erreichte er das Felsenufer, an das er sich nur mit äußerster Kraftanstrengung klammern und an dem er sich hochziehen konnte. Jetzt gab es keine andere Möglichkeit, als den steilen Felshügel hinaufzuklettern und darauf entlangzugehen bis dort, wo es hinunterging und sich ein Ausgang zum Fluß öffnete. So war auch David gerettet, und alle waren von Herzen dankbar, dass der Herr sie so wunderbar aus der Todesgefahr gerettet hatte. Sie waren des Lobes voll über das göttliche Wunder, das an ihnen geschehen war.

Nun gab man sich daran, alles wieder zurechtzumachen und auszuflicken, so dass die Fahrt fortgesetzt werden konnte. Sie hofften, nun das schwerste dieser Reise überstanden zu haben.

Sie fuhren auf dem Ili-Fluß. Dieser hat eine ruhige und ausgeglichene Strömung, so dass sich die Flöße nur sehr langsam fortbewegten. Tagsüber fuhren unsere Freunde, und in den Nächten lagerten sie irgendwo am Ufer im Schutze von Buschwerk oder sonstigem, was sie vorfanden.

Genau eine Woche nach der Geburt des kleinen Peter begegneten sie erneut Unannehmlichkeiten. Es erhob sich plötzlich ein großes Unwetter. Der wütende Sturm machte das Weitertreiben auf dem Wasser für die Flöße unmöglich. Die Männer mußten unverzüglich an das Ufer steuern und anhalten, was von ihnen eine übermäßige Anstrengung erforderte, da die Strömung ihnen so sehr entgegenarbeitete. Schließlich fuhren die Flöße auf eine leichte Sandbank und blieben stecken. Irgendwie gelang es allen, über die Sandbank zu gelangen, wobei mehrere Personen ihre Schuhe und Strümpfe verloren. Bis zum Ufer mußten sie noch durch flaches Wasser waten. Endlich erreichten sie das Ufer, wo die Männer schnell im tiefen Gebüsch eine Unterkunft für die Frauen und Kinder errichteten und wo sie übernachten mußten. Noch lange heulte und tobte der Sturm.

Am anderen Morgen wurden die Flöße aus dem Sand gehoben und wieder fahrbereit gemacht. Nun konnte es weitergehen. Der Sturm hatte sich endlich in der späten Nacht gelegt. Es wurde immer kälter. Ein kalter Regenschauer ging hernieder, mit Schnee und Eis gemischt. Für die Fahrenden war es fast unerträglich. Stellenweise gefror das Wasser des Flusses. Dann blieben die Flöße im Eis stecken, und es kostete viel Mühe und Arbeit, sie wieder herauszuheben.

Frau Lili Goossen war stark erkältet. Naß und barfuß, da auch sie Schuhe und Strümpfe verloren hatte, mußte sie die Kälte über sich ergehen lassen. Glücklicherweise kam die kleine Leni mit einem kleinen Schnupfen davon. Und Peter war schön warm und geborgen an der Mutter Brust. Sie mußten wieder die Flöße ans Ufer bringen, um zu übernachten

und die Glieder an heißem Kaffee zu erwärmen. Auch das Frühstück am nächsten Morgen tat so gut und fachte den Mut von neuem an. Dann mußte weitergefahren werden.

Durch die starke Erkältung verschlimmerte sich Frau Lilis Zustand bald derart, dass die Flöße an einer Stelle des Ufers, wo Russen wohnten, wieder angehalten werden mußten. Frau Goossen wurde zu den Russen getragen, die sie auch wohlwollend aufnahmen. Die Gruppe wurde mit einem Mahl bewirtet, und der Ofen wurde angeheizt. Bald war das Zimmer warm, was der kranken Frau Goossen so wohl tat. Die Russen hatten vom Kochherd aus auf dem Fußboden eine etwa ein Fuß hohe und zwei Fuß breite gemauerte Wärmeleitung (6 Fuß lang), die von den Russen als Sitz- oder auch als Schlafgelegenheit benutzt wurde. Durch diese zog die Wärme des Kochherdes, und sie war fast immer warm und half mit zur Beheizung des Zimmers. Auf diese Wärmeleitung wurde Frau Lili gebettet, und die wohltuende Wärme durchdrang bald ihren erkälteten Körper.

Am nächsten Morgen wollten die Männer weiterfahren. Doch da wurde die Wirtin des Hauses sehr energisch und verlangte ganz kategorisch, dass die kranke Frau Goossen noch weiter in ihrem Heim verbleiben solle, bis sie sich erholt habe und die Erkältung ganz weg sei. So mußte denn unsere Gruppe drei volle Tage bei den guten Russen bleiben, bis Frau Lili ganz gesund war. Gute Verpflegung und allerlei Gefälligkeiten wurden in dieser Zeit den Reisenden geboten, so dass sie sich nicht zu langweilen brauchten.

Mit vielen Wohlwünschen und herzlichem Dank verabschiedeten sie sich nach drei Tagen von ihren Wohltätern, und dann ging die langwierige Reise weiter. Sie mußten noch einen ganzen Tag fahren. Dann kamen sie abends in Kuldja an.

Endlich - nach einer so abenteuerlichen Reise von insgesamt 22 Tagen, in denen sie ungefähr 200 Meilen (320 Kilometer) zurückgelegt hatten, - waren sie am Ziel. Sie fanden freundliche Aufnahme bei dem Missionar, Herrn Otto Torwik. Er gewährte der ganzen Gruppe für vorläufig Unterkunft in seinem geräumigen Heim.

Elftes Kapitel

Herr Torwik bewohnte 2 Häuser und ein Nebenhaus mit Küche, dazu einen ziemlich großen Hof. Auf dem Hof befand sich auch ein geräumiger Pferdestall. Das ganze hatte Herr Torwik gemietet, wahrscheinlich mit Missionsgeldern, da er ja Missionar war und hier eine Mission unter den Mohamedanern unterhielt.

Er hatte einige Familien als ständige Einwohner bei sich aufgenommen, und zwar Johann Wiebe mit Frau und zwei Töchtern Maria und Frieda, weiter Familie Jakob Wiebe, Familie Nikolai Goossen und Witwe Heinrich (Helena) Wiebe. Letztere war bei Herrn Torwik als Köchin angestellt. Herr Dr. Pierson hatte auch dort gewohnt, war aber schon nach Schweden zurückgekehrt, als die Gruppe vom Kunjes bei Herrn Torwik eintraf.

Jakob und David Goossen wollten Herrn Torwik nicht zur Last fallen und gingen aus, um in der Stadt ein Quartier zu suchen. Sie fanden eine Unterkunft in der Vorstadt bei einer wolgadeutschen lutherischen Familie (Heinrich und Maria Herd). Nur ein Zimmer wurde ihnen zur Verfügung gestellt, welches Jakob und Lili mit ihren zwei Kinderchen sowie Da-

vid Goossen Raum bieten mußte. Sie mußten eben sparen und konnten sich nichts Besseres leisten.

Die Brüder Goossen begaben sich zum Fluß und banden die Flöße auseinander, um die Stämme zu verkaufen. Es dauerte auch nicht lange, bis sie alles verkauft hatten. Für den Erlös konnte sie dem Tataren ihre Schuld von 1000 Dollar zurückzahlen, die sie bei ihm geborgt hatten.

Es war ihnen auch möglich, das vom Kunjes mitgebrachte Trockenobst zu verkaufen. Nun konnten Jakob und Lili für sich und die Kleinen allerlei Stoffe und andere Sachen beschaffen, um sich neu einzukleiden, nachdem bei dem Kunjes-Abenteuer alles zerrissen war. Auch das notwendigste Küchengeschirr und etliche Möbelstücke konnten sie allmählich erwerben. Frau Lili hatte sich nun völlig erholt, und sie begann, die gekauften Stoffe zu Kleidern und Wäsche zu verarbeiten.

Eines Tages erschien bei ihr eine russische Frau. Ohne Gruß ging sie zu dem kleinen Peter, schaute ihn an und drückte ihre Freude aus, dass sie nun ein Heim gefunden habe, wo sie wohnen konnte. Dann ging sie zu dem Tisch, auf dem die Stoffe lagen, und steckte diese vor Lilis Augen zu sich, um damit zu verschwinden. Jakob mußte der Frau ganz energisch entgegentreten, um von ihr die Stoffe zurückzubekommen. „Gott hat mir doch die Stoffe gegeben“, verteidigte sie sich. Sie sah jedoch, dass sie dem Jakob nicht entkommen konnte, und so gab sie denn die Ware wieder heraus. Dann eilte sie davon.

An den Wochentagen waren alle fleißig bei der Arbeit, um den Lebensunterhalt zu erwerben, während sich an den Sonntagen die Gruppe deutscher Flüchtlinge bei Missionar Otto Torwik zu Gottesdiensten versammelte, um sich an Gottes Wort zu erbauen.

David und Jakob fanden hin und her kleine Verdienstmöglichkeiten, wobei sich David nebenbei mit Tischlereiarbeit zusätzlich etwa Geld erwarb.

Die politische Lage war zu dieser Zeit äußerst gespannt. Allerorten in den Provinzen brachen Unruhen aus, begleitet mit Aufständen und Metzeleien. Im Norden und Osten des Landes überfluteten die japanischen Heere weite Gebiete. Im Nordwesten brachen die sowjetischen Eroberer ins Land ein. Und im Inneren des Landes bekämpften sich Kommunisten und Nationalisten sowie Mohammedaner und Chinesen. Oft gab es Zeiten, wo die Bevölkerung gar nicht wußte, wer eigentlich zur Zeit an der Regierung war. So wurde es auch in Kuldja immer gespannter und unruhiger. Gerade um die Weihnachtstage kam es zur Entscheidungsschlacht.

Diesmal waren es die Tunganen (ein Mohammedanerstamm), die gegen die Chinesen kämpften. Auf die Seite der Chinesen kämpften auch viele Russen, namentlich die Überreste de einstigen Koltschak-Armee in Rußland, die sich damals nach China geflüchtet hatten, weil sie von der Roten Armee verfolgt wurden. Diese Überreste wurden von Attamann Annenkow befehligt.

Unsere rußlanddeutsche Gruppe, darunter auch Jakob und Lili Goossen, war gerade bei Missionar Torwik zum Weihnachtsgottesdienst versammelt, als Kuldja von den Tunganen gestürmt wurde. Zuerst hörten die Versammelten ferne Schießereien, die indessen rasch näher kamen. Bald waren die Straßen ringsum voll kämpfender Tunganen. Von allen Seiten war das Schießen und Pfeifen der Kugeln zu hören. Die Bewohner der Häuser zitter-

ten vor Angst. Auch mordeten und raubten die Tunganen und belästigten die Frauen, wo sie ihrer habhaft werden konnten.

Die um Herrn Torwik Versammelten fanden Zuflucht im flachen Keller des Hauses, zu dem eine geheime Falltür führte. Nur Frau Lili Goossen und Frau Helena Wiebe, die Brustkinder auf dem Arm hatten, mußten oben im Erdgeschoß bleiben, weil man fürchtete, dass das Weinen dieser Kinder die ganze Gruppe im Keller verraten würde. O wie groß war die Angst der beiden Frauen hier oben! Wie haben sie zu Gott gefleht um Schutz und Bewahrung! - Und wirklich, sie blieben unbelästigt. Der Sturm verzog sich allmählich, und so konnten auch die anderen bald wieder aus ihrem Versteck hevorkommen.

Doch da es auf den Straßen jetzt zu unsicher war, ließ Herr Torwik seine Gäste nicht nach Hause gehen. Sie mußten drei Tage bei ihm verbleiben, weil die Kampfhandlungen drei volle Tage andauerten. Bitter kalt war es draußen, und das Thermometer zeigte 40 Grad unter Null nach Reaumur.

Während der ärgsten Schießerei ging von den bei Torwik Versammelten ein Wolgadeutscher, ein Herr Rau, auf die Straße, um sich das „Geplänkel“ anzuschauen. Ihn traf eine Kugel, und er sank tot nieder.

In der dritten Nacht der Kämpfe dröhnte plötzlich furchtbarer Kanonendonner von außerhalb her. Die Kanonen beschossen die innere Festung der Stadt. Dadurch entstand eine Panik unter den Kämpfenden, und sie ergriffen in wilder Angst die Flucht und zerstreuten sich. So hatte Sowjetrußland leichtes Spiel, die Stadt zu besetzen. Die sowjetische Oberhoheit in Kuldja wurde proklamiert und die Rote Fahne mit Hammer und Sichel gehißt. - Nun sind unsere Freunde wieder unter kommunistischer Herrschaft, der sie vor zwei Jahren nach China entflohen waren. Was würde nun mit ihnen geschehen? ---

Herr Torwik hatte eine amerikanische und eine norwegische Fahne aufgesteckt, um die Mordenden und Plündernden abzuschrecken. Vielleicht war das auch tatsächlich ein Schutz.

Doch eines Tages stürmte plötzlich eine Horde Mohammedaner heran und verlangte die sechs Christen heraus, die früher Mohammedaner waren und sich nun von dem großen Propheten Mohammed abgewandt hatten. Sie wollten diese 6 Christen im Fluß ertränken. Die Christen befanden sich tatsächlich bei Herrn Torwik. Doch es gelang ihnen, blitzschnell durch die geheime Falltür im Keller zu verschwinden. Die Mohammedaner durchsuchten das Haus. Doch sie fanden nichts und nahmen dafür Herrn Torwik und Nikolai Goossen der zugegen war, banden sie und führten sie auf den Hof. Dort gab der Anführer den Befehl, auf die beiden Männer loszuschlagen. Sehr wahrscheinlich war es ihre Absicht, sie einfach totzuschlagen. Doch Gott der Herr ließ es nicht zu. Eben in dem Augenblick, als der Befehl zum Schlagen gegeben wurde, kam ein höherer Beamter vorbei, und er befahl mit lauter Stimmen, das Schlagen zu unterlassen. Darauf wurden die zwei Männer gebunden durch die Stadt geschleift. Man brachte sie zum Sowjetstab und lieferte sie dort ab. Die Offiziere des Stabs verhörten die Gebundenen und gaben sie dann frei. Man gab ihnen sogar Geleit bis zu ihrem Heim. So erkannte Herr Torwik und Nikolai Goossen die bewahrende Hand Gottes und waren dem Herrn von Herzen dankbar.

Endlich war das Kriegsgemetzel zu Ende. Doch die Straßen und Häuser waren voller Tote. Diese wurden auf große Lastwagen geladen und außerhalb der Stadt in einem riesigen

Massengrab verscharrt. Viele angesehene Männer und Frauen befanden sich unter diesen Toten.

Bald verspürte man auch die eiserne Knute der sowjet-kommunistischen Tyrannen. Die Verbindung zum Ausland wurde vollständig blockiert. Es wurden keine Briefe durchgelassen. Aller Verkehr war unterbunden.

Und nun geschah etwas echt Sowjetisches: Tausende Chinesen, viele mit russischen Frauen, wurden aus Rußland nach China abgeschoben. Von diesen kamen viel nach Kuldja. Dagegen wurden hier in China unzählige reiche und angesehene Chinesen arretiert und hinter Schloß und Riegel gebracht. Ihre Frauen und Kinder wurden bis aufs letzte beraubt. All ihr reiches Vermögen, besonders das viele Vieh und ungeheure Schafherden, wurde nach Rußland transportiert, ein Prozeß, der sich durch Monate hinzog.

Gegen diese Reichtümer erhielten die chinesischen Aufständischen, die auf sowjetischer Seite kämpften ungeheure Ladungen an Waffen und Munition. Auch wurden Hochwege und Hospitäler gebaut, und Ärzte sowie Schwesternpersonal und Medikamente wurden von Rußland nach China befördert - alles mit politischen Erwägungen und Berechnungen. Auch Kuldja erhielt ein großes Krankenhaus mit dem ganzen Stab an Ärzten, Personal und Laboratoriumsausrüstung.

Zwölftes Kapitel

Hier in Kuldja wohnte ein Herr Unger. Er stammte irgendwoher aus Deutschland. Er war sehr reich und besaß in Kuldja eine große Lederfabrik mit vielen Arbeitern und Angestellten. Unweit der Fabrik besaß er eine ausgedehnte Hofstelle mit einem bestausgestatteten, modernen Wohnhaus, in welchem er wohnte. Außerdem hatte er fünf Kilometer von der Stadt entfernt ein großes Gut und auch eine Spiritusfabrik. Das Gut wurde von einem Herrn Ivan Petrowitsch Mendik verwaltet, der aus Lettland stammte.

Dieser Herr Mendik schickte eines Tages Botschaft zu Jakob und Lili Goossen mit dem Ersuchen, auf dem Gut eine Arbeit zu übernehmen: Jakob als Aufseher mit allem, was damit verbunden war, und Lili als Köchin. Dieses Angebot schien ihnen günstig zu sein und versprach ein einigermaßen gutes Einkommen. Sie sagten also zu und zogen mit ihrem bißchen Hab und Gut dorthin. Von David mußten sie sich also trennen, mit dem sie fünf Jahre lang zusammengewohnt hatten, und zwar in einem ungetrübten Verhältnis. David mietete sich nun ein Zimmer in einem anderen Hause und errichtete eine kleine Tischlereiwerkstatt.

Als Jakob und Lili auf dem Gut ankamen, wurden sie dort äußerst kühl empfangen. Das konnten sie nicht begreifen. Man hatte ihnen doch so viele schöne Versprechungen gemacht. Warum nun dieser kühle Empfang? - Schließlich rief Herr Mendik Lili beiseite und frage sie, ob sie backen könne. Man habe ihm zur Kenntnis gegeben, dass Frau Goossen diese Sache nicht verstehe. Lili antwortete ihm, dass er es etwa eine Woche lang mit ihr Versuchen solle. Wenn er dann finden würde, sie sei in der Sache nicht tauglich, wäre sie bereit, wieder fortzugehen. Herr Mendik ging auf diesen Vorschlag ein; und es bedurfte

keiner ganzen Woche, bis sich Herr Mendik überzeugt hatte, dass er falsch unterrichtet worden war und hier eine grobe Verleumdung vorlag.

Jakob und Lili lebten sich bald ein, und sie fanden, dass ihnen eine gute Arbeitsstelle zugefallen war. Lili Goossen wurde übrigens mit sehr viel Arbeit konfrontiert. Sie mußte immer sehr pünktlich die Mahlzeiten für Herrn Mendik, für dessen Vater, für Mendiks Bruder, für Lehrer Prokopow sowie für 10 Arbeiter fertig haben. Jeden zweiten Tag mußte für diese 14 Personen Brot gebacken werden. Jede Woche hatte sie für 4 Mann die Wäsche zu waschen und dazu täglich vier Kühe zu melken. Zu diesem allen mußte auch ihre eigene Familie täglich mit dem Notwendigen versorgt werden. Doch Lili war jung und zu der Zeit in sehr gutem Gesundheitszustand, und sie fand Freude an der Arbeit.

Ihre Wohnverhältnisse waren jedoch äußerst primitiv. In dem langen Eßsaal, in dem sich täglich mehrmals die 14 Personen einfanden, um ihre Mahlzeiten einzunehmen, wurde ihnen das eine Ende des Raumes zugewiesen, wo sich Jakob und Lili mit ihren Kindern und all ihren Sachen fast bis zum Unmöglichen beengen mußten. Die Küche mit dem großen Backofen war im angrenzenden Raum.

In den Sommermonaten kam zu der Arbeit der Frau Lili noch die Bearbeitung eines großen Gemüsegartens und später das Einmachen von Kohl, Gurken und anderem Gemüse hinzu.

Aber das Monatsgehalt war befriedigend, und für den Weihnachtsmonat, also für Dezember, gab es einen doppelten Monatslohn. Und an den großen Festtagen wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten durften Jakob und Lili ihre Freunde und Verwandten einladen, da dann die Arbeiter des Guts in Urlaub waren und folglich weniger Arbeit in der Küche zu verrichten war. Sie konnten auch für ihren eigenen Bedarf eine Kuh kaufen. Die Butter von der Kuh konnten sie an Herrn Torwik oder auch an andere verkaufen, wodurch eine zusätzliche Einnahme ins Haus kam. Dafür konnten sie Wäsche, Wolle zum Decken anfertigen und anderes beschaffen. Die große Not von einst war überwunden, und es begann, wirtschaftlich etwas besser zu gehen. Sie waren glücklich.

Eines Tages, als Herr Torwik wieder einmal auf seinem stolzen Roß angesprengt kam, um seine Butter zu holen, erzählte er Frau Lili mit strahlendem Gesicht ein großes Geheimnis. Er sei nämlich verlobt, und zwar mit seiner Köchin, der Witwe Helena (Heinrich) Wiebe. Das war für Frau Goossen wirklich eine große Überraschung.

Oft auch, in den Sommermonaten und an klaren Sonntagen, luden Jakob und Lili die Jugend ihres Freundeskreises ein. Es wurde Tee getrunken oder man beschäftigte sich im Grünen mit allerlei Spielen und anderem mehr. Das wußte die Jugend sehr zu schätzen.

Bei einer Gelegenheit, als die Jugend wieder einmal mit Teetrinken beschäftigt war, den Frau Lili servierte, bemerkte sie, dass Gerhard Nachtigall (der immer noch unverheiratet und ebenfalls zugegen war) bedrückt aussah und mit einem Seidenband spielte. Er drehte sich das Band um den Hals und zog - gleichsam spielend- die Enden des Bandes zusammen. Plötzlich sah Frau Lili, dass er die Enden zu fest angezogen hatte und nach Luft rang. In großer Besorgnis veranlaßte sie, dass Jakob mit einer Schere das Band durchschnitt. Darauf fiel Nachtigall um und verlor anscheinend die Besinnung. Er erholte sich aber bald wieder und verließ den Raum. Der Vorgang löste unter den Jugendlichen eine große Bestürzung aus. Etwa einen Monat später erschien Gerhard Nachtigall wieder und

bedankte sich herzlich bei Frau Goossen, dass sie ihm damals das Leben gerettet hatte. Wie hätte er Gott dem Herrn begegnen sollen, wenn er damals gestorben wäre?!--

Die russische Frau, die vor etwa einem Jahr bei Goossens die Stoffe entwenden wollte, was durch Jakobs Eingreifen verhindert wurde, erschien plötzlich wieder, war sehr freundlich und, als sie das Haus wieder verließ, entwendete sie der Frau Goossen ein teures Wolltuch. Herr Mendik erfuhr, dass sie da war, und befahl ihr, schleunigst den Hof zu verlassen und sich nie wieder hier sehen zu lassen.

Am Fluß Kasch, einem Nebenfluß des Ili, der eine sehr starke Strömung hat, wollte die Regierung nun ein Stauwerk bauen, das Kuldja mit elektrischem Strom versorgen sollte. Das Werk sollte nach dem Muster des Dnjeprostroy gebaut werden, und sie wollten es Kasch-Stroy nennen. Viele hier im Exil lebende österreichische und deutsche Ingenieure berieten die Regierung in dieser Angelegenheit und wurden für den Bau verpflichtet.

Mit der Arbeit wurde begonnen, und viele, die arbeitslos waren, fanden nun Beschäftigung, so auch mehrere junge Männer und Jünglinge unserer deutschen und deutsch-mennonitischen Gruppe. Unter vielen anderen waren auch David Goossen und Franz Letkemann als Arbeiter angestellt.

Eines Tages geschah ein großes Unglück. Beim Überqueren des Flusses auf einem leichten Boot wurde das Fahrzeug von der starken Strömung umgekippt, und Franz Letkemann ertrank. Das war für unsere Gruppe ein schwerer Schlag, und jedermann betrauerte ihn, da er tüchtig, lebensfroh und sehr beliebt war.

Der Kasch-Stroy blieb in den Anfängen stecken, da die Regierung in den vielen Kriegs- und Revolutionswirren finanziell unfähig war, das Werk zu vollenden. So mußten alle Ingenieure und alle einfachen Arbeiter das Werk ohne Entlöhnung wieder verlassen.

Die Tage eilten dahin, und die Arbeit häufte sich immer mehr und wurde für Frau Goossen mit jedem Tag schwerer. Sie war wieder in Erwartung. Als im Spätsommer die Blätter gelb wurden und anfingen, von den Bäumen zu fallen, und als die Erntezeit im Gange war (im Jahre 1935), erblickte die kleine Frieda, also das dritte Kind der Goossens, das Licht dieser so leidvollen Welt.

Da Lili Goossen nun drei kleine Kinder zu pflegen hatte, konnte sie die viele Arbeit auf dem Gut nicht mehr bewältigen. So mußten sie denn, wenn auch schweren Herzens, den Dienst bei Herrn Mendik niederlegen.

Ungefähr um diese Zeit wurde eine sehr wichtige Hochzeit gefeiert. David Goossen hatte in Fräulein Maria Wiebe eine Lebensgefährtin gefunden, und sie schlossen nun den Bund der heiligen Ehe.

Jakob Goossen kaufte sich zwei Pferde und einen Wagen. Er wollte versuchen, sich mit Fuhrwerken den Lebensunterhalt zu verdienen. Vielleicht konnte er sich dadurch von anderen Menschen mehr unabhängig machen und selbständiger werden.

So verließen sie im Spätherbst des Jahres 1935 ihren Wohnort und die Arbeit bei Herrn Mendik und zogen wieder in die Stadt. Sie fanden eine Mietwohnung, wo sie mit Heinrich Schellenbergs und anderen Familien unter einem Dach wohnten.

Missionar Otto Torwik, der sich mit Helena Wiebe verlobt hatte, wurde von den Behörden aufgefordert, Kuldja und das Land zu verlassen. Er kehrte zusammen mit seiner Braut in

seine Heimat zurück, nach Norwegen, wo sie bald Hochzeit machten. Später gingen sie von dort als Missionare nach Indien.

Dreizehntes Kapitel

Jakob Goossens richteten sich nun so gut wie möglich in ihrem neuen Heim ein. Das Haus, in dem sie jetzt wohnten, war nicht mehr neu. Es war bereits stellenweise recht baufällig. Jetzt, da Jakob sein eigenes Fuhrwerk hatte, konnte er mehr verdienen und fühlte sich freier. Er war mit ganzer Seele bei seiner Arbeit als Fuhrmann. Er mußte besonders viele Kohlen für andere Familien heranfahren, da es bereits Winter war und die Öfen geheizt werden mußten.

So war Jakob eines Tages auch wieder sehr mit seinem Fuhrwerk beschäftigt. Frau Lili war allein zu Hause mit ihren Kindern. Die kleine Frieda schlief ruhig in ihrem Zimmer, und Frau Goossen war außerhalb des Zimmers beschäftigt. Sie spürte das Mahnen, nach dem Töchterlein zu schauen. So ging sie hinein und betrachtete mit Wohlgefallen ihren Liebling, wie er so süß und friedlich schlief. Frau Lili war so dankbar, dass Gott ihr ein so liebes Ding mit rosigen Wangen und braunen Löckchen geschenkt hatte. Draußen spielten die Kinder, wobei es laut und lärmend zuging. Damit der süße Schlaf der Kleinen durch den Kinderlärm nicht gestört werde, zog sie ganz leise das Bettchen an die andere Seite des Zimmers, weiter ab vom Fenster. Dann verließ sie das Zimmer und ging wieder ihrer Arbeit nach. Während sie arbeitete, hörte sie plötzlich einen dumpfen Ton. Kam dieser nicht gerade aus dem Zimmer, in dem die Kleine schlief? Eilend ging sie zur Tür und öffnete sie. Da entdeckte sie dass gerade an der Stelle, wo vorhin das Bettchen stand, ein großes Lehmpflaster von der Decke heruntergefallen war. Hätte sie nicht vorhin das Bettchen weitergerückt, hätte der Brocken sehr wahrscheinlich die Kleine getötet. Gott hatte es nicht zugelassen. Frau Lili erkannte von neuem die bewahrende Gnade Gottes und war so dankbar dafür.

Als Jakob am Abend von seiner Arbeit heimkehrte, berichtete Lili ihm, was vorgefallen war. Da war Jakob überzeugt, dass sie in diesem baufälligen Haus nicht länger wohnen bleiben konnten. Sie beschlossen, eine andere Wohnung zu suchen. So zogen sie also in eine andere Straße, wo sie wiederum eine sehr dürftige Wohnung fanden.

Für Jakob Goossens war es von Nachteil, dass sie neben einer Wohnung für sich auch immer einen Stall für die Pferde haben mußten. In der Stadtmitte waren gute Wohnungen zu mieten, die aber leider keine Ställe für Pferde besaßen. Und am Rande der Stadt, wo Pferdeunterkünfte zu finden waren, gab es neben diesen Ställen immer nur kümmerliche Wohnungen, die gemietet werden konnten. So traf Goossens das schwere Los, dass sie sehr oft die Wohnungen wechseln mußten und doch im Laufe mehrerer Jahre kaum jemals etwas fanden, wo sie menschenwürdig wohnen konnten. Erst viel später, als Wagen und Pferde verkauft waren, konnten sie Wohnungen finden, die ihnen zusagten.

Als die kleine Frieda vier Monate alt war, gesund und blühend wie sie war, da wohnten Jakob Goossen wieder einmal auf einem kleinen Mietshof, wo glücklicherweise auch wieder eine Unterkunft für die Pferde vorhanden war. An der Straße hatte David Goossen in

einem Zimmer seine Tischlereiwerkstatt. Daneben hatte er mit seiner jungen Frau seine Wohnung. Auch die Eltern der Maria, Ehepaar Johann Wiebe, hatten sie nun hierhergeholt. Und jetzt fanden auch noch Jakob und Lili Unterkunft in einem kleinen Zimmer auf dem Hinterhof des Anwesens. Jakob fuhr fleißig jeden Tag auf Arbeit mit seinem Fuhrwerk.

Frau Lili hatte Ohrenschmerzen. Dazu kam eine innere Entzündung im Unterleib. Sie mußte zum Arzt, es ging nicht anders. Sehr besorgt war sie um die kleine Frieda, badete sie und zog ihr reine Wäsche an. Dann legte sie ihren Liebling ins Bettchen, und bald schlief die kleine so süß, dass Frau Lili es wagen durfte, schnell zum Arzt zu gehen. Im Fensterglas war ein ziemliches Loch. Um die kleine Frieda vor Windzug und kalter Luft zu schützen, stopfte Lili das Loch mit einem Lappen fest zu. Mit Maria, Davids Frau, verabredete sie, dass diese von Zeit zu Zeit nach der Kleinen schauen sollte, ob sie schlief oder bereits aufgewacht war. Bevor sie ging, warf sie noch die große Katze hinaus, die Jakob vor kurzem ins Haus gebracht hatte, damit sie Mäuse fing.

Nun ging Frau Lili zum Arzt. Die Sorge um die Kleine beflügelte ihre Schritte. Beim Arzt mußte sie lange warten. Ach, sie war so unruhig! - Schließlich fragte sie die diensthabende Schwester, ob sie nicht vorgelassen werden könnte, da sie zu Hause einen kleinen Säugling habe. Die Schwester meldete es dem Arzt. Dieser nahm sie an und untersuchte sie. Er gab einige Anordnungen und verschrieb die entsprechende Medizin. Dann war Frau Lili entlassen.

Mit bangem Herzen eilte sie nach Hause, als ob sie gleichsam eine böse Ahnung trieb. Zu Hause angekommen, meldete Maria ihr, dass sie mehrere Male an der Tür gehorcht habe, aber alles still geblieben sei. Die Kleine schliefe wahrscheinlich immer noch.

Frau Lili spürte, dass ihr Herz zum Zerspringen klopfte. Was war es? Warum war sie so unruhig? - Sie riß die Tür zum Zimmer der Kleinen auf. Ein markerschütternder Schrei entrang sich ihrer Brust. Alle Bewohner ringsumher kamen herzugelaufen. Was war geschehen? - Ganz seelenruhig schlief die große Katze auf dem Gesichtchen der kleinen Frieda. Man hob die Katze langsam auf. Die kleine Frieda, der Liebling ihrer Mutter, - war tot.

Wer beschreibt wohl den Schmerz der Mutter? -- Ach, sie weinte und quälte sich mit der Selbstanklage: „Warum bin ich zum Arzt gegangen?“- Man versuchte, sie zu trösten, aber vorläufig fand sie keinen Trost. Zu groß war der Schmerz.

In heller Wut ergriff David die Katze und bereitete ihr draußen einen qualvollen Tod. Die Katze hatte sich draußen an der Wand hochgezogen, mit Pfoten und Zähnen den Lappen aus dem Fensterloch entfernt und sich durch das Loch gezwängt. Das Loch war viel zu klein für sie, doch durch den Druck des Körpers der Katze zersplitterte das Glas, so dass das Loch größer wurde und es der Katze möglich war, sich hindurchzuarbeiten. So hatte sie dann das Unheil angerichtet.

Leni und Peter hatten während der Abwesenheit der Mutter sorglos in der Werkstatt ihres Onkels David gespielt, was sie auch schon früher oft getan hatten und was David gerne sah, da er die Kinder sehr liebte.

Als Jakob mit seinem Fuhrwerk nach Hause kam, wurde er draußen von Nikolai Goossen, der gerade zugegen war, über das Unglück unterrichtet. Er kam herein, schaute die kleine

Leiche an und drückte seinen großen Schmerz in dem Selbstvorwurf aus: „Warum habe ich das Stück Katze ins Haus gebracht?!“

Nun mußte David einen kleinen Sarg anfertigen. Der kleinen Leiche wurde ein schönes Kleidchen angezogen, und sie wurde in den Sarg gelegt. Wie ein schlafendes Engelein sah sie aus, zwar bleich, doch mit frischen Gesichtszügen und mit ihren braunen Löckchen. Es war fast nicht zu glauben, dass Frieda tot war, so schön sah sie aus. Doch sie mußte begraben werden. Ein sehr trauriges Begräbnis! -

Die Verwandten und Bekannten bekundeten warme Teilnahme und herzliches Beileid. In der Baptistenkirche betete man am nächsten Sonntag um Trost für die Leidtragenden. Es kamen auch einige Baptistenprediger ins Haus und sprachen Frau Goossen Trostworte zu.

Man sagte ihr, dass die liebe Kleine zu schade gewesen sei für diese rauhe Welt und dieses leidvolle Leben. Deshalb habe der himmlische Vater sie in ihrer kindlichen Unschuld heimgerufen. Sie sei nun geborgen bei ihrem Heiland. In dieser so allgemeinen Teilnahme und in der Fürbitte fand Frau Lili Beruhigung und Trost. Sie konnte wieder froh werden. Doch ihr liebes Töchterlein konnte sie nicht vergessen. Die Sehnsucht nach der kleinen Frieda wollte immer größer werden. Nächtelang fand sie wenig Schlaf.

Nun schien es, als wollten die Heimsuchungen für das leidgeprüfte Ehepaar Goossen noch kein Ende nehmen. Am Tage nach dem Begräbnis war es bitter kalt. Das kleine Kälbchen wurde zur Nacht unter Dach gebracht und mit Stroh bedeckt. Am nächsten Morgen war es tot. Zu groß war die Kälte; es war erfroren. Die Kuh wollte daraufhin nicht mehr die Milch geben. In China werden die Kühe mit dem Kalb gemolken. Das Kalb muß ansaugen, und wenn erst die Kuh die Milch zuläßt, wird das Kalb weggezogen, und die Kuh kann gemolken werden. Jetzt, da das Kalb nicht mehr da war, gab die Kuh die Milch nicht. Nach vielen vergeblichen Versuchen bekam Frau Lili dann schließlich doch ein wenig Milch, aber es war nur ein Bruchteil von dem, was die Kuh mit Hilfe des Kalbes gegeben hatte. Das war für die Speisekammer ein großer Verlust.

Einige Tage später kam Jakob zum Abend vom Fuhrwerken nach Hause. Lili sah ihn kommen. Was war das? Er hatte nur ein Pferd vor dem Wagen. Wo war das andere, das bessere Pferd? Sehr betrübt berichtete Jakob ihr, dass das Pferd vor dem Wagen plötzlich krank wurde und bald darauf starb. Was das für eine Krankheit war, konnte sich niemand erklären. So mußte Jakob denn Geld borgen und ein anderes Pferd kaufen, um seine Arbeit fortsetzen zu können.

Auch bei David Goossens kehrte das Leid ein. Tante Johann Wiebe, Marias Mutter, erkrankte im Winter. Das Ehepaar Johann Wiebe wohnte gerade zu der Zeit bei David Goossens. Die Krankheit verschlimmerte sich, und im Frühling starb die Mutter.

Vierzehntes Kapitel

Die deutsche Gruppe kam jeden Sonntag zu einer Erbauung zusammen, und zwar abwechselnd in den Häusern, in denen sie wohnten. Es wurde das Wort Gottes gelesen, so gut es ging, ausgelegt, gesungen und gebetet. Wenn es auch nur primitiv war, so

gut es ging, ausgelegt, gesungen und gebetet. Wenn es auch nur primitiv war, so wurden die Leute doch gesegnet und bekamen das, was sie für ihren inwendigen Menschen brauchten.

Auf der Suche nach einer besseren Wohnung fand Jakob ein Zimmer bei einer Mohammedaner Witwe. Das Zimmer war etwas größer, so dass Frau Lili hier mehr Raum zum Wohnen vorfand. Beim Einzug fanden sie, dass die Wirtin sie überschwenglich warm und herzlich empfing. Über die „Schönheit“ der Frau Lili und ihrer Kinder konnte sie beinahe nicht Worte genug finden. Ihre Freundlichtuerei wurde derart aufdringlich und durchsichtig, dass es Frau Goossen bang wurde. Ihr ging es riesengroß auf, dass sich hinter dieser Fassade der Heuchelei womöglich eine äußerst gefährliche Charaktereigenschaft, wenn nicht gar eine Hexe, verbarg.

Die Miete mußten Goossens für sechs Monate im voraus bezahlen. Anfangs kamen sie auch sehr gut mit der Mohammedanerin aus. Doch bald erfuhren sie auf Umwegen, dass die Witwe sie bei den Nachbarn verleumdete und allerlei Unwahrheiten über sie verbreitete.

Nicht lange, dann beschwerte sie sich, dass die Pferde ihr den Hof verunreinigten. Es war anfänglich vereinbart worden, dass Frau Goossen jeden zweiten Tag den Hof fegen sollte. Bald verlangte sie, dass der Hof täglich gefegt werden müsse. Auf alle mögliche und unmögliche Weise machte sich die Witwe unbequem. Es war offensichtlich, dass sie die Mieter los sein wollte. Die Miete war ja im voraus bezahlt, und es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass sie diese zurückzahlen würde. Dazu hatte die Witwe einen Bruder, der ebenfalls bei ihr wohnte. Der war fast immer betrunken. Es geschah nicht selten, wenn er besonders viel „Warmes“ zu sich genommen hatte und die Kontrolle über seine Worte verlor, dass er allerlei Worte fand, vor denen Frau Goossen das Grauen ankam, und er drohte den Mietern damit, dass er sie umbringen würde. So konnten Goossens in diesem Hause nicht lange bleiben. Nach knapp drei Monaten zogen sie aus, obwohl sie für sechs Monate bezahlt hatten. Selbstverständlich wurde ihnen nicht ein Pfennig zurückerstattet.

Sie fanden wieder Unterkunft bei Familie Heinrich Herd, wo sie schon früher einmal gewohnt hatten. Diesmal wohnten sie in einem anderen Zimmer.

Jakob sah jetzt eine Möglichkeit, gut zu verdienen. Er schloß sich mit zwei eigenen Fuhrwerken einer großen Fuhrwerk-Karawane an, welche für eine bedeutende Firma Fracht nach Urumtschi beförderte. Er wurde der Führer dieser Gruppe.

Urumtschi ist die Hauptstadt der Provinz Sinkiang. Sie ist ungefähr 350 Meilen oder 560 Kilometer von Kuldja entfernt, direkt in östlicher Richtung. Die Stadt liegt versteckt zwischen den hohen Bergen des Tien-Shan-Gebirges. Urumtschi wird auch Thiwa genannt, und sie hatte zu jener Zeit etwa 60.000 Einwohner.

Jakob blieb einen ganzen Monat weg. Er verdiente auf dieser Reise gut und brachte einen ganzen Haufen Geld mit nach Hause. Es war damals die Zeit der dauernden Geldentwertung. Die Banknoten zählten nach Hunderttausenden und nach Millionen.

Die Fuhrleute, denen sich Jakob angeschlossen hatte, waren meistens Analphabeten und nicht imstande, das Geld, das sie als Gruppe für das Fuhrwerken bekommen hatten, unter sich zu verteilen. So mußte Jakob ihnen dabei helfen und bekam auch für diesen Dienst

noch eine Entlöhnung. Jakob Goossen war somit plötzlich ein „reicher“ Mann, denn das Geld, das er mitbrachte, zählte nach Millionen.

Da aber die Inflation immer weiter fortschritt, brachte ihn dieses Geld nicht weit voran. Er konnte dafür das zweite Fuhrwerk bezahlen, eine zweite Kuh kaufen und höchstens noch einige Kleinigkeiten anschaffen.

Jakob Goossen hätte gern noch mehr solcher großen Reisen nach Urumtschi gemacht, weil der Verdienst dabei doch größer war, als zu Hause die kleinen Fuhrwerkereien einbrachten. Doch jetzt wurde von den Behörden eine schriftliche Genehmigung für derartige Fahrten angeordnet. Diese Genehmigung wurde Jakob aber verweigert, weil er - wie auch alle anderen Deutschen jener Zeit in Kuldja - interniert war und keine Rechte besaß.

In der Zeit, in der Jakob durch die Fahrt nach Urumtschi abwesend war, erkrankte Frau Lili Goossen an schwerer Malaria. Sie bekam unerträglichen inneren Frost. Auf dem Hof spielten die Kinder im Sand, der von der warmen Sonne gut durchwärmt war. Es müsse doch den Frost aus ihrem Körper vertreiben, wenn sie sich im Sande gut erwärmen könnte, dachte Frau Goossen, und mühsam schleppte sie sich trotz ihrer Krankheit hinaus und legte sich in den warmen Sand. Die Wärme war ihren frostigen Gliedern sehr angenehm. Doch diese Kur erwies sich bald als äußerst gefährlich. Lili Goossen fühlte, dass ihr unwohl wurde. So mußte sie sich wieder zurück ins Haus schleppen. Sie wurde so sehr krank, dass sie das Bewußtsein verlor. Frau Herd mußte sich ihrer annehmen und sie pflegen. Auch Lilis Kinder mußte sie in ihre Obhut nehmen. Nur sehr langsam erholte sich Frau Goossen. Lange, bange Wochen vergingen, bis dass sie wieder einigermaßen hergestellt war.

Im Februar 1937 wurde Frau Lili von einem Sohn entbunden, den sie Otto nannten. Nun hatten Goossens wieder drei Kinder, nachdem sie damals die kleine Frieda begraben mußten: Leni, Peter und Otto. Zur Geburt war Frau Lili ins Krankenhaus gebracht worden. Tüchtige Ärzte und gute Pflege dort bewirkten, dass Frau Goossen sich bald erholte und wieder zu Kräften kam.

Einige Monate vorher hatte Gerhard Nachtigall seine Hochzeit mit einer Rebekka Blank gefeiert. Mit diesen jungen Leuten wohnten Goossens eine Zeitlang in einem Haus. Hier hatten Jakob und Lili ein schönes Zimmer mit großen Fenstern und einer Veranda am Haus entlang. Sie lebten hier förmlich auf, bekamen oft Besuch von Freunden und Verwandten und waren glücklich.

Ringsum wohnten aber viele Arbeiter der nahen Fabrik, die dem aus Deutschland stammenden Herrn Unger gehörte. Bald zeigte es sich, dass hier sehr gestohlen wurde. Viele Sachen wurden entwendet, nicht nur den Goossens, sondern auch bei den anderen Einwohnern. Daher konnten sie dort nicht lange bleiben. Sie fürchteten, dass ihnen womöglich eines Tages auch die Pferde und der Wagen gestohlen werden könnten.

Sie fanden Unterkunft auf einem Hof, der dem reichen Herrn Unger gehörte. Heinrich Schellenbergs wohnten ebenfalls dort, und bald zogen auch Gerhard Nachtigalls dahin. Leider konnten Goossens hier wieder nur ein ganz kleines Zimmer bewohnen, in welchem zudem ein großer russischer Backofen stand, der außer von Goossens auch von den anderen Familien des Hauses zum Backen benutzt werden durfte.

Jakob hatte das andere Fuhrwerk, das er damals für die Reise nach Urumtschi erworben hatte, nun wieder verkauft. Er fand jetzt wieder Arbeit mit seinem (ersten) Fuhrwerk, die ihn aufs neue für eine Woche von zu Hause fernhielt. Als Frau Lili auf ihn wartete und sich um ihn Sorge machte, warum er so lange wegblieb, kam ein Mann zu ihr herein. Sie kann sich nicht mehr entsinnen, wer es war. Der sagte ihr in leichtfertigen Worten, dass sie auf ihren Mann nicht mehr zu warten brauche; der sei unterwegs verunglückt und lebe nicht mehr. Das schnitt ihr wie ein Dolchstich ins Herz. Zitternd fragte sie den Mann, woher er die Nachricht habe und ob sie wirklich wahr sei. Der Mann suchte nach Erklärungen und machte dabei allerlei Ausflüchte. Schließlich gestand er ihr, dass er nur gescherzt habe. Dieser grobe und unvorsichtige Scherz blieb aber nicht ohne Wirkung bei Frau Goossen. Er hatte sie zu sehr erschreckt.

In der darauffolgenden Nacht fand sie keinen Schlaf. Ihr ganzes Leben stand plötzlich vor ihr. Sie wußte dass sie einst als junges Mädchen eine Erfahrung mit dem Herrn gemacht hatte. Seit jener Zeit hatte sie sich immer für bekehrt und wiedergeboren gehalten. Jetzt - in dieser einsamen und schlaflosen Nacht - kamen ihr Zweifel. Sie wurde immer unruhiger. War es der Feind, der sie mit Zweifeln anfocht, oder war es ihr Gewissen, das plötzlich erwacht war? - Sie konnte es nicht feststellen. Immer hatte sie geglaubt, ein Kind Gottes zu sein, - und jetzt diese furchtbaren Zweifel. Sie betete inbrünstig zu Gott, doch sie konnte keine Ruhe finden. Schließlich sagte sie im Gebet folgende Worte: „Herr Jesus, ich war immer der Meinung, dass ich Dein Kind sei. Wenn ich es aber nicht bin und mich getäuscht hatte, dann will ich mich jetzt zu Dir bekehren, um ganz Dein zu sein“. - Sie ging zu Heinrich Schellenberg, der auf dem nämlichen Hof wohnte, und klagte ihm ihre Not. Dieser war ein tiefgläubiger Mann. Er las mit ihr ein Gotteswort, und sie beteten zusammen. Darauf sagte er ihr einige trostreiche Worte, und allmählich konnte Frau Lili ruhig werden. Tiefer Friede zog in ihr Herz ein. Nun konnte sie glauben und von ganzem Herzen danken. Jetzt wußte sie, dass sie ein Kind Gottes sei und ihr Leben dem Herrn Jesus gehöre.

Als ihr Mann nach Hause kam, erzählte Frau Lili ihm, was sie erfahren hatte, und konnte ihm frohen Herzens berichten, dass sie nun fest glauben könne, dass sie wiedergeboren sei. Jakob freute sich mit ihr und wünschte, auch endlich so weit zu sein. Doch er konnte sich vorläufig nicht dazu durchringen.

Jakob Goossen hatte auf dieser Reise einigermaßen gut verdient und konnte nun die Schuld für das früher gekaufte Pferd entrichten. Und jetzt gingen sie daran, eine bessere Wohnung für sich zu suchen. Sie waren endlich in der Lage, ihren Lebensstandard zu verbessern und menschenwürdiger zu wohnen.

Fünfzehntes Kapitel

Sie fanden eine Wohnung, wo sie für sich allein wohnen konnten. Das Haus hatte zwei Zimmer, eins davon sogar mit Holzfußboden. Das Wohnzimmer hatte nach der Straße hin zwei Fenster und eins nach der Hofseite hin, so dass das Zimmer hell und freundlich war.

Ein schöner Balkon befand sich entlang der Hinterseite des Hauses. Auf dem Hinterhof war ein Stall, in dem sie ihr Vieh unterbringen konnten.

Das Haus gehörte einer Mohammendanerfamilie, die in einem großen Haus gegenüber, auf der anderen Straßenseite wohnt. Die Eigentümer erwiesen sich als sehr gute, zuvorkommende und vornehme Leute.

Die Miete mußte für ein ganzes Jahr vorausbezahlt werden. Aber weitere Verpflichtungen wurden Goossens nicht auferlegt. Zum erstenmal nach langer Zeit fühlten sie sich hier frei und ungezwungen. Auch gab es in der Nähe zwei große Handelshäuser, und Frau Lili brauchte nicht weit zu gehen, wenn sie Einkäufe machen mußte.

Das Fuhrwerken wurde immer schwieriger. Es war jetzt nur noch gestattet, im Rahmen der Stadt und nicht mehr außerhalb zu fahren. Deshalb entschloß sich Jakob Goossen, sich nur noch im Winter mit Kohlenfahren zu beschäftigen und für die Sommermonate andere Verdienstmöglichkeiten zu suchen.

Er verkaufte beide Pferde und den Wagen und kaufte dafür ein größeres und stärkeres Pferd und einen kleineren Einspännerwagen. Beides eignete sich besser zum Kohlenfahren als der große Wagen mit den zwei Pferden. Auch die zweite Kuh wurde verkauft, und sie behielten für sich die alte schwarze Kuh, mit der sich Frau Lili am besten verstand.

Das Fuhrwerken mit Kohlen war übrigens ein mühsames Geschäft, da man beim Kohlenschacht immer lange warten mußte, bis man die Kohlen laden konnte. Es waren sehr viele Kohlenfahrer, die sich sehr oft zu Dutzenden einfanden und beim Schacht warteten, bis sie laden konnten. So dauerte es meistens stundenlang, ja sehr oft tage- und nächtelang, bis die einzelnen an der Reihe waren. Zudem lag der Schacht weit entfernt von der Stadt, so dass auch die Hin- und Rückfahrt sehr viel Zeit in Anspruch nahm.

So mußte Jakob wieder einmal bis spät in die Nacht beim Kohlenschacht warten. Frau Lili war allein zu Hause mit den Kindern. Abends brachte sie die Kinder ins Bett zur Nachtruhe, und sie selbst saß noch bis spät in die Nacht am Tisch bei der einfachen Petroleumlampe und nähte Hausschuhe für die Kleinen.

Die nächtliche Stille lagerte über dem Raum, und sie konnte so ungestört ihren Gedanken nachgehen. Es kamen ihr all die vielen Erlebnisse in Erinnerung, die sie hier in diesem immer noch so fremden Lande gehabt hatte. Sie gedachte jener schweren Abenteuer auf der Reise nach dem oberen Kunjesfluß sowie an die Erfahrungen in jener Wildnis und an die bitterschwere Rückfahrt nach Kuldja auf den Flößen, die von der Strömung des Flusses getrieben wurden und wobei es so viele Widerwärtigkeiten gab, - und schließlich dann, als der kleine Peter in einer Kasachenjurte geboren wurde.

Dann wanderten ihre Erinnerungen zurück zu der kleinen Frieda, die ein so liebliches Kindlein und ihr so sehr ans Herz gewachsen war, die aber eines Tages ins kalte Grab gesenkt werden mußte. - Heiße Tränen rollten Frau Lili die Wangen herunter.

Da vernahm sie ein Klopfen an der Tür. Es klopfte wieder. Frau Lili sprang auf, trocknete ihre Tränen und eilte zur Tür. „Wer ist da?“ fragte sie laut. Keine Antwort. Sie wiederholte ihre Frage, doch niemand antwortete. Das Klopfen wurde indessen in gewissen Abständen fortgesetzt. Nochmals fragte sie, auch in russischer und dann in arabischer Sprache, aber niemand meldete sich. Frau Goossen wurde bange. Was bedeutete das nur? - Sie nahm kurz entschlossen das Küchenbeil zur Hand und machte sich bereit zur Abwehr.

Dann wollte sie hastig die Tür öffnen. Doch was war nur los? Die Tür wollte sich nicht öffnen lassen. Mit der ganzen Wucht ihres Körpers stemmte sie sich dagegen. Es gelang ihr schließlich, die Tür einen kleinen Spalt zu öffnen. Nun sah Frau Lili die Ursache. Die Furcht in ihr wich einer nicht zu unterdrückenden Heiterkeit. Durch den Türspalt gewahrte sie, dass sich ihre schwarze Kuh an der Tür niedergelegt hatte und in aller Ruhe und Gelassenheit ihr Futter wiederkäute, das sie am Tage zu sich genommen hatte. Hierbei stieß sie in Abständen mit ihren Hörnern an die Tür, wodurch das Klopfen entstand, das Frau Lili so sehr erschreckt hatte. Nun konnte Frau Lili beruhigt wieder ihrer Arbeit nachgehen. Bald legte sie jedoch die Arbeit nieder und begab sich zur Nachtruhe, da es schon sehr spät war.

Nachts um zwei Uhr kam Jakob nach Hause. Er wollte eintreten, doch er fand das Tor verschlossen. Das nahm ihn übrigens nicht wunder, denn wegen der vielen Gefahren mußte seine Frau pünktlich zur Nacht das Tor verschließen. Das Tor befand sich ganz nahe am Haus, da dieses an der Straße gelegen war. So klopfte Jakob denn an das Tor. Da sich aber im Hause nichts regte, klopfte er stärker. Und schließlich klopfte er ans Fenster ihres Schlafzimmers. Doch es kam keine Antwort von innen. Was war nur mit seiner Frau, dass sie so fest schlief? Oder war sie nicht zu Hause? Oder sollte etwa ein Unglück passiert sein? - Jakob wartete, denn er wollte seine Lili nicht stören, falls sie so fest schlafen würde. Bis vier Uhr wartete er. Dann klopfte er wieder. Und diesmal regte es sich drinnen, und seine Frau öffnete ihm. Sie hatte wirklich so fest geschlafen und ihn gar nicht gehört. Da erzählte sie ihm die Geschichte mit der Kuh, was auch ihn erheiterte. Und dann gingen sie beide zur Ruhe und schliefen den Schlaf des Gerechten.

Wieder einmal wurde Frau Goossen vom Malariafieber heimgesucht. Jeden Zweiten Tag wechselten Frost und Hitze einander ab. Das Fieber nahm sie stark mit, und es war so schwer zu ertragen, weil sie nebenbei die Hausarbeit tun, die Mahlzeiten zubereiten und die Kinder pflegen mußte. Die kleine Leni half ihr dabei, so gut sie es in ihren noch jungen Jahren bereits vermochte.

Man hatte ihnen erzählt, dass zuweilen das Fieber weicht, wenn der Fieberkranke das essen kann, wonach ihn gerade sehr hungert. Und Frau Lili verspürte einen mächtigen Hunger nach einer Melone. Sie bat Jakob, ihr vom Markt eine zu holen. Er tat es, und sie verspeiste die halbe Melone. Und tatsächlich - das Fieber verließ sie und kam nicht wieder.

Nachdem sich Jakob Goossen im Winter mit Kohlenfahren das bißchen Geld verdient hatte, pachtete er für den Sommer zusammen mit einigen Russen ein Stück Land und bepflanzte es im Frühling mit Weizen. Einen anderen Acker pachtete er für Arbusen, Melonen und Gemüse. Die Ernte fiel ganz gut aus, und der Verkauf der Erzeugnisse brachte etwas Verdienst ins Haus.

Acht Monate wohnten Goossens nun schon in diesem freundlichen Haus. Da kam eines Tages der Mohammedaner, der Wirt des Hauses, zu ihnen herein. Sehr vorsichtig und gleichsam auf Umwegen eröffnete er ihnen, dass er das Haus verkauft habe, in welchem Jakob und Lili wohnten. Da aber das Jahr noch nicht um sei, für das sie gezahlt hatten, erlaube er ihnen, in sein Haus zu ziehen, in welchem er wohnte. Er sagte ihnen, sie dürften sich dort das Zimmer aussuchen, das ihnen am besten gefällt, und er würde es dann für sie bereit machen. Jakob Goossens gingen mit ihm und sahen sich die Zimmer an.

Diese waren aber alle besetzt. Unsere Freunde hatten nicht den Mut, dem Wirt die Unannehmlichkeiten des Sich-beengen-müssens zuzumuten. Schließlich fanden sie ein Zimmer, das weniger besetzt war. So baten sie den Wirt, ihnen dieses Zimmer zur Verfügung zu stellen. Es war sehr klein, und sie mußten sich wieder einmal sehr zusammendrücken.

Aber der Wirt zeigte ihnen seine Dankbarkeit für ihre anspruchslose Wahl. Er war ihnen dafür auch des weiteren sehr verbindlich und tat ihnen Gutes, wo er nur konnte. Jeden Abend erhielten sie nun einiges von der Mahlzeit, die die Wirtsleute für sich bereitet hatten. Der Wirt besaß einen großen Lederhandel. Er kaufte Leder auf, Pferde-, Rinds- und besonders viel Schafsleder, und verkaufte es weiter in dem großen Handelshaus, das er im Zentrum der Stadt besaß.

Goossens lernten im Laufe der Zeit allerlei religiöse Bräuche der Mohammedaner kennen. Fünfmal täglich muß der Moslem beten, wobei er das Gesicht nach Mekka richtet und den Fußboden küßt. Seine Gebete muß er sprechen: am frühen Morgen beim Hellwerden, auf Mittag, vor Sonnenuntergang, nach Sonnenuntergang und vor Mitternacht. - Im neunten Monat des islamischen Jahres, dem Ramadan, ist ihre große Fastenzeit (Urasa). Dann müssen sich die Moslems einen Monat lang am Tage, d.h. von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, von jeglicher Speise und von jeglichem Trank fernhalten. Nachts dürfen sie dann Speise und Trank zu sich nehmen. - Nach dem Fastenmonat beginnt dann der zeremonielle Rundgang - eine traditionelle und sehr beliebte Feier - durch die Häuser, wo Tee und Gebäck bereitstehen. Jeder, der sich an diesem Rundgang beteiligt, nimmt in jedem Hause nur einen Schluck Tee und einen kleinen Bissen vom Gebäck zu sich. Den Rundgang eröffnen die Männer der höheren Stände. Dann kommen die Mittelstände dran und schließlich die einfachsten Arbeiter und niedrigsten Volksgenossen. Und ganz zuletzt kommen dann auch die Frauen noch an die Reihe.

Bei jedem Liter Milch, den der Moslem verkauft, spricht er die segnenden Worte: „Gott hat es gegeben“.

Im zwölften islamischen Monat, dem Zu'lhijjah, trat ein reicher und hochangesehener Mohammedaner seine Pilgerfahrt nach Mekka an. Seine Rückkehr nach Kuldja, seiner Heimatstadt, war ein Triumphzug von solcher Immensität, wie er selten einem irdischen Herrscher bereitet wird. Die Straße, auf der er in die Stadt einziehen sollte, war kilometerweit von einer dichten, sich drängenden Volksmenge umsäumt. Durch hin und her sprengende Reiter wurden die Wartenden ständig auf dem laufenden gehalten, wo und wie weit der Heimkehrende bereits sei. Als der Pilger dann endlich von weitem sichtbar wurde, strömte die nach tausenden zählende Volksmenge nach vorne, und jeder wollte zuerst den himmlischen Segen empfangen, den der Mekkafahrer von der heiligen Kaaba und dem heiligen Stein mit nach Hause brachte. - Jakob und Lili Goossen waren auch in der Volksmenge und sahen sich die Sache aus nächste Nähe an. Unter den Wartenden befanden sich auch viele Moslemfrauen, die aber fast alle verschleiert waren. Der Heimkehrende kam ganz langsam angefahren. Voran fuhr eine Kutsche, dann die geschmückte Kutsche des heimkehrenden Mekkafahrers. Er wurde von vielen Wagen und Reitern begleitet.

Der Pilger stand auf seinem Wagen in höchstem mohammedanischen Schmuck und teilte nach allen Seiten hin mit den Händen nach islamischem Brauch den Segen aus. Die Menge wurde fast rasend. Alle drängten sich herzu und wollten ihn anrühren. Jeder wollte

soviel wie möglich von dem Segen empfangen, den er austeilte. Die Mulahs, die in der vordersten Reihe standen, empfingen den Segen aus den Händen des Pilgers und leiteten ihn weiter an die Hintenstehenden. So wurde der Segen aus einer Hand in die andere weitertransportiert, bis ihn auch die Hintersten empfingen.

Tief beeindruckt von diesem einmaligen Erlebnis, das sie bisher noch nie gesehen hatten, gingen Jakob und Lili Goossen nach Hause. Am anderen Morgen - unter dem Eindruck des empfangenen Segens - wurde den ersten Käufern in den Handelshäusern die Warte mit großem Diskont überlassen.

Sechzehntes Kapitel

Die Sowjets waren in Kuldja immer noch an der Regierung, und den Druck, den sie ausübten, bekam die Bevölkerung mehr und mehr zu spüren. Namentlich war es die deutsche Minderheit, der die kommunistische Partei mißtraute, da Deutschland zu jener Zeit vom Nationalsozialismus beherrscht war, welcher politisch eine große Gefahr für Sowjetrußland darstellte und die UdSSR zu überrennen drohte. Als dann 1939 der Krieg zwischen Deutschland und Rußland ausbrach, welcher zum Zweiten Weltkrieg führte, da ging auch in Kuldja das Mißtrauen gegen die Deutschen in offene Feindschaft über. Die Früchte dieser Feindschaft waren verheerend und furchtbar.

Im Juli 1939 kam ein Jüngling aus dem Kreis ihrer Freunde sehr aufgeregt zu Jakob Goossens und meldete mit stockendem Atem, dass die deutschen Männer in der Stadt alle arretiert und fortgeschleppt worden seien, unter ihnen auch David Goossen, Gerhard Nachtigall, Heinrich Schellenberg und viele andere. Nur die ganz Alten und die Jünglinge unter 20 Jahren seien nicht genommen worden. Die Polizei habe sie auch aufgefordert, ihnen alle Briefe und Papiere, alle Ausweise und sonstigen Dokumente auszuliefern.

Diese Nachricht wirkte schockierend auf Jakob und Lili Goossen. Nun würde auch Jakob bald an der Reihe sein, vielleicht schon in der nächsten Nacht. Nikolai Goossens waren zu dieser Zeit in Urumtschi. Was würde wohl dort mit ihnen geschehen? -

Jakob ging sogleich in die Stadt, um nachzusehen, ob es sich also verhielte. Er fand die Nachricht bestätigt und war sich nun bewußt, dass auch ihn dasselbe Schicksal ereilen werde.

Und wirklich, ein paar Tage später, als Jakob gegen Abend eben mit seinem Fuhrwerk von der Arbeit nach Hause kam, war auch schon die Polizei auf dem Hof und forderte Jakob auf, mit ihm ins Haus zu gehen. Jakob bat den Polizisten, ihm zu erlauben, vorher das Pferd auszuspannen. Dies wurde ihm gestattet. Dann gingen sie ins Haus. Sehr höflich eröffnete ihm der Polizist, dass er den Auftrag habe, Jakob Goossen zu arretieren und zum Verhör abzuführen.

Als Frau Lili bitterlich zu weinen begann, tröstete der Hüter des Gesetzes sie und sagte, dass Jakob womöglich bald wieder losgelassen werde, da er ja nur zum Verhör kommen solle. Er riet Jakob aber doch, Kissen und Decke mitzunehmen.

Dann nahm Jakob Abschied von seiner Lili. Ach, sie wußten ja nur zu gut, dass dies eine Inhaftierung für lange Zeit bedeutete, ja vielleicht für Jahre oder gar fürs ganze Leben. Sie weinten beide. Auch von den Kindern nahm Jakob herzlichen Abschied. Von Otto mußte er sich losreißen, denn der wollte ihn nicht gehen lassen und weinte herzzerreißend.

Nun führte der Polizist Jakob Goossen ab. --

Was würde ihrer aller nun warten? Was sollte Frau Lili allein mit ihren vier Kindern anfangen? (Das vierte Kind war noch nicht da, es sollte aber in den nächsten Tagen ankommen.) Ach, sie war der bittersten Not und Armut ausgeliefert. Und wie würde sich Jakobs Zukunft gestalten? Würde er wohl je wiederkommen? Oder würde man ihn am Ende nach Rußland zurückbefördern, von wo es höchst wahrscheinlich kein Zurück zu seinen Lieben mehr geben würde?! Ach, die Lage war so hoffnungslos. Fürs erste fand Frau Goossen keinen Trost. Sie mochte sich zu Wasser weinen.

Alle Freunde ringsumher waren aufgeregt und zeigten Frau Lili ihr tiefstes Mitgefühl. Nach und nach fand sie Trost im Aufblick zu Gott ihrem Herrn und im Wort Gottes. „Der dich behütet, schläft noch schlummert nicht“. Dieses trostreiche Psalmwort beruhigte sie, und sie wußte sich geborgen in Dem, der über ihr wacht.

Da der Sohn des Hauses ihrer Wirtsleute sich verheiratete und nun im Hause ein Zimmer zum Wohnen benötigte, mußte Frau Goossen ihm ihr Zimmer abtreten. Dafür wurde ihr auf dem Hof ein kleiner Raum zugewiesen, der bis dahin als Lagerraum für die aufgekauften Leder gedient hatte. Der Wirt versicherte ihr, dass sie für diesen Raum keine Miete zu zahlen brauche, dass sie ganz frei darin wohnen dürfe. Es war nur ein jämmerlicher Raum, doch Frau Goossen hatte keine andere Wahl.

Sie ging nun daran, aus dem Raum ein einigermaßen bewohnbares Zimmer zu machen. Mit Lehm klebte sie die Löcher in den Wänden zu und strich sie mit weißer Erde an. Dann glättete sie den Fußboden und hängte eine Gardine vor das kleine Fenster. Darauf konnte sie mit ihren Kindern und Sachen Einzug halten. Es erforderte allerlei Geschicklichkeit, die Betten und Bettchen so zu stellen, dass sie alle in dem kleinen Raum ihren Platz kriegten.

Etwa sechs Tage nach Jakobs Festnahme spannte Frau Goossen ihr Pferd vor den Wagen, band die Kuh hinten an, lud die Kinder auf und fuhr zu ihrer Schwägerin Maria Goossen, Davids Frau. Marias Vater, Johann Wiebe, war noch nicht inhaftiert. Er war willig, Pferd und Kuh in Pflege zu nehmen, wofür sie die Milch von der Kuh verbrauchen und hin und wieder das Pferd beanspruchen durften.

Dann ging Frau Lili zum Krankenhaus und fand dort Aufnahme. - Am 2. August 1939, genau eine Woche nach der Inhaftierung von Jakob Goossen, wurde der kleine Martin geboren.

Jetzt waren es vier Kinder, die Frau Goossen zu pflegen hatte. Sie war bitter arm und wußte nicht, wo sie das zum Leben Notwendige hernehmen sollte.

Vier Tage nach der Geburt des Sohnes wurde Frau Goossen aus dem Krankenhaus entlassen. Sie ging zu Maria Goossen, wo ihre Kinder waren, und blieb ungefähr zwei Wochen dort. Dann begab sie sich mit ihren Kindern, mit dem Pferd und mit der Kuh zurück in ihr bescheidenes Heim.

Der kleine Otto, der nun zwei Jahre und sechs Monate alt war, sehnte sich nach seinem Papa. Jeden Morgen, wenn er erwachte fragte er, ob der Papa noch nicht da sei. Und jedesmal, wenn die Mutti ihm sagte, dass er noch warten müsse, weinte er bitterlich.

Frau Herd kam eines Morgens zu Frau Goossen, als Otto gerade so sehr nach dem Papa verlangte und weinte und schluchzte. Da konnte auch Frau Herd nicht an sich halten, und sie weinte zusammen mit Otto die bittersten Tränen. Ach, sie hatte solch ein Mitleid mit dem armen Jungen und auch mit Frau Lili, der solch ein schweres Los zugefallen war.

Einige Tage später brachte Heinrich Herd, den ebenfalls das Mitleid gepackt hatte, 2 Pud (80 russische Pfund) Mehl als Mithilfe, wofür Frau Goossen so sehr dankbar war.

Trotz der vier Kinder, die sie zu pflegen hatte, war sie gezwungen, Arbeit zu suchen, um das Nötigste für den Lebensunterhalt zu verdienen. Sie durfte für einige Chinesenfamilien die Wäsche waschen, ein mühevolles Geschäft auf dem einfachen Waschbrett, das ihr aber einige russische Rubel einbrachte.

Das chinesische Geld, das zuletzt fast keinen Wert mehr hatte, hatten die Sowjets annulliert und dafür sowjetrussische Rubel in Umlauf gebracht, die damals vielleicht den Wert des amerikanischen Dollars besaßen, nachher aber auch wieder der Inflation zum Opfer fielen.

Unweit des Zimmers der Frau Goossen hatte der Wirt des Hauses große Lederballen aufgestapelt. Der Geruch des Leders lockte die Fliegen an. In großen Mengen schwirrten sie um die Ballen und kamen gelegentlich zu Frau Goossen ins Zimmer. Die Fliegenplage wurde derart stark, dass sich Frau Goossen gezwungen sah, etwas dagegen zu unternehmen. Sie kaufte Blausteinpulver, weichte es in einem kleinen Teller mit Zuckerwasser auf und stellte den Teller auf den Tisch. Sie unterrichtete die Kinder, dass das ein sehr starkes Gift sei, das sie nicht trinken dürften, da das Trinken den Tod bedeuten würde. Die Fliegen fielen auch zu Hunderten, und bald lag der Tisch schwarz voll toter Fliegen.

Plötzlich, ehe Frau Goossen es wehren konnte, war der kleine Otto dabei und trank gierig den ganzen Inhalt des Tellers aus. Das hatte so schnell gegangen, dass die Mutter zu spät kam, um es zu wehren. Was sollte sie nun tun? --

In ihrer großen Angst und Besorgnis fiel ihr ein, dass womöglich ein gutes Quantum warmer Milch ein Erbrechen verursachen würde, durch welches vielleicht das Gift ausgeschieden werden konnte. Doch es war keine Milch im Hause, und die Kuh würde erst am Abend kommen. Jetzt war es erst 3 Uhr nachmittags. Frau Lili schrie zu Gott in ihrer Not und schickte Leni zur Straße, um zu sehn, ob nicht doch vielleicht die Kuh schon komme. - Und wirklich, es geschah ein Wunder! Die Kuh kam angelaufen, als ob sie durch irgendetwas stark angetrieben würde. Sie wurde auf den Hof gelassen und in Eile etwas gemolken. Dann mußte der arme Otto, dessen Gesicht schon die Folgen des Gifts zeigte und rot angelaufen war, den ganzen Inhalt einer Tasse austrinken. Darauf folgte bei ihrem ein starkes Erbrechen. Dann wurde wieder gemolken, und er mußte die zweite Tasse austrinken. Diesmal zeigte das Erbrochene dicke weiße Streifen, wohl als Zeichen der durch das Gift gesäuerten Milch. Und noch ein drittes mal mußte Otto eine Tasse der warmen Milch austrinken. Bei dieser Tasse erbrach er nicht. Frau Lili legte den Jungen ins Bett, und bald schlief er ein. Otto war gerettet! O, wie dankte Frau Goossen nun Gott, der ihren Jungen auf so wunderbare Weise dem Leben zurückgegeben hatte. Der liebe Gott hatte

die Kuh nach Hause geführt, wovon sie nun fest überzeugt war. Das war sonst nie die Art der Kuh gewesen, so früh nach Hause zu kommen. Am nächsten Morgen war Otto gesund wie eh und je. Frau Goossen hatte freilich in der Nacht nicht geschlafen. Der furchtbare Schreck hatte sie zu sehr aufgeregt.

Zum Winter mußte Frau Goossen Spreu kaufen, das billigste Futter für die Kuh. Sie ging zum Futtermarkt. Mehrere Wagen waren voll Spreu geladen, und die Spreu wurde lautstark zum Verkauf angepriesen. Frau Lili ging zu einem Wagen und prüfte die Spreu. Sie fand, dass die Spreu rein und hell war und gut aussah. Sie fragte den Händler, ob die Spreu nicht bitter sei. „O nein“, versicherte dieser, „die Spreu ist sehr gut.“ Frau Goossen nahm eine Handvoll Spreu und warf sie gegen den Wind, wobei sie den Staub schmeckte den der Wind ihr von der Spreu entgegenwehte. Der Staub war sehr bitter. Sie ging zu einem anderen Wagen. Die Händler, wohl meistens Mohammedaner, wunderten sich über diese Art der Inspektion. Frau Goossen wiederholte dieses Verfahren bei dem anderen Wagen. Hier war die Spreu zwar dunkler als jene der ersten Fuhre, jedoch süß; sie hatte nichts Bitteres an sich. Sie kaufte diese Spreu und ließ sie sich nach Hause fahren.

Der Winter nahte mit Riesenschritten, und es gab, menschlich gesehen, keine Aussicht, mit den Kindern durch den kalten Winter zu kommen. Kein Geld, keine Lebensmittel und keine Kohlen auf Lager. Es war auch keine Arbeit mehr zu finden. Wie sollte das nur werden?

Auf dem Gefängnishof wurde ein neues Haus gebaut. Die Gefangenen mußten daran arbeiten. So waren sie eifrig bei der Sache, und die Aufseher trieben sie an. Frau Goossen kam eben herzu und übergab einem der Aufseher ein kleines Paket mit Eßwaren, das ihrem Mann überreicht werden sollte. Der Aufseher versprach es und nahm ihr das Paket ab.

Frau Lili sah unter den Arbeitenden auch ihren Mann und David Goossen. Sie waren zusammen mit einer Arbeit beschäftigt. Sie wußte, dass sie nicht mit ihnen sprechen durfte, doch sie ging einige Schritte näher und bemerkte, dass die Männer sie ebenfalls gesehen hatten. Deutlich hörte sie nun, dass Jakob und David während der Arbeit eifrig miteinander sprachen. Sie merkte, dass das in Plattdeutsch Gesprochene ihr persönlich galt. Einer sagte zum anderen, ohne seine Arbeit zu unterbrechen oder auch nur aufzuschauen: „Keine Aussicht, herauszukommen“. Der andere äußerte: „Verkaufe Kuh, Pferd und Wagen“. - Wieder der erste: „Klopfe hier an. Hier ist Hilfe in Aussicht“.

Nun mußten die Männer abbrechen, denn eine der Aufseher näherte sich langsam den Sprechenden. Auch Frau Lili mußte ihren Standort verlassen, um nicht aufzufallen. Sie ging in tiefes Nachdenken versunken nach Hause.

Was hatten die Männer nur gesagt? - Was sagte der letzte? - „Klopfe hier an, hier ist Hilfe in Aussicht!“ Langsam begann es der Frau Goossen zu dämmern, dass sie bei der Gefängnisverwaltung vielleicht eine Hilfe in ihrer schweren Lage bekommen könnte, wenn sie drum anhielte. An diese Hoffnung klammerte sie sich nun. Obwohl sie sich nur wenig Erfolg davon versprach, mußte sie es versuchen.

Sie ließ ein Bittgesuch an die Gefängnisverwaltung stellen, in welchem sie bat, man möchte entweder ihren Mann, den Versorger ihrer Familie, freigeben oder man möchte ihr

eine materielle Hilfe zukommen lassen, da keine Kohlen für den Winter im Hause seien, auch kein Geld, keine Arbeit und kein Brot.

Mit dieser Bittschrift ging sie zum Gefängnis und bat um Einlaß. Nach langem Warten durfte sie eintreten. Sie überreichte das Gesuch dem Direktor der Gefängnisverwaltung. Darauf mußte sie hinausgehen und draußen auf die Antwort warten, die man ihr geben wollte. Sie wartete und wartete - von vormittags 9 Uhr bis nachmittags 3 Uhr. Sie machte sich große Sorgen um die Kinder. Leni war ganz allein mit den Kleinen, auch mit dem ganz kleinen Martin. Ach, es dauerte so lange! --

Um 3 Uhr nachmittags wurde sie dann endlich hereingerufen. Welche Antwort würde man ihr nun wohl geben? Ach, sie zitterte an allen Gliedern.

Der Direktor händigte ihr 25 Rubel aus. Er versprach ihr, dass man ihr am nächsten Tag eine Fuhre Kohlen und einen Sack Mehl bringen würde. Weiter werde Frau Goossen jeden Monat 75 Rubel Mithilfe bekommen. Diese Zusage mußte Frau Goossen unterschreiben. Später erfuhr sie, dass der Betrag, den sie monatlich als Mithilfe bekommen sollte, ein Drittel von dem war, was ihr Mann im Gefängnis verdiente, der ein sehr tüchtiger Mechaniker war.

Frau Goossen ging nach Hause. Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Das hatte sie nicht erwartet. Ach, wie dankbar war sie dem Herrn, dass Er seine Zusage hält, die Witwen und Weisen zu versorgen. Wie handgreiflich hatte sie das jetzt erfahren!

Am anderen Morgen kam tatsächlich die Fuhre mit Kohlen und der Sack Mehl ins Haus. Nun war sie einigermaßen versorgt. Auch weiterhin wurde ihr monatlich der Gegenwert von 75 Rubel zugestellt.

Die anderen deutschen Familien, deren Männer inhaftiert waren, erhielten nun ebenfalls eine Mithilfe, zwar etwas weniger als die, welche Frau Goossen empfing.

Die Frauen durften wöchentlich einmal irgend etwas, Gebäck oder andere Lebensmittel, bei der Gefängniswache für ihre Männer abgeben. Wenn die Männer dann „zufällig“ zum Brunnen auf den Hof gingen, um Wasser zu schöpfen, dann konnten sie zuweilen durch das Gittertor ihre Frauen sehen. Aber sprechen durften sie nicht miteinander. So war es auch Frau Goossen möglich, hin und wieder ihren Jakob zu sehen. Das richtete sie stets auf, und sie wußte dann, dass er gesund war, an sie dachte und sie nicht vergessen hatte.

Siebzehntes Kapitel

Eingedenk der Anweisung, die ihr dort im Gefängnis von ihrem Mann und David Goossen zugeflüstert worden war, verkaufte Frau Goossen nun Pferd und Wagen. Sie war ja auch nicht in der Lage, das Pferd noch weiter zu pflegen und unterzubringen, da sie so oft ihre Wohnung wechseln mußte.

Sie mußte nun wieder umziehen. Das war im Frühling des Jahres 1940. Es fand sich ein Zimmer, wiederum bei einer Mohamedaner-Witwe. Dies war unweit der Wohnung von Frau Unger. Herr Unger, der reich war und viele Güter besaß, wurde damals ebenfalls ar-

retiert, und ihm wurde dasselbe Schicksal zuteil, das auch die anderen deutschen Männer traf. Seine Reichtümer, das moderne Wohnhaus, die Fabrik und alles andere, nahmen ihm die Sowjets ab. Der Frau Unger und ihren Kindern wurde ein einfacher Hof mit ärmlicher Wohnung belassen.

Die Frau Goossen nahestehenden Frauen - wie Frau Schellenberg, Frau Maria Wiebe und andere - wohnten nun in ihrer Nähe, so dass Frau Lili nun mehr Gemeinschaft haben durfte, die sie in ihrer Einsamkeit so sehr benötigte.

Im Mai dieses Jahres erkrankte der kleine Martin an Masern. Er war noch nicht 9 Monate alt. Zu den Masern kamen, wie es schien, andere Krankheiten hinzu. Besonders schwer litt der Junge unter Desintherie. Einen Monat dauerte die Krankheit, die das Kind immer mehr verzehrte. Dann schloß es für immer seine Äuglein.

Frau Goossen und Frau Maria Wiebe saßen zusammen am Bettchen des sterbenden Kindes. Sie weinten und beteten und fanden Trost in dem Wissen, dass Martin nun bei seinem Heiland und allem irdischen Leid enthoben war.

Während Martin mit dem Tode rang, kam ein Junge hereingelaufen und meldete, dass ein Gefangenenauto unweit an der Straße stehe und dass auch Jakob Goossen, Heinrich Schellenberg und andere Gefangene auf dem Auto seien. Frau Unger war gerade zugegen. So empfahl Frau Goossen die Kinder ihrer Obhut und eilte zur Straße, wo das Auto stand. Dieses hatte anscheinend einen kleinen Defekt bekommen und mußte repariert werden. Frau Schellenberg war mit ihrem Sohn Heinrich auch schon zur Stelle.

Wegen der Wache blieb Frau Goossen in einiger Entfernung stehen und meldete Jakob, dass der kleine Martin im Sterben liege. Darüber war Jakob sehr betrübt. Ach, er hatte seinen Sohn, der nun schon fast 9 Monate alt war, noch nie gesehen, da er bereits in Haft war, als Martin geboren wurde.

Frau Schellenberg wagte es, näherzutreten, und der Vater konnte dem kleinen Heinrich einen Kuß geben. Doch schon war die Wache aufmerksam geworden, und die Frauen mußten den Platz verlassen und nach Hause gehen.

Am Tage des Begräbnisses erkrankte auch Leni, ebenfalls an Masern. Sie bekam hohes Fieber und wurde sehr krank. Einige Tage später wurde auch Peter von derselben Krankheit erfaßt und wenige Tage danach auch Otto. Nun lagen alle Kinder krank, und Frau Lili hatte Tag und Nacht zu tun, um jedem Kind die nötige Pflege angedeihen zu lassen.

Auch in anderen Häusern gingen die Masern um sowie auch andere Krankheiten. Man sprach von Kinder-Typhus. Ein großes Kindersterben setzte ein, und überall herrschten Weinen und Wehklagen.

Leni und Peter ging es allmählich besser. Doch die Kräfte des kleinen Otto schwanden immer mehr dahin. Wegen schwerer Desintherie konnte er keine Nahrung zu sich nehmen. Obwohl er sehr krank war, blieb er bei vollem Bewußtsein; und er sehnte sich so sehr nach seinem Papa. Ach, er konnte es gar nicht verstehen, weshalb der Papa gar nicht mehr nach Hause kam.

In ihrer Hilflosigkeit nahm Frau Lili Otto auf den Arm und ging mit ihm zum Arzt. Das war sehr ermüdend, da der Arzt ungefähr 2 Kilometer entfernt wohnte. Sie mußte den Otto ja

hin und nachher wieder zurücktragen. - Der Arzt verschrieb einige Linderungsmittel, erklärte aber zugleich, dass keine Hoffnung auf ein Überleben bestehe.

Frau Unger, die den kleinen Otto in ihr Herz geschlossen hatte, bemühte sich sehr um ihn. Es tat ihr so leid um den armen Jungen. Mit allerlei Liebeserweisungen gewann sie endlich sein Vertrauen. Anfangs tat er ihr gegenüber sehr fremd und wollte von ihr nichts wissen. Sie wollte Otto doch so gerne helfen.

Aber alle Bemühungen schienen vergeblich zu sein, alles Ringen um sein Leben war umsonst. Nach etwa einem Monat schwerer Krankheit starb Otto und mußte begraben werden. - Nach dem Martin nun auch der Otto! - Wie sehr litt Frau Goossen unter diesem Verlust!

Leni und Peter waren nun soweit hergestellt, dass sie an dem Begräbnis teilnehmen konnten. Es war eine traurige Beerdigung.

Zu sehr mitgenommen von dem großen Leid mit ihren Kindern, erkrankte nun auch Frau Goossen. Frau Maria Wiebe nahm sich ihrer an und bemühte sich um sie. Sie legte ihr Kompressen auf und leistete ihr alle mögliche Hilfe, so dass sich Frau Lili langsam erholte und nach einer Woche wieder ihrer Arbeit nachgehen konnte.

Sie mußte nun wieder ihre Wohnung wechseln. Bei Frau Unger fand sie Unterkunft, und zwar in dem Zimmer, in dem sie schon früher gewohnt hatte. Es war das mit dem großen Ofen. Da auch Frau Maria Goossen (Davids Frau) und Frau Maria Wiebe auf demselben Hof wohnten, hatten die Frauen jetzt rege Gemeinschaft untereinander. Auch Frau Wiebe mußte unlängst einen Sohn zu Grabe tragen. Das gemeinsame Leid verband die Frauen, und die Gemeinschaft gereichte ihnen zum Trost, zumal sie alle ihre Männer im Kerker wußten.

Frau Lili Goossen suchte mittlerweile nach Arbeit, konnte aber keine finden und hatte somit keine Verdienstmöglichkeit. Etwa sechs Monate durfte sie in dem Zimmer bei Frau Unger wohnen, dann mußte sie wieder umziehen. Nach etlichem Suchen fand sie Unterkunft in einem kleinen Zimmer auf dem Hof eines Mannes, der einen kleinen Verkaufsstand hatte und allerlei Sachen zum Verkauf feilbot. Frau Heinrich Schellenberg wohnte ebenfalls auf diesem Hof. Da sie nicht die Mittel hatte, die Miete für ihr Zimmer zu bezahlen, zog sie mit ihren zwei Kindern zu Frau Goossen. Diese hatte Mitleid mit ihr und nahm sie auf. Frau Schellenberg hatte schon vier Kinder begraben müssen.

Peter erkrankte nun wieder. Diesmal war es eine schwere Lungenentzündung. Sein geschwächter Körper litt sehr unter dieser Krankheit. Nachher wurde er in einigen Zeitabständen noch zweimal von der Lungenentzündung heimgesucht. Nur wie durch ein Wunder überlebte er diese gefährlichen Anfälle. Ein Usbekenarzt, der in Deutschland studiert hatte, verschrieb Peter eine Medizin. Er nahm sie und hatte nachher nie mehr mit dieser Krankheit zu tun.

Da Frau Goossen nicht Arbeit fand, um das für den Unterhalt Notwendige zu verdienen, kam ihr eines Tages ein Gedanke. Sie wollte einen Versuch machen mit Milchaufkaufen und In-die-Häuser-tragen, um sie dort tassenweise zum Verkauf anzubieten. Ihre eigene Kuh hatte sie schon früher verkauft, da sie diese nicht weiter füttern konnte. Es war kein Geld dagewesen, um das Futter anzuschaffen.

Frau Lili fand eine russische Frau, die einige Kühe besaß und die gerne bereit war, ihr - für 3 Kopeken die Tasse - Milch zu verkaufen. Frau Goossen hatte kein Geld zum Bezahlen, doch die Russin sagte ihr, das könne sie später tun, wenn sie die Milch verkauft hätte. Sie hatte offensichtlich Mitleid mit Frau Goossen.

Nun betete Frau Lili inbrüsntig zum Herrn, dass Er ihr Erfolg bei der Arbeit geben möge und viele Leute willig machen wolle, ihr die Milch abzunehmen. Sie versuchte es mit einem Eimer Milch. Damit ging sie zur Neustadt und pries Haus für Haus ihre Ware an. Und wirklich, sie hatte Erfolg. Für 6 Kopeken die Tasse, also für das Doppelte, kauften die Leute ihr die Milch ab. Es dauerte gar nicht lange, dann war der Eimer leer, und sie konnte nach Hause gehen.

Am nächsten Tag wieder dasselbe Bild. Frau Goossen sah jetzt, dass es ein lohnendes Geschäft war. Bald versuchte sie es mit zwei Eimern. Auch jetzt wurde sie sehr schnell die Milch los. und da sie stets saubere und echte Vollmilch lieferte, wurde ihre Ware bald sehr begehrt. Von zwei Eimern konnte sie bald auf zwei Blechgefäße mit Deckeln übergehen. Ihre Milch wurde immer mehr gefordert. So hatte nun Frau Lili eine gute Einnahme und konnte auch für den eigenen Bedarf genug Milch beiseite stellen. Aber es war doch ein schweres Stück Arbeit, die schweren Gefäße rundzutragen. Ganz müde und abgespannt kam Frau Goossen immer von ihren Rundgängen nach Hause.

Nun konnte sie es sich bald leisten, sich eine bessere Wohnung zu suchen. Sie fand ein Haus, in dem ihr zwei Zimmer zugewiesen wurden. Die Zimmer hatten Holzfußböden und schöne große Fenster. Lange hatte Frau Goossen nicht mehr so angenehm und komfortabel gewohnt. Von den anderen Frauen, ihren Leidensgefährtinnen, wohnte sie nicht weit entfernt. Und Frau Schellenberg fand in ihrer Not auch wieder den Weg zu ihr, um bei ihr zu wohnen.

Das Milchgeschäft wurde indessen nicht aufgegeben. Täglich fand man Frau Lili auf ihren Rundgängen zu den Kunden.

Eines Tages kam eine österreichische Frau zu ihr in die Wohnung und brachte ihr in aufgeregtem Ton eine große Neuigkeit. Sie eröffnete ihr, dass das sowjetrussische Konsulat für seine Küche viel Milch und auch Rahm benötige.

Zwischen Frau Goossen und den für die Küche des Konsulats zuständigen Personen entwickelte sich eine rege Geschäftigkeit. Ihr wurde ein Milch-Separator zum Schleudern der Milch ins Haus gebracht, auch die Milchgefäße und alles andere, was dazu notwendig war. Täglich mußte Frau Goossen 2 Gefäße mit Vollmilch und auch von der geschleuderten Milch den Rahm zu der Küche tragen. Von der geschleuderten Milch machte sie Quark, welcher ihr ebenfalls gegen Bezahlung abgenommen wurde.

Da Frau Goossen das immer größer werdende Geschäft nicht mehr allein bewältigen konnte, mußte sie eine Hilfe anstellen. Frau Maria Wiebe war bereit, ihr zusammen mit einigen Russen jeden Abend die Milch zuzustellen. Dies war für Frau Goossen eine große Erleichterung. Und Frau Schellenberg ließ sich dazu bewegen, jeden Vormittag die leeren Milchgefäße zu waschen, die Frau Goossen von ihrem Gang zu der Küche nach Hause brachte.

In einem der Nachbarhäuser fand sich ein Eiskeller, wo der Rahm gekühlt werden konnte. So war es möglich, immer sehr gute und reinliche Milchprodukte abzuliefern, und die Beamten der Konsulatsküche waren äußerst zufrieden mit der guten Ware, die sie von

amten der Konsulatsküche waren äußerst zufrieden mit der guten Ware, die sie von Frau Goossen empfingen. Bei diesem Geschäft verdiente sie ungefähr 6 Rubel pro Tag, was ihr zum täglichen Lebensunterhalt gut ausreichte.

Dieses Milchlieferungsgeschäft mit der Konsulatsküche konnte drei Monate hindurch ununterbrochen fortgesetzt werden. Dann fand es ein jähes Ende. Die Russen, die früher die Milch geliefert hatten und dann beiseite gestellt worden waren, weil Frau Goossen viel reinlichere Ware zu liefern hatte, waren aufgebracht und hatten lange geforscht, wer die Person war, die ihnen das Geschäft aus den Händen genommen hatte. Nun hatten sie herausgefunden, dass dies eine deutsche Frau sei. Da nun zu der Zeit der Deutschenhaß groß war, weil Deutschland gegen Rußland Krieg führte und das deutsche Heer zu dieser Zeit bereits weit in Rußland einmarschiert war, wurden die früheren russischen Milchlieferanten wütend. Sie legten offenen und scharfen Protest bei den für die Konsulatsküche zuständigen Beamten ein und forderten, dass das Geschäft mit Frau Goossen abgebrochen werde. So mußten sich denn diese Beamten bei Frau Goossen entschuldigen. Sie versicherten ihr, dass sie stets sehr zufrieden mit der Ware gewesen seien, die Frau Goossen geliefert hatte, dass sie aber wegen der fatalen Verhältnisse das Geschäft nun abbrechen müßten, um das Ansehen des Konsulats nicht zu gefährden.

So war Frau Goossen wieder darauf angewiesen, neue Kunden zu suchen und wie früher die Milch in die Häuser zu tragen, was jetzt zur Zeit des kalten Winters alles andere als angenehm war.

Eines Tages wurde ihr wieder gemeldet, dass Jakob an der Straße sei. Auch diesmal hatte es eine Autopanne gegeben, und es mußte repariert werden. Interessanterweise traf sich das jeweils unweit des Hauses, in dem Frau Lili wohnte. Sie eilte zur Straße, und Mann und Frau durften sich in die Augen schauen. Gemeinsam mit einem Herrn Fluch und mit einem Wachtposten machte sich Jakob daran, das Auto zu untersuchen. Frau Lili konnte einige Worte mit ihrem Jakob sprechen. Sie meldete ihm, dass Martin und Otto gestorben seien. - Bald wurden sie von der Wache auseinander gedrängt, und Frau Lili mußte fortgehen. Sie hatte aber ihren Mann gesehen und wußte, dass er gesund war. Dies diente ihr zur Beruhigung.

Neben dem Milchgeschäft fand Frau Goossen nun noch eine Arbeit, die ihr 15 Rubel pro Monat einbrachte. Es handelte sich um eine Hausarbeit, 3 Stunden pro Tag, bei einer japanischen Pilotenfamilie. Von frühmorgens bis etwa 9 Uhr vormittags war sie mit dem Milchverkauf beschäftigt. Dann arbeitete sie bis 12 Uhr mittags, oft auch bis ein Uhr nachmittags, bei dieser Familie. Hier durfte sie dann auch das Frühstück einnehmen.

Achtzehntes Kapitel

Wieder einmal erkrankte Leni an Malaria. Sie hatte schwere Fieberanfälle. Das vom Arzt verschriebene Chinin wolle nicht helfen. Der Arzt konnte nur noch Klimawechsel anordnen. Doch wie sollte dies befolgt werden? Wie konnte sich Frau Goossen ohne männlichen Schutz mit dem kranken Kind auf Reisen begeben - in ein Land mit einem anderen

Klima? - Frau Goossen brachte die Sache im Gebet vor Gott, ihren Herrn. Und Gott öffnete einen Weg. Was bei Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.

Eine russische Familie wollte zur Erholung in die hohen Berge fahren. Die Frau war sehr gut und freundlich, und sie erbot sich, Leni mitzunehmen. Es solle der Frau Goossen nichts kosten. Die russische Familie plante, einen Monat lang dort zu bleiben, und die reine Bergluft würde unbedingt der Leni guttun. Die Frau versprach auch, Leni den nötigen Schutz und die erforderliche Pflege angedeihen zu lassen. So wagte es Frau Goossen, wenn auch schweren Herzens, Leni mit den Russen reisen zu lassen. Sie glaubte fest, dass die Tochter in den Bergen ihre Gesundheit wiedererlangen werde und auch, dass der Herr ihr diese gute Russin zugeführt hatte.

Als nun die Tochter fort war, wurde es plötzlich unruhig unter den deutschen Frauen. Es liefen allerlei Gerüchte um, dass es in den Gefängnissen womöglich eine Veränderung geben werde. Einige Frauen wollten erfahren haben, dass die gefangenen Männer weggeschickt werden sollten, wohin aber, das wußte niemand. Es stieg der Verdacht auf, dass man die Männer am Ende gar nach Rußland zurückschicken werde. Ach dann würde es höchstwahrscheinlich nie mehr ein Wiedersehen mit ihnen geben. --

Die Gerüchte verdichteten sich, und nun wurde sogar schon davon gesprochen, dass die Sowjets die Frauen ins Gefängnis einladen wollten, um sich von ihren Männern zu verabschieden. Die Aufregung wurde immer größer, und nun konnte Frau Goossen nicht länger warten. Sie mußte Leni zurückrufen, damit auch sie sich von dem Papa verabschieden konnte, falls er wirklich für immer weggeschickt würde. Sei fand eine passende Gelegenheit, den Russen zu melden, dass sie Leni unverzüglich zurückschicken sollten. Und die guten Russen bemühten sich. Drei Wochen, nachdem Leni von daheim weggefahren war, war sie wieder da. Und sie war von ihrer Malaria-Krankheit ganz geheilt.

Nach einigen Tagen kam nun wirklich der Befehl an die Frauen, sich für 12 Uhr nachts im Gefängnisraum einzufinden, um sich von ihren Männern zu verabschieden. Die Frauen sollten auch ihre Kinder mitbringen.

Gehorsam dem Befehl, waren die Frauen mit den Kindern um 12 Uhr nachts beim Gefängnis. Sie zitterten an allen Gliedern vor großer Furcht und vor Erwartung dessen, was nun folgen würde. Unsere deutsch-mennonitischen Frauen trafen dort all die anderen deutschen und österreichischen Frauen an, die ebenfalls ihre Männer treffen sollten. Alle Frauen mit ihren Kindern standen nun am Eingang zum Gefängnis und warteten.

Einzeln wurden sie hereingerufen, und einzeln durften sie mit ihren Männern zusammentreffen. Da aber für jedes Treffen nur ungefähr 15 Minuten vorgesehen waren und da mehrere Räume für das Treffen zur Verfügung standen, so ging die Sache doch verhältnismäßig schnell voran.

Es dauerte nicht allzu lange, bis Frau Lili Goossen und gleichzeitig auch ihre Schwägerin, Frau Maria Goossen, mit ihren Kindern aufgerufen wurden. Wahrscheinlich deshalb, weil die Männer Brüder waren, wurden sie gleichzeitig zu dem Treffen hereingeführt. Der Wachtposten geleitete sie in den Raum, in dem das Treffen stattfinden sollte. An einer Seite des Zimmers saßen drei hohe Sowjetbeamte. Die Frauen und Kinder mußten sich vor ihnen aufstellen. Dann wurden die Männer hereingeführt: Jakob Goossen und David Goossen. Sie waren nicht gefesselt, waren aber in ihrer Gefängniskleidung und sahen ei-

nigermaßen gut aus. Ihnen wurde erlaubt, einige Worte mit ihren Frauen zu wechseln und sich von ihnen zu verabschieden. Aber es wurde befohlen, miteinander nur russisch zu sprechen. Da sich Frau Lili in der russischen Ausdrucksweise noch sehr unsicher war, mußte zuweilen ins Deutsche übergewechselt werden, um sich verständlich zu machen. Sogleich wurden sie in höflichem Ton daran erinnert, dass hier russisch gesprochen werden müsse.

Es war wenig Zeit, so dass nicht viel durchgesprochen werden konnte. Jakob stellte allerlei Fragen über ihr Ergehen, über ihre Arbeit, die Kinder und verschiedenes andere. Er bedauerte tief, dass sie sich nun trennen sollten. Wann und unter welchen Umständen würden sie sich wohl je wiedersehen? - - Er sagte, dass die Behandlung im Gefängnis bis jetzt nicht schlecht gewesen sei. Aber er betonte sehr, dass Lili doch alles dransetzen sollte, sobald wie eben möglich China zu verlassen. Dann mußten sie sich verabschieden. Mit vielen Tränen und mit Küssen nahmen sie voneinander Abschied. Auch die Kinder herzten ihren Papa. Dann waren die Frauen mit ihren Kindern entlassen, und die Männer wurden abgeführt.

Lili und Maria Goossen wußten nun, dass ihre Männer nach Rußland zurückgeschickt werden sollten. Und sie selbst sollten in dem fremden China und dem großen Elend alleingelassen werden. Wie hoffnungslos war - menschlich gesprochen - doch die Lage!! -

Gegen Morgen kam Frau Lili Goossen nach Hause. Noch lange flossen unaufhaltsam ihre Tränen, und ein Ahnen stieg in ihr hoch, dass sie ihren Jakob wohl nie mehr wiedersehen werde.

Die Männer sollten am nächsten Morgen in Richtung Sowjetrußland abtransportiert werden. Der Hochweg dorthin schnitt mitten durch die Stadt. Da Frau Maria Wiebe an diesem Hochweg wohnte, und zwar gerade dort, wo der Gefangenentransport vorüberkommen sollte, so hatten die Frauen vereinbart, dass sie sich alle bei ihr einfinden wollten, um noch einmal den Männern beim Vorüberfahren ein Lebewohl zuzuwinken. Da sie nicht die genaue Stunde wußten, in welcher der Transport aufbrechen würde, und da sie der Meinung waren, dass es schon zu irgendeiner Stunde des Nachts geschehen könnte, so kamen sie schon abends zusammen und waren entschlossen, wenn nötig, die ganze Nacht zu warten.

Als die Frauen nun alle beisammen waren, hub ein Erzählen an über das, wie sich in der vorigen Nacht das Treffen mit den Männern gestaltet hatte. Mehrere Frauen berichteten über ihre Erlebnisse bei dem Treffen. Unter vielen Tränen und von heftigem Schluchzen unterbrochen berichteten einige österreichische Frauen, dass ihre Männer wahnsinnig gewesen seien und von ihnen keine Notiz genommen, ja sie offenbar nicht einmal erkannt hätten. Frau Maria Wiebe, die einige Tage früher ihr Treffen gehabt hatte, erzählte, dass ihr Mann (Jakob Wiebe) hereingeführt worden sei, und als er sie und die Kinder sah, sei er ohnmächtig zusammengebrochen. Man mußte ihn hinaustragen. Eine Weile später, als er wieder zu sich gekommen war, hätten sie ihn nochmals hereingeführt. Dann konnten sie sich voneinander verabschieden.

Die Frauen warteten die ganze Nacht. Abwechselnd mußten jeweils einige Frauen am Hochweg stehen und Ausschau halten, ob der Transport nicht schon komme. Endlich - um etwa sieben Uhr morgens - kamen die Gefangenen angefahren. Vorne fuhren drei Au-

tos mit den Beamten und dem Wachtpersonal, dann einige Lastwagen mit den kranken Gefangenen - und schließlich einige größere Lastwagen mit den gefesselten Gefangenen. Als die Kolonne vorbeifuhr, waren alle Frauen am Hochweg, winkten mit Tüchern und weinten und schluchzten. Die Männer auf den Autos hoben ihre beiden gefesselten Hände empor und winkten und schrien. Es war ein Anblick der Steine hätte erweichen können, ein Abschiednehmen, wohl für alle zum letzten Mal im Leben.

Wie unsagbar verlassen fühlten sich jetzt die Frauen, alleingelassen in diesem so fremden und unwirtlichen Lande. Ach, das Weinen und Wehklagen wollte kein Ende nehmen! Keine Aussicht, je hier herauszukommen, kein Durchblick, ob und wie sie ihren Lebensunterhalt hier verdienen könnten, keine Hoffnung aufs Überleben, kein Ausblick in die Zukunft!! - - Einige wenige suchten und fanden Trost im Wort Gottes und im Gebet.

Nun wurde den Frauen von zuständiger Stelle nahegelegt, ihre Koffer zu packen und sich bereitzuhalten. Man eröffnete ihnen, dass sie in den nächsten Tagen ihren Männern nachgeschickt würden, ebenfalls nach Rußland. Wieder gab es eine große Aufregung und ein Hin und Her unter den Frauen. Sie gingen daran, ihre Sachen, die sie nicht mitnehmen konnten, für Spottpreise zu verkaufen. Dann kauften sie Koffer, packten die Sachen zusammen und machten sich für die lange Reise fertig. Sie waren nicht einmal traurig darüber, dass auch sie nun ins Ungewisse geschickt werden sollten. Es blieb sich ja jetzt ganz gleich, was mit ihnen noch geschehen würde, denn ihre Lage war ja so und so hoffnungslos. Ach, manche Frauen wünschten nur noch, dass endlich alles, auch ihr Leben, vorüber sein sollte. Das Leben hatte ja für sie den Sinn verloren und war nicht mehr lebenswert.

Die Frauen warteten nun auf den letzten Befehl zum Aufbrechen. Es blieb jedoch alles still. Sie warteten von einem Tag zum anderen, doch vergeblich. Wieder wurden sie unruhig. Was war nur los? Sie hatten alles verkauft und konnten doch nicht so lange das Kofferleben fortsetzen.

Was blieb ihnen anderes übrig, als sich nochmals an die Gefängnisverwaltung zu wenden und anzufragen, wann man sie denn nun wegschicken wollte, da man doch alles verkauft, die Koffer gepackt und schon so lange gewartet habe. Die Frauen gingen alle hin. Es sah wie eine Demonstration aus. Sie brachten ihr Anliegen vor. Dieses wurde an die entsprechende Instanz weitergeleitet. Die Frauen warteten, doch sie bekamen keine Antwort. Stundenlang warteten die Frauen, jedoch vergeblich. Man ignorierte sie vollständig.

Als sich die Frauen immer noch nicht entfernten, ließ man aus Schläuchen eine kalte Wasserdusche über sie ergehen. Nun wußten sie, dass sie hier nichts ausrichten würden. Langsam zogen sie sich zurück. Ein herzzerbrechendes Jammern und Weinen setzte ein. Sie fühlten sich jetzt doppelt alleingestellt. Alle erkannten, dass sie wieder von neuem beginnen und sich Arbeit suchen müßten, um in ihrer grenzenlosen Verzweiflung nicht zugrunde zu gehen.

Dies war im Juli das Jahres 1941.

Und wo war Nikolai Goossen mit seiner Familie zu dieser Zeit? Er hatte im Jahre 1938 eine Anstellung in einer Mühle. Die Mühle wurde von den Sowjets enteignet und abgebrochen. Die Maschinen und die ganze Einrichtung der Mühle wurden nach Urumtschi verfrachtet. Dort sollte eine Mühle errichtet werden, in welche die Maschinen und die Einrich-

tung eingebaut werden sollten. Da nun Nikolai sich als Kenner im Mühlenbau erwiesen hatte, nahmen die Sowjets ihn zusammen mit seiner Familie mit nach Urumtschi, wo er die Mühle aufbauen und die Maschinen und Einrichtung einbauen sollte. Er erfreute sich einer Wertschätzung, die man ihm entgegenbrachte. Als aber 1939 der große Krieg mit Deutschland ausbrach, wurde auch Nikolai Goossen ins Gefängnis gesteckt, wo er, weil man ihn der Spionage verdächtigte, zwei Jahre lang unsagbar schwer litt. Im Mai 1941, einige Monate vor dem Abtransport der Kuldja-Gefangenen nach Rußland, wurde Nikolai in Urumtschi freigelassen und wieder mit seiner Familie vereinigt. Wie man sich erzählte, hatte ein deutsch-katholischer Pater sich für ihn eingesetzt, und dadurch hatte er die Freiheit wiedererlangt.

Neunzehntes Kapitel

Die aus Sowjetrußland ausgewiesenen und nach China zurückgeschickten Chinesen mit ihren russischen Frauen, von denen sehr viele nach Kuldja kamen, eröffneten hier allerlei Handelshäuser, Restaurants, Strickereien und verschiedene andere geschäftliche Unternehmungen. Anscheinend hatten sie viel Geld von Rußland mitgebracht, das ihnen hier das Einleben sehr erleichterte.

In einem dieser Restaurants, das sich „Restaurant für Ausländer“ nannte, konnte Frau Goossen Arbeit finden. Ihr wurde aber die niedrigste Arbeit zugewiesen: Aufräumen, Geschirrspülen, Wäschewaschen und anders. Auch der Lohn war sehr niedrig: ein Rubel pro Tag oder 30 Rubel monatlich. Das wollte für sie und die Kinder als Lebensunterhalt nicht zureichen, und so mußten sie sich äußerst einschränken. Die Kost für sich bekam sie im Restaurant. Zuweilen durfte sie auch etwas von dem Übriggebliebenen mit nach Hause nehmen für die Kinder.

Der Deutschenhaß war immer noch sehr groß und wurde durch allerlei Hetzfilme gegen Deutschland und gegen das deutsche Militär noch angestachelt. Den Deutschen in Kuldja mißtraute man daher allgemein, und sie wurden weithin als Feinde angesehen. Wehe, wenn irgendein Deutscher eine Bemerkung fallen ließ, die als Hetze gegen die regierende Macht ausgelegt werden konnte! Allerorts waren Horcher, die jedes unvorsichtig ausgesprochene Wort den Behörden meldeten. Und darauf folgten unverzüglich Arrest und Kerker. In vielen Fällen gab es Folter oder gar Tod durch Erschießen. So lebten denn die Deutschen dort in einem Klima ständiger Furcht und Unsicherheit.

Auch Frau Lili Goossen mußte sehr vorsichtig mit ihren Worten umgehen. Sie wagte im Restaurant kaum noch, den Mund zu öffnen, damit nichts gesprochen wurde, was irgendwie Verdacht erregen könnte.

Viele japanische Flieger und Piloten zählten zu den Kunden im „Restaurant für Ausländer“. Nur die Fliegeroffiziere hatten ihre Frauen mit. Die Offiziere trugen ihre Fliegeruniformen, die Frauen waren fein gekleidet und wirkten vornehm. Sie waren alle höflich, und ihr Benehmen war ihrem hohen Stand angepaßt.

Frau Goossen arbeitete einen Winter hindurch im Restaurant, vom Herbst 1941 bis zum Frühling 1942. Leni und Peter besuchten nun die Schule. Leni, bereits 9 Jahre alt, war bis dahin nur einmal einige Monate in eine einfache Schule gegangen. Jetzt trat sie in die zweite Klasse ein und Peter in die erste.

Da die Arbeit im Restaurant sehr beschwerlich war und nur so wenig einbrachte, suchte Frau Goossen nach einer anderen Arbeit. Sie klopfte bei einem Strickereigeschäft an, das einem Chinesen gehörte. Dort arbeitete Maria Goossen, Frau Lilis Schwägerin, mit noch zwei Janzens-Mädchen. Der Wirt der Strickerei fragte sie, welche Arbeit sie zu übernehmen wünsche, da die Strickmaschinen alle besetzt seien. Frau Goossen wußte nicht, was sie ihm antworten sollte. Schließlich fragte er, ob sie zu spinnen verstehe. O ja, das war ihr geläufig, und das würde sie gerne tun. Aber dazu wurden ein Spinnrad benötigt und auch die Kämme, um die Wolle zum Spinnen zurechtzukämmen. Das Geld dazu hatte sie aber nicht. Ohne viel zu fragen, nahm der Chinese 60 Rubel aus seiner Hosentasche, gab sie Frau Lili und bedeutete ihr, dass sie das Geld mit Spinnen allmählich abarbeiten könne.

Frau Goossen war hocherfreut. Sie ging sogleich zum Drechsler und bestellte ein großes Spinnrad und auch die dafür notwendigen Kämme. Das Rad sollte groß genug sein, um produktiver damit arbeiten zu können.

Zunächst - bis zur Fertigstellung des Spinnrades - arbeitete Frau Goossen noch im Restaurant. Dann kündigte sie dort, ließ sich vom Chinesen die Wolle geben und fing an zu spinnen. Die Arbeit konnte sie zu Hause in ihrem Heim verrichten und brauchte nun nicht mehr jeden Tag die weite Strecke zum Restaurant zu gehen.

Als sie eine Spule voll gesponnen hatte, brachte sie diese dem Chinesen zur Beurteilung. Er war mit der Arbeit sehr zufrieden. Nun konnte Frau Goossen ruhig zu Hause an ihrem Spinnrad weiterarbeiten. Wenn der Chinese zu Zeiten nicht gesponnene Wolle brauchte, dann durfte sie für sein Geschäft andere Arbeit tun, meistens die gestrickten Strümpfe zusammennähen.

Nebenbei konnte Frau Goossen auch für andere Kunden spinnen. Da es ringsumher bekannt wurde, dass sie gute Arbeit leistete, so wurde der Kundenkreis immer größer. Die 60 Rubel, die sie dem Chinesen schuldete, hatte sie bald abgearbeitet. 20 Rubel hatte sie übriggehalten, die sie für andere Zwecke ausgeben konnte. Das Spinnrad zusammen mit den Spulen hatte nur 40 Rubel gekostet.

Eines Tages kam der Diener eines Fliegeroffiziers und brachte einige Pfund Rohwolle. Er bat, sie für seinen Herrn zu spinnen. Die Wolle war aber sehr dreckig. Es war ersichtlich, dass es beim Spinnen allerlei Abfälle geben würde. Als dann aber Frau Lili die gesponnene Wolle dem Offizier brachte, gab es einen nicht geringen Auftritt. Erstens waren der Offizier und seine Frau sehr erstaunt, dass sich das Gewicht der Wolle so stark verringert hatte, und zweitens kam ihnen die Entlöhnung für die Arbeit, 60 Rubel, viel zu hoch vor. Sie wollten es nicht glauben, dass es soviel Abfall gegeben hatte, und waren nur bereit, 10 Rubel für die Arbeit zu zahlen. Darauf ging Frau Lili nicht ein. Sie wußte, wieviel Arbeit sie mit der dreckigen Wolle gehabt hatte. Die Offiziersleute feilschten und handelten, wollten schließlich 20, dann 30 und 40 Rubel zahlen. Endlich, nach langem Hin und Her, bekam Frau Goossen das, was sie gefordert hatte.

Nun legten die Leute der Frau Lili nahe, noch mehr für sie zu spinnen. Es sollte, wie sie sagten, nicht für sie, sondern für die Schwester der Frau geschehen. Frau Goossen lehnte jedoch ab, weil sie diese schlimme Erfahrung mit ihnen gemacht hatte. Der Offizier und seine Frau drängten aber, gaben ihr Handgeld und versprachen, nicht mehr zu feilschen, wenn sie die Wolle bringen würde. So ging denn Frau Goossen darauf ein und spann die Wolle. Aber wieder machten die Leute Schwierigkeiten und versuchten, abzuhandeln.

Bald darauf kam der Adjutant des japanischen Fliegergenerals mit fünf Pfund Wolle. Diese Wolle war zwar sorgfältig, aber nicht vorschriftsmäßig gewaschen. Dadurch war sie stark verfilzt. In einer viel zu kurzen Zeit sollte die Wolle fertig sein. Frau Goossen weigerte sich, die Wolle anzunehmen, weil sie so verfilzt sei und in der kurzen Zeit nicht verarbeitet werden könne. Der Adjutant trat dicht an sie heran und bedeutete ihr, dass dies für den General sei. Wenn sie nicht willens sei, die Wolle anzunehmen und zu verarbeiten, dann würde sie in Zukunft überhaupt nicht mehr spinnen. Das erschreckte Frau Goossen derart, dass sie die Wolle annahm.

Sie mußte zwei Frauen zur Hilfe heranziehen, damit sie in der kurzen Zeit mit der Arbeit fertig wurde. Jede Frau erhielt ihren Anteil an Wolle, und nun wurde sehr fleißig gesponnen. Wegen der Klatten, die es als Abgang von der verfilzten Wolle gibt, ergab es im ganzen nur etwa 2 ½ Pfund gesponnener Wolle, also sie Hälfte des Rohmaterials.

Zur festgesetzten Zeit kam der Adjutant und erkundigte sich, ob die Wolle fertig sei. Ja, sie war fertig. Aber der Adjutant war sehr verwundert, dass es so wenig Wolle war. Er forderte Frau Goossen auf, mit ihm zum General zu kommen. Der General tat sehr empört, dass sie so wenig Wolle ablieferte, und forderte sie auf, ihm den Rest der Wolle zu bringen. Ihren Beteuerungen, dass es soviel Abfall gegeben hatte, von dem keine Wolle gesponnen werden konnte, glaubte er nicht. Er verlangte, sie sollte ihm den Abfall zeigen. Das konnte sie nicht, weil sie den Abfall nicht aufbewahrt hatte. Dann erkannte der General, dass die Wolle nicht gleich war. Ein Teil war geringer als der andere. Frau Lili erklärte ihm, dass sie zu dritt daran gesponnen hatten, weil die Zeit so kurz befristet war.

In sichtlicher Wut forderte der General Frau Goossen auf, mit ihm zu kommen. Bebenden Herzens und mit zitternden Knien folgte sie ihm. Sie gingen durch die Straßen der Stadt und kamen zum städtischen Gerichtshof. Dort klagte der General Frau Goossen des Diebstahls an, und es gab ein stundenlanges Verhör. Frau Goossens Nerven waren fast zum Zerspringen gespannt. Als Abschluß des Verfahrens eröffnete ihr der Richter, dass sie dem General Wolle gestohlen habe und daher kein Anrecht darauf habe, eine Bezahlung für die Arbeit zu bekommen. Mit diesem Entscheid und mit leeren Händen entließ man sie. Sie und die beiden andern Frauen hatten also zusammen eine ziemlich lange Zeit für nichts gearbeitet. So war sie auch nicht in der Lage, die anderen zu entlöhnen. Sie mußten sich eben alle drei mit diesem Resultat zufrieden geben. Das war für Frau Goossen eine schwere Lektion, und diese entmutigte sie sehr. Von 9 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags hatte diese „Seelenwäsche“ gedauert, die in ihr einen nachhaltigen Eindruck hinterließ.

Aber es gab auch andere Menschen, auch unter den Piloten und Fliegern, die bei Frau Goossen spinnen ließen. Im großen und ganzen war diese Arbeit für sie befriedigend und brachte soviel ein, dass sie mit ihren Kindern einigermaßen gut leben konnte. Hin und

wieder wurde sie auch noch zum Restaurant gerufen, um dort auszuhelfen. Mit dem Chinesen und der Strickereifabrik hatte sie schon früher gebrochen.

Bis zum Herbst 1943 konnte Frau Goossen ihrer Arbeit nachgehen. Dann gab es wieder einmal eine jähe Unterbrechung. Ein mörderischer Krieg war im Anzug.

Es kann hier nicht genau nachgewiesen werden, wer sich gegen wen zum Kampf anschickte. Aber soweit die Anzeichen dafür sprachen, waren es wohl die Nationalchinesischen Heere, die sich verschworen hatten, die Provinz Sinkiang von der sowjetrussischen Okkupation zu befreien. Von diesem Ringen wurde in Sonderheit die Stadt Kuldja schwer in Mitleidenschaft gezogen.

Lange vorher wurden die Vorbereitungen für den Krieg getroffen. Die Soldaten wurden geschult und das Militär ausgerüstet. Schützengräben und große Bunker wurden gegraben und fertiggestellt. Die Zivilbevölkerung wurde angewiesen, Sandsäcke für Barrikaden zu füllen und sich in ihren Heimen genügend mit Wasser und Verpflegung zu versorgen.

Dann war es eines Tages soweit. Fliegeralarm wurde gegeben. Große Kolonnen Militärflugzeuge kamen angebraust. Sie landeten auf dem Militärflugplatz. Wenige Minuten später setzte eine mörderische Schießerei ein. Das Krachen der Maschinengewehre und das Pfeifen der Kugeln erfüllte die Luft und wollte kein Ende nehmen. Bald war die ganze große Stadt ein einziges Schlachtfeld. Kampfflugzeuge warfen außerdem Bomben ab, die große Zerstörungen anrichteten. Der chinesische Regierungssitz wurde umstellt, und viele Menschen der Zivilbevölkerung fanden darin Zuflucht. Andere liefen zu den Bunkern, um sich dort in Sicherheit zu bringen.

Frau Lili Goossen mit ihren Kindern und Frau Klotz mit ihrer Tochter Hilda versuchten, durch die Stadt zu eilen, um bei ihren Verwandten und Bekannten in diesem todbringenden Gemetzel sich der Gemeinschaft zu getrösten. Um dorthin zu gelangen, mußten sie am Regierungsgebäude entlanggehen, das von Militär umstellt war. Der wachhabende Offizier schrie die Frauen an, nicht einen Schritt weiter zu gehen, sonst würde man auf sie schießen. So mußten die Frauen mit den Kindern umkehren und sich zurück in ihr Heim begeben. Ringsum schoß es unaufhörlich. Die große Angst beflügelte ihre Schritte, damit sie aus diesem Kugelregen herauskamen.

Zu Hause angekommen, überraschte sie eine große Menschenmenge, die sich auf ihrem Hof sammelte, um zu den Bunkern zu eilen. Frau Klotz wollte sich dieser Gruppe anschließen, um ebenfalls dort Sicherheit zu suchen.

Frau Lili hatte sich aber im inständigen Beten zu Gott um göttliche Leitung in dieser furchtbaren Entscheidungsstunde dahin durchgefunden, dass es besser sei, zu Hause zu verharren und sich hier soviel wie möglich zu verschanzen. Sie hatte bereits einen Plan gefaßt. Nun kehrte Frau Klotz, die bereits am Tor war, zu ihr zurück und meinte, dass es besser sei, zusammen zu sterben, wenn schon gestorben werden mußte. Die beiden Frauen machten sich, von Furcht getrieben, emsig an die Arbeit. Sie deckten im alten Baderaum den Holzfußboden auf, hackten mit dem Beil die untere Zementschicht weg und gruben ein Loch, in das sie hinabsteigen wollten, um sich zu verbergen. Da die Querbalken unter dem Holzfußboden es verhinderten, konnten sie das Loch nur so tief graben, dass sie in halb liegender Stellung darin Raum hatten. Sie stiegen hinein und legten die Bretter über das Loch. Das äußere Tor hatten sie verschlossen. In dieser halb liegenden

Stellung mußten die Frauen mit ihren Kindern sieben Tage lang ausharren, da es ununterbrochen schoß und die Kugeln schwirrten. Nachts, wenn es mit der Schießerei etwas abflaute, verließen sie ihr Versteck, bereiteten etwas vor zum Essen, und dann mußten sie wieder in ihrem Loch verschwinden.

Am vierten Tag hörten die Frauen und Kinder, dass von der Grenzmauer zum Nachbarhaus aus Männer auf das Dach ihres Hauses stiegen. Auf der Hofseite stiegen sie hinunter. Sie traten ins Haus, in dem die Frauen und Kinder versteckt waren. Was würde es jetzt geben? Ihr Leben hing am seidenen Faden. Sie beteten und rangen um göttlichen Schutz in dieser so kritischen Lage. Die Männer suchten nach den Hausbewohnern. Einer sprach es laut aus, dass hier Menschen versteckt sein müßten. Er meinte, sich darin sicher zu sein. Sie wühlten alles durch und durchsuchten das ganze Haus. Doch ihre Augen wurden gehalten, und sie fanden niemanden. So zogen sie wieder ab, diesmal durch das Tor, das sich von innen öffnen ließ. Wie durch ein göttliches Wunder waren die Frauen und Kinder gerettet. Sie erkannten nun sichtbar Gottes Schutz und die Erhörung ihrer Gebete. Ach, wie dankbar waren sie dem Herrn! Sie mußten jedoch weiter in ihrem Versteck verharren, da die Gefahr noch lange nicht vorüber war und es draußen immer noch schoß und polterte. Die Frauen beteten immer wieder, dass der Herr die Gefahr abwenden und sie endlich aus dieser fatalen Situation befreien möge. Die halb liegende Stellung in dem engen Loch wurde immer unerträglicher.

Am siebten Tag ließ die Schießerei etwas nach. Plötzlich bellte der Hofhund. Gleich darauf hörten sie, dass sich Schritte nahten und Stimmen laut wurden. Erneut war die Aufregung in dem Versteck groß. Doch bald erkannten sie, dass es Frauenstimmen waren. Da vernahmen sie schon die Stimme ihrer Schwägerin Maria Goossen: „Ach, wo ist Lili? Wo ist nur unsere Lili hingekommen? Lebt sie noch?“ Da meldete sich Frau Lili: „Ja, wir leben noch!“ Sie deckten das Loch auf und stiegen aus ihrem Versteck heraus. Als Frau Maria Goossen ihre Schwägerin sah, erschrak sie zutiefst und rief aus: „Aber Lili, bist Du es wirklich? - Wie eine lebendige Leiche siehst Du aus!“ Ja, die siebentägige Angst, mitunter bis zur Todesangst gesteigert, und das siebentägige Verweilen in dem Loch in halb liegender Stellung hatte die Frauen und Kinder bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Frau Maria Goossen und ihre Begleiterin Talja, Frau Herds Schwägerin, nahmen nun Frau Lili und Frau Klotz sowie die Kinder mit in ihre Wohnung. Noch immer wurde an verschiedenen Stellen geschossen. Unterwegs sahen sie viele Tote auf den Straßen liegen. Man hatte bereits begonnen, sie zu den Massengräbern zu transportieren.

Frau Lili und Frau Klotz fanden nun mit ihren Kindern Unterkunft im Hause der Familie Wiebe. Dieser Stadtteil wurde gleich am Anfang des Gefechts von den Sowjets besetzt und war somit bald außerhalb der Kampfhandlungen und daher mehr ruhig und sicher.

Frau Klotz verweilte nur einige Tage bei Wiebes. Dann zog sie weiter zu ihren österreichischen Freunden. Bald fand sich auch wieder Frau Schellenberg ein. Das Haus, in dem sie wohnte, war im ärgsten Kugelregen und Bombenabwurf plötzlich über ihrem Kopf auseinandergerissen. Offensichtlich war es von einer Bombe getroffen. Eine Wand stürzte ein. Zu Tode erschrocken waren sie und ihre Kinder aufgesprungen und waren gelaufen und gelaufen - durch den schlimmsten Kugelregen hindurch - bis sie dann endlich, ohne körperlich gelitten zu haben, bei Wiebes ankamen. Auch sie fanden hier Aufnahme. Frau

Schellenberg fand jedoch bald eine Anstellung in einer Baptistenkirche als Wirtschafterin und auch ein kleines Häuschen, in dem sie wohnen durfte. Dorthin zog sie denn auch mit ihren Kindern.

Frau Lili wechselte auch nach kurzer Zeit in ein anderes Zimmer dieses großen Hofes über, wo sie einige Monate wohnen durfte. Sie schaffte auch ihre Sachen herüber, die in ihrem früheren Heim verblieben waren. Sie war nun wieder bei den Ihrigen und konnte Gemeinschaft mit ihnen pflegen. Vieles hatten sie einander von den Erlebnissen der jüngsten Tage zu erzählen. Ach, sie waren alle dem Herrn so dankbar für die so wunderbare Bewahrung und für die Errettung aus der tiefsten Not.

Der Krieg hielt noch den ganzen Winter hindurch und darüber hinaus an, kam jedoch weiterhin nicht so nahe heran und hatte die anfängliche Härte mehr und mehr verloren.

Zwanzigstes Kapitel

Der große Hof, an dem jetzt Frau Goossen mit ihren Freunden wohnte, gehörte einer Familie aus einem alten Chubiner-Geschlecht, das womöglich schon durch mehrere Generationen dort gewohnt hatte. Wer waren diese Chubiner?

Es kann hier nicht richtig erläutert werden, wer sie waren. Sehr wahrscheinlich gehörten sie zu jener philosophisch-religiösen Sekte, die als Nachfolger ihres Gründers Chu-Hsi aus dem zwölften Jahrhundert ihre metaphysischen Spekulationen, aufgebaut auf den alten Göttersagen, an den Konfuzianismus lehnten, den sie mit dem Buddhismus und dem Taoismus verbanden und so eine eigenartige religiöse Richtung vertraten. Die Chubiner waren reiche und vornehme Chinesen, die sich durch Bildung und Intelligenz stark von dem Mittelstand des chinesischen Volkes abzeichneten.

Wie auch alle anderen Höfe der Chubiner war der Hof, an dem unsere Freunde ihre Wohnungen hatten, ziemlich groß und geräumig. Die eine Seite des Hofes zog sich an der großen Chaussee entlang, welche die Stadt durchschnitt. Die andere Seite war von einer Querstraße eingerahmt. An diesen zwei Seiten befanden sich im Winkel die Wohnungen. Das äußerste linke Ende der Chausseeseite war zweistöckig, wobei der untere Stock als Stall für Pferde ausgebaut war und der obere Stock den Tempel bildete, in dem die Chubiner ihre Gebete und religiösen Gebräuche verrichteten. An den Stall schlossen sich die Wohnungen an: vier Zimmer an der Querstraßenseite. Dann kam die Einfahrt in den Hof mit dem großen Tor, an die sich an der Hinterseite des Hofes noch drei weitere Zimmer anschlossen.

In dem großen Innenhof, in den die Einfahrt mündete, war ein schöner Garten mit hohen Schattenbäumen angelegt, deren Schatten zu gemütlicher Ruhe einluden. Ein schöner Zaun mit Weinranken umschloß den Garten. Hinter diesem Garten befand sich noch ein Stück Land, wo jede Einwohnerfamilie ihr kleines Gemüsegärtlein anlegen und unterhalten konnte.

In der Zeit, in der Frau Goossen dort wohnte, starb die Großmutter des Hauses, eine alte Chubinerfrau. In einem schweren, reich verzierten Sarg wurde sie zum Friedhof gefahren.

Auf dem Sarg war ein lebender Hahn befestigt, der gemäß ihrer religiösen Tradition lebend mit der Toten zusammen begraben werden sollte. Alle Trauergäste, die den Sarg geleiteten, waren in Weiß gekleidet, in der sogenannten Mata, einem einfachen, selbstgewebten Stoff. Vor dem Sarg ging der Klagemann, der es meisterhaft verstand, die Gestorbene zu beweinen und zu beklagen. Unaufhaltsam flossen bei ihm die Tränen aus Augen und Nase. Hinter dem Sarg schritten weinend die Verwandten und Angehörigen. So zog die feierliche Prozession zum Tor hinaus.

Eine Frau Janzen wohnte mit ihren zwei Töchtern an demselben Hof. Im Herbst wurde sie plötzlich krank und starb bald darauf. Vor ihrem Tode bat sie Frau Goossen, die sie besuchte, sich ihrer Töchter anzunehmen, damit diese nicht so allein seien, wenn sie nicht mehr lebte. Die Töchter bedürften des Rates einer älteren Person. So nahm sich denn Frau Goossen der Mädchen an und zog für den Winter in ihre Wohnung. Die Mädchen gingen an den Werktagen auf Arbeit, Leni und Peter besuchten die Schule, und Frau Lili saß fleißig an ihrem Spinnrad, um das Geld für den kargen Lebensunterhalt zu verdienen.

Im darauffolgenden Frühjahr zog Frau Goossen in das Zimmer, in dem die alte Chubinerfrau gewohnt hatte. Dieses hatte eine Tür zur Veranda und drei große Fenster, dazu einen schön gelegten Holzfußboden.

In ihrem kleinen Gemüsegärtchen pflanzte Frau Goossen Tomaten und Gemüse. Vor der Veranda ihres Zimmers grub sie einen schmalen Streifen des Landes um und pflanzte dort schöne Blumen und auch verschiedene Rankenarten, die an der Veranda emporrankten. Wenn sie zur Vesperzeit ihren Tee auf der Veranda trank, konnte sie sich an dem prächtigen Grün und der herrlichen Blumenpracht erfreuen.

In einem Außenbezirk der Stadt pachtete sie ein kleines Landstück und bepflanzte es mit Kartoffeln und Mohrrüben für die Küche.

Immer noch war Kriegszustand im Lande, und oft konnte man ferne Schießereien hören.

Die Baptisten trauerten um ihre im Kriege Gefallenen. In den Gottesdiensten zeigte sich diese Trauer besonders in den ernsten Gebeten und den auf Trauer zugeschnittenen Predigten. Ach äußerlich demonstrierten sie ihre Trauer. Die Frauen gingen in langen schwarzen Kleidern zum Gottesdienst, und die Männer ließen Haare und Bart wachsen.

Frau Goossen und auch die anderen Frauen besuchten an den Sonntagen die Gottesdienste dieser Baptisten. Eingedenk des Gelöbnisses, das sie in jenen schweren Stunden des Krieges in dem Loch unter dem Fußboden ihrer Wohnung gegeben hatte, als sie sieben Tage im Versteck verweilen mußte, meldete sich nun Frau Goossen bei den Baptisten zur Taufe. Sie legte vor der Gemeinde ihr Zeugnis ab und wurde Pfingsten 1944 mit der Untertauchungstaufe bedient. Sie war jetzt Glied der russischen Baptistengemeinde von Kuldja und war des Dankes voll, dass der Herr sie zu diesem Schritt willig gemacht hatte. Tiefer Friede zog in ihr Herz ein. Sie wurde durch den leitenden Prediger herzlich begrüßt und in die Gemeinde aufgenommen - zusammen mit den anderen Neugetauften.

An einem Sonnabend wurde in der Gebetsstunde zu einem Opfer für eine sehr arme Familie aufgefordert. Jeder sollte nach Vermögen und nach Opferwilligkeit geben. Frau Goossen hatte 3 Rubel bei sich. Das war alles Geld, das sie zu der Zeit besaß, und es fehlte an so vielem im Haushalt. Stark wurde sie in ihrem Gewissen ermahnt, ihr Geld auf den Opferaltar zu legen. Doch wie konnte sie das, wo sie das Geld doch so dringend be-

nötigte? Ein starker Kampf setzte in ihrem Inneren ein. Als der Opferteller bis zu ihr kam, hatte sie sich durchgerungen. Sie legte das Geld in den Teller. Sie war dankbar, dass der Herr ihr geholfen hatte, Seinem Mahnen gehorsam zu sein. Sie vertraute darauf, dass der Herr sie in ihrer materiellen Not nicht im Stich lassen werde.

Als nun das letzte Gebet gesprochen war und sich alle Anwesenden erhoben, um die Kirche zu verlassen und heimzugehen, da stand auch Frau Goossen auf und ging zur Tür. An der Tür kam eine russische Frau auf sie zu, begrüßte sie freundlich und drückte ihr 10 Rubel in die Hand. Sie sagte, der Heilige Geist habe sie gemahnt, dieses Geld der Frau Goossen zu schenken. Wie dankbar war Frau Goossen dem Herrn, dass Er ihren Gehorsam so wunderbar belohnt hatte!

Im August dieses Jahres war das Obst in den Gärten reif zur Ernte. Es gab in diesem Jahr eine reiche Ernte. Frau Maria Wiebe lud Frau Goossen ein, mit ihr zu einem großen Obstgarten zu gehen, um dort Äpfel aufzulesen und zu trocknen. Das könnte eine gute Einnahme geben. Frau Goossen schien das eine gute Idee zu sein. Sie bereiteten sich für eine lange Zeit des Obsttrocknens vor.

Leni, nun schon ein zwölfjähriges Mädchen, diente gerade zu dieser Zeit bei einer Tatarenfamilie als Kinderpflegerin. So nahm Frau Goossen Peter mit und Frau Wiebe ihre Tochter, und sie machten sich auf den Weg.

Es war ein schöner, 30 Acker großer Obstgarten, zu dem sie ihre Schritte lenkten. Eine herrliche Aussicht bot sich ihren Augen ringsum. Die vielen Apfel- und Birnbäume hingen voll reifer Früchte. Durch den Garten zogen sich auch große Himbeerhecken.

Die Frauen holten sich die Erlaubnis zum Trocknen und begannen dann mit der Arbeit. Der Gartendiener fuhr die Äpfel heran, und die Frauen mit ihren Kindern schälten und zerschnitten sie, um sie sodann auf den flachen Dächern der Gartenhäuser zum Trocknen auszubreiten. In dem großen Garten befand sich ein kleiner Teich, in dem die Kinder nebenbei baden und an dessen Ufern sie spielen konnten.

Nach 10 Tagen sehr emsiger Arbeit hatte Frau Goossen mit ihrem Peter 6 Säcke voll getrockneter Äpfel. Nun hatten sie für einstweilen genug. Drei Säcke voll, also 50%, mußte sie laut Vereinbarung an den Wirt für die Erlaubnis zum Trocknen abliefern. Die anderen 3 Säcke durfte sie nach Hause fahren. Leider konnte das Obst nur zu einem sehr niedrigen Preis verkauft werden, da die Chinesen diese Art Trockenobst nicht kannten. Die Erinnerung an den schönen, romantisch gelegenen Garten blieb noch lange bei den Frauen und Kindern lebendig, aber sie hatten doch eine große Enttäuschung erlebt, da sie erwartet hatten, viel mehr Geld für das Obst zu bekommen.

Es ging schon wieder auf den Winter zu, und es mußten Kohlen als Brennmaterial sowie Mehl und andere Lebensmittel als Vorrat gekauft werden. Dazu war jeden Monat die Teure Miete zu bezahlen. Sie brauchten auch warme Winterkleider. Ach, es fehlte an so manchem, und das Spinnen brachte nicht mehr soviel ein wie vor einem Jahr. Zudem nahm jetzt die Inflation wieder erschreckend stark zu, und die Gebrauchsgüter wurden immer teurer.

Frau Goossen mußte täglich neu ihre Wege dem Herrn anbefehlen, wie es in Psalm 37, 5 so schön heißt: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen“.

Glücklicherweise brauchte sie die Mohrrüben und Kartoffeln nicht zu kaufen, da sie davon genug geerntet hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel

Ja, es fehlte tatsächlich an allem. Der Winter kam mit Riesenschritten, und es wurde immer kälter. Schon mußten die Öfen in den Zimmern geheizt werden. Es zeigte sich, dass der Ofen im Zimmer der Frau Goossen einen Defekt hatte und nicht geheizt werden konnte. Er mußte repariert werden. Es war aber kein Geld im Hause, um die Reparatur zu bezahlen. Eine russische Mormonenfrau fand sich glücklicherweise bereit, Frau Goossen das Geld für die Instandsetzung zu borgen. So wurde der Ofen in Ordnung gebracht und konnte geheizt werden, um das Zimmer zu erwärmen. Doch nun drückte die Schuld gegenüber der Mormonenfrau. Wie sollte Frau Goossen ihr das Geld zurückerstatten, zumal die Verdienstmöglichkeiten so gering waren? Ihr Gottvertrauen wurde stark auf die Probe gestellt.

Da kam eines Tages Besuch ins Haus. Es waren zwei russische Frauen, eine Lehrerin und ein Schneiderin. Sie fragten, ob hier eine Lilia Davidowna wohne. So wurde Frau Goossen bei den Russen genannt. Sie stellte sich den beiden als diese Person vor. Die Frauen fragten weiter, ob sie ihnen irgendwelche Sachen zeigen könne, die sie selbst angefertigt hatte. In ihrer Beklommenheit wußte Frau Goossen nicht, was sie ihnen zeigen sollte. Sie hatte auch Furcht vor dem was es nun wieder geben würde. Drohte etwa wieder ein neues Unheil?

Da kam gerade Leni ins Zimmer. Frau Goossen zeigte den Frauen die Strümpfe, die Leni trug. Diese hatte sie gestrickt. Sie entschuldigte sich, dass sie im Augenblick nichts anders im Hause habe, was sie ihnen zeigen könne. Sie habe immer für andere gearbeitet und gerade jetzt alles fertig abgeliefert. Die russischen Frauen verrieten nun, was sie von ihr wollten. Sie waren Gesandte des russischen Generals Polinow. Dessen Frau hatte in einem Monat Geburtstag, und der Herr General wollte ihr an dem Tage ein teures Geschenk geben. Er wünschte, dass Frau Goossen dieses Geschenk für ihn anfertigte. Es mußte innerhalb eines Monats fertig sein. Folgende Sachen bestellte Herr Polinow: 2 Paar lange Strümpfe aus Kamelwolle, ein Paar Socken aus Puch (gereinigte und enthaarte Ziegenwolle), eine Unterhose, ebenfalls aus Puch, mit Gummiband oben und unten, sowie ein Paar sehr feine Fingerhandschuhe mit dünnen Fingern. Die Wolle für diese Sachen sollte Frau Goossen selbst kaufen und zubereiten, sie dann spinnen und die genannten Sachen daraus stricken. Schweren Herzens und sehr ängstlich sagte Frau Goossen, dass sie versuchen wolle, die Sachen in einem Monat fertig zu bekommen, dies aber nicht garantieren könne. Die Frauen entgegneten, dass der Herr General es dringend wünsche. Sie zahlten ihr ein schönes Handgeld von 12.500 Rubel und vereinbarten mit ihr den Gesamtpreis von 25.000 Rubel. Dann gingen sie.

Frau Goossen war wie benommen. Was hatte dies alles zu bedeuten? Wollte man ihr wohl eine Falle stellen, um sie zu vernichten? Sie glaubte nicht anders, als dass sie fest saß. Hätte sie den Antrag abgelehnt, dann hätte das womöglich schwere Folgen gehabt,

mindestens vielleicht den Kerker. Und wenn sie nun in einem Monat die Sachen nicht abliefern konnte? Was würde es dann wohl geben? Voraussichtlich auch eine sehr schwere Strafe. Frau Goossen wußte keinen anderen Weg, als die Angelegenheit im inbrünstigen Gebet vor Gott, ihren Herrn zu bringen.

Einige Tage später sprengte auf hohem Roß ein Offizier in voller Uniform zum Tor herein und fragte ebenfalls nach Frau Lilia Davidowna. Frau Goossen stellte sich ihm vor und fragte nach seinem Begehren. Er antwortete ihr, dass er der Adjutant des Generals Polinow sei und wissen möchte, ob sie mit der Arbeit begonnen habe. Er wolle sie nochmals darauf aufmerksam machen, dass die Sache große Eile habe und die Teile im Laufe eines Monats fertig werden müßten. Nun wußte Frau Goossen, dass ihr nichts anders übrig blieb, als unverzüglich ans Werk zu gehen. Sie eilte zum Markt und kaufte die erforderliche Wolle. Gleichzeitig dingte sie fünf Frauen, die aus der Wolle die langen Harre entfernen und sie so fürs Spinnen vorbereiten sollten. Das war ein langwieriges Geschäft und erforderte viel Ausdauer. Sobald die Frauen Wolle fertig hatten, spann sie Frau Goossen. Ihr großes Spinnrad kam ihr nun sehr gelegen, da sie damit sehr schnell arbeiten konnte.

Einige Tage später war der hohe Offizier wieder da und konnte sich nun überzeugen, dass fleißig gearbeitet wurde. Dies befriedigte ihn sichtlich.

Frau Lili war eifrig bei der Sache und gönnte sich fast keine Zeit - weder zum Essen noch des Nachts zum Schlafen. Sie spannte ihre Nerven aufs äußerste an. Nachdem sie für den Anfang genug Wolle gesponnen hatte, begann sie zu stricken.

Nach einigen Tagen kam der Offizier erneut angesprengt. Diesmal wollte er sich erkundigen, ob Frau Goossen mit der Hand strickte oder ob sie eine Strickmaschine benutzte. Er überzeugte sich, dass sie mit der Hand strickte, und ritt zufrieden davon. Wenige Tage später, einem kalten und stürmischen Herbsttag, kamen trotz des unangenehmen Wetters wieder die zwei Frauen herein, um zu sehen, wie weit Frau Goossen bereits mit ihrer Arbeit vorangekommen war. Die Strümpfe waren fertig. Sie sahen sich die Arbeit an und waren sehr erfreut. Sie fragten Frau Lili, ob sie die Strümpfe mitnehmen dürften, um sie dem Herrn General zu zeigen. Es wurde ihnen gestattet, und sie entfernten sich.

Immer wieder erschien in einigen Zeitabständen der Offizier, um den Fortschritt zu überprüfen und die Arbeit zu beobachten. Als die Socken und Handschuhe fertig waren, zeigte er sich sehr befriedigt. Er lobte den Ziegenpuch, aber auch besonders die Arbeit. Die Socken und Handschuhe nahm er mit, um sie dem Herrn General zu zeigen.

Frau Goossen arbeitete fast ohne Unterbrechung. Sehr oft begann sie um 4 Uhr morgens und arbeitete mit ganz kurzen Zwischenpausen bis 2 Uhr nachts. Viele Gebete sandte sie zum Himmel empor um Gesundheit und göttlichen Beistand. Nun war nur noch die Unterhose geblieben.

Als einige Tage vor dem letzten Termin der hohe Offizier aufs neue angesprengt kam, war auch gerade die Unterhose fertig. Der Offizier bekundete Frau Goossen seine volle Zufriedenheit mit der Arbeit, die sie geleistet hatte, und zahlte ihr die restlichen 12.500 Rubel. Bevor er ging, erwähnte er, dass er wiederkommen werde.

Frau Goossen war nun tatsächlich sehr müde und abgespannt. Aber sie war dem Herrn von ganzem Herzen dankbar, dass Er ihr beistanden und ihr die Gesundheit und Ausdauer geschenkt hatte, so dass ihr in ihrer großen wirtschaftlichen Not so wunderbar geholfen

war. Wirklich, sie war jetzt für den ganzen Winter und darüber hinaus versorgt. Das Psalmwort kam ihr in Erinnerung: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen“. Ja, der Herr hatte tatsächlich ihre Not gesehen und ihr Rufen gehört!

Der Offizier hielt sein Wort, das er Frau Goossen gegeben hatte, nämlich dass er wiederkommen werde. Ein paar Tage danach kam er auf seinem hohen Roß angeritten. Er überreichte Frau Goossen weitere 5.000 Rubel und erklärte ihr, dass der Herr General ihn beauftragt habe, ihr das Geld als Anerkennung für ihre Bemühungen und für die tadellose Arbeit zu geben. Der Herr General habe seine volle Zufriedenheit ausgedrückt.

Dann erzählte der Offizier der Frau Goossen, wie ihre Arbeit in der Residenz des Generals überprüft worden war. Man hatte den ganzen weiblichen Stab der hohen Offiziere eingeladen. Auch die sogenannte „Puchfrau“, eine Dame, die in der Arbeit mit dem teuren Puch spezialisiert war, hatte man gerufen. Die angefertigten Sachen wurden zur Beurteilung herumgereicht. Alle Frauen drückten ihre Bewunderung aus. Als dann die Sachen bis zur der „Puchfrau“ gekommen waren, betrachtete diese sie kurz und reichte sie dann weiter. Verächtlich äußerte sie, das sei Maschinenarbeit. Diese Feststellung verursachte bei den anderen Damen einen Rückschlag. Ja, dann gebührte der Frau Goossen doch nicht das Lob, das man ihr entgegengebracht hatte.

Doch da war er, der Offizier, hervorgetreten. Er erklärte, dass er Frau Goossen sehr oft besucht und von Anfang bis Ende beobachtet hatte, wie mit ihren Händen und nicht mit einer Maschine die Arbeit immer weiter fortgeschritten war. Sie hätte fast Tag und Nacht daran gearbeitet, um die Sachen in der kurzen Zeit fertig zu bekommen. Nun fanden die Sachen bei allen Damen volle Anerkennung. Er bedankte sich sehr bei ihr, Frau Lilia Davidowna, im Namen des Herrn Generals Polinow.

Mit diesem Lob von solch hohem Stande hatte Frau Goossen nicht gerechnet. Sie war sich darüber im klaren, dass nicht ihr das Lob gebührte, sondern allein Gott dem Herrn, der ihr die für diese Arbeit notwendige Fähigkeit und Gesundheit geschenkt hatte. Der Herr war mit ihr gewesen und hatte die Arbeit gesegnet.

Im Spätherbst kam auch Frau Klotz mit ihrer Tochter Hilda zum Chubinerhof und mietete das Zimmer neben dem der Frau Goossen. Da aber dieses Zimmer mit dem Fußboden niedriger lag als Frau Lilis Zimmer und es dadurch ziemlich hoch bis zur Decke und recht kalt war, machte Frau Lili ihr in ihrem Zimmer Platz und nahm sie für den Winter zu sich. Das gemeinsame Leid hatte die zwei sehr verschiedenen Frauen eng miteinander verbunden.

Einige Wochen später erschien Frau Herd, weinte und berichtete, dass sie mit ihrer Schwiegertochter Talja gar nicht mehr auskommen könne. Sie müsse ein anderes Quartier suchen. Talja arbeite im Hospital, und wenn sie dann zum Abend nach Hause komme, sei ihr alles nicht gut, was Frau Herd gemacht hatte. Es sei zu schwer, mit Talja zusammen zu leben, ja einfach untragbar. Frau Herd bat Frau Goossen unter Tränen, sie bei sich aufzunehmen. Da aber bereits Frau Klotz mit ihrer Tochter bei ihr wohnte, konnte sich Frau Goossen nicht entschließen, dem Wunsch zu entsprechen. Sie sagte, dass sie sich die Sache überlegen müsse. Frau Herd sollte wiederkommen, und dann würde sie ihr Bescheid geben.

Es mahnte nun Frau Goossen, die arme Frau Herd aufzunehmen, die ja so hilfsbedürftig war. Sie konnte deswegen nachts nicht gut schlafen. Ein Gebet rang sich aus ihrem Herzen, dass der Herr ihr doch Klarheit darüber schenken möge. Sie wußte, dass es dann viel zu voll in ihrem Zimmer sein würde. Dann kam ihr das Wort Jesu in den Sinn: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern (Schwestern), das habt ihr mir getan“. Frau Goossen wußte nun, dass sie Frau Herd bei sich aufnehmen würde, und sie traf die nötigen Vorbereitungen. Einige Tage später kam Frau Herd und bat wieder um Aufnahme. Jetzt durfte sie einziehen und war Frau Goossen so sehr dankbar dafür.

Frau Klotz stammte aus Österreich und war katholisch. Frau Herd, eine Wolgadeutsche, war lutherisch. Und Frau Goossen war mennonitisch - baptistischen Bekenntnisses -, stammte aus Südrußland. Diese drei Frauen mit so verschiedenen Hintergründen lebten nun friedlich beieinander. Alle drei hatten ihre Männer verloren, d.h. sie waren nach Sowjetrußland zurückgeschickt worden. (Und niemals nachher ist das Geringste über ihren Verbleib bekannt geworden, obwohl immer wieder Nachforschungen angestellt wurden.) So verband alle drei das gleiche Schicksal in diesem so unwirtlichen Lande „der aufgehenden Sonne“. Sie wohnten auf engstem Raum, da ja auch die Kinder noch da waren, aber sie ließen sich genügen. Jede Frau kochte ihre eigenen Mahlzeiten. Nur zum Frühstück tranken sie gemeinsam den Kaffee. Den ganzen Winter wohnten sie so zusammen. Frau Herd war nicht gesund. Sie hustete sehr oft und stark.

Nun bekam Frau Goossen wieder Arbeit. Eine reiche Tatarenfamilie wollte für ihre zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, anscheinend Zwillinge von ungefähr 6 Jahren, etwas gesponnen und gestrickt haben. Gleich für beide sollte Frau Gossen je eine Hose, eine Jacke und eine Zipfelmütze stricken. Die Tataren gaben dazu die sehr feine weiße Wolle. Bei dem Jungen sollten Jacke und Mütze einige Streifen haben, bei dem Mädchen nur einige Punkte.

Frau Goossen mußte nun zu den Tataren gehen, um bei den Kindern die Maße zu nehmen. - Bei den Leuten wirkte alles sehr reich und vornehm, und sie wußte, dass sie sich bei dieser Arbeit sehr bemühen mußte. Aber sie hatte ja nun schon einige Erfahrung. Zuerst war wieder die Wolle zu spinnen, und dann mußten die Sachen gestrickt werden. Alles in allem war es wieder eine große Arbeit; doch sie mußte getan werden.

Frau Goossen war wieder sehr eifrig bei der Sache. Das Spinnrad surrte, und die Stricknadeln flogen. Etwa einen Monat, vielleicht auch eine Woche länger, dauerte die Arbeit. Dann trug Frau Goossen die fertigen Teile zu den Tataren.

Der Diener empfing sie und geleitete sie zu der Wirtin. Frau Goossen fand sehr freundliche Aufnahme. Dann wies die Wirtin ihr ein Zimmer an, wo sie den Kindern die Sachen anziehen sollte. Es waren zwei hübsche, gepflegte Kinder mit auffallend weißer Haut und schwarzen Locken. In den schneeweißen Kleidern, die Frau Goossen ihnen anzog, und der Zipfelmütze sahen sie aus wie zwei Königskinder. Frau Goossen führte die Kinder zu der Wirtin. Diese drückte in lauten Worten ihre Bewunderung und Befriedigung aus.

Dann mußte Frau Lili die Kinder in das Großmutterzimmer führen, wo in einem thronartigen Sessel die alte Großmutter saß, - sehr vornehm, in schneeweißem Haar. Sie sollte ihr Urteil fällen, das als letztes über die Sache entscheiden sollte. Die Alte schaute die Kinder an, und ein Strahl freudiger Überraschung huschte über ihr faltenreiches Gesicht.

Ihr Urteil war nur Anerkennung. Dann wurde Frau Goossen entlöhnt. Ohne jegliche Widerrede von seiten der Wirtin empfing sie das, was sie forderte, dazu ein herzliches Dankeschön.

Inzwischen nahm der Winter Abschied. Es war schon März, und das Osterfest näherte sich. Frau Goossen mußte in die Stadt gehen, um ihre Ostereinkäufe zu machen. Als sie zurückkam, merkte sie, dass Frau Herd eben mit ihrer Arbeit fertig war. Frau Herd war barfuß und hatte so den ganzen Fußboden mit eiskaltem Wasser geputzt. Ganz erschrokken darüber schalt Frau Goossen sie, dass sie das bei ihrem kranken Zustand und ihrem Husten getan hatte. Gekränkt erwiderte Frau Herd, sie habe ihren Dank damit bekunden wollen dafür, dass Frau Goossen bei ihrer vielen Arbeit immer so gut zu ihr gewesen war und sich auch noch mit ihr so viel Mühe gemacht hatte.

Es zeigte sich aber bald, dass sich Frau Herd mit dieser Arbeit zuviel angetan und sich auch sehr erkältet hatte. Sie wurde sehr krank, bekam hohes Fieber und heftigen Husten. Es stellte sich eine schwere Lungenentzündung ein.

Da es jetzt schon wärmer war, zog Frau Klotz mit ihrer Tochter in ihr Zimmer zurück. Frau Herd hustete fast ununterbrochen. Es war ersichtlich, dass sie ins Krankenhaus mußte. Sie sagte zu Frau Goossen, dass sie sterben werde. Vorsorglich ordnete sie alles, was mit ihren wenigen Habseligkeiten geschehen sollte. Dann bat sie Frau Goossen inständig, doch ihr Begräbnis in Frau Goossens Zimmer zu feiern Auch sollte der Baptistenprediger (sie nannte seinen Namen) gebeten werden, die Leichenrede zu halten. Frau Gossen versprach ihr, das zu tun, um was sie bat. Sie wollte ihr den letzten Willen erfüllen. Sie wusch der Kranken die Füße. Frau Herd nannte es eine richtige Fußwaschung, wie sie der Herr Jesus verordnet hat. Dann fuhren sie zum Krankenhaus, und Frau Herd fand dort Aufnahme. Zwei Tage später besuchte Frau Goossen sie im Krankenhaus. Sie hatten noch allerlei durchzusprechen. Frau Herd war der Frau Goossen für alles so dankbar. - In der Nacht darauf starb Frau Herd.

Frau Maria Wiebe und Frau Goossen bemühten sich um die Überführung der Leiche in Frau Lilis Wohnung. Die Baptisten fertigten den Sarg an. Am dritten Tage wurde dann - in Erfüllung des letzten Wunsches der Frau Herd - die Begräbnisfeier in Frau Goossens Wohnung abgehalten. Der Baptistenprediger hielt die Leichenpredigt. Dann wurde die sterbliche Hülle der Frau Herd zum Friedhof gefahren und begraben. Frau Goossen wußte, dass sie selig im Herrn heimgegangen war, denn sie führte ein christliches Leben und war tief gläubig.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Im Mai des Jahres 1946 wurde der Chubiner Hof von einem ganz jungen Chubiner-Ehepaar in Besitz genommen, das den Hof geerbt hatte. Diese jungen Leute waren von ihren Eltern zusammengeheiratet worden, als sie noch ganz kleine Kinder waren. Solche Kinderheiraten waren unter den Chubinern gebräuchlich, aber auch unter den gewöhnlichen Chinesen.

Auch gab es bei ihnen noch die Sklaverei. Dieses Ehepaar hatte außer dem Hof auch zwei Sklaven geerbt: einen alten Chinesen, der vielleicht schon mehreren Generationen der Chubiner gedient hatte, und ein junges Mädchen. Diese beiden Sklaven mußten alle Arbeit im Haushalt und auf dem Hof verrichten. Wegen des Einzugs des jungen Ehepaares mußten die bisherigen Bewohner des Hofes sich andere Wohnungen suchen.

Frau Goossen fand bei einer russischen Familie eine Unterkunft. Diese Familie fuhr für den Sommer in die Berge, um dort auf ihrem Land zu arbeiten. Sie schlossen ihre Wohnung für die Zeit ihrer Abwesenheit ab und ließen der Frau Goossen zwei Zimmer daneben. Darin durfte Frau Goossen bis zur Rückkehr der Hausbesitzer unentgeltlich wohnen; dafür sollte sie aber alles in Ordnung halten und nach dem Rechten sehen.

Offenbar besaßen die Eigentümer des Hofes viele Pferde, die sie womöglich in die Berge mitgenommen hatten, denn der Hof war zur Zeit leer. Der ganze Innenhof war jedoch mit einer dicken Schicht Pferdemist bedeckt. Es war scheinbar niemandem eingefallen, jemals den Hof zu reinigen. Diese Arbeit übernahm nun Frau Goossen, da es ihr unerträglich erschien, in dieser Atmosphäre zu leben. Sie säuberte den ganzen Hof. Die umwohnenden Mohammedaner waren froh, den Mist für sich nach Hause fahren zu können, da er ihnen als Brennmaterial sehr gelegen kam.

Nun grub Frau Goossen am Haus entlang, in dem sie wohnte, einen Streifen des mit Pferdemist gedüngten Landes um und pflanzte Blumen darauf. Als diese aufblühten, gab es eine Farbenpracht an Morgenblumen, dass der Frau Goossen das Herz lachte und die Nachbarn ringsumher in Erstaunen versetzt wurden. Mit viel Wasser aus dem in der Nahe sprudelnden Bächlein wässerte Frau Lili das Blumenbeet, und sie hatte ihre Freude an dem gesunden Wachstum der Blumen.

Nebenbei hatte Frau Goossen wieder Arbeit mit Spinnen. Sie erlebte nochmals eine große Niederlage. Eine Offiziersfrau gab ihr den Auftrag, ein ziemlich großes Schultertuch mit schönem Blumenmuster zu stricken. Aus Puch sollte Frau Goossen den Draht spinnen und dann das Tuch anfertigen. Den Puch lieferte die fremde Frau. Es war aber sehr schlecht und dreckig, so dass wiederum viel an Gewicht abging. Als Frau Goossen endlich das Tuch fertig hatte und es der Frau brachte, war diese entrüstet darüber, dass es soviel Abfall gegeben hatte, Wiederum erhielt Frau Goossen keine Zahlung für die langwierige Arbeit. Als sie sich im Büro darüber beschweren wollte, überkam sie eine große Angst, da der Beamte, der die Klage entgegennehmen sollte, zufällig der Ehemann dieser Offiziersfrau war. Frau Goossen stand von der Klage ab und eilte nach Hause.

Eine andere hohe Frau ließ ebenfalls ein Tuch stricken; doch sie war mit der Arbeit sehr zufrieden und zahlte, was Frau Goossen dafür forderte.

Nun war es Hochsommer, und die Obsternte war in vollem Gange. Auf dem Markt wurde reichlich Obst zum Verkauf angepriesen. Bei einem Gang zum Markt besuchte Frau Goossen die Mormonenfrau, die ihr damals das Geld für die Reparatur des Ofens geborgt hatte. Diese erzählte ihr, dass ihre Kinder zu dem Gartenstädtchen Jeluisa, 40 km von Kuldja entfernt, gefahren seien, um dort Obst zu trocknen. Sie riet Frau Goossen sehr, sich ebenfalls dorthin zu begeben; es könne eine reiche Einnahme geben.

Frau Goossen hatte in ihrem Innern einen großen Kampf, ob sie den Rat befolgen sollte oder nicht. Sie fragte auch den in der Nachbarschaft wohnenden Baptistenprediger, wie er darüber denke. Der Prediger riet ihr wegen der Bandengefahren entschieden ab. Es ließ Frau Goossen jedoch keine Ruhe, und nach drei Tagen bat sie den Baptisten, ihr seine zwei Kinder, einen Jungen von 11 und ein Mädchen von 13 Jahren, mitzugeben. Schließlich entsprach der Baptist ihrer Bitte und wünschte ihr Gottes Segen.

Auf dem Markt fand sie einen Obsthändler, der seine Früchte verkauft hatte und im Begriff war, nach Jeluisa zurückzufahren. Er war bereit, Frau Goossen mit ihrem Peter und den beiden Nachbarskindern mitzunehmen.

In Jeluisa angekommen, fand sie eine Tatarenfamilie, die sie in ihrem Garten Obst trocknen ließ. Die besseren Aprikosenbäume waren bereits abgeerntet. Aber es waren noch genügend Bäume mit kleineren Früchten abzulesen. Die Wirtin stellte Frau Goossen ein Zelt zum Wohnen zur Verfügung sowie zwei große Zeltplanen zum Auffangen der Früchte, dann Bretter zum Trocknen und verschiedenes andere.

Frau Goossen wandte diesmal ein eigenartiges Verfahren an. Sie trocknete das Obst nicht, wie es üblich ist, sondern zerquetschte die Aprikosen, siebte das Zerquetschte ein paarmal durch und schüttete den Saft auf die Bretter aus. Die Kinder kletterten auf die Bäume und schüttelten die Äste. Die Aprikosen fielen auf die Zeltplanen, wo sie Frau Goossen auflas und zerquetschte. Der Saft trocknete auf den Brettern innerhalb eines Tages und gerann zu einer Art Gelee. Die Russen nennen dies Pastjela. Diesen Gelee zerschnitt Frau Goossen zu Blättern von 60 x 80 cm Größe und hing diese auf Leinen, wie man Wäsche zum Trocknen aufhängt, damit sie weiter trockneten. Auch die Obststeine wurden gesäubert und getrocknet, um sie später zu verkaufen.

Nach zehn Tagen emsiger Arbeit hatte Frau Goossen einen großen Sack voll Steine und ungefähr 100 kg. Pastjela. Von diesen 100 Kg mußte sie vereinbarungsgemäß die Hälfte für die Pflückerlaubnis abgeben und von dem Rest etwa ein Viertel an die Baptistenkinder. Sie nahm einen Fuhrmann an und fuhr mit allem nach Hause. Auch den Grappen, der ihnen gestohlen worden war und den Frau Goossen durch eine kühne, gewagte Tat wiederfand und zurückerhielt, konnte sie mitnehmen.

.....

Am 6. August 1945 warf der Generalstab des Nordamerikanischen Oberkommandos die erste Atombombe über Hiroschima, und am 9. August desselben Jahres folgte der zweite Abwurf über Nagasaki. Gleichzeitig erklärte Sowjetrußland den Krieg an Japan. Durch diese Maßnahmen wurde Japan in die Knie gezwungen und zur bedingungslosen Kapitulation getrieben. Es mußte sich nun aus China zurückziehen, von dem es bereits riesige

Gebiete besetzt hatte. Und mit der Kapitulation Japans kam auch der Zweite Weltkrieg zum Abschluß, da Deutschland und Italien schon früher kapituliert hatten.

Nun gab es für China ein zeitweiliges Aufatmen, zumal sich Amerika um die Aussöhnung zwischen Kommunisten und Nationalisten sowie auch um den wirtschaftlichen Wiederaufbau Chinas bemühte. Und mit dem zeitweiligen Aufatmen, das freilich nicht lange anhielt, kam es auch zeitweilig zu einer Auflockerung der inneren Erstarrung. Die Reisesperre wurde für kurze Zeit aufgehoben, und man konnte wieder von einer Provinz in die andere fahren, wozu es freilich der ausdrücklichen Genehmigung durch die örtlichen Behörden bedurfte.

So wurden auch in Kuldja im Spätsommer 1946 plötzlich Gerüchte laut, dass nun jeder fahren könne, wohin er wolle. Das gab eine große Aufregung, nicht zuletzt auch unter den deutschen und österreichischen Flüchtlingen, die in Kuldja nun schon so viele Jahre „eingefroren“ waren. Auch zu unseren Frauen drangen diese Gerüchte durch.

Eines Morgens kam eine Frau Meier zu Frau Goossen herein und brachte ihr - sehr aufgeregt - die Nachricht, dass man jetzt fahren könne. Ach, wie lange hatte man schon auf diese Möglichkeit gewartet, und wie sehr wurden nun die Gemüter aufgewühlt! Da kam auch noch Frau Maria Wiebe herzu, und alle drei Frauen begaben sich unverzüglich zum nächsten Reisebüro, um nachzufragen. Dort war bereits eine große Menschenmenge versammelt, woraus schon ersichtlich war, dass es irgend etwas Neues gegeben hatte. Jawohl, es ginge jetzt zu fahren, wurde den Frauen geantwortet, aber sie müßten einen Personalausweis besitzen über ihre Identität. Dieser Ausweis wurde ihnen vom Quartal-Bevollmächtigten ausgestellt. Über „Pontius zu Pilatus“ fanden die Frauen am nächsten Tag das Hauptreisebüro. Hier erhielten sie die Bewilligung zur Ausfahrt nach Urumtschi (Thiwa). Diese mußten sie aber in der Stadt- oder Distrikt Verwaltung bestätigen lassen, und nach der Bestätigung mußten sie innerhalb drei Tagen die Reise angetreten haben, sonst verlor das Dokument seine Gültigkeit.

So mußten sie sich eilig auf die Reise vorbereiten. Sie verkauften die wenigen Sachen, die sie besaßen. Dann wurde Proviant gekauft, Hühnerfleisch und anderes gebraten, Brot geröstet und weitere Verpflegung eingepackt für die lange Reise nach dem ungefähr 560 km entfernten Urumtschi. Frau Goossen konnte auch die Aprikosensteine und die Pastjela verkaufen, was ihr genügend Geld für die Reise einbrachte.

In den Nächten, welche die Tage der Vorbereitungen ablösten, betete Frau Goossen immer wieder, dass Gott ihnen doch die Reise möglich machen und ihnen ein Schutz auf der Reise sein möge. Fünfzehn lange Jahre hatten sie in Kuldja gewohnt und immer das Verlangen gehabt, endlich weiterzukommen - mit dem Endziel Kanada. Sollte es nun wirklich so weit sein?

In Jesaja 8, 23 heißt es so schön: „Es wird nicht dunkel bleiben über denen, die in Angst sind“. All diese Jahre hindurch hatten sie ständig in Angst und Dunkel gelebt. Sollte es wirklich jetzt aus dem Dunkel heraus, aus der Nacht zum Licht gehen? - Bei dem Herrn ist kein Ding unmöglich.

Den Frauen schlossen sich noch andere Familien an, so dass sie im ganzen 21 Personen waren. Von verschiedenen Seiten wurden sie ernstlich gewarnt; sie sollten diesen Schritt ins Ungewisse hinein in dieser so unruhigen Zeit und bei den vielen Banden nicht wagen.

Doch endlich war die Gelegenheit da, aus Kuldja herauszukommen, und diese durften sie nicht vorübergehen lassen. Sie verließen sich auf den Herrn und empfahlen sich dem göttlichen Schutz und der göttlichen Führung.

Sie fanden einige Fuhrleute, die sich bereit erklärten, sie gegen gute Bezahlung auf Pferdefuhrwerken nach Urumtschi zu fahren. Von der Stadtverwaltung holten die Frauen nun die Bestätigung der Ausfuhrgenehmigung ein, packten die Sachen, und über Mittag dieses Tages (Herbst 1946) ging die Reise los. Die Gruppe hatte nicht viel Gepäck, dafür aber viel Proviant mit, da man mit einer langen Reise rechnete. Nur langsam ging es voran. Viel wurde zu Fuß gegangen, da die Wagen fast überladen waren. Zu der Gruppe zählten die Frauen Lili Goossen, Maria Wiebe, Maria Goossen, Heinrich Schellenberg und andere mit ihren Kindern.

„Ade Kuldja, auf Nimmerwiedersehen!!“ So schallte es von der Gruppe, als sie die Stadt verließ. Es ging dem Osten entgegen, endlich aus dieser Stadt heraus.

Bald kamen sie mit der herrlichen Gottesnatur in Berührung. Die hohen und stolzen Berge der Alexanderkette hatten sie an der rechten Seite. Der Weg war zementiert und gut befahrbar. Es war eine schöne Fahrt bei milder und freundlicher Herbstsonne. Das Auge konnte sich an dem großartigen Panorama ringsumher fast nicht satt sehen. In einem Tal erreichten sie einen kleinen Flecken, in dem eine Wache stationiert war. Hier mußten die Ausweise vorgezeigt erden. Es gab einen Aufenthalt von Sonnabend nachmittag bis Montag vormittag. Dann ging es weiter durch die Berge und durch freundliche Täler. Auch an Bergseen mit kristallklarer Wasseroberfläche fuhren sie vorbei. In den Nächten wurde meistens nicht gefahren. Dann breiteten sie auf grünem Rasen neben den Wagen die Beten aus und legten sich darauf zur nächtlichen Ruhe nieder. Es war bitter kalt, weshalb sich die Reisenden in schwere Wolldecken hüllen mußten. So fanden sie in der frischen Bergluft erquickenden Schlaf, und am nächsten Morgen konnten sie neu gestärkt die Reise fortsetzen.

Wieder kamen die Reisenden an einem Grenzort und mußten die Pässe vorzeigen. Es gesellten sich immer mehr Reisewagen der Gruppe hinzu, bis es schließlich eine Kolonne von 18 Wagen war. Eine Strecke fuhren sie auf der Chaussee, mit der sich ihr Weg gekreuzt hatte. Es war jedoch für Pferdefuhrwerke streng verboten, auf der Chaussee zu fahren. Plötzlich kamen sie an eine Polizeistation und wurden angehalten. Da der Kommissar schon zur Ruhe gegangen war, mußten die Reisenden über Nacht dort bleiben, um am nächsten Morgen ihr Urteil für den schweren Gesetzesbruch zu empfangen.

Am anderen Morgen hatte es aber der Herr Kommissar durchaus nicht eilig mit Aufstehen, und die Kolonne mußte warten. Endlich - am halben Vormittag - geruhte der „hohe“ Herr, sich von seiner Ruhestatt zu erheben. Nun wurde ihm der Tatbestand in einem „Rapport“ unterbreitet. In hellem Zorn befahl er, alle Männer abzuführen. Zur Strafe für ihr Vergehen sollten sie mit schweren Stöcken geschlagen werden. Eine Chinesenfrau, die wie durch Zufall zugegen war, setzte sich jedoch für die Gruppe bittend beim Kommissar ein. Schließlich milderte der „hohe Herr“ die Strafe dahingehend, dass die Männer versprechen mußten, nie mehr die Chaussee zu benutzen. Es war schon gegen Mittag, als die Karawane endlich weiterziehen konnte. Nun mußte aber auf dem anderen Weg gefahren werden.

Nach einer recht ermüdenden Reise von genau 21 Tagen kam die Gruppe wohlbehalten in Urumtschi an. Sie mußten sich hier beim Reisebüro melden und registrieren lassen. Und nun erhielten sie als Willkommensgruß von der Stadtverwaltung ein nicht zu verachtendes Geschenk von 5000 Rubel für jede Person. Das war übrigens bei dem damaligen Stand der Inflation nicht ganz soviel, wie es sich anhört.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Während Kuldja mehr von Mohammedanern bevölkert war, war Urumtschi, die Hauptstadt der Provinz, mehr eine Stadt mit überwiegend chinesischer Bevölkerung, obwohl die Provinz insgesamt, wie es in der englischen Universal Standard Encyclopedia hieß, nur 10% Chinesen als Einwohner hatte. Die Stadt liegt mitten in den Bergen, zwischen dem eigentlichen Tien-Shan-Gebirge und einem Ausläufer desselben, dem sogenannten Bogdo-Ula.

Unsere Gruppe war jetzt bereits 560 km weiter nach Osten vorgedrungen. Frau Goossen fand für die ersten Tage Unterkunft bei Bekannten. Da die Gruppe jedoch hier voraussichtlich wieder lange bleiben mußte, weil die Ausreisegenehmigung in Kuldja nur bis Urumtschi ausgestellt war und nun eine neue Erlaubnis zum Weiterfahren eingeholt werden mußte, war Frau Goossen gezwungen, sich wieder um Arbeit zu bemühen, und das in dieser so fremden Stadt.

Schließlich gelang es ihr, sich bei einer russischen Schneiderin zu engagieren, welche sie für die Hausarbeit verpflichtete und ihr einen sehr geringen Monatslohn von nur 30.000 Rubel monatlich zahlte. Diese Summe hört sich sehr hoch an, aber der Rubel war wieder einmal auf einen derartigen Tiefstand gesunken, dass man mehr nach Hunderttausenden und Millionen rechnete. Obwohl Frau Goossen bei dieser Frau auch die Kost erhielt, reichte der Lohn doch nur eben, um durchzukommen.

Nebenbei bemühte sich Frau Goossen für sich und die übrigen zur Gruppe Gehörenden um die Erlaubnis zum Weiterfahren. Man sagte ihr, die Gruppe müsse eine Bescheinigung besitzen, dass sie lange Zeit in Kuldja gewohnt hatten. Doch wer würde ihr wohl dieses Papier geben, da sie hier eine völlig Unbekannte war?

Inzwischen mußte sie wieder die Wohnung wechseln. Für ungefähr zwei Wochen fand sie ein Zimmer bei einer österreichischen Frau. Sie schloß sich für die Erwirkung der Papiere mit einer lutherischen Frau zusammen, die ebenfalls in Kuldja gewohnt hatte und weiterreisen wollte. Sie fanden einen russischen Lehrer namens Prokopow, der ihnen von Kuldja her sehr gut bekannt war. Dieser erklärte sich bereit, ihnen die Bescheinigung auszustellen. Sie stellten nun eine Liste mit den Namen der Gruppe auf, die geschlossen von Kuldja hierher gekommen war, und diese Liste bescheinigte Herr Prokopow mit Siegel und Unterschrift.

Als Frau Goossen mit dem Dokument nach Hause kam, wollte die Frau bei der sie wohnte, das Dokument sehen. Ahnungslos überreichte Frau Goossen es ihr zur Einsichtnahme. Die Frau entdeckte einen Namen, den sie nicht in der Liste wünschte. Sie wurde aufgeregt und gab das Blatt nicht mehr zurück. Alles Bitten und Überreden war umsonst. Die

Liste wurde Frau Goossen nicht wieder ausgehändigt. So war sie gezwungen, den Lehrer nochmals aufzusuchen und ihn zu bitten, ihr das Dokument erneut auszustellen. Und wirklich, der Mann erfüllte ihre Bitte und stellte ihr die Bescheinigung zum zweitenmal aus, wiederum mit Unterschrift und Siegel.

Den Frauen wurde im Reisebüro nahegelegt, dass sie einen Mann stellen müßten, der sich für die Gruppe verbürgt. Wo sollten sie aber in dieser fremden Stadt einen Bürgen finden? Ein völlig Unbekannter, den sie auf der Straße trafen und den sie in ihrer Ratlosigkeit ansprachen, war freundlich und gab ihnen die Adresse eines, wie er sagte, sehr reichen Chinesen, der sich schon oft in ähnlichen Situationen verbürgt hatte. Am nächsten Tag suchten die Frauen diesen Chinesen auf. Sie wurden von einem Diener gemeldet und ins Haus geführt. Ein Dolmetscher wurde gerufen. Die Frauen durften nun ihr Anliegen vorbringen. Der Chinese fragte sie, ob sie Deutsche seien. Die Frauen bejahten es. Dies befriedigte ihn sichtlich. Er war bereit, die Bürgschaft zu übernehmen, und stellte das entsprechende Schriftstück aus.

Ihr nächster Gang war wieder zum Reisebüro, und dort war man mit der Bürgschaft des Chinesen zufrieden. Am nächsten Tag sollten die Frauen wiederkommen. Aber mit diesem „Kommt morgen wieder!“ wurden die Frauen einen Tag nach dem anderen vom Reisebüro verabschiedet.

Eines Tages erschienen Abgesandte von irgendeiner Verwaltungsstelle mit einem Dolmetscher und fragten Frau Goossen, aus welchem Grunde sie jetzt - mitten im eiskalten Winter - weiterfahren wollten. Frau Goossen wußte im Augenblick nichts anderes zu entgegnen, als dass sie dem Kommunismus zu entfliehen wünschten. Anscheinend waren die Abgesandten mit der Antwort zufrieden, und sie zogen sich höflich zurück.

Bei einer russischen Familie fand Frau Goossen wieder Arbeit. Sie mußte bei der Frau die Wäsche waschen und anderes verrichten. Und nun mußte sie auch wieder die Wohnung wechseln, da die österreichische Frau das Zimmer für andere Zwecke benötigte. Die Frau, bei der Frau Goossen jetzt arbeitete, räumte ihr ein Zimmer ein, und sie durfte dorthin ziehen. Das Zimmer und auch die Kost für sich und die Kinder erhielt Frau Goossen gegen die von ihr geleistete Arbeit.

Eines Tages bekam die Gruppe, für die Frau Goossen eingereicht hatte, endlich die Ausreisebewilligung. Diese war bis Lantschou ausgestellt. So durften sie diesmal also ungefähr 2000 km weiterfahren, immer weiter in Richtung Osten.

Die Provinzregierung in Urumtschi wollte ihnen behilflich sein und versprach ihnen eine Beihilfe von 15000 Rubel pro Person für die Reise. Und der amerikanische Konsul in dieser Stadt gab der Gruppe einen Brief an die China-Inland-Mission mit, in dem er die Mission ersuchte, der Gruppe Hilfe zuteil werden zu lassen. Auch der Wirt des Hauses, in dem Frau Goossen wohnte, war ihr gegenüber sehr entgegenkommend. Er gab ihr eine Beihilfe von 20.000 Rubel für die Reise, dazu einen großen Pelz, da es kalter Winter war, und je ein Paar Filzstiefel für Frau Goossen und ihre Kinder.

Einige Tage später empfing die Gruppe dann auch das versprochene Geld, 15.000 Rubel pro Person, und nun stand der Abreise nichts mehr im Wege. Die Gruppe nahm einen großen Lastkraftwagen an, packte die Sachen hinauf, und dann wurde aufgestiegen. Eine

Chinesenfrau mit ihren zwei Jungen durfte ebenfalls mitfahren, da sie dieselbe Strecke zu reisen hatte.

Einige Tage vor Weihnachten, also nach einem Aufenthalt von ungefähr 2 ½ Monaten in Urumtschi, ging es nun weiter in Richtung Lantschou. Es war grimmig kalt. Der Wagen besaß aber ein Zeltdach, das ein wenig Schutz vor der Kälte bot.

Als die Reisegesellschaft die Stadt verließ und ins offene Land fuhr, befanden sie sich auf einer sehr unebenen Straße. Da geschah es, dass der Wagen an einer sehr schrägen Stelle das Gleichgewicht verlor und sich auf die Seite legte. Sie mußten anhalten, und alle Insassen kletterten herunter. Das Auto mußte repariert werden. Dazu benötigten sie einige Ersatzteile, die aber hier nicht aufzutreiben waren. So mußte der Fahrer zu Fuß in die Stadt zurückkehren, um die Teile dort zu kaufen. Jedes Mitglied der Gruppe war nun auf sich selbst angewiesen und mußte sehen, wie es mit der Kälte fertig wurde. Sie mußten sich alle ständig in fast laufender Bewegung halten, um sich vor dem Erstarren zu schützen. Nach mehreren Stunden war es dann endlich so weit, dass die Reisenden wieder einsteigen durften. Das Auto setzte sich in Bewegung.

Zunächst ging es in südöstliche Richtung. Die Berge traten mehr und mehr zurück, und nur noch Hügel und Anhöhen zogen am Auge vorüber. Weit konnten sie an diesem Tag nicht mehr fahren, da es bereits Abend wurde. Gegen Abend kamen sie zu einer Karawanserei, wo sie die Nacht verbringen wollten. Hier wurde der Wagen nochmals untersucht, und es ergab sich, dass eine gründliche Reparatur vorgenommen werden mußte. Diese nahm volle drei Tage in Anspruch. So mußte sich die Gruppe in dem Gästezimmer, in dem fast immer Reisende ein und aus gingen, irgendwie bequemen. In den Nächten spürten sie das Ungeziefer, das ihnen den Schlaf raubte. Aber sie waren wenigstens drinnen, wo es einigermaßen warm war.

Am zweiten Tag ihres Hierseins war der erste Weihnachtsfeiertag. Wie sollten sie aber hier in dieser schmutzigen Herberge Weihnachten feiern? Doch sie erinnerten sich daran, dass es auch in jenem Stall in Bethlehem nicht allzu sauber gewesen sein kann und die paar Menschen dort wohl auch nicht übermäßige Weihnachtsstimmung gehabt haben mögen, als der Herr Jesus dort geboren und in eine Krippe gelegt wurde. Und wie den Hirten dort auf dem Felde bei ihren Schafen plötzlich das Licht der Heiligen Nacht erstrahlte und sie den frohen Engelchor hörten, so erglänzte nun auch den Frauen und Kindern hier in der Karawanserei plötzlich ein Licht in ihren Herzen, und sie konnten nicht anders, als hier, inmitten der Chinesen und Mohammedaner, die schönen Weihnachtslieder ihrer, ach, so fernen Heimat anzustimmen. Das Wunder der Heiligen Weihenacht zog sie in seinen Bann, und sie waren glücklich, obwohl auch manche heimliche Träne der Sehnsucht nach der verlorenen Heimat die Wangen herunterrann. Sie waren ja nun schon so viele Jahre heimatlos! Da die Süßigkeiten, die doch zur Weihnacht unentbehrlich zu sein scheinen, hier nicht zu haben waren, erinnerten sich die Frauen, dass sie von Kuldja her getrocknete Äpfel bei sich hatten. Diese mußten nun die Süßigkeiten ersetzen.

Am dritten Tag wurde das Dach vom Auto heruntergenommen, da es den Frauen beim Fahren unbequem war. Nun war das Auto gut durchgearbeitet, und die Reise konnte fortgesetzt werden. Am Spätnachmittag kamen sie in Turfan an. Dies ist eine kleine Stadt, die in der berühmten Turfansenke aufgebaut wurde und mehr als 200 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. In dieser Senke war es warm, da die Gegend hier den Schutz der

resspiegel liegt. In dieser Senke war es warm, da die Gegend hier den Schutz der hohen Berge ringsumher genießt. Das Tal ist außerordentlich fruchtbar und liefert die schönsten und wohl auch die meisten Weintrauben von ganz Sinkiang.

Hier wurden wieder die Papiere nachgeprüft, und die Gruppe erhielt nochmals eine kleine Mitgift für die Weiterreise: 5000 Rubel pro Person. Sie erhielten auch alle ein Quartier zur Nacht, wo sie sich ausruhen konnten. Am nächsten Tag ging die Reise weiter.

Nun fuhren sie direkt in Richtung Osten. Zur Linken passierten sie Hochland, nachdem die Turfansenke hinter ihnen lag. Rechts von ihnen erhoben sich hohe Berge, immer noch die Ausläufer des Tien-Shan-Gebirges. Da der Weg hier gut war, fuhr der Fahrer sehr schnell. Dadurch zog es in dem offenen Wagen so stark, dass die Kälte doppelt spürbar war und die Reisenden alle möglichen Kleider und Decken hervorholen mußten, um sich zu schützen. Stundenlang fuhren sie so durch die eisige Luft. Wo der warme Atem der Menschen hinkam, gab es kleine Eiszapfen an Kleidern und Decken. Ganz durchgefroren kam die Gruppe endlich in Chami, der Grenzstadt von Sinkiang, an.

Hier mußten wieder die Ausweise und die Ausfahrtgenehmigung vorgezeigt und neu bestätigt werden, was wiederum drei Tage in Anspruch nahm. Es waren wieder Tage, an denen sie sich von der schweren Reise ausruhen und neuen Proviant für die Weiterfahrt kaufen konnten. Nachdem alles geregelt war, konnte es weitergehen.

Sie kamen jetzt in die Gobi-Wüste, eine endlose und wasserarme Fläche, die sich im Osten bis zum großen Chingan-Gebirge und im Norden bis zum Changai-Gebirge sowie zum Amurfluß zieht. Im Süden wird sie vom Nan-Shan-Gebirge begrenzt. Es handelt sich also um eine ungeheuer ausgedehnte Sandwüste, die fast unbewohnt ist. Im Sommer ist sie sehr heiß und im Winter sehr kalt. Es gibt in der Wüste nur wenige Stellen, die mit niedrigem Strauch und spärlichem Gras bewachsen sind. Für den Kraftwagen war es eine schwere Fahrt, weil der Weg mit Sand bedeckt war, den der Wind hinaufgeweht hatte. Der Motor arbeitete mit letzter Kraft. Da kein Wasser vorhanden war, um ihn zu kühlen, mußte von dem wenigen Schnee, der in den Niederungen zu finden war, aufgelesen und in den Tank getan werden. Das war ein mühseliges Geschäft.

Die Ausläufer des Tien-Shan-Gebirges blieben nur zurück, und fast bis Sutschou passierten die Reisenden nur niedrige Sandhügel. In gewissen Abständen traf man Karawansereien an, so dass unsere Freunde die Nächte immer in irgend einer Karawanserei verbringen und sich ausruhen und erwärmen konnten. Vor Sutschou kamen sie zu den Hängen des Nan-Shan-Gebirges, das sich hinter Sutschou zu immer höheren Bergmassiven mit schneegekrönten Gipfeln erhebt. Der Weg zieht sich an der nördlichsten Kette des Nan-Shan, dem sogenannten Richthofen-Gebirge, entlang. Großartige Panoramen zogen an den Augen der Fahrenden vorüber, himmelanstrebende Felsen und Berge. Da es jedoch leider grimmig kalt war und unsere Leute vom Anschauen müde waren, konnten sie nur noch wenig von der großartigen Schönheit wahrnehmen. Es ging nun schon eine lange Strecke in südöstliche Richtung. An zwei Stellen trat die weltberühmte Große Chinesische Mauer ganz nahe an die Reisenden heran, so dass sie das Wunderwerk der antiken chinesischen Technik mit eigenen Augen ansehen konnten.

In der Stadt Wuwei mußte wieder angehalten und drei Tage gerastet werden. Es gab wieder allerlei mit den Papieren zu regeln, und der Motor mußte aufs neue durchgearbeitet

werden. Hier bekam Frau Goossen wieder eine schwere Desintherie, die aber glücklicherweise nicht lange anhielt. Ach, es fanden sich so viele Beschwerden auf einer so langen Reise!

Von Wuwei nahm der Fahrer eine Anzahl Chinesen mit, die sich ohne Papiere, ohne Erlaubnis von den Behörden, von einer Stadt zur anderen schmuggelten. Diese Art Leute werden in China „Gelbe Fische“ genannt. Der Wagen war nun derart überfüllt, dass man fast nicht Raum fand, die Glieder zu rühren.

Von Wuwei drehte sich der Weg fast ganz dem Süden zu. Nach einer schweren, aber doch sehr interessanten Reise von wiederum 21 Tagen kam die Gruppe endlich in Lantschou an.

Nun forderte der Fahrer die restliche Zahlung für die Fahrt. Es war ungefähr eine Million Rubel, welche ihm die Gruppe noch schuldete. Da aber kein Geld mehr vorhanden war, so dass der Betrag nicht gezahlt werden konnte, ließ der Fahrer die Männer nicht vom Wagen. so mußten die Frauen (es waren Frau Goossen und Frau Schellenberg) in die Stadt gehen und versuchen, irgendwo Geld zu borgen. Sie hatten etwas von einer katholischen Mission gehört, die hier sein sollte. Nach einigem Suchen und Fragen fanden sie wirklich diese Mission. In ihren dicken und auswattierten Kleidern, die sie trugen, sahen sie wie Eskimos aus. Daher wollte der Wächter der Mission sie nicht hereinlassen. Zufällig kam gerade eine Nonne heraus. Sie sah die Frauen, frage nach ihrem Begehren und erfuhr, dass sie Deutsche seien und soeben aus dem westlichen China angekommen waren. Da wurde die Nonne sehr interessiert und führte die Frauen zum Direktor der Mission. Dieser ließ sich von den Frauen informieren. Er fragte, wieviel sie denn dem Fahrer schuldig seien. Als er erfuhr, dass es ungefähr eine Million Rubel sei, war er entsetzt und meinte, dass die Mission soviel Geld gar nicht besitze. Da kamen einige Frauen der Gruppe an, die den ersten nachgelaufen waren, und brachten den Brief vom amerikanischen Konsul. Dieser war aber an die China-Inland-Mission gerichtet. Sofort beauftragte der Direktor einen Reiter, der den Brief zu dieser Mission bringen sollte. Es dauerte nicht lange, bis der Reiter zurück war und ihnen einen Briefumschlag überreichte, der genau eine Million Rubel enthielt. Nun waren die Frauen glücklich und eilten zum Wagen zurück. Diesen Weg machten sie aber nicht allein, sondern sie wurden von einer Schar Nonnen aus der Mission begleitet, welche, von diesem einmaligen Ereignis aufgeregt, die ganze Gruppe zu sehen wünschten sowie auch den Wagen mit dem die Gruppe gekommen war. Nun konnte der Fahrer entlöhnt werden, und er fuhr fröhlich fort.

Die ganze Gruppe wurde nun in der katholischen Mission mit Kaffee bewirtet und dann zur China-Inland-Mission gefahren. Hier wurden sie sehr freundlich aufgenommen, obwohl sich alle Bewohner der Mission wunderten, wie die Ankömmlinge aussahen: „Wie die wahrhaftigen Eskimos“. Alle erhielten ein kräftiges Mahl, von dem sie fast nicht genug bekommen konnten, da sie auf der Reise doch sehr ausgehungert waren. Und nach dem Mahl durften sie sich alle vor dem Schlafengehen gründlich reinigen. Ach, sie waren seit dem Aufenthalt in den dreckigen Karawansereien sehr verlaust und mit Ungeziefer behaftet! Wie wohl tat es doch, endlich die dicken Kleider ausziehen und sich im warmen Zimmer einer erquickenden Nachtruhe hingeben zu können. Wie dankbar waren sie alle für die bewahrende Güte des Herrn, ihres Gottes, der sie geleitet hatte und ihnen ein Schutz

vor Banden, vor schwerer Krankheit und vor Unglück auf dieser langen und beschwerlichen Reise gewesen war. Gott war mit ihnen, und Er würde sie wohl auch weiter geleiten. Sie schauten vorwärts auf das noch so ferne Ziel „Kanada“ und wollten dem Herrn vertrauen, dass Er sie dorthin führen würde, wenn es Sein Wille ist.

Vierundzwanzigestes Kapitel

Lantschou oder Kaolan, wie es ebenfalls heißt (viele chinesische Städte haben bekanntlich zwei oder auch mehr Namen), ist die Hauptstadt der Provinz Kansu. Sie liegt am oberen Hwangho-Fluß oder wie man ihn gewöhnlich nennt, am oberen Gelben Fluß, der weit ab im Kuen Lun Gebirge seine Quellen hat und an Lantschou vorbei nordwärts den großen Bogen macht, bevor er in seinem Unterlauf ruhig dem Gelben Meer entgegenfließt.

Lantschou ist ein bedeutendes Handelszentrum, zumal es an dem großen Hochweg liegt, der West- und Ostchina miteinander verbindet. In einer Niederung zwischen zwei hohen Gebirgsketten ist es gelegen. Seine Einwohnerzahl belief sich zu jener Zeit auf ungefähr 156.000. Es war wohl der 12. Januar des Jahres 1947, als unsere Gruppe in Lantschou ankam.

Die China-Inland-Mission stellte der Gruppe zwei Zimmer zur Verfügung, eines für die Männer und Jünglinge und ein anders für die Frauen und Kinder. Gleich zu Anfang war es ersichtlich, dass die Gruppe hier längere Zeit würde verweilen müssen. Daher hatte man wieder nach einer Beschäftigung Ausschau zu halten. Die Frauen fanden Arbeit, teils in der Inland-Mission, teils auch anderswo. Frau Goossen fand Beschäftigung bei vier Schwestern der Mission, die zusammen in einem Hause wohnten. Sie mußte dort kochen und den Haushalt führen. Leni arbeitete bei katholischen Chinesen, ebenfalls im Haushalt.

Die Nonnen der katholischen Mission erzählten den Frauen viel von Nikolai Goossens, die vier Jahre in Lantschou gewohnt und oft die Mission besucht hatten. Sie hatten bei den Nonnen einen sehr guten Eindruck hinterlassen. Es tat den Nonnen so leid, dass Nikolai Goossens zwei Töchter in Lantschou begraben mußten, zuerst die kleine Hedy von 6 ½ Jahren (1942) und dann die Leni von 19 Jahren (1943), die eben verheiratet war. Mit Vorliebe gingen die Nonnen an den Sonntagen mit den Frauen zum Friedhof zu den Gräbern dieser Verstorbenen. Nikolai Goossens waren 1946 nach Tschunking gefahren, um später von dort mit dem Schiff auf dem Jangtsekiang-Fluß nach Shanghai zu gelangen.

Die Gruppe nahm ihre Mahlzeiten gemeinsam in der Mission ein; auch für die Nächte kamen sie dahin, obwohl ihre Dienststellen zerstreut lagen.

Die Inland-Mission sowie auch die katholische Mission bemühten sich sehr um die Gruppe. Frau Goossen mußte sich einen Zahn ziehen lasen. Eine Nonne, die Zahnärztin war, vollführte dies ganz unentgeltlich.

An den Sonntagen besuchten die Glieder der Gruppe sehr oft die Gottesdienste der Inland-Mission. Sie fühlten sich mit dieser zusammen in ihrem himmlischen Vater verbunden.

Die Inland-Mission sorgte für die für die Weiterfahrt notwendigen Papiere, sowie für die Finanzierung der Reise dieser Gruppe. Als dann im April alles geregelt und für Fahrt vorbereitet war, übernahm es die katholische Mission, den Proviant für die Gruppe zu besorgen: zu backen, einzukochen und alles Notwendige zur Verpflegung für mehrere Tage vorzubereiten. Dann hieß es Abschied nehmen. Die Gruppe war für alle erwiesene Hilfe und Freundlichkeit so dankbar. Die Nonnen und Schwestern wünschten ihnen gute Fahrt und Gottes reichen Segen für die ihnen bevorstehende lange Reise. Man begleitete die Gruppe zur Bushaltestelle, und sie durften in einen schönen Bus einsteigen. Ungefähr drei Monate hatten sie sich in Lantschou aufgehalten. Jetzt ging es weiter in Richtung Kaifoeng, wieder weiter nach Osten. Es war warm und angenehm im Bus, und sie fühlten sich alle neu gestärkt.

Wieder fuhren sie durch hohe Berge und passierten himmelanstrebende Felsenmassive. Zur Nacht erreichten sie ein Städtchen namens Tienschui, das am Fluß Weiho, einem Nebenfluß des Hwangho oder Gelben Flusses, gelegen ist. Hier wurden sie von einem katholischen Pater begrüßt, der sie in sein Haus führte und mit einem kräftigen Mahl bewirtete - wahrscheinlich auf Anweisung der katholischen Mission in Lantschou.

Am anderen Morgen ging die Reise weiter. Sie fuhren den Weiho-Fluß entlang und hatten nun zur Rechten das hohe Bergland Chin Ling Shan, das die Fortsetzung des riesigen Kuen Lun Gebirges bildet. Der Bus brachte die Gruppe nach Sian, der Hauptstadt der Provinz Shensi, ebenfalls am Weiho-Fluß gelegen. Sian ist eine sehr alte, große und echt chinesische Stadt und ist ein sehr wichtiger Knotenpunkt für den Handel. Sie hatte damals über eine halbe Million Einwohner.

Hier wurde die Gruppe wieder zu einer katholischen, diesmal französischen Mission gebracht, wo man sie ebenfalls sehr freundlich in Empfang nahm. Doch da sie sich der Sprache wegen nicht unterhalten konnten, mußten sie sich durch Hand- und Fingerbewegungen zu verständigen suchen. Wieder wurden die männlichen Glieder der Gruppe von den weiblichen getrennt. Sie mußten sich nämlich zwei Tage dort aufhalten. Die Nonnen waren sehr entgegenkommend, und das Essen war vorzüglich. Die Regelung der Papiere und die Finanzierung der Weiterreise war wiederum Sache der Mission. O, wie überrascht war die Gruppe über all das Entgegenkommen und so dankbar für all die Opfer, die man hier im östlichen China für sie aufbrachte!

Nach zwei Tagen wurde dann die Gruppe zur Eisenbahnstation gebracht, und nun sollten sie im Zug weiterreisen. Leider wurden sie aber in einen Güterwagen verfrachtet, der keine Fenster hatte. Dadurch büßte die Reise ein Bedeutendes von ihrem Reiz ein, und sie kamen sich so von der Außenwelt abgeschnitten vor. Einen Tag und eine Nacht mußte die Gruppe in diesem Käfig zubringen. Dann fuhr der Zug in den Bahnhof von Kaifoeng ein, und die Reisenden durften aussteigen.

Nun erlebten sie die Überraschung, dass sie von Vertretern des Mennonitischen Zentralkomitees von Nordamerika herzlich begrüßt wurden. Dieses Komitee nennt sich von seiner englischen Benennung her abgekürzt das MCC und ist unter dieser Bezeichnung bereits in vielen Ländern bekannt.

Die Vertreter des MCC geleiteten die Gruppe zu Fuß zu ihrer Vertretung, dem sogenannten MCC-Heim, während ihre Sachen mit chinesischen Rikschas dorthin gefahren wurden.

Die Gruppe wurde hier mit einem wohlschmeckenden Frühstück bewirtet. Sie durften baden und Wäsche und Kleider wechseln, bekamen Wohnung im MCC-Heim und fühlten sich darin bald heimisch.

Da sie nun wieder damit rechnen mußten, hier lange zu verweilen, wurde die Frage nach Arbeit wieder akut. Einige Glieder der Gruppe fanden einen Dienst im MCC-Heim, die übrigen an anderen Stellen, sogar in der UNRA (gewöhnlich Unra genannt). Das ist wahrscheinlich ein Wohltätigkeitszweig der Vereinten Nationen, der ebenfalls in Kaifoeng stationiert war. Frau Goossen wurde in der MCC-Küche als Köchin angestellt. Sie mußte zusammen mit einem chinesischen Gehilfen die Mahlzeiten für 30 bis 40 Personen zubereiten.

Alle Gehälter, die die Mitglieder der Gruppe verdienten, gingen in eine Extrakasse und dienten zum Unterhalt der Gruppe. Verpflegung erhielt die Gruppe von den aus Nordamerika gespendeten und zugeschickten Lebensmitteln. Brot war hier in Kaifoeng sehr knapp und fast nicht aufzutreiben.

Hier in Kaifoeng ereilten die Gruppe allerlei Unbequemlichkeiten. Frau Goossens Sohn Peter mußte eine Bruchoperation haben. Frau Goossen selbst bekam ein böses Jucken mit Ausschlag. Sie mußte zum Arzt. Dieser verschrieb eine Medizin. Sie nahm die Medizin mit nach Hause. Als sie nun die Wunden damit einreiben wollte und nur den Finger betupfte, ihn an den Hals führte und die wunden Stellen berührte, erlebte sie einen ungeheuren Feuerbrand. Sie wehrte sich nun gegen diese Behandlung. Doch die Schwester sagte ihr, der Arzt habe es verordnet, und sie müsse der Verordnung Folge leisten. So wurde Frau Goossen behandelt. Alle wunden stellen ihres Körpers wurden mit der Medizin eingerieben. Gleich zu Anfang verlor Frau Goossen die Besinnung. Als nun, wie durch Zufall, Leni hereinkam und die Mutter sah, schrie sie auf: „Mama stirbt!“ da wurden die Schwestern aufmerksam und riefen in ihrer Ratlosigkeit den Arzt. Dieser kam, sah das Fläschchen und stellte mit Entsetzen fest, dass er der Frau Goossen aus versehen Lysol, ein sehr strenges und gefährliches Gift, gegeben hatte. Eiligst mußte nun Frau Goossen, die zu sich gekommen war, auf einer Tragbare durch die Straßen ins Krankenhaus getragen werden. Die Schwestern deckten Laken über die Kranke, da ihr Gesicht, ihre Arme und ihr Rücken dick angeschwollen und mit großen Blasen bedeckt waren. Die Schwestern im Krankenhaus erschraken beim Anblick dieser Unglücklichen. Sofort wurde alles versucht, um sie vom Tod zu retten. Allerlei Salben wurden nacheinander aufgelegt, die aber alle nicht den gewünschten Erfolg brachten. Schließlich versuchte man es mit einem Kaltbad. In kaltes Wasser wurde Soda getan und Frau Goossen darin gebadet. Das brachte ihr endlich etwas Erleichterung. Nachdem das Bad einige Tage nacheinander wiederholt worden war, ließ der große Brand und das Jucken nach. Frau Goossen drückte nun selbst die Wasserblasen aus, und nun lockerte sich langsam die Spannung an ihrem Körper.

Wie zufällig tauchten nun plötzlich auch Nikolai Goossens auf. Sie waren bereits in Shanghai eingetroffen und von dort hierher gekommen, um die Gruppe zu besuchen. Es gab ein frohes Wiedersehen, aber gleichzeitig auch ein tiefes Erschrecken von seiten der Nikolai Goossens, dass ihre Schwägerin, Frau Lili Goossen, im Krankenhaus so übel darnieder lag. Es gab vieles zu erzählen und zu berichten über die beiderseitigen Erfahrungen und Erlebnisse.

Nach drei Wochen konnte Frau Lili Goossen aus dem Krankenhaus entlassen werden. Sie war jedoch noch recht schwach, und das Jucken war noch nicht weg. Viele Freunde besuchten sie und bekundeten ihr Mitgefühl. Der Unra-Arzt befürchtete, die Vergiftung könne sich auf ihre Nerven legen.

Frau Goossen bekam nun im MCC-Heim leichte Näharbeit. Dies verschaffte ihr eine wohltätige Ablenkung. Durch Vermittlung des MCC sandte sie jetzt eine Suchanzeige an die Mennonitische Rundschau in Kanada. Sie suchte ihren Onkel Abram Rempel, der irgendwo in Kanada wohnte, und bat ihn, sich um ihre Einreiseerlaubnis nach Kanada zu bemühen, damit sie doch endlich aus China heraus könnte. Als der Onkel in Kanada die Suchanzeige las, schrieb er ihr sogleich einen Brief und versicherte ihr, dass er sich bemühen werde. Sie solle nur geduldig abwarten. Als Frau Goossen diesen Brief erhielt, war sie hoch erfreut.

Herr Orie Miller, der Geschäftsreisende des MCC, kam nun auch nach Kaifoeng. Er begrüßte die Gruppe und teilte ihr mit, dass das MCC sich bereits sehr um sie bemüht habe und sich auch weiter bemühen werde. Vorläufig bestehe aber für sie keine Aussicht, nach Kanada zu kommen, weil die Regierung in Ottawa nicht willens sei, die Gruppe aufzunehmen. Zur Zeit sei nur Paraguay für eine Einwanderung aufgeschlossen, wie Herr Miller behauptete. Wenn nun die Gruppe willens sei, dorthin zu gehen, so werde das MCC unverzüglich die erforderlichen Schritte unternehmen, sie dorthin zu bringen. Diese Nachricht wurde von der Gruppe sehr passiv aufgenommen. Sie wollten alle ohne Ausnahme nach Kanada, da sie dort so viele Verwandte und Bekannte hatten. Wie lange und wieviel hatten sie nun schon deswegen gelitten! Sollte das alles vergeblich gewesen sein?

Frau Goossen gab zu verstehen, dass sie in Kanada einen Onkel habe, der ihr versichert hatte, sich für sie einzusetzen. Sie möchte also nicht gerne erst noch nach Paraguay gehen.

Mit diesem Bescheid fuhr Herr Miller weiter. Er ließ die Gruppe wissen, dass das MCC sich weiter für sie wegen Kanada bemühen werde.

Immer noch wurde Frau Goossen von ihrem Jucken geplagt. Alles, was sie dagegen unternahm und versuchte, schlug nicht an.

Es war wohl im September 1947, als die Gruppe in einen Personenzug steigen und Kaifoeng verlassen konnte, nachdem das MCC alles für die Weiterreise geregelt hatte. Etwa 5 Monate hatten sie in Kaifoeng gelebt und die Gastfreundschaft des MCC genossen, was sie sehr schätzten.

Kaifoeng ist die Hauptstadt der Provinz Honan. Sie treibt großen Handel nach allen Richtungen Chinas und besitzt bedeutende Baumwollwebereien. In der Stadt befand sich eine große Universität. Kaifoeng hatte auch eine weit und breit berühmte Glas Pagode aufzuweisen. Die Einwohnerzahl belief sich zu jener Zeit auf über 300.000. Die Stadt ist einige Kilometer südlich des Gelben Flusses gelegen.

Als die Gruppe Kaifoeng verließ, sah sie zu ihrem Erstaunen, dass die Bergwelt, in der sie nun schon über 16 Jahre gelebt hatten, plötzlich verschwunden war und dass sich weite, fruchtbare Felder zu beiden Seiten der Eisenbahn meilenweit, ja soweit das Auge schauen konnte, ausdehnten. Das erinnerte sie so sehr an ihre einstige Heimat in Südrußland.

Und wieder beschlich jedes Glied der Gruppe eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der verlorenen Heimat.

Zur Nacht kamen sie nach Suchou, wo sie aussteigen mußten. Hier wurde die Gruppe wiederum von einer MCC-Vertretung freundlich begrüßt, da auch hier das MCC ein Kontor besaß. Das MCC servierte der Gruppe ein Essen. Sie durften hier auch alle ein Bad nehmen und wurden mit Bananen und Eiskrem bewirtet. Es war das erstemal in ihrem Leben, dass Frau Goossen Bananen schmeckte, und sie war von dem Wohlgeschmack überwältigt.

Sie blieben hier zur Nacht. Suchou ist eine Großstadt und liegt in der Provinz Kiangsu, unweit des großen Kanals, der den Gelben Fluß mit dem Jangtsekiang-Fluß verbindet. Hier trifft sich die Ost-West-Eisenbahn mit der großen Peking-Nanking Bahnlinie.

In den Schnellzug, der am nächsten Morgen auf dieser Linie angebraust kam, durfte unsere Gruppe einsteigen, und nun ging es in südliche und südöstliche Richtung direkt nach Nanking.

Nanking ist eine Millionenstadt. Sie wird von den Chinesen die „Südliche Hauptstadt“ genannt. Hier befindet sich die größte Universität Chinas. Und Nanking hat sogar eine Hochschule für Frauen. Viele Fabriken befinden sich in dieser Stadt, die die Erzeugnisse der Landwirtschaft verarbeiten. Hier sind es nur noch 250 km, die unsere Gruppe von Shanghai und von dem Ostchinesischen Meer trennen.

In Nanking mußte die Gruppe wieder aussteigen. Sie wurden auf Rikschas zum Hotel gefahren, wo sie für die Nacht Unterkunft fanden. Am folgenden Morgen ging es mit einem Zug weiter am Jangtsekiang-Fluß entlang bis Shanghai.

Der Zug fuhr in eine ungeheuer riesige Bahnhofshalle ein. Jetzt befanden sie sich in Shanghai, der letzten Station auf chinesischem Festland. Durch ganz China, vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten, waren sie gereist. Wie würde es weitergehen?

Die Gruppe wurde von der Vertretung des Shanghai-MCC empfangen und in das vom MCC für diese Gruppe gemietete Haus gebracht. Wohin würden sie nun noch fahren, etwa nach Paraguay in Südamerika oder nach Kanada in Nordamerika?

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Shanghai, am Whangpoo, einem Arm des Yangtse-Kiang-Deltas, gelegen, ist, wie die englische Universal Standard Encyclopedia berichtet, die größte Stadt Chinas und nach ihrer Einwohnerzahl die fünftgröße Stadt der Welt. Sie zählte anno 1950 bereits über 5.406.000 Einwohner, ist einer der größten und bedeutendsten Seehäfen Chinas und hat mit ihren Vorstädten zusammen einen Flächenraum von nahezu 350 Quadratmeilen. Riesige Seeschiffe aus allen Teilen der Welt legen in dem modern ausgebauten internationalen Seehafen Shanghais ihre Anker an, und weltweiter Import- und Exporthandel flutet an Shanghai vorbei einerseits ins Innere Chinas und andererseits über den Pazifischen Ozean in alle Richtungen. So hat sich Shanghai zum größten Handelszentrum Chinas entwikkelt.

Es hat ein sehenswertes internationales riesiges Zentrum mit vielen modernen Hotels, Banken, Handelshäusern, Palästen und Hochhäusern. Großartig ist der Anblick vom Whangpoo-Fluß aus auf das moderne Zentrum. Man glaubt kaum, dass man noch in China ist, wenn man dieses prächtige Panorama vor Augen hat.

Die Altstadt hingegen ist echt chinesisch, hat enge Straßen und niedrige Häuser. Hier wimmelt es von Fußgängern, Rikschas, bettelnden Kindern und ihre Ware anpreisenden Straßenhändlern. Vielleicht ist die Pagode mit dem davorstehenden echt chinesischen Turm die größte Sehenswürdigkeit der Altstadt.

Das große Shanghai hat einen ungeheuren Verkehr. Es sieht so aus, als spiele sich das gesamte Leben Shanghais auf seinen Straßen ab. Neben den modernen Autos und Taxis sowie den allezeit überfüllten Straßenbahnen sieht man auf jeder Straße die vielen Läufer mit ihren Rikschas und oft auch einfache, mit Eseln bespannte Wägelchen. Und die enorme Menge der Fußgänger wirkt sich sehr oft zu einem äußerst unbequemen Verkehrshindernis für die eilenden Kraftfahrzeuge aus.

Viele Juden leben in der Stadt. Allerorten trifft man große jüdische Handelshäuser an. Man sagt, dass über 80.000 der aus Deutschland während der Hitlerzeit geflohenen Juden in Shanghai leben. Eine Straße hat man sogar Jerusalem-Straße genannt.

Neben dem glanzvollen Reichtum in Shanghai ist auch ungeheuer viel bittere Armut anzutreffen. Es ist durchaus keine Seltenheit, dass Kinder armer Eltern sterben (die Kindersterblichkeit unter der armen Bevölkerung ist groß), in Laken eingewickelt und vor die Türen der Reichen gelegt werden, da die Eltern die hohen Kosten für die Beerdigung nicht aufbringen können. Solche Kinderleichen werden darauf der Polizei gemeldet, und sie werden dann auf Kosten des Staates beerdigt.

Shanghai hat wechselhafte Temperaturen. Es kann im Sommer sehr heiß und im Winter sehr kalt werden. Die Häuser haben keine Öfen, und daher kann man dort mitunter sehr frieren, besonders in den Nächten. Es ist auch vorgekommen, dass Menschen auf den Straßen erfrieren. Es scheint so, dass die soziale Fürsorge in Shanghai nicht die beste ist.

Zu der Zeit, da unsere Gruppe in Shanghai war, grassierte dort die Inflation. Obwohl der Dollar hier in Umlauf war, war er doch sehr entwertet. Man zahlte zum Beispiel für ein Brot, das übrigens äußerst knapp und fast nicht aufzutreiben war, 1000 Dollar. Für das Nähen eines Männermantels wurde eine Million Dollar gezahlt.

Als unsere Gruppe von den MCC-Vertretern in das gemietete Haus geführt wurde, war dort alles für sie vorbereitet. Es war ein zweistöckiges Haus und hatte 3 Schlafzimmer mit frisch gemachten Betten, einen Eßsaal, eine Küche, ein Badezimmer und einen Raum, der als Nähzimmer benutzt wurde. Frau Schellenberg wurde als Köchin für die Gruppe angestellt.

Um die Frauen zu beschäftigen, brachte das MCC drei Nähmaschinen herein, und nun sollten Mäntel für ein Handelsgeschäft genäht werden. Frau Lili Goossen, Frau Maria Goossen und Frau Maria Wiebe wurden mit dem Nähen der Mäntel beauftragt.

Die Kinder besuchten die Schule. Es war eine jüdische Schule, in der neben Hebräisch auch Deutsch unterrichtet wurde. Die Kinder der Gruppe nahmen nur an dem Deutschunterricht teil.

Die Gruppe mußte die benötigten Lebensmittel und anderes selbst einkaufen. Das MCC stellte die Geldmittel zur Verfügung.

An den Sonntagen besuchten die Mitglieder der Gruppe oft die Gottesdienste der russischen Baptisten dieser Stadt, wozu sie weit mit der Straßenbahn fahren mußten. Mitunter hatten sie ihre Andachten auch zu Hause. Hierzu wurde ein Prediger und Missionar der Methodistenmission namens Peter Pauls für die Wortverkündigung eingeladen. Dieser kam ebenfalls oft zu den Bibelstunden, so dass es an geistlicher „Speise“ nicht fehlte. Auch ein Bruder Wehmayer, der Leiter eines Kinderheims, besuchte mitunter die Gruppe und diente mit dem Wort.

Von Zeit zu Zeit besuchten Nikolai Goossens, die ebenfalls in Shanghai wohnten, die Gruppe und luden die Frauen mitunter auch zu sich ein. Nach und nach kamen auch die österreichischen Flüchtlinge und viele von den Baptisten von Kuldja, mit denen die Gruppe damals so eng verbunden war, in Shanghai an, ebenfalls mit dem Ziel, China sobald wie möglich zu verlassen. Die meisten von ihnen hatten den Wunsch, entweder nach Kanada oder auch in die USA zu gelangen.

Nun kam das Heilige Weihnachtsfest heran. Für Heiligabend war die Gruppe bei den Baptisten eingeladen. Die Baptistenkinder brachten ein schönes Programm. Auch dort, im Fernen Osten, im weit entfernten Shanghai, wird aus Kindermund die Menschwerdung des Erlösers und der frohe Engelsang verkündigt.

Herr John Friesen, Abgeordneter des MCC, besuchte die Gruppe und betreute sie. Ihm war sie zur Pflege anbefohlen, und er war ihr sehr zugetan. Sie wurden nun auch eingekleidet. Von den Kleiderspenden aus Nordamerika durften sich alle aussuchen, was ihnen paßte und ihnen gefiel: Kleider, Mäntel, Strümpfe, Stoffe und Decken. Wie dankbar waren sie dafür!

Frau Goossen ist nun endlich ganz von ihrem Jucken befreit. Die gesamte Gruppe ist gesund und schaut erwartungsvoll in die Zukunft. Etwa Ende Januar bringt die Post der Frau Goossen die Einreiseerlaubnis für Kanada. Ihr Onkel, Abram Rempel von Saskatoon, Saskatchewan, Kanada, hat sich zusammen mit dem MCC-Vertreter in Yarrow, B.C., Herrn Abram Wiens, um die Einreise bemüht, und ein Farmer in Britisch Kolumbien, ein Herr J. J. Thiessen, hat für Frau Goossen die Bürgschaft geleistet. Fast zur gleichen Zeit erhielt auch Frau Schellenberg die Erlaubnis zur Einreise in Kanada. Auch für sie hatten sich Verwandte in Kanada eingesetzt.

Diese beiden Frauen durften also nun fahren. Sie waren darüber hocherfreut, aber sie wollten nicht gern allein fahren, sondern mit den übrigen Angehörigen der Gruppe gemeinsam die Reise unternehmen. Sie machten sich nun fertig für die Reise und nähten Kleider für sich und die Kinder.

Da sich für die anderen Mitglieder der Gruppe aber vorläufig nichts auftat und Frau Goossen plötzlich merkte, dass die Einreisepapiere befristet waren und es nicht mehr weit bis zum Ablauf ihrer Gültigkeit war, mußte sie eilen, um den Termin nicht zu verpassen. Auch das MCC mußte schleunigst die Ausreisepapiere und die Fahrkarten für die zwei Frauen und ihre Kinder besorgen. Die halbe Reise bezahlte die Unra, was als Flüchtlingsbeihilfe gebucht wurde. Diese Beihilfe war nicht rückzahlbar. Die andere Hälfte bezahlte das MCC unter der Bedingung, dass sie später in Kanada sobald wie möglich zurückge-

zahlt wurde. Das ergab für jede Frau eine Restschuld an das MCC von 400 Dollar kanadischer Währung.

Der Antritt der Reise wurde für den 27. Februar 1948 festgelegt. Vorher mußten noch die ärztlichen Untersuchungen durchgeführt und die Röntgenaufnahmen gemacht werden. Es zeigte sich, dass die 6 Personen (2 Frauen und 4 Kinder) gesund waren und ihrer Abreise nichts im Wege stand.

Am 27. Februar begleitete eine große Gruppe von Freunden und Verwandten die Frauen und Kinder zum Hafen. Auch Nikolai Goossens waren dabei. Es gab eine große Aussöhnung, ein gegenseitiges Abbitten und Verzeihen, wo sie einander zum Anstoß gewesen waren. Auch die MCC-Vertreter erschienen im Hafen. Ein herzlicher Abschied, Segenswünsche für die Reise und Händedrücken - dann gingen die beiden Frauen mit ihren Kindern an Bord des großen Ozeanfrachters „Golfside“. Als das Schiff dann die Anker lichtete und sich langsam in Bewegung setzte, gab es nochmals ein Winken mit den Taschentüchern und ein Trocknen der vielen Abschiedstränen. Ach, warum mußten nur die anderen zurückbleiben? Weshalb konnten sie nicht alle zusammen die Reise nach Kanada antreten? --

Doch nun fuhr das Schiff in die offene See hinaus, drehte um und nahm Volldampf. Bald entschwand es den Blicken der Zurückbleibenden. Die Reisenden befanden sich auf dem Ostchinesischen Meer. Bald würde sie der fast in halbe Welt umspannende Pazifische Ozean in seine Arme nehmen. Wieder ging es in Richtung Osten - immer weiter und weiter nach Osten.

Eigenartige Gefühle bemächtigten sich der Frau Goossen. Noch einmal überdachte sie all die vielen Erlebnisse und Erfahrungen in dem großen Land, das nun langsam ihren Blikken entschwand. Sehr viel Schweres hatten sie in den 17 Jahren in China erlebt, viele Widerwärtigkeiten erduldet. Mehrere Male war Frau Lili Goossen in Todesgefahr und oft gar am Rande des Todes gewesen. Aber immer wieder hatte sie die herrliche Durchhilfe des Herrn erfahren. Er hatte sie niemals allein gelassen und sie immer wieder durch die schweren Stunden hindurchgetragen. Wo war aber ihr Jakob? Wo waren all die Männer, die damals nach Rußland zurückgeschickt wurden? Welches Schicksal hatte sie ereilt? Lebten sie noch? - Nie hat man bisher etwas von ihnen erfahren, und alle Nachforschungen waren ergebnislos. Ach, wie wunderbar und unerforschlich sind die göttlichen Führungen!!

Während ihr Mann damals in Nacht und Grauen geführt wurde, war Frau Goossen nun auf dem Weg in die Freiheit, auf einem Fahrzeug, das sie direkt nach Kanada bringen sollte. Sie konnte es beinahe nicht fassen und wußte nicht einmal richtig, ob sie sich freuen oder ob sie traurig sein sollte. Es war zuviel, was in diesem Augenblick auf sie einstürmte und ihre Gedanken in Spannung hielt.

Doch nun entschwand das Festland ihren Blicken. Frau Goossen sah nur noch Himmel und Wasser. Langsam begann das Schiff zu schaukeln, und Frau Lili wurde unwohl. Sie mußte erbrechen und sich in ihre Kabine zurückziehen. Sie bekam die Seekrankheit, die bei ihr lange anhielt. Ja, das Unwohlsein verließ sie auf der ganzen Reise nicht mehr. Nur mühsam schleppte sie sich zu den Mahlzeiten in den Eßsaal, der sich auf der Verdeckebene befand und zu dem sie aus ihrer Kabine unter Deck die Treppen emporsteigen muß-

te. Sie hatte keinen Appetit, und das Essen schmeckte ihr nicht. Die wenigen Passagiere des Frachtschiffes nahmen mit dem Herrn Kapitän zusammen zu gleicher Zeit die Mahlzeiten ein - an einem Tisch.

Sobald die Seekrankheit an Heftigkeit nachließ, wuchs das Interesse für alles, was ringsumher geschah. Nur Himmel und Wasser sah das Auge, soweit die Blicke schweiften. Japan, an dem sie vorbeifuhren, konnten sie nicht sehen, da die Entfernung zu groß war.

Das Wasser unter ihnen bewegte sich, hob und senkte das Schiff. Die Wellen wurden größer und schlugen an die Schiffsplanken. Fliegende Fische, Delphine und Haifische zeigten sich zwischen den Wellen. Frau Goossen war dankbar, dass die Kinder nicht seekrank waren. Sie waren fast den Tag über auf dem Verdeck und interessierten sich für alles.

Eines Tages, als sie sich schon einige Zeit auf der endlosen Weite des Pazifischen Ozeans befanden, erhob sich ein heftiger Sturm. Das Schiff wurde von den Wellen hin und her, auf und nieder getrieben, und die Passagiere wurden unruhig. Die Besatzung des Schiffes zeigte den Passagieren, wie sie im Falle, dass das Schiff sinken würde, die Schwimmwesten anlegen und sich in die Rettungsboote begeben müßten. Doch der Sturm legte sich, und das Schiff bekam wieder ruhiges Fahrwasser.

So vergingen die Tage, einer nach dem anderen. Frau Goossen strickte ein großes Schultertuch, um die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen.

Endlich, am 21. Tag ihrer Seereise, erscholl durch den Lautsprecher die Meldung, dass Land in Sicht sei. Ein dünner, dunkler Streifen zeichnete sich am Horizont ab. Alle Passagiere eilten an Deck und wollten das ihnen nun bevorstehende Schauspiel mit ansehen. Der Landstreifen kam näher und wurde größer. Durch den Lautsprecher wurde gemeldet, dass es die große Vancouver Insel sei, die vor dem kanadischen Festland gelegen ist. Es war also bereits ein Stück von Kanada. Man erkannte hohe Berge auf der Insel. Und bald wurde eine große Stadt sichtbar, die hart an der Küste der Insel gelegen ist. Den Reisenden wurde berichtet, dass es Viktoria, die Hauptstadt der Provinz Britisch Kolumbien sei.

Als das Schiff nicht mehr fern vom Hafen der Stadt war, rasselten plötzlich die Anker. Das Schiff wurde verankert, und die Maschinen standen still. Bald sahen sie ein großes Motorboot eilig näherkommen, und dieses fuhr ganz nahe an den Riesenleib des Schiffes heran. Die Zollkontrolle erstieg auf einer Strickleiter das Schiff. Die Beamten kontrollierten alle Papiere und das gesamte Gepäck der Passagiere. Sie zeigten sich freundlich und fragten ob die Einwanderer nun in Kanada wohnen und ob sie auch die englische Sprache erlernen wollten. Dies wurde freudig bejaht.

Da stellten sie fest, dass sie in Shanghai die ärztlichen Atteste vergessen hatten. Daher wurde der Gruppe nahegelegt, binnen kurzer Zeit in Vancouver nochmals die Prozedur der ärztlichen Untersuchungen und der Röntgenaufnahmen über sich ergehen zu lassen. Darauf zogen sich die Zollbeamten auf das Motorboot zurück, und die Golfside lichtete wieder die Anker. Sie fuhr nun an Viktoria vorbei und bog in die Straße von Georgien ein. Das Schiff nahm Richtung auf Vancouver. Nach etwa zwei Stunden landeten sie im Hafen von Vancouver, der drittgrößten Stadt Kanadas. Es war nun schon nahe vor Sonnenuntergang - am 18. März 1948. Endlich durfte die Gruppe aussteigen. Sie betrat kanadi-

schen Boden, wohin nun seit genau 20 Jahren ihr Sehnen gerichtet war. Endlich waren sie am Ziel - Kanada!

Unsere Frauen und ihre Kinder wurden vom MCC-Bevollmächtigten, Herrn Abram Wiens, und von einem Herrn Quapp begrüßt und willkommen geheißen. Die Herren halfen ihnen durch die Zollkontrolle. Und jenseits der Sperre erwartete sie auch Herr Abram Rempel, Frau Lilis Onkel, der seine Nichte in die Arme nahm und an sich drückte. Ach, Lili war ja die Tochter seiner verstorbenen Schwester! So viele Jahre hatte der Onkel nichts von seiner Nichte gewußt. Es war ihm nicht bekannt, ob sie noch lebte oder wo sie sich aufhielt.

Auch ein Herr David Rempel, ebenfalls ein Verwandter, empfing Frau Goossen und ihre Kinder herzlich. Sie stiegen nun ins Auto, und los ging die Fahrt nach Yarrow, einem Flekken ungefähr 90 km von Vancouver entfernt, wo Herr David Rempel am Hochweg eine Farm besaß. Sie wurden hier mit einem kräftigen Mahl bewirtet, und dann wollte das Erzählen, das Fragen und Antworten, kein Ende nehmen.

Zur Nacht holte ein Abram Nachtigall, auch ein Verwandter von Frau Goossen, sie und ihre Kinder zu sich. Hier durften sie auch für die erste Zeit Wohnung nehmen. Frau Schellenberg hingegen war mit ihren beiden Kindern zu ihrer Schwester nach Greendale geholt worden.

Am nächsten Tag erhielt Frau Lili auch Besuch von Herrn J.J. Thiessen, der für sie die Bürgschaft geleistet hatte. Ihm mußte Frau Goossen auch vieles von ihren Erlebnissen in China berichten. Zuletzt erwähnte Herr Thiessen in freundlichem Ton, dass ihn die Bürgschaft für sie nur eine Unterschrift gekostet habe und dass sie ihm dafür nichts schuldig sei. Er entlasse sie von jeglicher Verpflichtung ihm gegenüber. Hierfür dankte ihm Frau Goossen sehr, wußte sie doch, dass es in der Regel so war, dass diejenigen, für die gebürgt worden war, ihrem Bürgen gegenüber ein ganzes Jahr mit Arbeit für ihn verpflichtet waren. Sie dagegen war nun frei. O, wie dankbar war Frau Goossen!! --

Die in Shanghai zurückgebliebenen Mitglieder der Gruppe durften einen Monat später ebenfalls nach Kanada kommen, auch nach Vancouver oder wohin sie sonst wollten. Darunter waren ebenfalls Nikolai Goossens.

Jetzt waren sie alle in Kanada. Sie waren alle davon überzeugt, dass Gott sie durch all die 17 Jahre geleitet und bewahrt hatte, dass Er ihre Wolken- und Feuersäule gewesen war. Ihm allein wollten sie die Ehre geben.

Anhang

Immer weiter nach Osten. Frau Goossen und ihre Freunde und Verwandten sind auf ihrer siebzehnjährigen Wanderung über den Globus vom 56. Grad (Moskau) südwärts bis zum 32. Grad (Shanghai) nördlicher Breite und vom 35. Grad östlicher Länge (Südrußland) nach Osten hin bis zum 122. Grad westlicher Länge (Vancouver) vorgedrungen. Das ist ungefähr gleichbedeutend mit der Linie von Frankfurt (Main) nach Süden hin bis zur Saharawüste und nach Osten hin 23 Grad über den halben Globus, also 23 Grad plus 180

Grad (halber Globus) ergibt 203 Grad nach Osten hin. Es bleiben nur noch 157 Grad bis zur Umkreisung der ganzen Erde.

Diese enorme Wanderung haben sie teils zu Fuß, teils zu Pferde, teils mit Pferdefuhrwerken, teils auf Lastkraftwagen, teils im Bus, teils im Güterzug, teils im Personenzug und teils auf dem Ozeanfrachter zurückgelegt. Nebenbei sind sie gelegentlich auf Flößen, auf Rikschas und in Autos gefahren.

17 Jahre waren sie heimatlos und wurden immer wieder hin- und hergetrieben, namentlich in Kuldja, wo sie immer wieder das Quartier wechseln mußten.

Ungeheure Leiden haben sie erduldet, sei es durch Kriege, Aufstände und auch durch schwere Krankheiten in dem ungewohnten und ungesunden Klima, aber auch durch bittere Armut und Unterernährung. Das schwerste Leid für die Frauen war aber wohl der Verlust ihrer Männer, die ihnen von den Sowjets so gewaltsam entrissen wurden. Außerdem wurde ihnen manches liebe Familienglied durch den Tod genommen und mußte begraben werden.

In der Zwischenzeit konnten sich die Frauen aber immer wieder zur Freude und zum Gottvertrauen hindurchringen, zumal sie oft so sichtbar Gottes Hilfe und Nahesein verspürten.

Aber jetzt waren sie alle in Kanada, wohin so lange ihr Sehnen gerichtet war. Nun galt es, sich hier eine neue Heimat zu schaffen, und das mit völlig leeren Händen, ohne jeglichen finanziellen Hinterhalt. Dazu hatte Frau Goossen noch eine Reiseschuld von 400 Dollar. Wie sollte das nur werden? - Hier half nur wieder ein festes Gottvertrauen und ein eiserner Arbeitswille.

Und Frau Goossen hat es geschafft. Mit aller Entschlossenheit warf sie sich gemeinsam mit ihren Kindern in die Arbeit. Leni war ja nun auch bereits 17 Jahre alt und Peter 14 ½ Jahre. Sie konnten also schon fleißig mitarbeiten. Vor keiner Arbeit scheuten sie zurück. Gartenarbeit, Beschneiden von Bäumen und Sträuchern, Gärten vom Unkraut befreien, später auch Hopfen, Himbeeren, Erdbeeren und anderes pflücken, alles nur Denkbare, das ihnen die Nachbarn in Yarrow an Arbeit anvertrauten, verrichteten sie ohne Murren.

Nebenbei erlernte Frau Goossen das Schneiderhandwerk. Und nun konnte sie auch an den kalten Wintertagen noch mit Nähen Geld verdienen. Sie nähte Frauenkleider, Mäntel, Hosen und anderes. So konnte sie bereits im Laufe des ersten Jahres die Reiseschuld bezahlen. Bald war es ihnen auch möglich, für sich ein Häuschen käuflich zu erwerben. Was sie darauf schuldig blieben, konnten sie ebenfalls im laufe einiger Jahre decken. Im Winter besuchten die Kinder die Schule: Leni ging zur Bibelschule und Peter zur Mittelschule.

Im Jahre 1954 zog Frau Goossen mit ihren Kindern von Yarrow nach Vancouver. Sie verkaufte ihr Häuschen in Yarrow und wagte es, in Vancouver ein großes, dreistöckiges Haus zu erwerben, und zwar gegen allmähliche Abzahlung. Dieses Haus bewohnte sie mit den Kindern und vermietete die Zimmer, die sie entbehren konnte. Oft hatte sie bis zu 4 Mietern zu gleicher Zeit im Hause, die ihr monatlich die Miete zahlten. Und sie selbst nähte Kleider, oft bis in die späte Nacht hinein. So konnte Frau Goossen monatlich eine Summe zur Deckung der Schuld für das Haus abführen. Einige Jahre später hatte Frau Goossen die ganze Hausschuld entrichtet und war nun Besitzerin eines großen, wenn auch nicht mehr neuen Hauses in Vancouver.

Zwanzig Jahre lebte Frau Gossen in Vancouver. Sie besaß einen großen Freundeskreis, mit dem sie einen regen Verkehr unterhielt, war Mitglied in der Vancouver-Mennoniten-Brüdergemeinde, war Glied des Gemeinde-Frauenvereins und sang im Seniorchor. Sie hatte sich in Vancouver ganz eingelebt und fühlte sich dort heimisch.

Es schien aber so, als rege sich in ihrem Unterbewußtsein irgendwie ein Drang nach weiterem Vordringen dem Osten zu. Ein Sehnen bemächtigte sich ihrer. Sie wußte, dass sie in Europa liebe Freunde hatte. Da wohnte in Norwegen der frühere Missionar Otto Torwik mit seiner Frau Helena, der einstigen Frau Heinrich Wiebe. Sie hatten sich einst in Kuldja so nahe gestanden. Und in Wien, Österreich, wohnte Frau Klotz mit ihrer Tochter Hilda. Mit diesen beiden lieben Menschen hatte Frau Goossen damals während des furchtbaren Krieges in Kuldja sieben Tage lang unter dem Fußboden im Versteck gelegen und Todesängste ausgestanden. Frau Goossen entschloß sich, diese Freunde in Europa aufzusuchen. Sie verband diese Besuchsreise mit einigen geschäftlichen Angelegenheiten und reiste ab, wieder dem Osten entgegen. Diesmal benutzte sie für die Reise aber nicht ein einfaches Verkehrsmittel wie damals in China, sondern sie legte die Strecke in einem hochmodernen Jet-Flugzeug zurück. Und in Europa fuhr Frau Goossen unter Benutzung eines Europasses durch verschiedene Länder: Holland, Deutschland, Schweiz, Norwegen, Schweden und Österreich.

Wien in Österreich war der östlichste Punkt, den Frau Goossen auf dieser Reise erreichte. Er liegt ungefähr auf dem 17. Grad östlicher Länge, so dass bis zum 35. Grad, also bis Südrußland, ihrer früheren Heimat, nur noch 18 Grad fehlen. Hätte sie diese 18 Grad (Luftlinie etwa 1400 km) auch noch zurücklegen können, dann wäre sie wieder in ihrer alten Heimat angelangt, also stets ostwärts, wie sie fuhr, um den ganzen Erdkreis herum.

.....

Frau Goossen ist heute nicht mehr Frau Goossen, sondern Frau Lili Löwen. Im Januar des Jahres 1975, also vor nunmehr über fünf Jahren, reichte sie mir, dem Verfasser dieses Buches, die Hand zum heiligen Ehebund. Wir wohnen heute nicht in Vancouver, sondern in Clearbrook, B.C.

Auch ich bin durch meine Flucht vor dem Kommunismus weit umhergekommen. Aus dem fernen Sibirien kam auch ich anno 1929 mit dem Menschenstrom nach Moskau. Ich hatte mit meiner Familie zusammen das große Glück, mit noch vielen anderen nach Deutschland zu entkommen.

Wir fuhren über Leningrad, dem früheren Sankt Petersburg. Dort mußten wir drei Wochen verweilen. Dann ging es per Schiff über die Ostsee nach Deutschland, zuerst nach Hammerstein und etwas später nach Mölln.

Da wir nach Kanada wollten, meine erste Frau aber Trachoma hatte, mußten wir in Deutschland 1 ½ Jahre lang ihre Augen behandeln lassen. Das Trachoma wurde ausgeheilt, aber die Narben blieben zurück. Wegen dieser Narben durften wir nicht nach Kanada. Wir wurden also nach Paraguay in Südamerika verfrachtet, und dort wurden wir in den verrufenen Chaco, die damals sogenannte „Graugrüne Hölle“ geschickt.

Hier hatten wir alle - es war bereits eine große Siedlung - einen ganz außergewöhnlich schweren Anfang, da die Gegebenheiten dort für uns so gar fremd waren. Baumwolle und Erdnüsse mußten gepflanzt werden, womit wir uns alle nicht auskannten.

Statt mit Pferden mußte in den ersten Jahren das Land mit Ochsen bearbeitet werden. Und diese waren störrisch und mußten erst eingebrochen werden. Auf Wagen, mit Ochsen bespannt, mußten die Erzeugnisse der Landwirtschaft zur End-Bahnstation transportiert und von dort die Verbrauchsgüter zur Siedlung herangefahren werden. Die End-Bahnstation war 100 km entfernt, und die Wege dahin waren derart löcherig, da sie durch den Busch führten und gleichsam mit Baumstümpfen gepflastert waren. Bei Regenzeiten waren sie bodenlos, so dass die Fuhren einsanken und fast nicht herauszukriegen waren. Einige Kilometer weiter sank die Fuhre wieder ein, und diese Prozedur wiederholte sich sehr oft. Manchmal mußten die Fuhrleute bis zu 18 Tage unterwegs sein, bis sie endlich wieder zu Hause eintrafen. Dieses Fuhrwerken wurde geradezu zum Beruf. Viele Siedler waren fast ständig auf dem Wege zur End-Bahnstation.

Die Lebensmittel waren äußerst knapp, und fast alle Siedler litten an Unterernährung. Typhus, Malaria und andere Krankheiten rafften viele Siedler hinweg, und die Zahl der Gräber auf den Friedhöfen wuchs.

Die Hitze in den Sommermonaten war fast unerträglich. Der Regen kam so spärlich, dass immer wieder die Pflanzungen von der Sonne verbrannt wurden. Dann mußte wieder neu gepflanzt werden. Oft kam es vor, dass Felder drei- bis viermal nacheinander bepflanzt werden mußten, bis es dann schließlich doch eine sehr bescheidene Ernte gab.

Auch der Kampf mit dem Ungeziefer war äußerst ermüdend, und in vielen Jahren wurde davon ein verheerender Schaden angerichtet. Heuschrecken, Raupen, Ameisen und Blattlaus waren arge Feinde des Landmannes sowie auch verschiedene Vögel: Stare, Papageien und wilde Tauben.

Ungefähr 44 Jahre habe ich im Chaco von Paraguay gelebt. Obwohl sich dort im Laufe der Jahre vieles zum Besseren hin verändert hat und sich heute ein bescheidener Wohlstand durchgesetzt, so ist doch die drückende Hitze in den langen Sommermonaten dieselbe geblieben.

Im November 1969 starb meine liebe Frau an Krebs, nachdem wir im Jahre 1968 in Kanada zu Besuch gewesen waren. Sie durfte hier noch einmal ihre Geschwister und Kinder sehen.

Ich war fünf Jahre lang Witwer, bis ich 1974 während eines zweiten Besuches in Kanada die damalige Frau Goossen kennenlernen durfte und wir uns für das Zusammenleben in der Ehe einigen konnten.

Nun ist dieses Buch zustande gekommen, das wahrheitsgetreu einen Abschnitt aus dem Leben meiner Frau Lili schildert. Sie diktierte mir ihre Erfahrungen und Erlebnisse in die Feder hinein, und ich habe in aller Schwachheit versucht, diese ihre Geschichte auf dem Papier festzuhalten. Oft war ich geradezu erschüttert, wenn Lili über soviel Schweres berichtet, das sie erduldet hat. Ich habe mich sehr oft gefragt, wie ein Mensch fähig ist, das alles zu überleben, was sie erleiden und erdulden mußte. Aber Lili schöpfte immer wieder ihre Kraft aus einer höheren Quelle. Im Gebet und im Vertrauen auf ihren Herrn und Meister, aber auch durch die vielen Erfahrungen, dass immer wieder da die Hilfe am nächsten

war, wo die Not am größten war, empfing sie stets neu die Kraft zum Tragen und Ausharren. Der Herr hat sie nicht zuschanden werden lassen. Nie hat Er sie verlassen noch versäumt.

Uns, meiner Lili und mir, ist es oft groß geworden, dass nichts von ungefähr geschieht, dass es keine Zufälle gibt. Alles, was uns im Leben begegnet, ist Führung, göttliche Führung. In einem unserer Zimmer hängt ein Wandspruch. Es ist ein baltischer Hausspruch. Er lautet: „Wechselnde Pfade, Schatten und Licht; alles ist Gnade. Fürchte dich nicht!“ Den Spruch haben wir schon oft auf unsere Erfahrungen angewandt.

Und gemeinsam, Hand in Hand, möchten meine Lili und ich dieses Buch abschließen mit den wunderschönen und unsterblichen Versen der großen Dichterin Hedwig von Redern:

„Weiß ich den Weg auch nicht, Du weißt ihn wohl;
das macht die Seele still und friedensvoll.
Ist's doch umsonst, dass ich mich sorgend müh',
dass ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Du weißt den Weg ja doch, Du weißt die Zeit;
Dein Plan ist fertig schon und liegt bereit.
Ich preise Dich für Deiner Liebe Macht;
Ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,
und Du gebietest ihm, kommst nie zu spät.
Drum wart' ich still, Dein Wort ist ohne Trug:
Du weißt den Weg für mich; das ist genug!

VIII. Nochmals umwälzende Zeitereignisse 1988 - 95

Rückblick und Ausblick am Jahresschluß 1988.

Abram J. Löwen
(In 'Bote', 11. Jan. -89)

Wieder sind wir daran, die Schwelle eines neuen Jahres zu betreten. Noch gar nicht lange ist es her, als wir anfingen, 1988 zu schreiben, und nun sind wir wieder gezwungen, einen Schritt weiter zu tun und 1989 zu schreiben. Ach, so schnell eilt die Zeit dahin und wir müssen mit ihr eilen! Und was wird wohl das neue Jahr uns bringen?

Doch wir wollen zunächst einen Rückblick auf das entschwindende Jahr 1988 machen. Was hat es uns gebracht?

O, es brachte uns allerlei, was wir vielleicht als positiv bewerten könnten, was wohl dazu angetan sein dürfte, neue Hoffnungen auf bessere Zeiten in uns zu erwecken!

Der unselige Golfkrieg zwischen Iran und Irak scheint nun endlich nach acht langen Jahren beendigt zu sein. Wenigstens es konnte verhandelt und ein Waffenstillstand vereinbart werden. Auch konnten schon verwundete Kriegsgefangene ausgetauscht werden.

In Afghanistan konnte endlich Ruhe eintreten und Sowjetrußland hat angefangen, seine Besatzungstruppen abzuziehen.

Die Spannungen zwischen dem sogenannten sozialistischen Osten und dem freien Westen scheinen sich zu lockern. Es gab bereits eine ganze Reihe Verhandlungen auf höchster Ebene und Übereinkünfte in Sachen Abrüstung und wirtschaftlicher Zusammenarbeit. Und im Innern des bisher so starren Ostens, hinter dem bisher so sorgfältig verriegelten Eisernen Vorhang, hat es nun dank „Glasnostj" und „Perestroika" allerlei Erleichterungen gegeben, die zu neuen Hoffnungen Anlaß geben könnten.

Und, o wie wunderbar sind Gottes Führungen! Was noch vor gar nicht langer Zeit kein Mensch für möglich halten konnte, das ist nun schon seit mehr als einem Jahr in vollem Gange. Das ist nämlich die als ein Wunder erscheinende Übersiedlung so vieler tausender Deutschstämmiger und darunter so vieler Mennoniten aus der Sowjetunion nach Deutschland. Dort erhalten sie, die bisher so schwer gelitten haben, eine herzliche Begrüßung und für fortan alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchen.

Wie viel ist um die Möglichkeit zur Auswanderung gebetet worden, sowohl von den Betreffenden selbst als auch von den Glaubensgeschwistern im In- und Ausland, durch so viele Jahre! Und nun sehen wir die wunderbare Erhörung!

Ja, das dahineilende Jahr 1988 bot uns viele erfreuliche Ausblicke auf ein möglicherweise besseres Zusammenleben der Menschen und Völker. Aber es gab auch niederschmetternde Ereignisse, die sich in verschiedenen Ländern zutrugen und wohl dazu angetan waren, das Erfreuliche in den Schatten zu stellen. Schwere Flugzeugabstürze meldeten die Nachrichtenmedien zu verschiedenen Zeiten des Jahres, die verschiedene Ursachen hatten und viele Menschenleben erforderten. Dazu das beschämende Unglück in Ramstein, Deutschland, bei den Kunstflugvorführungen des amerikanischen Militärs, wobei es

bei dem Zusammenstoß dreier Düsenflugzeuge und deren Absturz in eine riesige Zuschauermenge viele Tote und Verwundete gab

Lange anhaltende Dürreperioden im Sommer in verschiedenen Ländern und namentlich auch in einigen Provinzen Kanadas brachten schwere Mißernten. In anderen Ländern verursachten ausgedehnte Überschwemmungen große Verheerungen, viele Opfer an Menschenleben und unschätzbare wirtschaftliche Verluste. Die größte Überschwemmung, vielleicht die größte nach der Sintflut, erlitt vor einigen Monaten das kleine Bangladesch, angrenzend an Indien, wobei die herabstürzenden Wasserfluten fast das ganze Land bedeckten. Im September des nun scheidenden Jahres meldeten die Zeitungen ein schweres Erdbeben im Grenzland zwischen Indien und Nepal, bei dem mehr als 1000 Todesopfer gezählt wurden.

Und nun, in dieser laufenden Adventszeit, wurde ein Beben in Armenien am Kaukasus gemeldet, welches vielleicht als eines der größten Erderschütterungen aller Zeiten bezeichnet werden müßte das, wie berichtet wird, bei 55.000 bis 60.000 Todesopfer gefordert haben soll. Und die Zahl der dadurch körperlich oder auch wirtschaftlich Geschädigten wird nach Hunderttausenden, vielleicht Millionen, vermutet.

Mit solcher beklemmenden Bilanz schließt also das Jahr 1988 ab. Und es ist noch durchaus nicht abzusehen, ob die oben angeführten Lichtblicke tatsächlich eine bessere Zukunft gewährleisten werden. Vieles, was heute rosig erscheint, kann sehr leicht in das Gegenteil umschlagen. Und wir sehen es, dass hinter den so geflissentlichen Abrüstungsverhandlungen von beiden Seiten ununterbrochen weiter gerüstet wird.

Menschlich gesehen haben wir also keine Garantie für bessere Zeiterscheinungen in der Zukunft. Und darüber hinaus steht uns fortwährend die Vergänglichkeit alles Irdischen, auch des eigenen Lebens, vor Augen.

Aber in schwerer Bedrängnis ruft der Psalmsänger aus in Psalm 39, 8: „Aber Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich“.

So dürfen auch wir hoffen, denn auch wir sind in Gottes Hand. Und hinter allem irdischen Geschehen ist deutlich ein göttliches Walten und Führen zu erkennen. So dürfen wir also getrost in das neue Jahr 1989 überwechseln mit der tröstenden Gewißheit, dass auf Erden nichts geschieht ohne Gottes Willen oder Zulassung.

Es wird auch von vielen treuen Gotteskindern geglaubt, in dem Hin und Her des heutigen Weltgeschehens Zeichen der Endzeit zu erkennen und dass die Wiederkunft Christi ganz nahe bevorsteht.

Jedenfalls haben wir alle Ursache, wachsam zu sein, damit uns der Herr bei seiner Wiederkunft nicht schlafend findet.

Mit herzlichen Wohlwünschen an alle Leser für das antretende Jahr 1989.

Wer sind wir, wo kommen wir her und wo gehen wir hin? (1989)

(In 'Rundschau', 25. Okt. -89)

Am 20. September 1989 sprach Prediger J. B. Töws in der Clearbrook M. B. Gemeinde über: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der weltweiten Mennonitischen Brüdergemeinden. Er hob hervor, dass Gott die M.B. Gemeinden gesegnet hat, dass andere diesen Segen mitgenossen haben, aber auch dass es für den Fortbestand der Gemeinde Gefahren gibt.

Früher, als man auf dem Land lebte, konnte man in geschlossenen Siedlungen wohnen. Durch zwei Weltkriege, Revolutionen und dem Kommunismus sind die Mennoniten über Land und Meere in alle Welt verschlagen. Durch die Missionstätigkeit gehören Menschen aus vielen Nationalitäten und Sprachen zur mennonitischen Brüdergemeinde.

Was wird die Zukunft unserer M.B. Identität bringen? Werden wir im großen weltumspannenden Rahmen genug Anhaltspunkte finden, um unsere Einheit zu erhalten? Vieles hängt davon ab, ob wir unsere jüngere Generation mit der Geschichte der M.B. Gemeinde bekanntmachen. Genau wie das Neue Testament durch Kenntnis des Alten klarer wird, so kann die Vergangenheit unsere Gegenwart informieren und beeinflussen.

Das war ungefähr der Sinn des Vortrages von Bruder J. B. Töws. Beim Nachdenken darüber kamen mir weitere Gedanken. Bei den sich überstürzenden Ereignissen der heutigen Zeit ist es fast unmöglich das Gehör der jüngeren Generation zu gewinnen. Viele der jüngeren Generation interessieren sich kaum für die Geschichte der M. B. Gemeinde.

Diese Historie enthält nicht nur den Segen, der auf andere mennonitische Gemeinderichtungen durch die M. B. Gemeinde gekommen ist, leider auch die Entstehung des „Hohen Zauns" zwischen den Mennoniten- und den M.B. Gemeinden. Erfreulicherweise wurde dieser allmählich abgebaut und die Gemeinden konnten sich zu gemeinsamer Arbeit entschließen. Veranlassung dafür war die große Not, die als Folge des ersten Weltkriegs und der Revolution in Rußland und anderswo entstanden war. Da gebot es die Christenpflicht, gemeinsam mitzuhelfen.

Und so entstand Anfangs der zwanziger Jahre das mennonitische Zentralkomitee (MCC). Tausende und Abertausende sind durch das MCC vom Hungertod und vom Erfrieren bewahrt geblieben. Die Mennonitische Weltkonferenz, die Leprastation auf Kilometer 81 in Paraguay, der Christliche Dienst in Paraguay und vieles andere wird in brüderlich-christlichem Einvernehmen getan.

Um die interessante Geschichte des Mennonitentums zu verbreiten, wird manches unternommen. Peter Martinowitsch Friesen hat in seinem Buch über die Evangelische Mennonitische Bruderschaft in Rußland ausführlich geschrieben. Die zwei Bilderbände „Als ihre Zeit erfüllt war" von Walter Quiring sind sehr aufschlußreich. Sie sind eine wahre Fundgrube rußlandmennonitischer Geschichte.

Das Mennonitische Dorfmuseum in Steinbach, Manitoba übermittelt dem Besucher eine anschauliche Übersicht über das frühere Leben der Mennoniten im damaligen Rußland. Großen Wert wird darauf gelegt, dass man in unseren höheren Lehranstalten, Bibelschulen und Seminaren mennonitische Geschichte lehrt. Bereits seit Jahren besteht an der

Winnipeg Universität ein mennonitisches Studiumzentrum, das vor kurzem zum College erhoben werden konnte und sich „Menno Simons College“ nennt. Nicht zuletzt ist auch in den mennonitischen Zeitschriften hin und wieder unsere mennonitische Herkunft geschildert worden. Wer Interesse hat, kann sich bestens orientieren.

Doch war es Bruder Töws speziell um die Geschichte der Mennonitischen Brüdergemeinde zu tun. Da ist bis heute vieles in der Verbreitung unterlassen worden. Ob das Versäumte noch nachgeholt werden kann?

Aus dem Zeitgeschehen (1989)

(Dies Gedicht ist 1989 geschrieben worden, aber erst später veröffentlicht. Es erschien in ‘Volk auf dem Weg’ im Juli 1993 und im ‘Bote’ 20. Jan. 1993)

Auf dem Flugplatz die Koffer sich mehren,
die einer Aussiedlergruppe gehören.
Einer Gruppe von Männern, von Kindern und Frauen,
von Menschen, die weit in die Ferne schauen.

Die fest sind entschlossen, für immer zu scheiden
aus jenem Lande der furchtbaren Leiden;
aus dem atheistischen Sowjetparadies,
das ihnen einst „Freiheit und Gleichheit“ verhiess.

Ade, Väterchen Stalin! Du hast es geschaffen,
ein Land ohne Gott, ohne Kirchen und „Pfaffen“,
aber auch ohne das lebenerhaltende Brot:
und Hunderttausende schicktest du in den Tod.

Dort in den nördlichen Eisregionen,
wo ewiger Schnee ist, wo Eskimos wohnen,
dorthin wurden viel Tausende Menschen verbannt,
bei denen der Staat nicht das „mitmachen“ fand.
Ihr ganzes Vermögen wurde ihnen genommen,
um nie eine Entschädigung dafür zu bekommen.
Und viele Tausende fanden aus dieser so furchtbaren Not
nur die Befreiung durch einen erlösenden Tod.

Nun folgt diese Gruppe den Vielen Andern
das Land zu verlassen und auszuwandern.
Ihr Ziel ist Westdeutschland, dort hat man Erbarmen.
Dort werden sie aufgenommen mit „offenen Armen“.

Und wie auf das Flugzeug nun wartet die Runde,
da dringt plötzlich zu ihnen die unglaubliche Kunde,

vom Sturz des Kommunismus in der Regierung
und „Boris Jelzin übernimmt nun die Führung“!

Bestürzende Nachricht, beinah' nicht zu fassen.
Doch wollen sie trotzdem die Heimat verlassen.
Denn alles das Leid, das der Kommunismus gebracht,
kann nicht beseitigt werden sofort, über Nacht.

Mit Tränen verabschieden sie sich nun von den Lieben,
die nach hier sie begleitend zurücke nun blieben.
Und nun summen die Propeller, das Flugzeug steigt auf;
westwärts fliegt es zu den Wolken, immer höher hinauf.

Tief in Gedanken versunken, mit tränendem Blicke,
geh'n nun die Begleiter der Gruppe zurücke,
wie wird wohl nun, nach diesem so großen Geschehen
die Zukunft dieses heruntergewirtschaften Landes aussehen??

Abram J. Löwen.

Zweiundziebzig Jahre Sowjetherrschaft in der U.d.S.S.R. (1989)

Eine kurze Rückschau

(In ‘Bote’ 29. Nov. -89)

Das war damals eine Aufregung! Sie zog sich dahin über das ganze Riesenreich. Der Jubel des Volks war unbeschreiblich. Eine neue Zeit war angebrochen, die zu großen Hoffnungen für eine bessere, ja, glänzende Zukunft Anlaß zu geben schien.

Im Februarmonat 1917 wurde der bisherige Selbstherrscher aller Russen, Kaiser Nikolaus der Zweite, vom Thron gestürzt. Mit Deutschland wurde Friede geschlossen, womit für Rußland der Erste Weltkrieg beendet war. (Die Kerensky Regierung führte den Krieg weiter. Erst nach Lenins Aufstieg wurde der Krieg beendet. Schriftl.) Das Militär wurde demobilisiert. Die Provisorische Regierung unter Kerensky wurde ausgerufen. So hatte also die Februarrevolution, anscheinend ohne viel Blut zu vergießen, auf allen Fronten gesiegt.

Aber der Sieg war für die arbeitenden Massen noch nicht genug. Sie wollten einen weiteren Sieg, auch noch über die Kapitalistische Gesellschaft, die sogenannte Bourgeoisie, das Kapital. Ihnen schwebte der Marxismus-Kommnismus vor, der ihnen die Freiheit von der „Unterdrückung“ durch die Reichen, die völlige Freiheit, die Gleichheit und das brüderliche Zusammenleben aller Bürger versprach.

Die Religion, das „Opium für das Volk“, wie Lenin, der Führer der Arbeiterklasse, es nannte, welches bisher all das Unheil auf der Welt verursacht hätte, sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. So war es auch in der „Kommunistischen Internationale“, dem Lied

welches zur Staatshymne erhoben wurde, festgelegt, das nun mit großem Enthusiasmus gesungen wurde.

So wurde denn im Oktober 1917 die Provisorische Regierung in Petrograd, dem früheren Sankt Petersburg, gestürzt und die sogenannte Arbeiterpartei trat an die Regierung. Die Führer der Partei, Lenin, Trotzky und Stalin, übernahmen die Leitung des Zentral Vollzugsausschusses und verlegten bald darauf die Regierungsgeschäfte von Petrograd, das nun Leningrad genannt wurde, nach Moskau, ins Innere des Landes.

Nun entbrannte aber ein mörderischer Bürgerkrieg, denn nicht alle, insonderheit nicht die hohen Generäle des Heeres, waren mit diesem Wandel einverstanden. Die Generäle, Djenikin, Judneitsch, Wrangel und Admiral Koltschak, formierten die sogenannte Weiße Armee und zogen zu Felde gegen die Rote Armee der neuen Regierung. Die Weiße Armee fand Unterstützung von den Vereinigten Staaten Nordamerikas und siegte anfänglich auf allen Fronten.

Doch das Schicksal wollte es anders und war nicht auf der Seite der Weißen Armee. Die Rote Armee mobilisierte alle Kräfte des großen Landes und warf sich der Weißen Armee entgegen.

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ war die Losung. Und das Proletariat wollte die vermeintliche Freiheit, die ihm so rosig vorgezeichnet wurde, und gab der Roten Armee ihre volle Unterstützung. So blieb nach langem Bürgerkrieg schließlich der Sieg der Roten Armee vorbehalten. Die Weiße Armee wurde vernichtet.

Lenin, der Vorsitzende des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und des Vollzugsausschusses der Zentralregierung der Sowjets, hatte nun alle Macht in Händen, und seine engsten Mitarbeiter waren Trotzky und Stalin.

Der Atheistische Kommunismus war nun sozusagen Staatsreligion geworden, und keine andere Partei wurde zugelassen.

Doch, wohl als Folge eines Attentats, das anno 1922 auf Lenin ausgeführt wurde, verstarb er im Jahre 1924, und sein Nachfolger wurde Trotzky. Dieser entzweite sich aber mit Stalin in Sachen der Ausführung des kommunistischen Programmes. Und so mußte er weichen und ins Exil gehen. Der allgewaltige Stalin trat nun 1927 die Alleinherrschaft an.

Nun wurde mit aller Entschiedenheit und Skrupellosigkeit das Kommunistische Programm verwirklicht. Das Kollektivsystem in der Landwirtschaft wurde durchgeführt, nachdem jeglicher Privatbesitz verstaatlicht worden war. Der Klassenkampf wurde ausgerufen.

Die bisherigen Besitzer von größeren Ländereien und auch andere etwas Wohlhabendere, wer sie auch waren, wurden als „Kulaken“ und Staatsfeinde gestempelt und ihnen wurde jegliches Stimmrecht entzogen. Etwas später wurden sie dann in die Verbannung in die Taiga des hohen Nordens und Sibiriens verschickt, um dort eines langsamen und elenden Hungertodes zu sterben.

Dasselbe Los traf auch die Geistlichkeit und die aktiven Arbeiter in den Kirchen und Religionsinstitutionen, da ja, wie schon erwähnt, die Religion als das Opium für das Volk angesehen wurde und vernichtet werden sollte. Auch die Lehrer in den Schulen, die nicht willig waren, die Kinder den Atheismus zu lehren, mußten dieses Martyrium im hohen Norden teilen.

Und allerorten hatten die Regierungsämter ihre Spitzel. Wer irgendwie und irgendwo ein kritisches Wort gegen diese Handlungsweise fallen ließ, der wurde angezeigt, und sehr oft ohne Verhör und Gericht in die Verbannung geschickt.

Mit diesen grausamen Maßnahmen des Diktators Stalin waren aber nicht alle Mitglieder seines Vollzugsausschusses einverstanden, doch diejenigen wurden kurzerhand liquidiert, wie zum Beispiel ein Sinowjew, ein Litwinow, ein Kamenjew und viele andere.

Was waren nun die Folgen dieser sinnlosen Grausamkeiten? Viele Personen und Familien flohen ins Ausland. 1929 setzte eine Massenflucht ein, über Moskau und Deutschland nach Kanada, Brasilien und Paraguay. Auch in den späteren Jahren ergriff wer eben konnte den Wanderstab, um dem Zugriff der Behörden zu entrinnen. Und da durch die Kollektivierung der Landwirtschaft jegliche Privatinitiative erstickt wurde, war damit auch alle Lust dem Einzelnen zum Planen und Arbeiten genommen worden, wodurch Produktion und Landwirtschaft lahmgelegt wurden. Rußland war vor dieser Zeit die Kornkammer Europas gewesen. Nun wurde es, was den Konsum betraf, von der westlichen Welt abhängig. Alljährlich mußte es riesige Mengen Getreide und anderes von den Vereinigten Staaten, von Kanada und von Argentinien beziehen, um seinen Bedarf zu decken. Und das stundenlange Schlangestehen vor den Fleisch- und Nahrungsmittelgeschäften wurde zur Tagesordnung. Leider wurde dabei das so dringend Benötigte lange nicht immer erhältlich, weil es eben zu knapp war und nicht für alle Wartenden ausreichte.

Inzwischen entzündete sich der furchtbare Zweite Weltkrieg, in den anfangs der vierziger Jahre auch die Sowjetunion (Rußland) mit hineingezogen wurde. Das erforderte ungeheure Opfer an jungen Arbeitskräften wie auch an Finanzen und Materialien. Obzwar Rußland mit zu den Siegermächten gezählt wurde, ging es doch verarmt und sehr geschwächt aus dem Völkerringen hervor.

Und in den späteren Jahren kam noch dazu, dass man, um für die geplante Weltrevolution und gegen die kapitalistischen Feinde genügend gerüstet zu sein, die Aufrüstung und namentlich die atomare Aufrüstung als Nummer Eins in das sozialistische Aufbauprogramm einfügen mußte. Man mußte mit Nordamerika und überhaupt mit dem Westen Schritt halten, um nicht überrumpelt zu werden. Das verschlang astronomische Kapitalien, und so verarmte das Riesenreich immer mehr.

Als Stalin anno 1953 starb, wurde der Klassenkampf etwas gemildert. Aber an der Wirtschaftspolitik wurde nichts geändert. Ja, die Aufrüstung und die Atomtechnik wurde noch verbissener betrieben. Man war bemüht, womöglich den Westen, namentlich Nordamerika, noch zu überholen. Das wirkte sich katastrophal auf die sowjetische Wirtschaftslage aus. So konnte es nicht ausbleiben, dass die Wirtschaft des Landes weiter und weiter dem Ruin entgegenging.

Es blieb Herrn Michail Gorbatschow vorbehalten, die prekäre Lage zu sehen und zu erkennen, so dass es so nicht weiter gehen könne. Er kam 1985 an die Regierung. Unmittelbar danach öffnete er den Eisernen Vorhang und drehte das Steuer der Staatsführung in eine andere Richtung. Die bisher so starren Beziehungen mit den westlichen Ländern lockerte er und bot dem Westen die gegenseitige Abrüstung an. Mit den kapitalistischen Staaten wurden Handelsbeziehungen abgeschlossen.

Einige Kirchen durften wieder geöffnet werden. Bibeln und religiöse Literatur durften wieder gedruckt und auch aus dem Ausland bezogen werden. Besonders wurden in diesem letzten Jahr, dem Jubiläumsjahr des tausendjährigen Bestehens der Russisch-orthodoxen Kirche, mancherlei Beschränkungen aufgehoben. Auch die Reisemöglichkeiten wurden vermehrt.

Das alles bewirkte ein sichtbares Aufatmen der Bevölkerung. Nun, da der Druck ein wenig nachgelassen hatte, begehrten die Völker auf. Insonderheit wurden die Bewohner einiger kommunistisch regierten Satellitenstaaten unruhig und hielten dafür, dass nun ihre Stunde gekommen sei, das harte Joch der Unterdrückung womöglich abzuschütteln. Große Demonstrationen wurden in Szene gesetzt, wie in Polen, so auch in Rumänien, in Ungarn und in den Baltenstaaten und besonders in China, mit dringenden Forderungen nach mehr Freiheit.

Und da sehr Viele die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in ihrem Lande verloren hatten, setzte eine vielleicht in der Geschichte der Menschheit noch nie dagewesene Fluchtwelle ein.

Aus Rußland, Polen, der D.D.R., Rumänien und anderen kommunistischen Ländern, die doch, wie immer behauptet worden war, das irdische Paradies für die arbeitenden Massen sein sollte, flohen scharenweise die Familien und suchten die Freiheit in anderen Ländern. Die meisten Flüchtlinge kamen in die Bundesrepublik Deutschland. Wohl Hunderttausende sind laut Nachrichten bereits in Westdeutschland eingetroffen, das sie mit offenen Armen aufgenommen hat.

Gibt das alles nicht zu denken? Wird wohl der Internationale Atheistische Kommunismus diese Krise überstehen? Viele Menschen glauben, dass dies der Anfang von seinem Ende sein könnte. Wir wissen es nicht; es muß abgewartet werden.

Welche verlockenden Prophezeiungen wurden doch damals vor nun über siebzig Jahren gemacht! Lenin soll behauptet haben, dass nach (damals) fünfzig Jahren kein Mensch mehr an Gott glauben würde, dass alle Menschen in Einheit, Freiheit und als Brüder zusammen leben würden. Kein Krieg würde mehr sein und paradiesische Zustände würden auf Erden herrschen, wohlgemerkt; ohne Gott. Der Kapitalismus, so Lenin, grabe sich durch seine Geldgier und seinen Machthunger selbst das Grab.

Wie sieht dagegen jetzt, nach bereits über siebzig Jahren, die Wirklichkeit aus? Keine der damaligen Prognosen hat sich erfüllt. Das genaue Gegenteil ist eingetreten. Aus den sozialistisch regierten Ländern sehen wir einen endlosen Strom von ausgehungerten und der Versklavung entronnenen Völkermassen die Straße nach dem Westen ziehen, gleichsam, um das nackte Leben zu retten.

Wir dürfen schlußfolgern: Eine Gesellschaft, die sich von Gott lossagt und seine Macht auf das Blut so vieler Millionen unschuldiger Menschen aufbaut, kann nicht bestehen und muß früher oder später zugrunde gehen. Wie sagt doch ein Vers irgendwo in der Bibel (Galater 6,7)? „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten“!

Die 72 Jahre waren ein sehr gewagtes Experiment, das vom Internationalen Kommunismus betrieben wurde. Und Rußland hat am meisten darunter gelitten.

Ein neuer Frühling? (1990)

(Erschienen in 'Kanada Kurier' und in 'Mennoblatt' 1. Mai -90)

Nach zweiundsiebzig erdrückenden Jahren
hat nun plötzlich die Welt eine Wende erfahren.
Vor unser aller staunenden Blicken
zerriß das Band der Sowjetrepubliken.
Einen nie mehr zu heilenden schmerzlichen Riß
erlitt das atheistische Sowjetparadies.

Herr Gorbatschow, der russische Michel,
erkannte den Unwert von „Hammer und Sichel".
Ihm ward es gegeben, den Rückstand zu sehen,
zur Rettung des Land's müsse etwas geschehen.
Entschlossen schritt er vom Wollen zur Tat,
und lockerte den starren Sowjetapparat.

Doch nun, da die Fesseln gelockert waren,
begehrten auf die geknechteten Scharen.
Sie forderten Freiheit von Banden und Ketten,
viel Tausende konnten ins Ausland sich retten.
Im Sowjet-Lande ward ihnen das Leben zu schwer;
der Segen von Lenin und Marx zog nicht mehr.

Noch nie wohl vorher hat die Menschheit gesehen,
was unlängst am Brandenburger Tor ist geschehen.
Die Mauern, sie fallen, die Tore, sie krachen,
man höret ein Jubeln, ein Weinen und Lachen.
Der Osten und Westen, der Bruder und Freund,
sind nach so vielen Jahren nun wieder vereint.

Eine viel Tausende zählende Menge
drängt sich nach vorn, zu des Tores Enge.
Endlich dürfen nach so vielen Jahren
Liebende nun ein Wiedersehen erfahren.
Nach so vielen Jahren brutaler Gewalt,
nun endlich die Sonne der Freiheit erstrahlt.

Und auch in anderen kommunistischen Staaten
ähnliche Szenen sich abgespielt hatten:
So - in Ungarn, in Polen, der Tschechoslowakei,
Rumänien - riß das Band der Versklavung entzwei.
Gott sitzt am Steuer, Er hat die Gewalt,
endlich gebot er der Willkür ein Halt!

Kirchen sich öffnen, die lange geschlossen,
christliche Lieder man singt, unverdrossen.
Es lockern sich alle tyrannischen Bande,
ein neuer Frühling zieht ein in die Lande.
Unhaltbar erwies sich die Theorie
der Lenin-Karl Marxschen Philosophie.

Nachdem nun die Mauern Gefallen sind (1990)

(In 'Bote' 8. Aug. -90)

Meine Frau Lili und ich sitzen im Auto, das uns nach Vancouver, Britisch Kolumbien trägt. unser Schwiegersohn, Peter, fährt mit uns. Das Reiseziel ist der große Vancouver Flughafen, wo wir unsere Gäste aus Westdeutschland begrüßen und sie abholen wollen zu unserem Heim in Clearbrook, Britisch Kolumbien.

Die Gäste sind: Frieda Giesbrecht, die vor einigen Monaten von Alma-Ata im asiatischen Rußland als Teil des großen Übersiedlerstromes nach Deutschland kam, und ihre, wie auch meiner Frau Lilis Schwägerin Luise Harder aus Neuwied, Deutschland. Frieda und Lili sind Schwestern und Luise ist die Witwe des verstorbenen Bruders der Schwestern, David Harder, der vor einer Reihe von Jahren von Rußland nach Neuwied kam und die Luise kennenlernte und heiratete.

Lili war bereits über die Jahreswende 1989/1990 ihrer Schwester entgegengefahren nach Deutschland und sie hatten sich nach achtundfünfizgjähriger Trennung begrüßt. Und dieser gegenwärtige Besuch sollte nun zu Lilis anstehendem Geburtstag der Gegenbesuch sein.

Also, wir sitzen nun im Auto und hören auf das Rollen der Räder und das eintönige Summen des Motors. Ich lasse meinen Gedanken freien Lauf. Sie sind auf das heutige Weltgeschehen gerichtet, wodurch dieser Besuch möglich gemacht werden konnte. Was erleben wir doch heutigen Tages für interessante Dinge! Eine weltbewegende Nachricht jagt gleichsam die andere. Herr Gorbatschow ist sozusagen über Nacht in der Weltpolitik der berühmteste und meist genannte Mann geworden, an dessen Absichten die Politiker am meisten herumrätseln. Ost- und Westdeutschland stehen im Mittelpunkt der Ereignisse die gemeldet werden. Wie es scheint, sind sie nun auf dem direkten Wege, sich zu einem Großdeutschland zu vereinigen. Und nicht mehr fern ist anscheinend nun der Weg zu einem Vereinigten Europa. Wie wird das alles wohl ansehen, wenn es Wirklichkeit werden sollte??

Ja, eine neue Zeit ist angebrochen. Viele Menschen sind begeistert und begrüßen die große Wende in der Weltgeschichte. Endlich hat der weltweite atheistische Kommunismus mit seinem tyrannischen Walten einen riesigen Riß vielleicht gar einen Todesstoß erhalten. Andere aber schauen den Ereignissen mit großer Sorge entgegen. Sie schließen sich dem weltweiten Mißtrauen an. Was mögen wohl die gerissenen Politiker alles im Schilde führen? Kann man einem Gorbatschow trauen, wenn er eine weltweite Abrüstung propa-

giert und aber im Hinterland unaufhaltsam aufrüstet, wie die Medien immer wieder zu berichten wissen?

Und im Gleichschritt mit der unruhigen Völkerwelt unserer Tage wird in den letzten Jahren auch unsere arme Erde immer unruhiger und aufgewühlter. Im vorigen Jahr das große und verheerende Erdbeben im Küstenstrich von San Francisco und das wohl nicht kleinere Beben in Rumänien. Und in diesem Jahr das furchtbare Beben im Norden Irans, wo man uns von 50.000 und mehr Todesopfern berichtet. Dann, in letzter Zeit dicht nacheinander die Beben auf den Philippinen und in Indien. Dazwischen ungeheure Stürme oder Orkane in verschiedenen Ländern, begleitet von verheerenden Überschwemmungen.

Wie soll man sich diese so schnell aufeinanderfolgenden, ja sich förmlich überstürzenden Ereignisse, sowohl in der Weltpolitik, als gleichzeitig auch in der Natur erklären? Viele Theologen, wie ein Wim Malgo und andere, sind bemüht, dieses Weltgeschehen mit der biblischen Prophetie in Verbindung zu bringen und wollen behaupten, dass wir ganz nahe vor der Entrückung der Gläubigen und vor der großen Trübsal stehen und dass der Tag des Herrn sehr nahe ist. Jedenfalls haben wir alle Ursache, wachsam zu sein und uns bereit zu halten.

Inzwischen sind wir auf dem Flughafen angelangt und stellen uns in die Reihen der Wartenden. Und nachdem schon viele Passagiere des Frankfurt - Vancouver Flugzeugs mit ihren Koffern an uns vorbei gegangen sind und ihre Lieben begrüßt haben, dürfen auch wir endlich unsere Gäste begrüßen. Luise Harder war mir von unserm Besuch in Deutschland im Jahre 1982 her bereits bekannt, aber Frieda, die Schwester meiner Frau Lili, sah ich nun zum ersten Mal. Die Begrüßung war sehr herzlich. Und bald saßen wir auch schon im Auto und fuhren zurück zu unserm Heim in Clearbrook.

Und nun setzte zwischen den drei Frauen ein Erzählen ein, ein eifriges, sich sozusagen überstürzendes, eine Woche lang, das nicht aufhören wollte und mich unwillkürlich an das Bibelwort in Johannes 21, 25b erinnerte, wo es heißt: „Wenn sie alle“ (die Dinge, die Jesus auf Erden getan hatte) „sollten eins nach dem andern geschrieben werden, ich achte, die Welt würde die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären“.

Nach einer Woche machte dann Luise Harder, wie geplant war, einen Abstecher nach Winnipeg, wo sie Freunde und Bekannte zu besuchen gedachte, eine Woche lang. Dann kommt sie zurück und sie wollen dann noch zwei weitere Wochen unsere Gäste sein.

Am 10. August müssen sie dann, wie es in ihren Fahrkarten vorgesehen ist, sich auf den Rückflug nach Deutschland begeben.

Also, die sich so viel zu erzählen haben sind Frauen, die wie schon erwähnt, verwandtschaftlich sehr nahe verbunden sind, die aber bis vor kurzem in drei Kontinenten unseres Globus wohnten: Frieda Giesbrecht in Vorderasien (Alma Ata, nicht weit von der chinesischen Grenze), Luise Harder in Europa (Deutschland) und Lili Löwen in Amerika (Kanada).

Ja, unser Mennovölklein ist heutigentages über die ganze Erde verstreut, was auch in diesen Tagen die Mennonitische Weltkonferenz in Winnipeg zur Genüge demonstrieren wird. Wir Mennoniten sind eben nicht mehr nur Deutsche, wir sprechen verschiedene Sprachen und sind verschiedener Hautfarbe.

Ein Deutschland! Ein Berlin! (1990)

(In 'Bote' 5. Sept. -90)

Nun durften alle wir es sehen,
dass doch noch Wunder heut' geschehen.
Das, was bisher total unmöglich war,
ist nun gescheh'n in diesem letzten Jahr.
Die Mauer must' der Freiheit weichen.
Man durft' die Bruderhand sich reichen.
Aus Trümmern durft' ein Deutschland nun ersteh'n.
Nicht Trennung mehr. „Ein Deutschland! Ein Berlin!"

Verflüchtigt hat sich nun die Wetterwolke.
Der Freiheit Sonn; erstrahlt dem Deutschen Volke.
Nicht „Freiheit", wie der Kommunismus sie erzwang,
mit Kirchenraub, Verbannung lebenslang,
und Hunger, Arbeitszwang und Knechtung,
mit Eisenvorhang, Kerker und Entrechtung.
Ausrottung aller Religion mit Stumpf und Stiel
als „Opium für das Volk" war höchstes Ziel.

Nun hat das Deutsche Volk entledigt sich der Banden.
Dank Gorbatschewscher Perestrojka fanden
Ost- und Westdeutschland nun die Möglichkeit,
sich zu befrei'n aus solcher Grausamkeit.
Am Brandenburger Tor da kamen
aus Ost- und West - Berlin viel Tausende zusammen
und unter Jubeln fand nun endlich statt
des Volkes Einheit, die kein Gleiches hat.

Nun gab's ein Überlegen und Beraten,
Verhandeln mit den Siegerstaaten.
Ein „Zwei plus Vier" Verträge-Schluß
kam nun zu guterletzt in Fluß.
So konnten Hindernisse und Beschwerden
nun völlig ausgeräumet werden,
und ein Vereintes Deutschland steht nun da.
Gott segne es! Hurrah! Hurrah!

Abram J. Loewen

Wer hat schuld? (1991)

von Abram J. Loewen

(In 'Bote' 20. März -91)

Wer trägt die Schuld an diesem großen Blutvergießen?
Ölquellen brennen, sich ins off'ne Meer ergießen!
Die Luft erzittert von der Kampfflugzeuge lautem Schall;
durch Bombenabwurf - Brand, Zerstörung überall!
Im „Nahen Osten" ist zum schwersten Kampfe angetreten,
unzähl'ges Militär mit Panzer, Minen und Raketen,
mit den modernsten Waffen ist ein Kampf entbrannt,
wie ihn die Welt bisher wohl niemals hat gekannt.

Dort in dem Zweistromland, wo einst das Paradies gestanden,
dort diese blut'gen Kämpfe ihren Anfang fanden.
Wer trägt die Schuld? Ist's nur Saddam Husein?
Und andere waschen sich in Unschuld ihre Hände rein?-
Wer hat wohl dem Iraker diese große Macht gegeben,
dass tausende von Menschen heute bangen um ihr Leben?
Wer baute ihm die bombensichern Bunker alle auf,
und die modernste Waffenrüstung sämtlich oben drauf?

Es sind die Staaten, gegen die er nun die Waffen richtet;
sie zu besiegen, fühlt er sich in seinem Wahn verpflichtet.
Sein vornehmstes Gebot jedoch und allergrößtes Ziel
ist, zu erobern und total vernichten Israel.

Nun ist jedoch die alliierte Kampfesübermacht
wohl etwas größer, als er sich's im Traum gedacht.
Kuwait, das er vorher bereits für sich erkoren,
ging ihm durch diese Übermacht nun schon verloren.
Und auch Bagdad - mit seinem Glanz und Schimmer -
geriet durch Bombenkrieg bereits fast ganz in Trümmer.
Besiegelt darf nun wohl schlußendlich sein
das Schicksal des Diktators im Irak, Hussein.

Wer trägt die Schuld? - Ich kann es nimmer wagen,
Antwort zu geben, wahrheitsgetreu, auf dieses Fragen.
Klar ist es aber: Zwischen Krieg und Frieden
hat damals der Diktator sich für Krieg entschieden.

Die Zeit der achtziger Jahre und bis zur Gegenwart (1991)

Eine kurze Rückschau auf die Weltereignisse in dieser Zeit

(In 'Bote' Nr. 25, 10. Juli -91)

Sehr interessant und aufschlußreich ist eine Rückschau auf das Weltgeschehen in den früheren achtziger Jahren und ein Vergleich derselben mit dem Geschehen in der Gegenwart.

Hat sich nicht in dieser Zeit ein weltumspannender Wandel vollzogen? Wie es scheint, hat die damalige Weltangst vor der Vernichtungskraft der Atomwaffe nachgelassen und hat sich gegenwärtig mehr auf die Bedrohungen der immer häufiger auftretenden und furchtbarer werdenden Naturkatastrophen verlagert.

Die zu Anfang der achtziger Jahre weiter und weiter ausgebaute und in immer mehr Staaten eingeführte nukleare Aufrüstung des Militärs und dazu der verbissene Wettlauf in dieser Richtung der sich feindlich gegenüber stehenden Länder wurde immer bedrohlicher und die große Gefahr eines Atomkrieges wurde von Monat zu Monat akuter, was die große Weltangst jener Tage auslöste.

Wie bekannt, hatte ja die Komintern (die Kommunistische Internationale) die Weltrevolution und die totale Vernichtung der Religion (das „Opium für das Volk") auf ihre Fahnen geschrieben, und es wurde, insbesondere in jener Zeit, sehr intensiv gearbeitet, um dieses hochgesteckte Ziel zu erreichen.

Kuba war bereits gewonnen; Afghanistan wurde überrannt, und in Afrika und Mittelamerika wurde eifrig mit Propaganda, Wühlarbeit und auch nicht selten mit Waffengewalt, hie und da auch mit beachtlichen Erfolgen, dem großen Ziel zugesteuert. Der von der Kommintern gesteuerte Terror wurde immer bedrohlicher, wiederum mit dem Ziel, alle Regierungsgewalt dem Weltkommunismus zuzuführen.

Polen wurde kommunistisch, und zwischen Ost- und Westdeutschland wurde der berüchtigte hohe Stacheldrahtzaun gezogen (der sogenannte Eiserne Vorhang). Ja, man ging so weit, zwischen Ost- und Westberlin die Schandmauer zu bauen, um anschaulicher die große Trennung der beiden Welten, Kommunismus und Kapitalismus zu demonstrieren. So wurde der politische Himmel über unserem Planeten Erde immer dunkler und die Angst vor Vergeltungsschlägen, ja, vor einem weltweiten Atomkrieg wurde immer größer.

Da kam Mitte der Achtziger Jahre in der Sowjetunion Herr Michail Gorbatschow an die Regierung. In seinem Weitblick erkannte er, wohin der kommunistische Druck das Land geführt hatte; und er ging entschlossen daran, diesen Druck zu lockern. Nun begehrten die bisher geknechteten Völker auf, und es entstand gegen Ende der achtziger Jahre die große Wende. Die Berliner Mauer wurde aufgerissen, wodurch der Weg zur Wiedervereinigung Deutschlands freigelegt wurde. Grundlegende Veränderungen gab es nun in dem Sowjetstaat Rußland. Die Religionsausübungen wurden wieder zugelassen und die so lange verschlossenen Kirchen durften wieder für den freien Gottesdienst geöffnet werden. Die Marktwirtschaft wird langsam wieder eingeführt, wodurch die Kollektivwirtschaften, sie sogenannten Kolchose verabschiedet werden.

Der Todesstoß, den nun wie es scheint die Komintern, und, Gott sei Dank, ohne Blutvergießen, erlitten hat, hat es auch kundgetan, wie sehr Sowjetrußland durch die Fremdherrschaft heruntergekommen ist. In zwei und siebzig Jahren der „Diktatur des Proletariat“ ist es dem Bankrott und einer drohenden Hungersnot entgegengetrieben worden. Weltliche Hifleleistungen müssen ihm nun zugeführt werden, dem Riesenreich Sowjetrußland.

Und nun beginnt die bisher so stolze und, wie es schien, starke Sowjetunion auseinanderzubrechen. Ostdeutschland, die Tschechoslowakei und wohl auch Ungarn sind bereits abgebröckelt. Die Baltenstaaten, sowie Georgien und andere Staaten sind auch daran, aus der Union auszuscheiden. Sehr bemerkenswert ist es außerdem, dass auch der Warschauer Pakt, die bisherige militärische Stärke und der Zusammenhalt der Union, vor einigen Monaten aufgelöst wurde. Und auch, wiederum in Rußland selbst, schaffen nationale Minderheiten allerlei Unruhe und verlangen Autonomie.

Leider wurde das durch diese große Wende in der Sowjetunion verursachte Aufatmen der Völker in den letzten Monaten wieder getrübt durch den furchtbaren Golfkrieg im vorderen Orient. Und, obzwar der Krieg beendet werden konnte, bestehen noch große Spannungen, vornehmlich zwischen Israel und den Araberstaaten. Und nun das Schicksal der Kurdischen Flüchtlinge im Irak ist äußerst besorgniserregend.

So ist also in weltpolitischer Hinsicht noch nicht viel Grund, Freudensprünge zu machen. Die Lage, wohlgemerkt, die Weltlage, bleibt nach wie vor gespannt. In manchen Ländern sind Unruhe, Demonstrationen und Aufstände sozusagen an der Tagesordnung. Das zeigte sich auch in diesen letzten Wochen an dem bestialischen Attentat auf den Indischen Premierminister Rajiv Ghandi. Und wir erinnern uns noch gut an die vor ein paar Jahren in Peking, China, grausame Niederschlagung einer großen Studentendemonstration auf dem sogenannten Platz des Himmlischen Friedens. Die Studenten forderten Freiheit und Auflösung der kommunistischen Gewaltherrschaft. Mit schweren Waffen und mit Panzern wurde der Aufstand niedergewalzt.

Heutzutage richtet sich der Blick der Weltbevölkerung, wie es scheint, aber mehr und mit größerer Unruhe auf die öfter und öfter auftretenden äußerst schweren Naturkatastrophen. Verheerende Erdbeben fanden statt, die wohl schwersten vor einem Jahr in San Franzisko und vor einigen Monaten in Armenien mit schweren Schäden und sehr vielen Opfern an Menschenleben. Furchtbare Vulkanausbrüche, wie der des vor ein paar Jahren sich entledigenden Mount Helens in den USA und der des Vulkans unweit Manila auf den Philippinen forderten in ihrem Umkreis viele Todesopfer, und dieser letztere verursachte eine Fluchtwelle von heimatlos gewordenen Menschen in andere Länder. Orkanartige Stürme und Taifuns haben in vielen Ländern ungeheure Verheerungen und Schäden verursacht und große Überschwemmungen ausgelöst.

Die furchtbarste dieser Überschwemmungen, ebenfalls durch Taifuns verursacht, fand nun ganz unlängst, in diesen letzten Wochen, in Bangladesch statt, durch die, wie berichtet wird, hunderttausende von Menschen ihr Leben verloren, und die Zahl der durch diese Katastrophe obdachlos gewordenen dürfte vielleicht auch in die Hunderttausende gehen. Auch Dürreperioden in vielen Ländern in den letzten Jahren haben große Schäden und stellenweise Hungersnöte verursacht.

Sind das alles nicht deutliche Zeichen einer sich vollziehenden Auflösung, eines sich nahenden Endes? Zeichen eines aufgehobenen Finger Gottes, der die Menschen zur Besinnung mahnt? - und ich bin der Meinung, dass in dieser Zeitperiode neben den vielen Naturkatastrophen Gott in seiner Gnade, Güte und in seinem Erbarmen auch große Evangelisten, wie einen Billy Graham, einen John Wesley Witte, einen Luis Palau, einen Viktor Hamm, einen Wim Malgo und andere ausersehen hat um vielleicht als letzte Gelegenheit, den Völkern die frohe Botschaft zu bringen und sie zur Buße zu rufen. Und heutigen Tages dürfen wir es erleben, wie nach 72-jähriger Unterdrückung und Gottesfeindschaft in der kommunistischen Diktatur nun, da der Druck nachgelassen hat, die Völker des Ostens nach dem hungerstillenden Wort Gottes, dem Brot des Lebens, rufen.

Ja, wir leben in einer sehr bewegten und ernsten Zeit. - Die letzte Verheißung Gottes auf dem letzten Blatt der Bibel, gerichtet an alle Nationen und, seit der Offenbarung des Johannes an alle Generationen, lautet: „Siehe, ich komme bald!“

Abram J. Löwen.

Afrika, der rätselumwobene Kontinent (1991)

(In ‘Bote’, 11. Nov. -91).

In einem Monatsblatt las ich in diesen Tagen, dass nun wieder eine vernichtende Hungersnot in Afrika zu erwarten ist, von der nicht weniger als 30 Millionen Menschen bedroht sind.

Schon 1984/85 wütete eine Hungersnot, so dass allein in Äthiopien ungefähr eine Million Menschen verhungerten. So weit das genannte Monatsblatt.

Das sind grauenerregende Zahlen, die einem fast den Atem verschlagen. Wo bleiben da die vielen christlichen Hilfsorganisationen, das MCC und andere? Freilich ist da die Not zu groß und die Möglichkeiten, sie zu bezwingen, sind zu gering. -

Afrika ist eines der größten Kontinente unserer Erde und der größte Teil seines Territoriums liegt in der heißen Zone. Die riesengroße Saharawüste zieht sich vom Westen nach Osten fast durch die ganze Breite des Kontinents. und bekanntlich sind heiße Zone und Wüste für die Landwirtschaft nicht allzusehr geeignet. Auch hat sich die hauptsächlich schwarze und braune Bevölkerung des Territoriums bisher wohl noch nie als besonders tüchtige Landbearbeiter gezeigt.

Aber Afrika hat eine sehr bewegte Geschichte aufzuweisen. Außer dem nördlich der Sahara gelegenen Länderteil wurde Afrika eigentlich erst im 16. Jahrhundert von Europäern entdeckt. Bald danach fing allmählich der Sklavenhandel an. Von europäischen Händlern, Spekulanten und Sammlern wurden bald allerlei Naturschätze und Reichtümer ausgebeutet und nach Europa verfrachtet.

Im 19. Jahrhundert begann dann die Kolonisierung des Kontinents. Fast alle Staaten Europas, also Frankreich, England, Deutschland, Belgien, Portugal, Italien und Spanien, an-

nektierten afrikanische Staaten, übernahmen die Verwaltung derselben und machten sie zu ihren Kolonien. So blühte bald der Sklavenhandel und die Ausbeutung der Naturschätze.

Als dann aber in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Gesetz der Menschenrechte entdeckt wurde und weltweite Anerkennung fand, wurden die Kolonien den früheren Staaten zurückgegeben. So entstanden mit verschiedenen Veränderungen die heutigen Staaten Afrikas mit zum Teil andere Namen. Belgisch Kongo beispielsweise wurde in Zaire umbenannt und seine Hauptstadt Leopoldville erhielt den Namen Kinshasa. Diese neue Staatenaufteilung des Kontinents ergab ein neues Gesicht auf der Afrikakarte. Mit Ausnahme des Burenkrieges in Südafrika in der Jahrhundertwende ging die ganze Umgestaltung sozusagen auf friedlichem Wege und durch Verhandlungen vor sich, bis zum Ersten Weltkrieg, in den auch Afrika mit hineingezogen wurde.

Nachdem aber die Ureinwohner ihre Selbständigkeit wieder erlangt hatten, brachen zwischen verschiedenen Staaten und Stämmen Kriege und Stammesfehden aus, was auch bis heute noch nicht abgeklungen ist.

Auch in dem mehr aufgeklärten Südafrika, wo auch heute noch die Engländer zusammen mit den holländischen Buren ein Wort mitzusprechen haben, und wo diese die sogenannte Apartheid, also die Bevorzugung der weißen Rasse vor der schwarzen, einführten, gab es jetzt in den letzten Monaten, nach Aufhebung des Apartheidgesetzes eine recht sonderbare Reaktion. Es folgte sozusagen auf den Fuß, dass die Schwarzen mit der ihnen nun zugestandenen größeren Freiheit begannen, sich gegenseitig zu befehden und zu bekämpfen.

Verschiedene Vorführungen im Fernsehen zeigen uns, dass Afrika auch heute noch über verschiedene Naturreichtümer verfügt. Große Ströme und Flüsse (Nil, Kongo, Niger und viele andere) mit ihren vielen Nebenflüssen durchziehen die Länder und winden sich den Meeren oder dem Ozean zu. Alle sind sie mit den verschiedensten Fischarten sozusagen überbevölkert. Die Savannen, Felder und Steppen sind bewohnt von allerlei Tieren, von Elefanten, Nashorn, Büffel und Bison, von Giraffen und Känguruh, von verschiedenen Raubtieren, wie Löwen, Tiger und vielen anderen Arten. Die Luft wird bisweilen fast verfinstert von riesigen Schwärmen verschiedenster Vögelarten, deren es in Afrika sehr viele gibt. Diese Naturreichtümer ermöglichen eine reiche Ausbeute, nämlich: Fischfang, Absatz von Tierfellen, Wolle (von Schafen, Ziegen und Lamas), Elfenbein (letzteres ist übrigens gegenwärtig verboten, um das Aussterben der Elefanten zu verhüten), und nicht zuletzt Fleischkonservierungen. Die richtige Ausbeute dieser Naturschätze müßte doch eine beachtliche Einnahme für die Bevölkerung Afrikas geben. Aber, wie es scheint, ziehen die dortigen Bewohner es vor, sich gegeneinander zu bekämpfen und mit modernen Waffen, die ihnen anscheinend zur Verfügung stehen, sich gegenseitig zu töten, statt im Frieden sich um das tägliche Brot zu sorgen.

Wo Not gemeldet wird und Hunger zu befürchten ist, sind unverzüglich Hilfsorganisationen dabei, wie das MCC und andere. So weit die Verhältnisse es ermöglichen, wird Hilfe dargereicht. All das hier Aufgezählte in Betracht ziehend, kann man sich recht schwer vorstellen, dass tatsächlich in naher Zukunft 30 Millionen Menschen in Afrika verhungern soll-

ten. Wenn aber doch, dann müßte die Schuld daran zum Teil wohl bei den Betroffenen selbst, beziehungsweise bei deren Familienhäuptern gesucht werden.

Ja, Afrika ist ein Kontinent voller Rätsel und Gegensätzlichkeiten. Wie es scheint, kann auch die ausgedehnte christliche Mission in Afrika nur wenig daran ändern. Und tief zu bedauern ist es, dass den Medien zufolge der Islam mit seiner antichristlichen Mission mehr Erfolg in Afrika zu erzielen scheint als das Christentum.

Zu: "Was wird sein?" (1991)

(In 'Bote' 11. Dez. -91)

von Abram J. Löwen

Clearbrook, Britisch Kolumbien

Bruder Becker fragt, wie die frühere Hauptstadt Rußlands vor dem 1. Weltkrieg hieß. Und er versucht zu beweisen, dass sie nicht St. Petersburg, sondern nur Petersburg hieß. Das war für mich etwas ganz Neues, denn ich habe immer mit dem Eindruck gelebt, dass Rußlands frühere Hauptstadt St. Petersburg (Sankt Petjerburg) hieß. Freilich wird oder wurde früher oft das „Sankt" beim sprechen und auch beim Schreiben der Kürze halber ausgelassen. Aber der juristisch festgelegte Name war doch St. Petersburg, oder? - So habe ich es immer dafür gehalten und so habe ich es auch in meinem Studium der russischen Geschichte und auch in der Geographie gefunden.

Auch, als ich 1929 auf der Flucht aus Rußland in der großen Stadt weilte, die damals übrigens schon Leningrad hieß, war ich mir bewußt, dass ich mich nun in dem früheren St. Petersburg befinde.

In meiner englischen Universal Standard Encyclopedia kommt in der Beschreibung der russischen Geschichte (Historie) und der Stadt Leningrad immer wieder der frühere Name der Stadt, also „St. Petersburg" zum Ausdruck.

Br. Becker schreibt, es ist gar nicht einzusehen, warum Zar Peter diese Stadt, die er gegründet hatte, Petersburg genannt haben sollte, Dem möchte ich gegenüberstellen, dass Peter der Große mit der Gründung der Stadt an der Njewa, also sozusagen an der westlichen Grenze des Riesenreichs, beabsichtigte, ein „Fenster nach dem Westen" (Oknok Sapadu) zu errichten, also das Reich, das er regierte, nach Westeuropa und nach Amerika hin zu öffnen (genau so, wie es auch heute wieder geschieht). Daher gab er auch der Stadt den Deutschen Namen. Und er ließ auch aus Westeuropa viele Techniker, Künstler und Architekten heranholen, um der Stadt ein europäisches Aussehen zu geben.

Und das „Sankt" war ja zu jener Zeit sozusagen in der großen Mode. Wir wissen ja, dass die Katholische und so auch die Russisch-Orthodoxe Kirche den Heiligenkult pflegen. Wie viele Städte in Europa und besonders auch in Nord- und Südamerika sind doch mit dem Vorwort „San" oder „Sankt" oder auch „Sao" vor ihrem Namen belegt worden! Zum Bei-

spiel: San Franzisko, San Diego, St. Gallen, Santiago, Sao Paulo, San Jose, San Juan, San Salvador und viele andere.

Da wollte Zar Peter, in seiner Sucht nach westlicher Kultur, doch wohl nicht zurückstehen und nahm das „Sankt“ auch für den Namen seiner neuen Hauptstadt an. Und auch in dieser Stadt selbst kommen Namen vor, die an den Heiligenkult erinnern. Da ist zum Beispiel die Peter-Pauls Festung, die Peter -Pauls Kathedrale, die Isaaks Kathedrale und andere. - Und was für ein Prachtwerk ist diese Letztere! Dem Petersdom im Vatikan nachgebildet übertrifft die Isaaks Kathedrale an Schönheit und Eleganz, gar noch nach meinem Dafürhalten, den genannten Petersdom in Italien.

Überhaupt ist St. Petersburg nach westlichem Stil aufgebaut und unterscheidet sich weitgehend von Moskau, der heutigen Residenz Sowjetrußlands. Wenn Br. Becker schreibt, dass die Stadt nur von Ausländern mit dem „Sankt“ vor ihrem Namen gebracht wird dann möchte ich ihn fragen, wie diese Ausländer dazu gekommen sind und zu welchem Zweck sie das tun, einmütig eine Stadt aus einem fremden Land, unaufgefordert, mit solchem Beinamen zu beehren. Das wäre doch (mit Erlaubnis) ein Unsinn, der doch sicher nicht gut denkbar ist.

Also, ich bleibe dabei. Die Hauptstadt des damaligen Russischen Reiches vor dem 1. Weltkrieg hieß „St. Petersburg“. Eine Wahrheit ist jedoch darin, wenn Br. Becker schriebt, dass sein Lehrer und besonders auch H. Görz in seinem Buch „Die Molotschnaer Ansiedlung“ nur von Petersburg lehren oder schreiben und nicht von „St. Petersburg“. Das ist ja auch sehr verständlich, da ja die betreffenden Lehrer zur Zeit des atheistischen Kommunismus lehrten oder schrieben, also geflissentlich das „Sankt“ auslassen mußten, da ja im Kampf gegen alles Religiöse auch sogar die geschichtliche Erinnerung an alles Übersinnliche ausgemerzt werden mußte. - Aber im Ausland, wo dieser Kampf nicht war, konnte man die Hauptstadt Rußlands ruhig mit dem althergebrachten Namen „St. Petersburg“ bezeichnen.

Gedanken zum Jahresabschluß 1991

von Abram Löwen, Clearbrook, Britisch Kolumbien
(‘Bote’ Nr. 5, 29. Jan. 1992, S. 4)

Ein ereignisreiches Jahr ist nun wieder zu Ende gegangen. Was hat es uns, was hat es unserm Planeten Erde gebracht? Die Nachrichtenmedien, Zeitungen und Fernsehen, brachten uns eine Hiobspost nach der anderen ins Haus herein. Fast wie stürzende Lawinen muteten uns die vielen oft unerfreulichen Nachrichten an, sowohl die aus dem politischen Geschehen als auch die von dem Walten der Natur, alles Mögliche zu.

Mit Saddam Hussein fing das Jahr an. Der Diktator aus dem Irak hatte das kleine aber reiche Kuwait besetzt und Amerika mit seinen Verbündeten stellte ihm das Ultimatum, bis zum 15. Januar es wieder frei zu geben. Hussein ignorierte die Forderung und so begann

der Krieg, der schreckliche und verheerende Golfkrieg, wie wir ja alle wissen. Hunderte von Ölquellen am Persischen Golf wurden angezündet, und die irakischen Fernraketen drangen durch bis Tel Aviv in Israel. Glücklicherweise dauerte der Krieg nur etwa sechs Wochen, doch die Verheerungen, die er angerichtet hatte, waren furchtbar. Und die Folgen des Krieges waren Unruhen und Aufstände im Irak und dann das dramatische Kurdenproblem. Wir haben ja alles noch so klar in Erinnerung.

Und recht niederdrückend ist auch das nicht endenwollende Drama der sozusagen kalten Kriegführung zwischen Israel und den Palästinensern. Wann und wie wird wohl endlich das Problem, der von Israel besetzten Gebiete, und überhaupt das siedende Problem zwischen Israel und den Araberstaaten gelöst werden?

Und auch ein Blick nach Europa stellt uns viele Fragen, auf die wir noch keine Antwort wissen. Nach dem einst so unvorhergesehenen Zusammenbruch des so mächtig scheinenden Kommunismus und nach der darauffolgenden Wiedervereinigung Deutschlands, kamen die, bis dahin sich so feindlich gegenüberstehenden Weltblöcke, der Osten und der Westen, sich näher und intensive Verhandlungen begannen über Abrüstung und Sicherung des Friedens in der Welt. Die Politiker Europas hatten auch ein „Vereinigtes und Vereintes Europa“ auf ihre Fahnen geschrieben und es wurde viel und eifrig darüber diskutiert.

Doch da brach wieder und mitten in Europa ein Krieg aus und zwar in dem völkerreichen Jugoslawien. Serben und Kroaten und auch andere Völkerschaften standen und stehen sich feindlich und bewaffnet gegenüber. Und so steht auch das Völkergemisch, Jugoslawien, in großer Gefahr, auseinander zu brechen. Auch aus anderen Staaten und Ländern werden Plänkereien und Kampfhandlungen gemeldet.

In Indien wurde der Premierminister Rajiew Ghandi, in einem Attentat bestialisch ermordet. In Moskau versuchten früher führende Kommunisten im Monat August, das gestürzte System durch einen Handstreich wieder aufzurichten, doch der Putsch scheiterte, und die Folge war, dass in der russischen Republik der Kommunismus verboten wurde. Und nun erlebten wir es in den letzen Wochen, dass neben den, vor einigen Monaten unabhängig gewordenen Baltischen Staaten, Estland, Lettland und Litauen, nun auch die Ukraine aus der UdSSR ausgeschieden ist und ihre Selbständigkeit erlangt hat. Die UdSSR ist also nicht mehr. Und auch aus Südafrika, aus Zaire und aus dem Libanon werden blutige Unruhen gemeldet.

Mit dem Politischen Geschehen, von dem ich versucht habe, an einiges kurz zu erinnern, gingen auf unserem Globus in diesem nun abgelaufenen Jahr auch wieder verheerende Naturkatastrophen Hand in Hand. Da war es der Vulkan unweit Manila auf den Philippinen, der sich vor einigen Monaten entlud, viele Opfer an Menschenleben erforderte und ein Fluchtwelle von Hunderttausenden zur Folge hatte. Und nicht weniger verheerend waren furchtbare Wirbelstürme (Taifuns), welche namentlich in Bangladesch mit dadurch ausgelösten Überschwemmungen viele Tausende von Todesopfern forderten. Und nun in den letzten Wochen die, ebenfalls durch Wirbelstürme und sintflutartige Regengüsse ausgelöste Überschwemmung auf den Philippinen, welche, wie berichtet wird, über achttausend Opfer an Menschenleben zur Folge hatte.

Alles zusammenfassend ist wohl nicht viel Grund, hoffnungsfroh und mit großem Optimismus dem neuen Jahr 1992 entgegen zu gehen. Was wird es uns wohl nach den so trüben Ereignissen des alten Jahres bringen?? - Aber Gott sei Dank! Wir können uns auch an Lichterscheinungen in diesem Dunkel des dahinschwindenden Jahres erinnern.

Deutschland ist wieder vereinigt und die fünf östlichen Provinzen durften in die Bundesrepublik integriert werden, nachdem sie 46 Jahre lang dem Kommunistischen Block angehörten. Die große Wende in der Sowjetunion hat wieder Freiheit der Religionsausübung gebracht und die Kirchen konnten wieder geöffnet werden.

Eine Vorführung sahen wir in diesen Tagen auf dem Bildschirm des Fernsehens. Wir sahen russische Schulen mit Kindern, die mit großem Interesse die biblischen Geschichten anhörten, die ihnen von ihren Lehrern gelehrt wurden. So etwas war ja in Rußland durch über 70 Jahre äußerst straffällig und wurde in vielen Fällen mit Verbannung in die sibirische Taiga geahndet. Und Zeitungen brachten die Meldung, dass der Evangelist, Billy Graham, in Moskau eine Audienz bei Michail Gorbatschow und Boris Jelzin gehabt hatte. Also - volle Freiheit der Religionsausübung! - Und Billy Graham war im nun dahinschwindenden Jahr außer in Moskau mit seinen evangelistischen Feldzügen auch in den schottländischen Städten, Edinburgh, Glasgow und Aberdeen, in New York, USA, und in Buenos Aires, Argentinien. Insbesondere in dem New Yorker Central Park waren, wie das Journal Decision berichtet, über 250.000 Zuhörer versammelt und tausende hatten eine Entscheidung für Christus getroffen. Auch viele andere Evangelisten sind am Werk, das Evangelium in alle Lande hinauszutragen. Das Wort Gottes wird in immer mehr Sprachen übersetzt und Bibelgesellschaften und Missionare können fast nicht genug tun, um den Hunger nach dem Wort des Lebens zu stillen, insbesondere nach Rußland hin.

Ja, wir sehen und erkennen, dass hinter allem Geschehen auf unserer Erde eine verborgene Hand die Führung hat, und wir dürfen uns dieser Führung getrost anvertrauen, auch in den dunkelsten Zeiten. Gott sitzt am Steuer; er hat die Gewalt. Es geht durch Nacht zum Licht!

Lebens-Erfahrungen (1993)

(Mennoblatt Nr. 20, 1993; 'Bote' 13. Okt. -93 Anmerkung der Schriftleitung: Abram J. Löwen wurde 1898 in Rußland geboren. Er feierte am 13. April seinen 95. Geburtstag in Kanada. Das Gedicht ist eine Rückschau auf diese 95 Jahre.

Wenn sinnend oft ich meine Blicke rückwärts lenke
und wenn ich so mein langes Leben überdenke,
dann ist jeweils zu Tränen fast mein Herz gerührt,
dass Gott, der Herr, mich hat so wunderbar geführt.

Wie hab' ich oft gestaunt und mich gewundert!
Ja, durch das ganze zwanzigste Jahrhundert
durft' Gottes weises Walten ich wohl übersehen!
So manches davon konnt' ich freilich nicht verstehn.

Ach ja, in fünf und neunzig langen Jahren
hab' vielfach Leid und Freuden ich erfahren.
O weh! Das Leiden war oftmals riesengroß!
Doch auch viel Gutes fiel mir oftmals in den Schoß!

Und ach! - Mein Schicksal oftmals hieß mich wandern,
sogar von einem Kontinent zum andern;
ja, durch Europa, Asien und Südamerika.
Bis dann zuletzt die Heimat wurde Kanada.

Chaco in Paraguay, die sogenannte „Grüne Hölle“,
sie ward auf dieser Wanderung die Stelle,
wo ich für vier und vierzig Jahre Heimat fand
und dann zuletzt gezwungen ward zum Witwerstand.

Ja, bis zur Gold’nen Hochzeit sind wir nicht gekommen.
Nicht lange vorher ward sie mir genommen;
Sie, die mir Frau und Stütze war und Kinder ließ zurück,
wie hat sich da getrübt mein lebensmüder Blick.

Nun mußte ich fünf Jahre lang in Einsamkeit durchleben.
Bis mir vom Herrn ein neues Eheglück gegeben,
ja, achtzehn Jahre dürfen wir nun schon zusammen sein
und uns des reinen Glückes und der Liebe freu'n.

Wie dankbar darf ich heut zurücke schauen!
Ich darf dem Herrn auch weiterhin vertrauen.
Ja, auch im hohen Alter dürfen wir verzagen nicht.
Gott, unser Herr, führt uns! Es geht durch Nacht zum Licht!

Was hat das alles zu bedeuten? (1995)

(In ‘Bote’ 3. Mai -95)

Clearbrook, Britisch Kolumbien

Vor vielen, vielen Jahren, als wir noch in Sibirien, Rußland, wohnten, hörte ich einmal von mennonitischen Sängern ein sonderbares Lied, das mich tief beeindruckte. Die eigenartige Melodie dieses Liedes ist mir noch im Gedächtnis, oft kaum, oft ganz deutlich in Erinnerung. Aber über den Wortlaut habe ich lange nachdenken müssen, bis ich die folgenden drei Verse herauskristallisieren konnte, freilich auch nur ungefähr. Hier folgen nun die Worte:

Es stand ein Mann in einem Tal
vor einem steilen Hügel

und seufzte mehr als hundertmal:
„Ach, hätt' ich doch nur Flügel!“
Sag an, was das bedeuten soll:
der Hügel, die Flügel?
Ach ja, ihr wißt es alle wohl,
dass man nach oben ringen soll.

Dort oben stand ein prächt'ges Schloß
mit einer gold'nen Pforte,
der Pförtner saß auf hohem Roß
und sprach so süße Worte.
Sag an, was das bedeuten soll:
die Pforte, die Worte!
Ach ja, ihr wißt es alle wohl,
dass bald die Tür sich schließen soll.

Der Mann im Tale seufzte schwer:
„Warum so wenig Freuden?
So viele Kriege hin und her
und so viel bitt're Leiden?“
Sag an, was das bedeuten soll:
die Freuden, die Leiden?
Ach ja, ihr wißt es alle wohl,
dass bald das Ende kommen soll.

Dieses einzigartige Lied, das damals so kräftig gesungen wurde, erinnert uns daran, dass fast allerorten und zu allen Zeiten Menschen sich Gedanken machen über die bevorstehende Endzeit unseren Globus und über die alt- und neutestamentlichen Voraussagen über dieses Thema. In der Gemeinde Jesu hat es zu allen Zeiten seit der Himmelfahrt Christi ein Sehnen und ein Warten auf die Wiederkunft Christi, ihres Herrn und Erlösers gegeben. Sogar die Jünger Jesu glaubten nach der Himmelfahrt Christi, dass sie noch seine Wiederkunft miterleben würden. Aber es sind nun schon fast zweitausend Jahre seit dem Ereignis der Himmelfahrt vergangen, und es muß immer noch gewartet werden.

Aber in diesem letzten 20. Jahrhundert hat es auf unserer Erde weltumspannende Veränderungen gegeben. Die zwei furchtbaren Weltkriege brausten über die Kontinente und ließen ihre Spuren zurück. Der Kommunismus und der Nationalismus traten auf den Plan und waren beide bemüht, den Glauben an Gott, jeder auf seine Art, aus der Welt zu schaffen. Sie sind beide nicht mehr. Wie bekannt wurde der Nationalsozialismus im Zweiten Weltkrieg zerstört, und der Kommunismus brach ohne einen Schuß in sich selbst zusammen. Nun konnte das Wort Gottes wieder, besonders in Rußland, frei verkündigt werden, und es wurde in viele Länder hinausgetragen. Leider aber war die Ruhe und der Friede, der nun entstanden war, nicht von langer Dauer.

Eine unerklärliche Unruhe beseelt heute in den fast letzten Jahren unseres 20. Jahrhunderts die Völkerwelt und ein Krieg nach dem anderen zieht sich mit schrecklichen Verheerungen über die Weltbühne. Da war der große Vietnamkrieg, der furchtbare Golfkrieg, der

auch heute noch nicht endenwollende Krieg in dem früheren Jugoslawien, die Konflikte in Haiti und Mexiko und nun auch noch der kaukasische Krieg zwischen Rußland und Tschetschenien.

Und wie man hört, treiben auch die Mafia, die Mordkommandos und die Untergrundverbrecher ihr Unwesen, wogegen die Justiz und die Polizeikräfte unfähig sind und wodurch viele Menschen ihr Leben aushauchen.

Und auffallenderweise ist, wie es scheint, auch die Natur heutzutage aus ihrer festen Ordnung ausgetreten. Sehr oft, mitunter fast täglich, melden das Fernsehen und andere Nachrichtenmedien uns von ungeheuren Naturkatastrophen.. Wir erinnern uns noch an den großen Vulkanausbruch des Berges St. Helen in den Vereinigten Staaten Amerikas. Auch andere Ausbrüche in verschiedenen Ländern der Welt hat es nachher gegeben. Es hat heftige Erdbeben in verschiedenen Ländern, z. B. Los Angeles, USA, auf den Philippinen usw. gegeben. Und wolkenbruchartige Regen hin und her, die furchtbare Überschwemmungen verursachen, wurden gemeldet.

Kriege und Naturkatastrophen haben Tausende und Abertausende Menschen aus ihren Heimen vertrieben, dass es unübersehbar ist. Man denke an den Krieg in Ruanda, wo es einen Flüchtlingsstrom ergab, der sich nach Burundi und Zaire ergoß und aus vielen Tausenden, zum großen Teil aus Frauen und Kindern, zusammengeschlossen hatte. In vielen Ländern werden die Menschen aus ihren Heimen vertrieben, und sie irren heimatlos in anderen Ländern umher.

Welch ein trauriger Zustand in unserer heutigen Welt! Und immer wieder regt sich im Herzen die bange Frage: Wozu? Und was hat das alles zu bedeuten? Aber nirgends finde ich die Frage klarer beantwortet als in Lk. 21, 28, wo es heißt: „Wenn dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebet eure Häupter darum, dass sich eure Erlösung naht!“

(Anmerkung der Schriftleitung: „Am 12. April 1995 wurde der Schreiber dieses Artikels, Abram J. Löwen, 97 Jahre alt“)